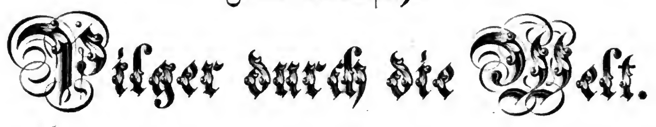
Der deutsche



Kalender und Volksbuch

für

alle Länder deutscher Zunge

auf das Jahr

1842.

Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellern

mit Beiträgen von

Leopold Schefer, Dr. Stern in Göttingen, Seholder, M. Honeck, Ludwig Storch, Dr. M. Duttenhofer, Dr. F. Schmidt in Zittau, K. v. Kreling, Dr. Osterdinger, A. Lewald und Andern.

Mit Lithographien und Holzschnitten.

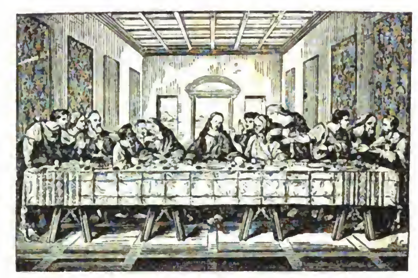


Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.







Das Abendmahl von Leonardo da Vinci.

Dieses Gemälde befindet sich in dem an die Kirche Santa Maria delle Grazie stoßenden Kloster, in dem ehemaligen Refectorium der Mönche. Das vortreffliche Werk hat durch unverzeihliche Vernachläßigung der Mönche und Beschädigung während der Revolution ungeheuer gelitten, so daß nur noch Spuren von ihm zu sehen sind. Dennoch aber sind einige Köpfe, namentlich der des Heilands, von einem so unbeschreiblichen Zauber erfüllt, daß man nicht aufhören kann, ihn zu betrachten. — Die beste Copie dieses Abendmahls ist die von Marco d'Oggiono. Nach diesem ist es in Kupfer und Mosaik vielfältig nachgeahmt worden, und so ist man doch wenigstens sicher, daß dieses Kunstwerk auch spätern Zeiten aufbewahrt werde. Der Meister Leonardo war 1442 zu Vinci geboren, er starb zu St. Cloud bei Paris 1519.

Das Bettelkind

von

Leopold Schefer.

Gott Vater saß in guter Ruh
Und sah der lieben Erde zu.
Ein Andrer hätte nichts gesehn,
Vielleicht auch nicht ein Huttchen stehn,
Weil eben Abenddunkel war,
Nur Schnee und Sterne funkelten klar;
Jedoch ein liebend Herze sieht
Was seinen Lieben wo immer geschieht.
Drum sah auch vom Himmel eine Frau
Mit feuchten Augen, doch jetzt genau,
Ihr armes Kind auf Erden gehen
Mit Bettelbrod, bei Sturm und Wehen
In schlechtem Kleidchen, schlechten Schuhen,
In altem Tuchlein, ohne zu ruhen
Und fror — und ging doch, in Fried und Ruh,
Zu Nacht verstoßen, der Fremde zu,
Und seufzte nur hinauf zu den Sternen:
Wo ihre Mutter da wär' im Fernen?
Und blieb in der Kälte vor Freuden stehn
Indeß ihr die Augen übergehn.

Da spricht die Mutter im Himmel droben,
Znm Vater, den die Engel loben:
Ach, siehe das gute Töchterchen mein,
Ich wünschte, Du nähmst es in Himmel ein!
Sie hat keinen Menschen auf der Welt,
Nur das Bettelbrod, das ihr Händchen hält,
Sie hat kein Bettlein, nicht Laub noch Stroh,
Und doch verläßt sie auf Gott sich froh!
Und darum, ach, verlaß sie nicht Du!
Gib mir zur Seligkeit Sie dazu,
Da hätte ich sie! da hätte sie mich!
Ach, himmlischer Vater, erweise Dich!
Dir kann ja Keiner das Gute wehren,
Du kannst ihr nichts Liebers als Dich bescheeren.

Da drängen die Engel sich schon heran,
Gut Werk' das hätte gern Jeder gethan.
Doch der himmlische Vater spricht in Fried':
Versucht mir erst des Kindes Gemüth.

Und flugs fort eilt ein Engel hinab —
Und begegnet als Bettler alt am Stab,
Dem armen Kinde mit seinem Brod
Und grüßt: Mein Kind, ach, segne Dich Gott!
— Ich — muß heut hungrig zu Bette gehn —
Gute Nacht! —

Da bleibt das Mädchen stehn,
Sieht matt ihn wanken in stummer Noth
Und ruft ihm nach: Da hast Du mein Brod!
Der kehrt, und nimmt es und segnet sie:
„Verlaß Dich auf Gott, der verläßt Dich nie.“
Und wohler wird ihr im Muthe darauf
Und dankbar blickt sie znr Mutter auf.

Doch mit dem Tüchlein voll Bettelbrod
Kommt der Engel in Himmel und tritt vor Gott.
Die Mutter möchte das liebe Brod
Gern kosten! Doch wird sie feuerroth,
Denn der himmlische Vater in seinem Schooß
Bewahrt das Tüchlein, und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum zweiten hernieder,
Schon fliegt ein Engel zum Kinde wieder —
Und tritt als armes Knäbchen ihm vor,
Das baarfuß ging und klappert und fror.
Das sieht das gute Kind nnd spricht:
Warm hielt mich das Röckchen, ich friere nicht —
Das nimm Du als Mäntelchen! nimm die Schuh!
Ich bitt' Dich, nimm auch das Tüchlein dazu!
Und zieht ihm die Schuh an von Eifer stumm
Und gibt ihm das Röckchen als Mantel um,
Ja sie muß ein Stück mit dem Knäbchen gehn,
Wie lieb ihm Mantel und Schuhe stehn!

Drauf mit dem Schühlein, dem Röckchen und Tuch
Kommt wieder der Engel zum Himmel in Flug.
Die Mutter weint die Schühlein an,
Die machte dem Kind noch ihr guter Mann!
Doch der himmlische Vater in seinem Schooß
Bewahrt sie zum Brod, und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum dritten hernieder,
Fort schwingt ein Engel zum Kinde sich wieder —
Und setzt sich erstarrt, halbnackt und erbleicht,
Als klein Mädchen hin, eh' sie den Steg erreicht.
Das sieht sie jetzt weinen! und weint davor,
Und spricht zur Mutter getrost empor:
„Ach, meine Mutter, wenn ich das wär',
Du gäbst mir das Herz aus dem Leibe her!“
Und in's Dunkle tritt sie hinter den Zaun
Daß der Mann im Monde sie nicht soll schaun,
Und legt dem Mädchen ihr Hemdchen hin. —
Das sieht sie an mit verwandeltem Sinn ...
Und wächst ... und wird ihr größer im Sehn ...
Und wird ein Engel glänzend und schön ...
Und schwebt ... und hebt sie mit sich empor,
Begleitet von singender Engel Chor,
Und legt Gott Vater das Linnen in Schooß
Und der Mutter gibt er ihr Kind so bloß,
Und die Mutter weint, die ihr Kind bedeckt,
Und das Kind weint laut, vor Freuden erschreckt,
Die Engel lächeln in Gnüg' und Ruh,
Und der himmlische Vater sieht dem zu:
„Nun hab' ich Euch Beiden: Euch Beide bescheert,
Was Fromme wünschen, das ist schon gewährt;
Heil dem, wer gute Versuchung erfährt!
Doch fromm ist Der nur, der sich bewährt.
Wer wohlthut, der hat immer zu geben,
Wer das Letzte gibt, der gibt erst eben;
Nur wer nichts werth ist, vertraut auch nicht,
Der behält sein Gut wie die Nas' im Gesicht. —
Du aber, mein Kind, nun krüm'le das Brod,
Hinab für die Armen, zum Dank für die Noth,
Und wirf die Schühlein und Kleidchen hinab ...
Damit ein Kind noch drunten was hab'.“
Und wie sie die Brosamen nieder streut
Da sieht sie: aus jedem Krümchen erfreut
Wohl hundert Brode zur Erde schweben,
Wie Flacken sich dicht zum Schneeball weben;
Und so aus den Fäden des Kleidchens eben,
Viel hundert sich neu in den Lüften weben,
Und aus den Schuhen viel hundert Schuh. —
Da schließt der Himmel droben sich zu.

Doch die Kinder, die früh nach Waldholz gehn,
Die bleiben erstaunt vor den Bäumen stehn,
Wer über und über so reich sie behangen!
Da schüttelt und langt, wer kann erlangen,
Und Jeglichem paßt das Röckchen wie Seines!
Und allen Geschwistern noch bringt er Eines!
Dann sammeln sie Körbe voll Brod statt Holz,
Und singen nach Hause und thun wie stolz,
Und kommen in duftenden Kleidern zur Mutter,
Die befühlt sie! den schönen Zeuch! und das Futter!
Und ein Bettler spricht: Ich merke, ich merk' —
Hier lohnt Gott Einem ein gutes Werk!“
Und hätte das Werk ein Kind gethan,
Das nahm er gewiß als sein Kind an!

Schön=Aennchen

von

Ludwig Büllich.

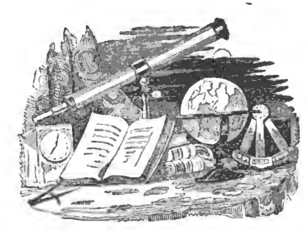
Schön-Aennchen will er freien, der schmucke Jägersmann,
Da sehen sich die Dirnen im Dorf einander an,
Denn jede möcht' ihn haben zum Gatten gar zu gern
Und wieder ist erloschen, ach, nun ein Hoffnungsstern.
Den Müttern, schon im Geiste in ihm den Schwiegersohn
Begrüßend, ist die Freude, gar pfeilgeschwind entflohn,
Nur Neid und Mißgunst kehren als finst're Gäste ein,
Man grüßt sie mit den Worten: „Ihr mögt willkommen seyn!“
Schön-Aennchens Mutter schmückte im Dorf kein guter Ruf,
Zum bitterbösen Weibe sie längst die Sage schuf,
Dies Wasser auf die Mühle der Zornentbrannten war,
Sie ließen nun Derselben auch nicht ein gutes Haar
Und malten so dem Jäger von ihr ein grausig Bild,
Denn führt der Neid den Pinsel, ersteht ein Nachtgefild.
Und es verließ der Buhle die wunderholde Braut, —
Du, Jüngling, hast der Liebe, der heil'gen nicht vertraut,
Was kümmert Dich die Mutter? Der Tochter frommes Herz
Hast freventlich geweihet dem Kummer und dem Schmerz. —
Schön-Aennchen war's im Dorfe nicht heimisch mehr zu Muth,
Sie zog zu fremden Leuten auf ein entferntes Gut
Und war der neuen Herrschaft getreue Dienerin
Denn immer blieb ihr eigen der edle fromme Sinn.
Nach einem Jahr Schön-Aennchen die Mutter drauf besucht,
Die freudig ihr vermeldet, indem sie schimpft und flucht:

„Dem Jäger ist gefolget die Strafe auf dem Fuß,
Das Leben nichts ihm bietet als Kummer und Verdruß,
Denn seit er Pachters Rose zum Altar hat geführt,
Auch der Pantoffel strenge in seinem Haus regiert,
Die bitterböse Sieben beständig mit ihm zankt, —
Das, Aennchen, ist ein Stückchen, das er nur mir verdankt!
Denn als der Ungetreue mit seiner schmucken Braut
In unsrer Kirch vom Pastor ward feierlich getraut,
Da kühlt' ich meine Rache, ich hab's ihm angethan,
Es wird der Friede nimmer sich seiner Schwelle nah'n,
Ein Erbschloß mußt's vollbringen, ich klappt' es heimlich zu
Und warf's in jenen Brunnen; nun bist gerächt auch Du!"
Schön-Aennchen wird's so bange, so schwer wird ihr das Herz,
In ihrem Busen wüthet ein ungeheurer Schmerz,
Sie ruft: „O Gott!" und stürzet pfeilschnell aus dem Gemach,
Die Mutter kann's nicht hindern und folgt besorgt ihr nach,
Sie kommt zum Brunnen, findend daselbst die Tochter nicht,
Dort hört sie plätschern unten: „Herr, geh nicht ins Gericht
Mit mir!" Sie betet, rufend dann Leute schnell herbei,
Das halbe Dorf versammelt sich nun auf ihr Geschrei,
Man steigt hinab zum Brunnen, die Jungfrau, frisch und roth
Vor wenigen Minuten, hat sich vermählt dem Tod!
Der Mutter geist'ges Auge umschleiert tiefe Nacht
Und schrecklich ist der Jäger aus seinem Traum erwacht,
Er hat erkauft die Wahrheit mit seinem Lebensglück:
Der Auserwählten, Jüngling, tief in das Inn're blick
Und findest Du die Probe dort unverfälscht und rein,
Dann bringt sie eine Mitgift, die köstlichste, Dir ein!

Ueber die neuen Entdeckungen am Fixsternhimmel und besonders über die Doppelsterne.

Von

Dr. Stern in Göttingen.



In der wissenschaftlichen, wie in der politischen Entwickelung der Menschheit fällt die größte Theilnahme den Ereignissen zu, welche der Ausdruck und das Ergebniß eines Kampfes gegen Hemmungen und widerstrebende Kräfte sind, während die oft nicht minder wichtigen Resultate, die ihren Ursprung einer ruhigen Fortbildung verdanken, in der Regel die Aufmerksamkeit in viel geringerem Grade ansprechen. Auf diese Weise geschieht es nicht selten, daß eine Wissenschaft sehr bedeutende Erweiterungen, ja völlige Umbildungen erleiden kann, ohne daß, eine lange Zeit hindurch, die Kunde davon über den Kreis der Männer vom Fach hinaus tritt und sich nur spät und langsam auch in das Gebiet der allgemeinen Bildung Eingang verschafft.

Die astronomische Epoche, die durch den Namen Kopernikus bezeichnet wird, war eine Zeit des heißesten Kampfes. Die Wissenschaft sah sich genöthigt, den zweifachen Damm zu durchbrechen, durch welche religiöse und gelehrte Vorurtheile ihren Fortgang hemmen wollten. Die Autorität der heiligen Schrift, wie der griechischen Astronomen, waren zwei mächtige Waffen, mit welchen man die kühnen Neuerungen, und im Anfang sogar mit Erfolg, zu bekämpfen suchte. Je heftiger dieser Kampf war, desto mehr war er auch geeignet, die Aufmerksamkeit der Mit- und Nachwelt auf sich zu ziehen. Und so würde man jetzt kaum Jemanden zu den Gebildeten zählen, dem nicht der Unterschied zwischen der Kopernikanischen und der älteren sogenannten Ptolemäischen Ansicht über das Verhältniß der Sonne und der übrigen Planeten zur Erde wenigstens bis zu einem gewissen Grade bekannt wäre.

Eine neue Entfaltung der Astronomie dagegen, die etwa mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt und noch gegenwärtig in ihrem frischesten Fortschritte begriffen ist, umfaßt eine Reihe Entdeckungen, deren ruhiger Ausbildung sich kein feindliches Element entgegen gestellt hat und die ebendeßwegen verhältnißmäßig viel weniger bekannt geworden sind. Es ist der Zweck der folgenden Blätter, zur Verbreitung dieser neugewonnenen Wahrheiten mitzuwirken.

Seit der ältesten Zeit theilt man die Weltkörper in zwei Klassen, in Fixsterne und Planeten. Vor Kopernikus unterschied man diese zwei Klassen auf folgende Weise. Man schrieb sämmtlichen Weltkörpern (die Erde ausgenommen) eine tägliche Bewegung zu, indem man annahm, daß sie sich während eines Tages einmal in einem Kreise von Osten nach Westen herum bewegen. Fixsterne nannte man aber diejenigen, welche während dieser Bewegung immer dieselbe Lage gegen einander behalten, so daß sie weder näher zusammen rücken, noch weiter auseinander treten, während man den Planeten noch eine besondere Bewegung zuschrieb, vermittelst welcher sie ihre Lage gegen Fixsterne verändern, und nach bestimmten Gesetzen periodisch gewissen Fixsternen bald näher kommen, bald sich wieder weiter von ihnen entfernen. Ein wesentlicher Moment der Kopernikanischen Lehre besteht gerade darin, daß man die tägliche Bewegung als eine scheinbare erkannte, indem man sie aus der wirklichen täglichen Umdrehung der Erde um ihre Axe ableitete. Zugleich verdrängte dieses System die Sonne aus der Reihe der Planeten und

erhob sie zu einem Fixstern. Man hatte geglaubt, daß die Sonne während eines Jahres sich in einem Kreise bewege und bei dieser Wanderung ihre Lage gegen die Fixsterne verändere. Kopernikus zeigte, daß diese Bewegung nur eine scheinbare sey, die aus der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne entspränge. Andere Bewegungen, kleiner als die tägliche, die man früher den Fixsternen zugeschrieben hatte, ergaben sich ebenfalls als scheinbare, aus Veränderungen in der Lage der Erde abzuleitende, und so fing man nun an, den Begriff eines Fixsterns in viel ausschließenderem Sinne zu nehmen, als früher. Nur die Planeten (und ihre Trabanten) ließ man als Körper gelten, die ihren Ort im Raume verändern, die Fixsterne dagegen betrachtete man als völlig unbewegliche Körper, die unabänderlich an dieselbe Stelle des Weltraumes gefesselt seyen.

Die neuere Entfaltung der Astronomie, von der ich gesprochen habe, beruht gerade darauf, daß wir zu einer richtigeren Einsicht in das Wesen der Fixsterne gelangt sind, indem es sich ergeben hat, daß sie allerdings mannigfaltige und bedeutende Bewegungen besitzen. Ich will jedoch zuerst eine andere Bewegung erwähnen, deren Entdeckung etwas früher fällt, eine Bewegung, die nicht den Ort des Fixsterns im Raume ändert, vermöge welcher er sich vielmehr nur um eine Axe dreht. Diese Axendrehung beobachtete man zuerst an der Sonne. Man fand nemlich sehr bald nach Entdeckung des Fernrohrs, daß die Oberfläche der Sonne keinesweges in allen Punkten gleichmäßig leuchtet, wie das unbewaffnete Auge sie uns zeigt, sondern neben den hellen Theilen auch dunkle Stellen vorkommen, die man Sonnenflecken[1] nennt. Diese Flecken sind zwar mannigfachen Veränderungen unterworfen, immer aber zeigen sie eine merkliche kreisförmige Bewegung, woraus sich von selbst ergibt, daß auch die hellen Stellen eine solche Bewegung haben müssen, daß also die ganze Oberfläche der Sonne und mithin die Sonne selbst sich um eine Axe drehen muß. Die genaueren Beobachtungen zeigen, daß diese Umdrehung in etwa 25½ Tagen einmal vollendet wird.

Hatte man auf diese Weise bei der Sonne, also bei einem Fixsterne, eine Axendrehung kennen gelernt, so durfte man schon hiernach vermuthen, daß dies keine isolirte Erscheinung sey, sondern auch andere Fixsterne eine solche Axendrehung besäßen. Diese Vermuthung wurde durch eine andere Reihe Beobachtungen zu fast völliger Gewißheit erhoben. Es gibt nemlich eine Anzahl Fixsterne, die uns nicht immer in derselben Lichtstärke erscheinen, deren Licht vielmehr periodisch ab- und zunimmt und die man ebendeßwegen veränderliche Sterne nennt. Bei manchen kann dieser Lichtwechsel schon mit bloßen Augen wahrgenommen werden, und es ist daher äußerst merkwürdig, daß diese Erscheinung den älteren Astronomen völlig entgangen ist. Sie wurde zuerst im Jahre 1596 von einem deutschen Astronomen Fabricius an einem Sterne im Sternbilde des Wallfisches bemerkt. Dieser Stern zeigt sich vierzehn Tage lang in seinem hellsten Lichte, dann nimmt sein Glanz drei Monate lang ab, bis er zuletzt fast ganz unsichtbar wird. In diesem Zustande beharrt er fünf Monate, dann wird er wieder sichtbar, und sein Glanz nimmt während der folgenden drei Monate immer mehr zu, bis er wieder in seiner größten Lichtstärke erscheint. Viel kürzer ist die Lichtperiode des Sterns Algol im Sternbilde des Perseus, man sieht ihn zwei Tage und dreizehn Stunden als einen sehr hellen Stern, während der folgenden 3½ Stunden nimmt sein Licht sehr stark ab, in den nächsten 3½ Stunden aber wieder zu, so daß er nach sieben Stunden in seiner anfänglichen Helligkeit erscheint. Und so kennt man jetzt noch mehrere andere Sterne, die in bestimmten Zeiträumen geringere oder größere periodische Lichtwechsel zeigen. Diese Erscheinung erklärt sich höchst einfach, sobald man annimmt, daß sich die veränderlichen Sterne, wie die Sonne, um eine Axe drehen (und zwar in der Zeit, die der Periode des Lichtwechsels gleich ist, einmal), und daß nicht alle Theile ihrer Oberfläche gleichmäßig leuchten, sondern dunklere Stellen mit helleren abwechseln. Die Sterne müssen uns, unter solchen Umständen, bald heller, bald weniger hell erscheinen, je nachdem die verschiedenen Stellen, die uns allmälig, während der Umdrehung, zugekehrt werden, mehr oder weniger leuchten. Wenn alle Theile der Oberfläche gleichen oder wenigstens nicht sehr verschiedenen Lichtglanz haben, so bleibt begreiflich der Anblick des Sterns derselbe, welche Seite uns auch zugekehrt seyn mag. Wir dürfen daher nach einer sehr nahe liegenden Analogie schließen, daß nicht blos die veränderlichen Sterne, sondern sämmtliche Fixsterne eine Axendrehung haben, daß sie aber bei den meisten nicht bemerkt wird, weil alle Theile ihrer Oberfläche nicht sehr verschiedenen Lichtglanz besitzen.

Diese Axendrehung ändert, wie schon bemerkt wurde, den Ort des Sterns im Raume nicht. Man hat nun aber entdeckt, daß die Fixsterne, wenigstens ein großer Theil derselben, fortwährend andere Stellen im Raume einnehmen und in kurzer Zeit außerordentlich große Strecken durchlaufen. Diese Erscheinung nennt man die eigene Bewegung der Fixsterne.

Die Entdeckung dieser Bewegung war erst dann möglich, als die Meßinstrumente einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten, daß sie zur Bestimmung sehr unbeträchtlicher Größen dienen konnten, und selbst mit Hülfe der besten Instrumente, wie man sie gegenwärtig hat, konnte das Fortrücken der Fixsterne erst dann bemerkt werden, nachdem man ihren Ort zu zwei weit aus einander liegenden Zeiten bestimmt hatte. Die Bewegungen, von welchen hier die Rede ist, stellen sich nämlich, aus später zu entwickelnden Gründen, unserem Sehorgan als sehr geringe dar, wiewohl sie in Wahrheit sehr bedeutend sind. Um so geringe Größe mit Genauigkeit bestimmen zu können, mußte man erst abwarten, daß sie sich während einer Reihe Jahre zu einer deutlich wahrnehmbaren Größe anhäuften. Wiewohl daher schon Tobias Mayer um das Jahr 1760, durch Vergleichung seiner Beobachtungen mit den Beobachtungen eines älteren Astronomen Römer, in den Stand gesetzt war, das Vorhandenseyn einer eigenen Bewegung der Fixsterne mit Bestimmtheit auszusprechen, so hat man diese Bewegung doch ungleich genauer kennen gelernt, seitdem es möglich geworden ist, die Beobach-

[1] Nur in wenigen seltenen Fällen hat man auch mit bloßem Auge Sonnenflecken gesehen.

tungen, die Bradley zwischen den Jahren 1750 und 1762 auf der Sternwarte zu Greenwich gemacht hat, mit denen zu vergleichen, die Piazzi um das Jahr 1800 zu Palermo angestellt hat.

Zur besseren Einsicht in das Folgende wird es nöthig seyn, einige Worte über die Art zu sagen, wie man die sichtbare Entfernung zweier Punkte am Himmel bestimmt. Man denkt sich von einem Punkte auf der Erde aus zwei gerade Linien nach den zwei Punkten am Himmel gezogen; der Winkel, den diese Linien mit einander einschließen, bestimmt die sichtbare Entfernung der Punkte. Die Erfahrung lehrt, daß es durchaus gleichgültig ist, von welchem Punkte auf der Erde die Linien gezogen werden, sobald man sie nach einem Fixsterne zieht; der Winkel bleibt immer derselbe, d. h. die größten Entfernungen, die man auf der Erde nehmen kann, schwinden, im Verhältniß zur Entfernung der Fixsterne, so zu sagen in einen Punkt zusammen. Man theilt aber den rechten Winkel in 90 Grade, den Grad in 60 Minuten, die Minute in 60 Secunden. Wenn man also sagt, zwei Punkte am Himmel seyen um eine Secunde von einander entfernt, so heißt dies, die Linien, welche von einem Punkte auf der Erde nach ihnen gezogen sind, schließen einen Winkel ein, der den 324000sten Theil eines rechten Winkels beträgt.

Aus dem Vergleich der Beobachtungen Bradley's und Piazzi's hat sich ergeben, daß von den 2959 Sternen, deren Orte beide Beobachter bestimmt haben, fast die Hälfte jährlich um mehr als ein Zehntel einer Secunde, 425 sogar jährlich um mehr als zwei Zehntel einer Secunde, und 71 mehr als eine halbe Secunde fortgerückt sind. Was ist mithin natürlicher, als die Annahme, daß auch die übrigen Fixsterne eine solche Bewegung haben, die nur deßwegen noch nicht erkannt ist, weil sie zu langsam ist, als daß sie sich in der zwischen Bradley's und Piazzi's Beobachtungen verflossenen Zeit mit Deutlichkeit hätte herausstellen können.

Bei einigen Sternen erreicht diese eigene Bewegung eine ungewöhnliche Größe, namentlich ist dies bei dem Sterne 61 im Sternbilde des Schwans der Fall, der sich jährlich um mehr als fünf Secunden fortbewegt.

Um nun aber einzusehen, in welchem Verhältnisse diese gemessene sichtbare Ortsveränderung zu der wahren Bewegung des Fixsterns steht, bemerke man Folgendes. Der Raum, den ein Gegenstand einnimmt, stellt sich unserem Auge als ein desto kleinerer dar, oder mit andern Worten, wir sehen ihn unter einem desto kleineren Winkel, je weiter der Gegenstand von uns entfernt ist. Von einem hohen Berge ab gesehen, erscheinen ausgedehnte Gebäude wie kleine Hütten, breite Ströme wie dünne Wasserfäden u. s. w. Wenn uns daher eine Länge nicht beträchtlicher, als die Dicke eines Haares erscheint, so kann sie in Wahrheit viele Millionen Meilen betragen, sobald wir sie nur aus einer angemessenen beträchtlichen Entfernung erblicken. Ueberhaupt sind wir nicht im Stande, aus der sichtbaren Größe eines Gegenstandes auf eine wahre Größe zu schließen, so lange wir nicht wissen, aus welcher Entfernung wir ihn betrachten. Sobald aber diese Entfernung gegeben ist, so kann man, mit Hülfe einfacher mathematischer Betrachtungen, die wahre Größe aus der sichtbaren finden.

Die Anwendung dieser bekannten Wahrheit auf die Bewegung der Fixsterne ist leicht gemacht. Wir können bis jetzt von keinem einzigen Fixsterne mit Bestimmtheit angeben, wie weit er von der Erde entfernt ist. Ich werde erst später ein Mehreres hierüber sagen; für den Augenblick genügt die Bemerkung, daß die modernen Beobachtungen zu dem Resulate führen, daß selbst der nächste Fixstern schwerlich weniger als acht Billionen Meilen von uns entfernt ist, die Entfernung der meisten aber gewiß noch weit mehr beträgt. Eine Länge, die in der Entfernung von acht Billionen Meilen die sichtbare Größe von einer Secunde hat, muß, wie die Rechnung zeigt, ungefähr vierzig Millionen Meilen groß seyn. Wissen wir daher, daß ein Stern eine jährliche Bewegung von einer Secunde hat, so heißt dies mithin, daß er, wenn er auch nur acht Billionen Meilen von uns entfernt ist, in einem Jahre einen Raum von vierzig Millionen Meilen durchläuft. Nun hat der Stern 61 im Schwan eine jährliche Bewegung von fünf Secunden, und gerade bei ihm haben die Beobachtungen gelehrt, daß er sicher mehr als acht Billionen Meilen von uns entfernt ist. Dieser Stern muß also in einem Jahre einen Raum von mehr als fünfmal vierzig Millionen Meilen durchlaufen.

Und so hat die Entdeckung der eigenen Bewegung der Fixsterne eine völlige Umkehrung der Begriffe hervorgebracht. Sterne, die man früher, im Gegensatz zu den Planeten, feste Sterne nannte, weil man glaubte, daß sie ihren Ort im Raum nie verlassen, haben eine Bewegung, die unvergleichlich größer ist, als die Bewegung der Planeten. Die größte Ortsveränderung, die wir innerhalb unsers Planetensystems kennen, besitzt der Planet Uranus; er beschreibt in 84 Jahren eine Bahn um die Sonne, deren am weitesten von einander entfernte Punkte durch einen Abstand von ungefähr 800 Millionen Meilen getrennt sind, eine Strecke, die der Stern 61 im Schwan in weniger als vier Jahren durchläuft.

Wenn man bedenkt, daß die tägliche Bewegung der Fixsterne Jahrtausende hindurch für eine reelle gehalten worden ist und sich zuletzt doch als eine scheinbare gezeigt hat, so liegt die Frage sehr nahe, ob nicht die eigene Bewegung der Fixsterne ebenfalls nur eine scheinbare sey, die durch eine wahre Bewegung unseres Standpunktes hervorgebracht werde. Diese Frage läßt sich leicht beantworten. Eine scheinbare Bewegung ist immer nur das Abbild einer wahren; wenn mehrere Gegenstände sich scheinbar bewegen, weil irgend ein anderer Gegenstand eine wirkliche Bewegung hat, so wird die scheinbare Bewegung der Richtung nach der wahren entgegengesetzt seyn. Sobald daher mehrere Gegenstände Bewegungen haben, die nicht, der Richtung nach, vollkommen gleich sind, so ist dies das sicherste Kennzeichen, daß diese Bewegungen nicht blos die scheinbare Folge der wahren Bewegung eines andern Gegenstandes sind. Wenn man z. B. an einer Reihe ruhender Menschen vorüber fährt, so werden diese sich sämmtlich nach der Richtung zu bewegen scheinen, die der Richtung der Bewegung des Wagens entgegengesetzt ist. Bemerkt man nun, daß diese Menschen sich nach verschiedenen Richtungen bewegen, so kann man mit Sicherheit daraus

folgern, daß diese Bewegung nicht die scheinbare Folge der Bewegung des Wagens, sondern eine wirkliche Bewegung seyn muß. Wäre die Bewegung der Firsterne, die wir die eigene genannt haben, eine scheinbare, so müßte sie bei allen Firsternen dieselbe Richtung haben. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Vielmehr bewegen sich die einzelnen Sterne nach ganz verschiedenen Richtungen, sogar nach entgegengesetzten, und so kann kein Zweifel bleiben, daß diese Bewegungen nicht blos scheinbare seyn können. Ich sage absichtlich nicht blos scheinbare, weil es sehr wohl seyn kann, daß sie auch nicht blos wirkliche sind, sondern die Verbindung einer wirklichen und einer scheinbaren Bewegung.

Brauchen wir, um dieses zu erläutern, das eben angeführte Beispiel noch einmal. Einem im Wagen Fahrenden wird ein Fußgänger sich in entgegengesetzter Richtung zu bewegen scheinen. Bewegt sich daher der Fußgänger auch wirklich in entgegengesetzter Richtung, so wird sich die scheinbare Bewegung mit der wahren verbinden, und er wird schneller zu gehen scheinen, als er in Wahrheit thut. Bewegt er sich dagegen in derselben Richtung, wie der Wagen, so wird die scheinbare Bewegung der wahren entgegengesetzt seyn und sie daher vermindern. Hat nun unser Standpunkt, die Erde, eine Bewegung, die groß genug ist, um eine bemerkbare scheinbare Bewegung der Firsterne hervorzubringen, so wird das, was wir die eigene Bewegung der Firsterne nennen, aus ihrer wahren Bewegung und einer scheinbaren zusammengesetzt seyn. Es könnte aber leicht seyn, daß die Sonne sammt allen sie begleitenden Planeten sich im Weltraume fortbewegte. Bedenkt man nemlich, daß eine solche Bewegung bei so vielen Sternen mit Sicherheit nachgewiesen ist, daß man sie bei allen mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen darf, so ist kein Grund vorhanden, warum gerade ein einzelner Firstern, die Sonne, keine solche Bewegung haben sollte.

Von dieser Ansicht ausgehend, unternahm es bereits Wilhelm Herschel, aus der eigenen Bewegung der Firsterne den gemeinsamen Theil abzusondern, der aus einer Bewegung unseres Sonnensystems entspringen könnte. Man hat später diese Untersuchung weiter verfolgt, die Akten sind aber noch nicht geschlossen, und wenn auch das bisher Geleistete eine eigene Bewegung der Sonne mit Sicherheit darzuthun scheint, so wird es doch erst späteren Zeiten vorbehalten bleiben, die Größe und Richtung dieser Bewegung genauer zu bestimmen.

Ebenso muß es der Zukunft anheim gestellt werden, zu entscheiden, ob die eigene Bewegung, wie sie bis jetzt erscheint, wirklich eine geradlinigte ist, so daß die Sterne immer in derselben Richtung fortgehen, oder ob sie krumme Bahnen beschreiben, vielleicht sich sogar wieder um andere Weltkörper drehen.

Daß aber wirklich ein solches Wechselverhältniß zwischen Firsternen existirt, so daß sich ein Firstern auf ähnliche Weise um den andern bewegt, wie die Planeten um die Sonne, dies ist eine der merkwürdigsten Entdeckungen in der neuern Astronomie, von welcher ich nun ausführlich reden werde.

Nach Erfindung des Fernrohrs zeigte es sich, daß manche Sterne, die man früher für einfache gehalten hatte, im Fernrohr betrachtet, als zwei oder mehr Sterne erscheinen, die nur so nahe zusammen stehen, daß das bloße Auge die leeren Zwischenräume nicht erkennen kann. Solche Sterngruppen nennt man im Allgemeinen vielfache Sterne und, je nachdem sie aus zwei, drei u. s. w. Sternen bestehen, auch Doppelsterne, dreifache Sterne u. s. w. Häufig braucht man auch das Wort Doppelstern in allgemeinerem Sinne zur Bezeichnung eines jeden vielfachen Sterns, was ich im Folgenden auch thun werde.

Im Anfang hielt man die Doppelsterne für eine bloße astronomische Curiosität, für ein Spiel des Zufalls, und schenkte ihnen daher wenig Aufmerksamkeit. Man notirte wohl die hellsten und auffallendsten, die sich gleichsam von selbst darboten, machte aber nie ihre Auffindung zur besondern Aufgabe. Dies geschah zuerst durch Wilhelm Herschel, als dessen Vorläufer man Christian Mayer in Mannheim ansehen kann, der bereits einige gute Schritte in diesem Felde gethan hatte.

In den Bode'schen Himmelskarten, die im Jahre 1781 erschienen, sind 46 Doppelsterne verzeichnet, Herschel aber fand bereits zwischen den Jahren 1779 und 1783 über 400 Doppelsterne, und zwar während er nur diejenigen Sterne als Doppelsterne gelten ließ, bei welchen die einzelnen Sterne nicht über 32 Secunden von einander abstehen. Die Anzahl würde aber bedeutend stärker ausgefallen seyn, wenn er nach unserer früheren Erklärung, jedes Sternenpaar, welches dem unbewaffneten Auge als einfacher Stern erscheint, einen Doppelstern genannt hätte, indem selbst ein sehr scharfes Auge kaum Sterne getrennt sieht, deren Abstand nicht über sieben bis acht Minuten beträgt. Diese unerwartet große Anzahl, die er später bis auf fast 500 vermehrte, führt Herschel zu der Ueberzeugung, daß eine so häufig vorkommende Gruppirung mehrerer Sterne unmöglich blos ein Spiel des Zufalls seyn könne, sondern die meisten Doppelsterne ein wirklich durch Naturkräfte verbundenes System seyn müßten. Und hieran knüpfte er den Unterschied zwischen physischen und optischen Doppelsternen, welcher die Grundlage aller folgenden Untersuchungen geworden ist. Es kann nemlich allerdings vorkommen, daß zwei Sterne, die durchaus in keiner Verbindung stehen, vielleicht sogar außerordentlich weit von einander entfernt sind, uns dennoch sehr nahe zusammen zu stehen scheinen, weil sie eine solche Lage im Raume haben, daß sie, von der Erde aus gesehen, fast in einer geraden Linie hinter einander liegen, also die Linien, die wir von der Erde aus nach beiden Sternen ziehen, nur einen sehr kleinen Winkel einschließen. So scheinen uns häufig zwei weit von einander entfernte Berge sehr nahe zusammen zu stehen, weil wir sie fast nach einer und derselben Richtung sehen; sobald wir aber unsern Standpunkt ändern, so werden wir einen anderen wählen können, von welchem aus gesehen die Berge aus einander treten. Ebenso würden diese Sterne einen größeren Abstand zeigen, wenn unsere Erde einen anderen angemessenen Ort im Raume einnehmen würde. Ihr Zusammenstehen ist daher kein wirkliches, sondern eine zufällige Folge der Perspektive, und deßwegen heißen sie optische Doppelsterne. Eine solche zufällige Stellung kann aber nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit nur selten vorkommen; die meisten Doppelsterne durfte daher

Herschel für physische, für wirklich nahestehende ansprechen.

Der letzte Zweifel an der wirklichen Verbindung der Individuen eines Doppelsterns mußte aber da verschwinden, wo es nachgewiesen werden konnte, daß sich ein Stern um den anderen drehe, und mit dieser glänzenden Entdeckung trat Herschel im Jahre 1803 auf, indem er 52 Doppelsterne nachwies, bei welchen wirklich in dem, seit seiner ersten Musterung des Himmels, verflossenen Vierteljahrhundert eine solche Drehung statt gefunden hatte. Herschels Untersuchungen wurden besonders durch seinen berühmten Sohn, durch South und durch Struve fortgeführt. Der letztere unternahm mit dem ausgezeichneten Frauenhofer'schen Instrumente, das die Dorpater Sternwarte im Jahre 1824 erhielt, eine neue planmäßige Aufsuchung der Doppelsterne, welche die ganze nördliche Halbkugel und die südliche bis zum 15ten Breitegrade umfaßt. Im Jahre 1827 erschien sein neues Doppelsternverzeichniß, welches 3112 Sterne enthält, während man früher nur ungefähr 800 kannte. Auch Struve beschränkte seine Untersuchungen nur auf die Doppelsterne, bei welchen der Abstand nicht über 32 Secunden beträgt, und er schloß noch außerdem diejenigen aus, bei welchen der größte Stern geringer als von der 9ten Größe[1] war. Im Jahre 1837 machte er die Fortsetzung dieses Werkes bekannt, welche nicht blos Verbesserungen der ersten Arbeit, sondern auch neuentdeckte Doppelsterne enthält; andere früher aufgeführte wurden dagegen ausgeschlossen, und so enthält dieses Verzeichniß 2640 Doppelsterne. Ich werde mich in den folgenden Erörterungen besonders an dieses Werk halten, da es das bedeutendste ist, was wir gegenwärtig über Doppelsterne besitzen. Eine wichtige Ergänzung desselben haben wir von Herschel dem Sohne zu erwarten, welcher zwischen den Jahren 1835 und 1838 am Cap der guten Hoffnung die Doppelsterne der südlichen Halbkugel beobachtet hat.

Schon der ältere Herschel hatte die Doppelsterne, nach dem Abstande der einzelnen Sterne, in vier Klassen getheilt, indem er sie in die erste, zweite, dritte oder vierte Klasse setzte, je nachdem der Abstand der Sterne nicht über 4, 8, 16 oder 32 Secunden beträgt. Struve theilt sie in acht Klassen, die durch die Abstände von 1, 2, 4, 8, 12, 16, 24, 32 Secunden bestimmt werden. Jede Klasse theilt er wieder in zwei Unterabtheilungen, indem er die Doppelsterne, bei welchen keiner der beiden Sterne kleiner als von der achten Größe ist, in die eine, die übrigen in die andere Unterabtheilung setzt. Auf diese Weise ergibt sich die Anzahl der Doppelsterne.

	Unterabtheilung I.	Unterabtheilung II.
In der 1sten Klasse	62	29
„ „ 2ten „	116	198
„ „ 3ten „	133	402
„ „ 4ten „	130	452
„ „ 5ten „	54	298
„ „ 6ten „	52	179
„ „ 7ten „	54	429
„ „ 8ten „	52	
	653	1987

[1] Bekanntlich theilt man die Sterne nach ihrer Helligkeit in Sterne der ersten, zweiten Größe u. s. w.

Unter diesen 2640 Doppelsternen sind 58, bei welchen man mit Bestimmtheit weiß, daß sich die Stellung der verbundenen Sterne gegen einander, seit Herschels erster Musterung, geändert hat, bei 39 ist diese Aenderung wahrscheinlich, bei 66 angedeutet, aber ungewiß, und bei den übrigen 2487 ist noch keine Spur derselben bemerkt. Man sieht hieraus, daß die Umdrehung eines Sterns um den anderen, die freilich das sicherste Kennzeichen ihrer naturgesetzlichen Verbindung ist, bis jetzt nur bei einem verhältnißmäßig geringen Theil erkannt ist, freilich groß genug für die kurze Zeit und die großen Schwierigkeiten der Beobachtungen. Das Meiste, und wahrscheinlich Vieles, wovon man jetzt noch keine Ahnung hat, muß den Astronomen der Zukunft überlassen bleiben. Aber selbst das Wenige, was wir bereits wissen, ist hinreichend, uns zu überzeugen, daß die meisten Sternpaare wirklich physisch verbunden sind.

Es wurde oben bemerkt, daß schon die große Anzahl der Doppelsterne auf diese Vermuthung führt, und es versteht sich von selbst, daß die Wahrscheinlichkeit der physischen Verbindung um so größer wird, je mehr Sterne in einem engen Raume zusammenstehen. Unter den Struve'schen Doppelsternen findet sich ein fünffacher Stern, drei vierfache und 64 dreifache. Es gibt aber noch andere Gründe, welche dieser Vermuthung ein bedeutend stärkeres Gewicht verleihen. Wenn man eine kleine Anzahl Bohnen und eine große Anzahl Linsen durcheinandermischt und über eine Fläche ausschüttet, so wird es viel häufiger vorkommen, daß zwei Linsen, als daß zwei Bohnen nahe zusammen liegen. Wäre das Nahestehen der Sterne etwas blos Zufälliges, so müßten sich aus gleichen Gründen unter der viel größeren Anzahl kleiner Sterne weit mehr Doppelsterne finden, als unter der geringen Anzahl großer Sterne. Die Erfahrung lehrt aber, daß im Gegentheil unter den großen Sternen weit mehr Doppelsterne vorkommen, als unter den kleineren. Nach Struve finden sich

unter 100 Sternen der	1. bis	3.	Größe	18	Doppelsterne,
„ 100 „ „	4. „	5.	„	13	„
„ 100 „ „	6. „	7.	„	8	„
„ 100 „ „	8. „	9.	„	2 bis 3	„

Ebenso müßte man, wenn die Doppelsterne optische wären, erwarten, daß viel häufiger ein großer und ein kleiner Stern sich nahe ständen, als zwei große. Aber auch hiervon zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Es würde ferner der Zufall, daß zwei Sterne sehr nahe stehen, viel seltener vorkommen, als der, wo sie einen größeren Abstand haben; es wäre mithin vorauszusetzen, daß die Anzahl der Doppelsterne desto geringer ausfiele, je näher die beiden Sterne stehen, und es findet gerade das Entgegengesetzte statt. Vergleicht man die oben angeführte Uebersicht der Struve'schen Doppelsterne, so sieht man, daß in den drei ersten Klassen, d. h. bis zum Abstande von vier Secunden, 311 größere Doppelsterne vorkommen, während in der vierten Klasse, die den gleich großen Zwischenraum von vier bis acht Secunden umfaßt, nur 130 vorkommen, und in der fünften und sechsten Klasse, bei ebenfalls gleichen Zwischenräumen von vier Secunden, nur bezüglich 54 und 52, und in der siebenten und achten Klasse, von denen jede den doppelten Zwischenraum von acht Secunden

umfaßt, kommen ebenfalls nur 54 und 52 Doppelsterne vor. Aehnliches findet bei den Doppelsternen in der zweiten Unterabtheilung statt.

Alles dies zusammen genommen zeigt, daß bei weitem der größte Theil dieser Verbindungen keine zufällige, sondern eine physische seyn muß, und wir können daraus zugleich das Naturgesetz, dessen Grund wir freilich nicht kennen, ableiten, daß große Sterne verhältnißmäßig viel häufiger in einer solchen Verbindung stehen, als kleinere, und daß zugleich eine solche Verbindung viel häufiger eine innige ist, so daß die Sterne sich sehr nahe stehen, als eine weniger innige, wo sie weiter von einander entfernt sind.

Wenn ein Doppelstern zugleich eine eigene Bewegung hat, so liegt in diesem Umstande ein noch sichererer Entscheidungsgrund über die Natur der Verbindung. Rücken nemlich die zwei Sterne um gleich viel fort, so beweist dies, daß sie physisch verbunden sind, entfernen sie sich aber von einander, ohne daß sich der eine um den andern dreht, so müssen sie für optische gehalten werden. In dem Struve'schen Verzeichnisse kommen 41 Doppelsterne vor, bei welchen die eigene Bewegung außer allen Zweifel gesetzt ist. Bei 40 derselben haben beide Sterne seit fünfzig Jahren dieselbe eigene Bewegung gezeigt, und nur bei einem ist dies nicht der Fall. Dieser einzige ist also entschieden ein optischer Doppelstern, die übrigen physische. Als merkwürdiges Beispiel kann der bereits erwähnte Stern 61 im Schwan angeführt werden. Dieser Stern besteht aus zwei fast gleichen goldgelben Sternen von der fünften bis sechsten Größe; beide Sterne rücken jährlich um mehr als fünf Secunden fort und haben seit etwa achtzig Jahren immer denselben Abstand von fünfzehn Secunden gezeigt.

Die bedeutendste Aufmerksamkeit wird zunächst noch immer den Doppelsternen zuzuwenden seyn, bei welchen die Bewegung des einen Sterns um den andern entschieden ist. Ich werde im Folgenden den sich bewegenden Stern den Nebenstern nennen, den andern den Hauptstern. War einmal das Verhandenseyn einer solchen Bewegung außer Zweifel gesetzt, so mußte sich sogleich daran der Wunsch knüpfen, das Gesetz, welches diese Bewegung leitet, kennen zu lernen. Ist es einerlei mit dem Gesetze, welches die Planeten um die Sonne treibt? oder ist es ein besonderes? oder finden gar bei den verschiedenen Doppelsternen auch ganz verschiedene Bewegungsgesetze statt?

Diese Frage ist vielleicht die interessanteste, welche die Wissenschaft aufstellen kann. Die Bewegung aller Körper, die zu unserem Sonnensystem gehören, wird durch ein einfaches Gesetz geregelt, welches von Newton entdeckt wurde und das allgemeine Gesetz der Anziehung heißt. Ist dieses Gesetz wirklich allgemein „in des Wortes verwegenster Bedeutung", ist es die einzige Grundkraft, die im ganzen Weltall alle Bewegungen leitet? oder gibt es verschiedene Grundkräfte, wie es verschiedene Sonnensysteme gibt? Die Lösung dieser Frage kann nur von den Beobachtungen erwartet werden. Es kommt zunächst darauf an, die Gestalt der Bahn des Nebensterns und die Geschwindigkeiten, mit welchen er die einzelnen Theile dieser Bahn durchläuft, kennen zu lernen. Zeigt der Fixstern hierin gleiches Verhalten mit den Körpern unseres Sonnensystems, so ist es auch entschieden, daß er durch dieselbe Grundkraft getrieben wird, im entgegengesetzten Falle ist es eben so sicher ausgemacht, daß ihn eine andere Kraft bewegt. Newton hat nemlich nachgewiesen, daß Bewegungen, wie sie unser Sonnensystem zeigt, nur und immer dann hervortreten, wenn sie eine Folge des Gesetzes der Anziehung sind.

Eine sichere Entscheidung darf man bis jetzt von den Beobachtungen noch nicht verlangen. Ihre Anzahl ist noch zu gering, und die Messungsfehler, die sie enthalten, können noch sehr groß seyn; man bedenke nur, daß ein Fehler von einem Fünftel einer Secunde, bei einem gemessenen Abstande von zwei Secunden, schon den zehnten Theil des ganzen Abstandes beträgt. Indessen machen es die bisher angestellten Versuche schon sehr wahrscheinlich, daß das Newton'sche Attraktionsgesetz wirklich ein allgemeines ist. Man hat nemlich gefunden, daß man, von diesem Gesetze ausgehend, für mehrere Doppelsterne Bahnen berechnen kann, die mit den bisherigen Beobachtungen sehr wohl übereinstimmen. Diese Bahnen sind, wie die Planetenbahnen, geschlossene krumme Linien, die man Ellipsen nennt. Auch in diesem Gebiete hat Wilhelm Herschel den ersten Schritt gethan; in neuerer Zeit hat man für die Berechnung, wie für die Beobachtung, genauere Methoden gefunden. Ich will hier einige der gefundenen Resultate hersetzen. Bei dem Doppelstern Eta in der Krone hat der Nebenstern seit 1781 schon mehr als einen ganzen Umlauf um den Hauptstern gemacht, so daß er nicht blos zu dem Punkte, in welchem ihn Herschel sah, zurückgekommen, sondern bereits wieder um ein Beträchtliches über denselben hinausgerückt ist. Nach den neuesten Bestimmungen ist seine Umlaufszeit ungefähr 43⅓ Jahre, also kleiner als die Zeit, welche Uranus braucht, um seine Bewegung um die Sonne zu vollenden. Der Stern Ksi im großen Bären besteht ebenfalls aus zweien; der Nebenstern hat seit Herschels Beobachtungen fast einen ganzen Umlauf gemacht, die Umlaufszeit beträgt ungefähr 60½ Jahre. Bei dem Sterne 3062 in Struve's Verzeichniß hat der Nebenstern seit 1782 mehr als einen halben Umlauf gemacht; eine ganze Umlaufszeit ist zu 84½ Jahren berechnet, also nahezu dieselbe, wie die Umlaufszeit des Uranus. Bedeutend größer ist die Umlaufszeit bei dem Sterne Sigma in der Krone; sie beträgt ungefähr 200 Jahre. Dagegen bei dem Sterne 38 in den Zwillingen hat der Nebenstern zwischen den Jahren 1783 und 1831, also in 48 Jahren, nur ungefähr den fünfzigsten Theil einer ganzen Umdrehung gemacht. Seine Umlaufszeit scheint also mehr als 2000 Jahre zu betragen.

Die Umdrehung eines Sterns um den andern erzeugt das merkwürdige Phänomen, daß ein Doppelstern zuweilen selbst in den stärksten Fernrohren nur als ein einfacher gesehen wird. Dies tritt nemlich dann ein, wenn die Lage der Bahn des Nebensterns so beschaffen ist, daß er in einem Punkte derselben zwischen die Erde und den Hauptstern oder hinter den Hauptstern tritt, so daß uns der Hauptstern durch den Nebenstern oder der Nebenstern durch den Hauptstern verdeckt wird. Solche Sternbedeckungen hat man bereits mehrere beobachtet.

Der Stern **Zeta** im Herkules besteht aus zweien, von welchen der größere gelblich, der kleinere röthlich ist. Im Jahre 1781 sah ihn Herschel ganz deutlich als Doppelstern, im Juli 1782 standen die beiden Sterne schon ganz nahe zusammen, im Jahre 1802 sah er nur einen Stern in verzogener Gestalt. Dagegen sah Struve im Merz 1826 diesen Stern wieder ganz deutlich als Doppelstern, zwischen den Jahren 1828 und 1831 erschien er wieder als einfacher Stern, später aber ganz deutlich als Doppelstern. Die Umlaufszeit dieses Sterns ist noch nicht genau bestimmt, jedenfalls ist sie sehr kurz und beträgt vielleicht nicht über 36 Jahre. Der Stern **Gamma** in der Jungfrau wurde schon 1718 von Bradley als Doppelstern erkannt und später vielfach als solcher gesehen. Zwischen den Jahren 1834 und 1836 näherten sich die beiden Sterne so sehr, daß sie sich in Struve's großem Instrumente nur als ein länglicher Stern zeigten, in anderen Instrumenten aber nur als einfacher Stern gesehen wurden. Jetzt beträgt der Abstand beider Sterne schon wieder über eine Secunde. Der Stern **Gamma** in der Krone besteht aus einem größeren grünlichen und einem kleineren purpurfarbenen. Im Jahre 1833 waren die Sterne so nahe gerückt, daß man keinen Zwischenraum mehr sah, wohl aber den Unterschied der Farben noch erkennen konnte; im Jahre 1835 sah man nur einen einfachen Stern, jetzt sind die Sterne wieder aus einander getreten. Es ergibt sich hieraus zugleich, daß selbst die sorgfältigste einmalige Durchmusterung des Himmels nicht alle Doppelsterne angeben kann, sondern erst lange fortgesetzte Beobachtungen entscheiden können, ob ein Stern einfach oder aus mehreren zusammengesetzt ist.

Ich habe im Vorhergehenden gelegentlich Farben der Doppelsterne erwähnt. Dieser Gegenstand verdient aber eine besondere Erörterung. Unter den einfachen Sternen gibt es wenig gefärbte, und bei diesen wenigen neigt sich die Farbe entschieden dem Rothen zu. So fand Wilhelm Herschel, bei seiner Musterung des Himmels, zehn rothe Sterne, neun dunkel granatfarbene und fünf hell granatfarbene; bei manchen einfachen Sternen spielt die Farbe in's Gelbliche oder Bläuliche. Einfache Sterne von entschieden grüner oder blauer Farbe hat man aber wohl noch nie gesehen. Bei den Doppelsternen dagegen kommen Farbenmischungen aller Art vor. Von Weiß ausgehend, was am häufigsten vorkommt, zählt Struve nach der Seite des Rothen hin die Stufenfolge: Gelblich weiß, gelblich, gelb, goldgelb, roth; nach der Seite des Blauen hin die Folge: Bläulich weiß, bläulich, blau, und die Zwischenstufen: Grün in drei Nüancen, purpurfarben und aschfarben. Unter 596 Doppelsternen, die Struve in Beziehung auf Farben untersucht hat, finden sich:

I. Mit gleichen Farben:

78	sehr weiß,
217	weiß,
27	gelblich weiß,
35	gelblich,
11	gelb oder roth,
2	goldgelb,
5	grün.
375	

II. Mit ähnlichen Farben:

30	gelb und weiß
53	weiß und blau,
13	verschieden gelb,
5	verschieden blau.
101	

III. Mit ganz verschiedenen Farben:

52	gelb und blau,
52	gelblich und bläulich,
16	grün und blau.
120	

In dieser mannigfaltigen Zusammenstellung von Farben ist schon jetzt, wo die Untersuchung noch ganz in ihrer Kindheit ist, die Beständigkeit mancher Verhältnisse nicht zu verkennen. Wenn bei Farbenverschiedenheit die Farbe des einen Sterns blau ist, so ist dieser Stern immer der kleinere, gelb dagegen kommt bei dem Hauptsterne wie bei dem Nebensterne vor, und mitunter ist der Nebenstern sogar tiefer gelb, als der Hauptstern. Gleiche oder sehr ähnliche Farben kommen nur bei Sternen vor, die gleiche oder fast gleiche Lichtstärke haben. Bei gänzlich verschiedenen Farben kommt nie Gleichheit, in der Regel sogar große Verschiedenheit der Lichtstärke vor, am meisten bei grün und blau. Die Verbindungen von gelb und blau oder gelblich und bläulich sind unter allen die häufigsten. Man ist bei der Beurtheilung dieser Farben einigen Täuschungen ausgesetzt, die der Beobachter wohl kennen muß. Abgesehen davon, daß schon der Farbensinn bei verschiedenen Menschen verschieden ist, da ja bekanntlich manche Menschen gewisse Farben gar nicht erkennen können, kann auch die verschiedene Höhe des Sterns über dem Horizont und die Beschaffenheit der Luft Aenderungen der Farbe hervorbringen. Besonders aber muß der Einfluß berücksichtigt werden, welchen die eigene Farbe der Gläser und Metallspiegel, durch welche man die Sterne betrachtet, auf die Beurtheilung der Farbe der Sterne haben kann.

Struve hat seine Beobachtungen mit Herschels Beobachtungen verglichen, die dieser vor fünfzig Jahren mit einem großem Spiegeltelescope gemacht hat. Es hat sich daraus ergeben, daß Herschel die meisten Sterne etwas röthlicher als er gesehen hat. Was Struve als bläulich bezeichnet, kommt bei Herschel häufig als weiß vor, so wie weiß als gelblich oder röthlich. Struve leitet diesen Unterschied aus einer schwachen röthlichen Färbung ab, die Herschels Metallspiegel hatte, da nicht anzunehmen ist, daß sich die Farben wirklich so häufig seit fünfzig Jahren geändert haben sollten. Eine ähnliche Differenz scheint auch zwischen Struve und dem jüngeren Herschel statt zu finden. Auch dieser hat seine Beobachtungen mit einem Spiegeltelescope gemacht, und auch er scheint die meisten Sterne etwas röthlicher als Struve zu sehen. Ich gebe hier zum Vergleich einen Auszug aus seinem fünften Doppelsternverzeichniß, das 2007 Doppelsterne enthält. Hierin findet sich die Bemerkung.

Der größere Stern	Der kleinere Stern	
roth	roth	3 mal
gelb	gelb	1 mal

Der größere Stern.	Der kleinere Stern.	
sehr roth, roth, hochroth	weiß	14 mal
weiß	roth	1 mal
orange	weiß	2 mal
gelb	orange	1 mal
orange	blau	8 mal
roth	blaugrün	1 mal
roth	blau	2 mal
weiß	blau	1 mal
gelb	blau	21 mal
weiß	gelb	1 mal

Man sieht, daß hier die Verbindung von Weiß und Blau, die nach Struve so häufig vorkommt, nur einmal aufgeführt ist, gewiß aber sind unter den 21 Verbindungen, die Herschel als gelb und blau gesehen hat, viele, die Struve als weiß und blau bezeichnet haben würde.

In zwei Fällen ist der Unterschied der Farben nach des älteren Herschel und Struve's Angabe jedoch so groß, daß sie auf einer wirklichen Veränderung der Farben zu beruhen scheint. Nach Struve besteht der Stern Gamma im Löwen aus einem größeren glänzend goldfarbigen und einem kleineren rothgrünen, während Herschel diese Sterne als weiß und weißröthlich bezeichnet. Dieser Stern erscheint jetzt dem unbewaffneten Auge roth. Die beiden Sterne des Doppelsterns Gamma im Delphin nennt Herschel beide weiß, während sie Struve als goldgelb und blaugrün bezeichnet. Daß übrigens wirklich Farbenveränderungen bei den Sternen vorkommen, dafür spricht am deutlichsten Sirius, der sogenannte Hundsstern. Dieser Stern, einer der glänzendsten am Himmel, wird von den Alten als ein rother Stern geschildert, während er jetzt glänzend weiß ist.

Eine Täuschung, vor der man sich besonders bei Beurtheilung der Farben hüten muß, liegt in der merkwürdigen Beschaffenheit des menschlichen Auges, daß es unter Umständen Farben sieht, die ihm gar nicht von Außen dargeboten werden. Diese Erscheinung, die unter dem Namen der zufälligen, oder, wie sie Göthe schicklicher nennt, der physiologischen Farben bekannt ist, besteht darin, daß das Auge, wenn es durch eine bestimmte Farbe lebhaft erregt wird, neben welcher sich ein farbloser Grund befindet, es alsdann auf diesem Grunde eine Farbe sieht, die mit jener einen Contrast bildet, oder, wie man sich auch ausdrückt, sie zum Weißen ergänzt. Man kann in dieser Beziehung blau, gelb und roth als Grundfarben ansehen, so daß orange (gelb und roth) der Contrast zu blau, grün (blau und gelb) der Contrast zu roth, violett (blau und roth) der Contrast zu gelb ist. So sieht man z. B. des Morgens die Schatten auf einer weißen Wand blau gefärbt, als Contrast gegen das gelbrothe Morgenlicht. Wenn daher neben einem gelblichen oder röthlichen Sterne ein weißer Stern steht, so wird das Auge diesen Stern blau oder grünlich gefärbt sehen, und so in allen ähnlichen Fällen. Ist jedoch das farbige Licht sehr matt, so wird es auf die weiße Farbe des andern Sterns keinen Einfluß ausüben; daher sieht man häufig neben einem gelben oder rothen Stern einen weißen. Ein deutliches Beispiel einer solchen durch Contrast hervorgerufenen Farbe gibt z. B. der Stern Nro. 881 in dem dritten Verzeichnisse des jüngeren Herschel. Dieser Stern besteht aus drei Sternen, einem großen rothen und zwei kleineren blauen; verdeckt man den großen Stern, so daß man nur noch die zwei kleinen sieht, so verschwindet ihre Farbe gänzlich und sie erscheinen weiß. In anderen Fällen kann man sich eben so sicher überzeugen, daß die Farbe keine zufällige, sondern eine wirklich natürliche ist. So z. B. besteht der Stern 24 im Haupthaar der Beremie aus einem größeren rothen und einem kleineren blauen. Struve hat aber die Bemerkung gemacht, daß man die blaue Farbe des kleineren Sterns auch dann sieht, wenn der rothe Stern gar nicht im Instrumente gesehen wird; sie muß also offenbar eine natürliche seyn.

Ich habe früher bemerkt, daß es zwar noch nicht ganz sicher, aber höchst wahrscheinlich ist, daß die Bewegungen der Doppelsterne durch das Newton'sche Anziehungsgesetz bestimmt werden. Wenn es gelungen seyn wird, nachzuweisen, daß die Bahn eines Nebensterns wirklich genau diesen Gesetzen entspricht, so wird man alsdann auch an die Lösung einer anderen Frage gehen können, nemlich wie groß die Masse eines Doppelsterns im Verhältniß zur Masse der Erde oder der Sonne ist.

Das Newton'sche Anziehungsgesetz lehrt, daß, wenn ein Körper, innerhalb unseres Sonnensystems, von einem anderen angezogen wird und aus diesem Grunde sich um ihn herumbewegt, die Zeit, welche er braucht, um seinen Umlauf einmal zu vollenden, durch zwei Umstände bedingt wird. Erstens nemlich hängt diese Zeit, in einem genau bestimmten Verhältnisse, von der Summe der Masse des anziehenden und angezogenen Körpers ab, und zwar nimmt die Umlaufszeit ab oder zu, je nachdem diese Summe größer oder kleiner wird. Die Erde z. B. dreht sich in ungefähr 365¼ Tagen um die Sonne; würde aber z. B. die Summe der Sonnen- und Erdmasse doppelt so groß werden, als sie wirklich ist, so würde sich die Erde auch in angemessenem Verhältnisse schneller um die Sonne drehen, ihre Geschwindigkeit würde in dem Verhältnisse von 141 zu 100 zunehmen, d. h. die Erde würde alsdann zu einer einmaligen Umdrehung nur ungefähr 258 Tage brauchen. Ferner hängt die Dauer der Umlaufszeit in einem bestimmten Verhältnisse von dem Durchmesser der Bahn ab, die der eine Körper um den anderen beschreibt, so daß mit zunehmender Größe dieses Durchmessers auch die Dauer der Umlaufszeit in einem ganz bestimmten Verhältnisse zunimmt. Der Durchmesser der Bahn z. B., die die Erde um die Sonne beschreibt, beträgt ungefähr 40 Millionen Meilen; wäre dieser Durchmesser doppelt so groß, so würde die Umlaufszeit der Erde in dem Verhältnisse von 283 zu 100 größer werden und ungefähr 1032 Tage betragen.

So wie mithin die Umlaufszeit durch die Summe der Masse des Haupt- und Nebenkörpers und den Durchmesser der Bahn bestimmt wird, so kann man umgekehrt, wenn die Umlaufszeit und der Durchmesser bekannt sind, daraus die Größe der Summe dieser Massen beurtheilen. Und zwar läßt sich hier das Gesetz

des Zusammenhangs einfach in Worten aussprechen. Wenn zwei Nebenkörper sich in derselben Zeit um zwei Hauptkörper bewegen, der Durchmesser der Bahn des ersten Nebenkörpers aber in einem gewissen Verhältnisse größer als der Durchmesser der Bahn des zweiten ist, so wird die Masse des ersten Systems in dreifachem Verhältnisse größer seyn, als die des zweiten. Ist z. B. der Durchmesser der ersten Bahn zweimal so groß, als der der zweiten, so wird die Masse des ersten Systems 2.2.2 oder achtmal so groß seyn, als die des zweiten; ist der Durchmesser der ersten Bahn dreimal so groß, als der der zweiten, so ist die Masse des ersten Systems 3.3.3 oder 27 mal so groß, als die des zweiten u. s. w. Wenn dagegen die Durchmesser der Bahnen, die zwei Nebenkörper um zwei Hauptkörper beschreiben, gleich groß sind, die Umlaufszeit des ersten Körpers aber in einem gewissen Verhältnisse kleiner ist, als die des zweiten, so wird die Masse des ersten Systems in zweifachem Verhältnisse größer seyn, als die des zweiten. Ist z. B. die Umlaufszeit des ersten Nebenkörpers zweimal kleiner, als die des zweiten, so ist die Masse des ersten Systems 2.2 oder viermal größer, als die des zweiten; ist die Umlaufszeit des ersten Nebenkörpers dreimal kleiner, als die des zweiten, so ist die Masse des ersten Systems 3.3 oder neunmal größer, als die des zweiten u. s. w.

Ebenso leicht ist es, die Massen zweier Systeme zu vergleichen, wenn sowohl die Umlaufszeiten als die Durchmesser der Bahnen verschieden sind. Man nehme z. B. an, der Durchmesser der Bahn sey im ersten Systeme zweimal so groß, als im zweiten, und außerdem dreht sich der zweite Nebenkörper hundertmal um den Hauptkörper, in derselben Zeit, in welcher der erste Nebenkörper 141 Umläufe um seinen Hauptkörper macht, so wird man das Verhältniß der Massen durch folgende Ueberlegung finden. Man frage zuerst, wie schnell würde sich der erste Nebenkörper um seinen Hauptkörper drehen, wenn der Durchmesser der Bahn nur halb so groß, als er wirklich ist, d. h. mithin so groß, als der Durchmesser der zweiten Bahn wäre? Hierauf erhält man, nach den früheren Erörterungen, die Antwort, daß sich die Umlaufszeit in dem Verhältniß von 283 zu 100 vermindern würde, d. h. während der Nebenkörper jetzt 100 Umläufe macht, würde er dann 283 machen. Während er also jetzt 141 Umläufe macht, würde er dann beinahe 400 machen; in derselben Zeit soll aber, wie hier angenommen wurde, der zweite Nebenkörper 100 Umläufe machen. Man hat also nur noch die Frage zu beantworten: wenn in zwei Systemen die Durchmesser der Bahnen der Nebenkörper dieselben sind, der erste Nebenkörper sich aber viermal schneller als der zweite um seinen Hauptkörper dreht, in welchem Verhältnisse stehen die Massen der zwei Systeme? Nach den vorhergehenden Erörterungen erhalten wir hierauf zur Antwort, daß die Masse des ersten Systems 4.4 oder 16mal größer seyn muß, als die des zweiten.

Hieraus ergibt sich also von selbst, wie man, wenn für einen Doppelstern die Umlaufszeit des Nebensterns um den Hauptstern und der Durchmesser der Bahn des Nebensterns gegeben ist, das Verhältniß der Masse des Doppelsterns zu der Summe der Erd- und Sonnenmasse finden kann. Uebrigens darf man, ohne erheblichen Fehler, statt der Summe der Sonnen- und Erdmasse auch blos die Sonnenmasse setzen, da die Erdmasse noch nicht den 300000sten Theil der Sonnenmasse beträgt.

Die Umlaufszeit des Doppelsterns findet man unmittelbar durch die Beobachtungen, sie ist, wie früher bemerkt wurde, bei einigen Doppelsternen schon ziemlich genau bekannt; den Durchmesser der Bahn dagegen kann man nicht unmittelbar finden, sondern nur den Winkel, unter welchem dieser Durchmesser von der Erde aus gesehen wird. Um den wirklichen Durchmesser der Bahn zu finden, muß man also noch die Entfernung des Sterns kennen. Wir sind also wieder auf die Frage zurückgeführt, wie groß die Entfernung der Firsterne sey und wie man sie finden könne, und ich will nun erörtern, in wie weit diese Frage bis jetzt beantwortet ist. Die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne muß eine entsprechende scheinbare Bewegung der Firsterne hervorbringen, sie müssen sich jährlich in einer Bahn zu bewegen scheinen, die, aus großer Ferne gesehen, gleichsam ein Miniaturbild der Erdbahn darstellt. Je weiter der Stern von uns entfernt ist, desto kleiner wird uns seine jährliche scheinbare Bewegung erscheinen, oder mit andern Worten, unter einem desto kleineren Winkel werden wir den Durchmesser seiner Bahn sehen. Diesen Winkel nennt man das Doppelte seiner jährlichen Parallaxe, indem man unter der jährlichen Parallaxe den Winkel versteht, unter welchem man den Halbmesser der scheinbaren jährlichen Bahn des Firsterns sieht.

Als die Kopernikanische Lehre auftrat, hoben die Gegner derselben, als einen besonders wichtigen Einwurf, den Umstand hervor, daß eine scheinbare jährliche Bewegung der Firsterne, die nach dieser Lehre nothwendig vorhanden seyn muß, durchaus nicht bemerkt werde. Die Kopernikaner antworteten hierauf, eine solche Bewegung sey allerdings vorhanden, die Firsterne seyen aber so weit entfernt, daß der Winkel, unter welchem der Durchmesser ihrer scheinbaren Bahn von der Erde aus gesehen würde, zu klein wäre, als daß ihn die Meßinstrumente noch angeben könnten. Entwickelt man diese Antwort genauer, so kommt sie auf Folgendes zurück. Der Durchmesser der Erdbahn beträgt ungefähr 40 Millionen Meilen, ebensoviel beträgt also der Durchmesser der scheinbaren Bahn der Firsterne. Zu Kopernikus Zeiten waren aber die Instrumente noch so unvollkommen, daß sie einen Winkel nicht bis auf mehrere Minuten, wir wollen hier sagen bis auf drei Minuten, zuverläßig angeben konnten. Würde mithin der Durchmesser der scheinbaren Bahn eines Firsterns unter einem Winkel von mehr als drei Minuten gesehen, so hätten ihn schon die damaligen Beobachtungen anzeigen müssen; da dies nicht der Fall war, so ging daraus hervor, daß der Firstern so weit entfernt ist, daß 40 Millionen Meilen, aus dieser Entfernung gesehen, unter einem Winkel von weniger als drei Minuten erscheinen. Eine Länge von 40 Millionen Meilen, die unter einem Winkel von drei Minuten gesehen wird, muß aber mehr als 573mal 40 Millionen Meilen entfernt seyn. Die Antwort der Kopernikaner enthielt also die Behauptung, daß die Entfernung der Firsterne von der Erde mehr als 22920 Millionen Meilen beträgt.

Mit jeder Verbesserung der Instrumente, die eine genauere Winkelmessung zuließ, mußte natürlich die Frage nach der Entfernung der Fixsterne wieder aufgenommen werden. Tycho de Brahe († 1601) vervollkommnete die Beobachtungsmittel so weit, daß er einen Winkel bis auf eine Minute genau angeben konnte. Da auch seine Beobachtungen keine jährliche Parallaxe der Fixsterne anzeigten, so bewies dies, daß der Durchmesser der scheinbaren Bahn der Sterne, die er beobachtete, unter einem Winkel von weniger als einer Minute gesehen wird, und hieraus folgt, daß diese Sterne um mehr als 3437mal 40 Millionen Meilen von uns entfernt sind.

Die Erfindung des Fernrohrs brachte eine so wesentliche Umgestaltung der Meßinstrumente hervor, daß Bradley im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts schon den Fehler seiner Messungen auf weniger als eine Secunde anschlagen durfte. Da nun auch er keine sichere Andeutung einer jährlichen scheinbaren Bewegung der Fixsterne fand, so mußte man daraus schließen, daß der Durchmesser der scheinbaren Bahn der Fixsterne, die er der Beobachtung unterworfen hatte, geringer als eine Secunde, mithin die Entfernung derselben mehr als 200000mal 40 Millionen Meilen betragen müsse. Seit dieser Zeit wurde es zur Ueberzeugung, daß die scheinbare Bewegung der Fixsterne nur durch Instrumente aufgefunden werden könnte, die noch im Stande wären, mit Sicherheit Winkel anzugeben, die nur einem Bruchtheile einer Secunde gleich sind, wenn es sich nicht etwa bei Sternen, die Badley nicht beobachtet hatte, zeigen sollte, daß der Durchmesser ihrer scheinbaren Bahn mehr als eine Secunde beträgt.

Ich übergehe mehrere neuere Beobachtungen, welche zwar zu dem mit Bradley's Beobachtungen übereinstimmenden Resultate geführt haben, daß bei manchen Sternen der Durchmesser ihrer scheinbaren Bahn sicher nicht mehr als einige Zehntel einer Secunde beträgt, jedoch für keinen Fixstern die wahre Größe dieses Durchmessers gegeben haben, und wende mich sogleich zu den entscheidenden Beobachtungen, die Bessel vor Kurzem über den bereits mehrfach erwähnten Stern 61 im Schwan angestellt hat. Dieser ausgezeichnete Astronom hat nemlich mit Hülfe eines vortrefflichen Frauenhofer'schen Instrumentes gefunden, daß der erwähnte Stern im Laufe des Jahres sehr deutliche Ortsveränderungen zeigt, die genau dem Gesetze entsprechen, welches sich aus der jährlichen Bewegung der Erde ergibt, und daß der Durchmesser der scheinbaren Bahn dieses Sterns ungefähr 62 Hundertel einer Secunde beträgt. Den möglichen Fehler dieser Bestimmung schätzt Bessel auf einige Hundertel einer Secunde. Fortgesetzte Beobachtungen müssen zeigen, wie genau dieses Resultat ist, jedenfalls ist es genau genug, um zu beweisen, daß unsere gegenwärtigen Hülfsmittel ausreichen, um die scheinbare jährliche Bahn der Fixsterne unserem Sehorgan bemerkbar zu machen. Nimmt man vorläufig die Größe von 62 Hundertel einer Secunde als den wahren Werth des Winkels, unter welchem man den Durchmesser der scheinbaren Bahn des Fixsterns sieht, so ergibt sich daraus, daß dieser Stern mehr als 328000mal 40 Millionen Meilen von uns entfernt ist.

Wird man in Zukunft, wie zu hoffen ist, auf diesem Wege die Entfernung der physischen Doppelsterne finden, so wird man auch die Summe der Masse des Haupt- und Nebensterns finden; die rechnende Astronomie wird alsdann, mit Hülfe lange fortgesetzter Beobachtungen, auch im Stande seyn, die Masse eines jeden einzelnen der beiden Sterne zu bestimmen.

Bei den Sternen, die eine eigene Bewegung haben, wird man aus ihrer bekannten Entfernung und dem Winkel, unter welchem der Raum, den sie jährlich durchlaufen, erscheint, auch die wahre Größe dieser jährlichen Bewegung ableiten können. Man wird dann freilich noch entscheiden müssen, ob diese eigene Bewegung wirklich dem Sterne zukommt, oder ob sie von einer Bewegung der Sonne herrührt, oder ob beide Bewegungen vereinigt sind.

Ich will das Vorhergehende beispielsweise nochmals an dem Sterne 61 im Schwan erläutern, woraus sich ergeben wird, wie sich diese Untersuchungen ungefähr gestalten werden. Ich nehme wie früher an, daß seine Entfernung von der Erde 328000mal 40 Millionen Meilen beträgt. Er hat, wie oben bemerkt wurde, eine jährliche Bewegung von mehr als fünf Secunden. Eine Größe, die in der angegebenen Entfernung unter einem Winkel von fünf Secunden erscheint, muß aber ungefähr 318 Millionen lang seyn, und mehr als diesen Raum muß der Stern mithin jährlich durchlaufen. Es wurde auch früher bemerkt, daß dieser Stern ein Doppelstern ist; der Abstand beider Sterne ist, wie schon bemerkt wurde, seit 83 Jahren nahe derselbe, und zwar ungefähr 15 Secunden geblieben; wir können also hier diesen Abstand als den Halbmesser der Bahn des Nebensterns ansehen. Hieraus ergibt sich, daß die wahre Größe dieses Halbmessers ungefähr 954 Millionen Meilen beträgt. Die Umlaufszeit des Nebensterns ist, wegen der zu kleinen Anzahl der Beobachtungen, noch nicht genau bestimmt; man kann aus der bisherigen Bewegung nur erkennen, daß sie nicht kürzer als 550 Jahre seyn wird. Nehmen wir diesen Zeitraum als die wahre Dauer eines Umlaufs an, so können wir die Frage stellen: in welchem Verhältnisse muß die Masse dieses Doppelsterns zur Sonnenmasse stehen, da der Halbmesser der Bahn des Nebensterns zum Halbmesser der Erdbahn in dem Verhältnisse von 954 zu 20 steht und die Umlaufszeit des Nebensterns 550mal größer als die der Erde ist? Wir würden zur Antwort erhalten, daß unter diesen Voraussetzungen die Masse des Doppelsterns ungefähr 36 Hundertel der Sonnenmasse ist.

Ich erwähne nur noch einige Fälle, wo mehr als zwei Sterne verbunden sind. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art, das man bis jetzt kennt, ist der Stern Theta im Orion. Hier sind sechs Sterne in einem kleinen Raume zusammengedrängt, vier kannte man schon lange, den fünften[1] hat Struve gefunden, und

[1] Dieser Stern scheint ein veränderlicher zu seyn. Struve selbst hat zwei Jahre hindurch nur vier Sterne gesehen, fand aber am 11. Nov. 1826 noch einen fünften von der 12ten Größe. Später hat auch der jüngere Herschel diesen Stern gesehen. Den 16. Dec. 1827 erschien er ihm als ein Stern der 12ten Größe, den 5. Merz war er nur noch von der 15ten bis 16ten Größe, den 11. Merz war er kaum mehr zu sehen. Uebrigens erhellt aus einer Notiz in den älteren Verhandlungen der englischen Societät, daß Hook schon im Jahre 1664 diesen Stern gesehen hat.

einen sechsten hat Lamont in München im Jahre 1837 entdeckt; eine Bewegung hat man bei diesen Sternen noch nicht bemerkt. Der Stern Sigma im Orion besteht aus vier Sternen, und nahe dabei steht ein dreifacher Stern.

Der Stern Zeta im Krebs besteht aus drei gelben Sternen. Der Hauptstern ist von der fünften Größe, die zwei Nebensterne sind etwas kleiner. Der nähere Nebenstern vollendet seinen Lauf um den Hauptstern in etwa 54 Jahren, und hat seit Herschels Beobachtungen (1782) schon mehr als einen ganzen Umlauf gemacht. Der zweite Nebenstern bewegt sich langsamer und hat in derselben Zeit nur etwa den neunten Theil seiner Bahn durchlaufen. Der Stern 11 im Einhorn besteht aus drei glänzendweißen Sternen, doch hat sich seit Herschels Beobachtungen keine Aenderung in der Stellung gezeigt.

Die Sterne Epsilon und 5 in der Leier stehen nur vier Minuten von einander entfernt und bilden daher wahrscheinlich ein einziges Sternsystem. Jeder besteht aber wieder aus zwei anderen. Der Stern Epsilon besteht nemlich aus einem größeren grünlichen und einem kleineren bläulichweißen, in 57 Jahren hat der kleinere Stern den 40sten Theil einer Umdrehung durchlaufen; seine Umlaufszeit muß also etwa 2000 Jahre seyn. Bei 5 in der Leier sind beide Sterne glänzendweiß, und der Nebenstern hat in derselben Zeit ungefähr den 19ten Theil seiner Bahn durchlaufen.

Diese letztere Sterngruppe führt uns zu der Bemerkung, daß man überhaupt nur eine sehr unvollkommene Einsicht in die physische Verbindung der Fixsterne erlangen würde, wenn man, wie es bis jetzt meistens geschehen ist, sich nur auf solche Sterne beschränken wollte, deren Abstand nicht über eine bestimmte Gränze hinaus geht. Man hat sehr wohl daran gethan, zuerst die engeren Doppelsterne zu betrachten, da es vorläufig besser ist, eine kleinere Anzahl von Thatsachen mit Genauigkeit zu untersuchen, als sich durch eine größere zerstreuen zu lassen. In Zukunft wird sich hoffentlich die Anzahl der Astronomen, die an diesen Untersuchungen Theil nehmen, so beträchtlich vermehren, daß man auch die Gränzen der Forschung bedeutend wird erweitern können. Es versteht sich schon von selbst, daß nicht nur unter den Fixsternen, die nicht über den willkürlich gewählten Abstand von 32 Secunden von einander entfernt sind, physische Verbindungen vorkommen werden. Auch hier hat Wilhelm Herschel den ersten Schritt gethan, seit seiner Zeit ist nur wenig hinzugekommen. Es läßt sich erwarten, daß die Resultate desto interessanter ausfallen werden, je größer die Anzahl der Sterne seyn wird, die in einer physischen Verbindung stehen.

Man kennt gegenwärtig schon Gruppen, wo drei Doppelsterne in einem so engen Raume zusammenstehen, daß der größte Abstand nur fünf Minuten beträgt; im Sternbilde des Cepheus findet sich eine Gruppe, wo drei Doppelsterne neben einem dreifachen stehen, in einem anderen Falle stehen sogar fünf Doppelsterne sehr nahe zusammen.

In weiterem Sinne gehören auch die sogenannten **Sternhaufen** hierher, Anhäufungen von Sternen, welche ebenfalls nicht blos zufällige Verbindungen zu seyn scheinen. Ein solcher Sternhaufe sind die Plenaden; schon das bloße Auge sieht hier sechs bis sieben Sterne nahe zusammen stehen, das Fernrohr zeigt deren fünfzig bis sechszig. Auch im Sternbilde des Krebses ist ein solcher Haufe, die sogenannte Krippe. Mit Hülfe des Fernrohrs hat man eine große Anzahl solcher zusammengedrängter Sterngruppen gefunden. Bei manchen ist eine regelmäßige Anordnung unverkennbar. Die Sterne, aus welchen sie bestehen, sind gleich hell, stehen meistens gleich weit von einander ab und sind in einem kreisförmigen Raume eingeschlossen. Nach einem oberflächlichen Ueberschlage kann man annehmen, daß auf diese Weise oft zehn- bis zwanzigtausend Sterne zusammengedrängt sind. Man kennt auch ringförmige Sternhaufen, wo sich in der Mitte ein kreisförmiger dunkler Raum befindet.

Den vergangenen Jahrhunderten war der Fixsternhimmel ein Buch mit sieben Siegeln, unsere Zeit hat die Siegel gelöst; es ist die Aufgabe kommender Geschlechter, das Buch zu lesen.

Uebersicht einiger merkwürdiger Doppelsterne aus dem Struve'schen Verzeichnisse.

In der Cassiopeja.

Der Stern Eta besteht aus einem größeren gelben und einem kleineren purpurfarbenen. Der kleine Stern hat in 57 Jahren ungefähr den 12ten Theil seiner Bahn durchlaufen.

Der Stern Jota ist ein sehr schöner dreifacher Stern. Der größte ist gelb, der zunächststehende blau, der dritte ebenfalls blau.

Der Stern Psi ist ebenfalls ein dreifacher Stern, ein großer gelber Stern wird von zwei kleinen lichtschwachen begleitet.

In der Andromeda.

Der Stern Gamma ist ein sehr schöner Doppelstern, der größere ist goldgelb, der kleinere tiefblau.

Im großen Bären.

Der Stern Ksi besteht aus einem größeren gelblichen und einem kleineren aschfarbigen. Ich habe schon früher erwähnt, daß die Umlaufszeit des kleineren ungefähr 60½ Jahre beträgt.

Im Haupthaar der Berenice.

Der Stern 35 ist ein dreifacher. Der größte ist gelblich, ein kleinerer blau, ein dritter ist noch kleiner, so daß sich seine Farbe nicht erkennen läßt.

Im Drachen.

Der Stern Mi besteht aus zwei weißen Sternen von fast gleicher Größe. Der kleinere hat seit Herschels Beobachtungen mehr als den 12ten Theil einer Umdrehung gemacht.

Der Stern Omicron besteht aus einem größeren glänzendgelben und einem viel kleineren aschfarbenen. Auch dieser hat, seit Herschels Beobachtungen, seine Stellung sehr merklich geändert.

In der Krone.

Den Stern Gamma habe ich schon früher beschrieben. Ebenso den Stern Eta.

Der Stern Sigma besteht aus einem größeren gelblichen und einem kleineren bläulichen; die Umlaufszeit

des letzteren beträgt, wie ich schon früher erwähnt habe, ungefähr 200 Jahre.

Im kleinen Bären.

Der Polarstern besteht aus einem gelblichen Sterne der zweiten Größe und einem kleineren von der neunten Größe. Eine Bewegung hat man noch nicht bemerkt.

Im Herkules.

Der Stern Alpha besteht aus einem größeren röthlichgelben und einem kleineren tiefblauen. Der kleinere ist ein veränderlicher Stern und hat seit vierzehn Jahren sehr stark an Glanz zugenommen, auch der größere scheint veränderlich zu seyn.

Der Stern Delta besteht aus einem größeren glänzendgrünen und einem viel kleineren grauweißen; seine Bewegung ist entschieden.

Der Stern Kappa besteht aus zwei gelben Sternen, deren Abstand seit 133 Jahren bedeutend abgenommen hat. Der Stern 95 besteht aus zwei fast gleich großen Sternen, der eine ist grüngelb, der andere roth.

Im Ophiuchus (Schlangenträger).

Der Stern Lambda besteht aus einem größeren gelben und einem kleineren bläulichen. Die Bewegung ist entschieden und die Umlaufszeit etwa 40 Jahre.

Der Stern Tau besteht aus zwei gelblichen Sternen. Herschel sah ihn nur als länglichen Stern, getrennt hat zuerst Struve die beiden Sterne im Jahre 1836 gesehen. Der Stern 70 besteht aus einem großen gelben und einem viel kleineren purpurfarbenen. Der Nebenstern dreht sich um den Hauptstern; die Umlaufszeit scheint zwischen 80 und 90 Jahren zu betragen.

In den Fischen.

Der Stern 100 besteht aus zwei weißen Sternen, der kleinere hat in 48 Jahren etwa den 60sten Theil einer Umdrehung gemacht, seine Umlaufszeit scheint mithin ungefähr 3000 Jahre zu betragen.

Im Widder.

Der Stern Pi ist ein dreifacher. Eine Bewegung hat man noch nicht bemerkt.

Im Stier.

Der Stern 7 wird von Herschel als Doppelstern bezeichnet. Struve fand, daß der größere wieder aus zweien fast gleich großen besteht, beide sind gelblich.

In den Zwillingen.

Der Stern Alpha (auch Castor genannt) ist einer der hellsten Doppelsterne, beide Sterne sind gelblich oder grünlich. Die Umlaufszeit des kleineren ist noch nicht genau bestimmt, sie beträgt wohl zwischen 200 und 300 Jahre.

Im Löwen.

Der Stern Omega besteht aus einem größeren gelben und einem kleinen röthlichen. Der kleinere Stern hat sich seit 1782 fortwährend dem größeren genähert, in den letzten Jahren sah sie Struve gar nicht mehr getrennt.

In der Jungfrau.

Der Stern Gamma besteht aus zwei gleich großen gelblichen Sternen. Struve hat indessen bemerkt, daß die zwei Sterne nicht immer gleichen Glanz haben, sondern bald der eine, bald der andere heller erscheint. Die Bewegung des einen um den andern ist entschieden; nach Mädler beträgt die Umlaufszeit ungefähr 157½ Jahre. Ich habe schon früher über das Zusammenrücken dieser beiden Sterne gesprochen.

In der Waage.

Der Stern Ksi ist ein dreifacher Stern. Der Hauptstern ist gelblich, der nähere Nebenstern ebenfalls gelblich, der entferntere matt bläulich. Die zwei ersteren scheinen veränderlich zu seyn. Der nähere Nebenstern hat in 54 Jahren die Hälfte seiner Bahn durchlaufen, der entferntere bewegt sich, wie dies nach dem Newton'schen Anziehungsgesetze seyn muß, langsamer; er hat in derselben Zeit ungefähr den 25sten Theil seiner Bahn durchlaufen. In der Entfernung von 4½ Minuten steht noch ein Doppelstern, der vielleicht zu demselben Systeme gehört.

Im Orion.

Der Stern Lambda ist ein dreifacher Stern. Ein größerer heller gelblicher mit einem kleinen purpurfarbenen, neben welchem in größerer Entfernung noch ein dritter sehr kleiner steht.

Im Bootes.

Der Stern Epsilon besteht aus einem glänzendgelben Hauptstern und einem dunkelblauen kleineren Nebenstern. Die Ortsveränderung des kleineren Sterns ist entschieden.

Der Stern Kappa ist die Verbindung eines größeren grünlichen mit einem kleineren bläulichen Sterne. Die Bewegung des kleineren Sterns ist entschieden.

Der Stern Ksi besteht aus einem hellen Hauptsterne und einem kleineren purpurfarbenen Nebensterne. Der letztere hat in 55 Jahren fast den 6ten Theil einer Umdrehung gemacht.

Dem Lenz.

Da sind Sie endlich ja erschienen,
Sie lang ersehnter, holder Lenz!
Drum nah' ich jetzt und mache Ihnen
Nach Absprach' meine Reverenz:
Ich ruf' dem Freund in uns'rer Mitte
Des Herzens warme Grüße zu,
Und tausche froh nach Dichter Sitte
Das kalte „Sie" mit trautem „Du."

Es gilt! — Sey herzlich mir willkommen,
Des Edens anmuthreiches Kind!
Du hast die Herrschaft übernommen
Und eine gold'ne Zeit beginnt.
Es ist von Deiner Zauberspende
Die Hälfte noch nicht ausgepackt,
Und schon grüßt Jubel ohne Ende
Die erste Scen' am ersten Act.

O Wonnezeit, wenn endlich kräftig
Dein Hauch des Winters Macht bezwingt,
Wenn froher Vögel Schaar geschäftig
Von Deiner Ankunft Botschaft bringt!
Wie bist Du schön, wenn die Gefilde
Mit Deinem Zauber Du berührst,
Wenn Du am Rhein- und Elbstrom milde
Das laubumkränzte Scepter führst.

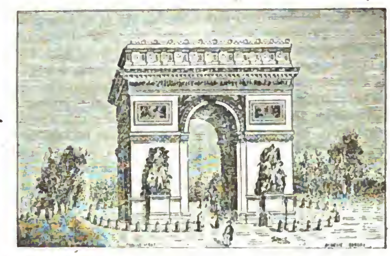
Wie fühlt sich Alles hoch beglücket
Vom Menschen bis zum Wurm im Staub,
Sieht festlich man die Flur geschmücket
Und prangt der Wald im jungen Laub;
Dann, angefacht von Deinem Hauche,
Durchzuckt ein Strahl von Lebenslust
Selbst noch das fast gebrochne Auge,
Und Hoffnung schwellt des Kranken Brust.

Auch jetzt, Ersehnter, stehst Du wieder
In Deiner alten Schöne da,
Und träufelst Segnungen hernieder
Auf alle Wesen fern und nah.
Du gibst dem Kinde eine Blume
Und höhern Schwung des Weisen Geist,
Wenn er in Deinem Heiligthume
Den großen Weltenlenker preist.

Und auch den kleinen Menschensorgen
Hast schnell ein Ende Du gemacht,
Und Tausenden, die gern um's Morgen
Sich härmen mögen, Trost gebracht.
Der Kaufherr blickt aus seiner Zelle
Und sieht den Sonnenstrahl erfreut;
Es greift der Maurer nach der Kelle
Und nach der Art die Zimmerleut'.

Noch einmal sey mir hoch willkommen,
Des Sudens anmuthreiches Kind,
Das jetzt die Herrschaft übernommen,
Mit der die Wonnezeit beginnt, —
Thu mir den einzigen Gefallen
Und sorge, daß nicht allzulang
Die Sänger, Deine Nachtigallen,
Uns vorenthalten ihren Sang.

Der neue Triumphbogen in Paris.



Nachdem Napoleon zur Verherrlichung seiner Siege sich selbst den Triumphbogen, mit drei Durchfahrten, auf dem Carousselplatze vor dem Tuilerienschlosse errichtet hatte, projectirte er, sogleich einen andern am Ende der sogenannten Elysäischen Felder erbauen zu lassen, der mit jenem correspondiren sollte. Allein nur der Anfang zu diesem Prachtbaue konnte noch während seiner Regierung gelegt werden; sein Unglück unterbrach die begonnenen Arbeiten. Bis in die neueste Zeit stand das Werk unvollendet da und drohte eine Ruine zu werden. Ludwig Philipps Regierung war es vorbehalten, dies Schicksal abzuwenden, und nun prangt dieser Bogen, den man den Triumphbogen der Sternbarriere (barrière de l'étoile) nennt, als eine der größten Zierden von Paris.

Ein Kinderlied.

Die Engel.

O selige Engel, ihr Brüderlein,
Die ihr lebt in des Himmels strahlendem Schein,
Deren Wohnung ist das himmlische Reich,
Welch Glück ist wohl dem euren gleich!

Ihr kostet den Trank der Ewigkeit,
Den Gott bereitet aus Süßigkeit,
Es leuchten die Sterne auf euer Gefieder
Wie der Regenbogen auf uns hernieder.

Der Donner, der uns mit Schrecken erfüllt,
Euch ist er ein Scherz, mit dem ihr nur spielt,
Er brüllt und saust über die Erde hin,
Ihr Engelein habt keine Furcht vor ihm.

Und fliegen dürft ihr und schaukeln euch
Auf allen Sternen im himmlischen Reich,
Hienieden auf Erden, am Firmament
Ist nichts verborgen, was ihr nicht kennt.

Und Sonnen in Glanz und feuriger Macht
Und die Planeten alle in ihrer Pracht,
Euch dünken sie nur mit ihrem Schein
Recht schöne bunte Körnchen zu seyn.

Und kommt die Nacht und decket zur Ruh
Mit schwarzem Fittich die Erde zu,
Dann steigt ihr vom Himmel herab zur Hut
An des Kindes Bett, das artig und gut.

Und wiegt in friedlichen Schlaf es ein,
Den keine schlimme Träume bedräun,
Und schließet das Auge, das schlummern muß
Mit süßem und seligem Friedenskuß.

O selige Engel, ihr Brüderlein,
Die ihr lebt in des Himmels strahlendem Schein
Deren Wohnung ist das himmlische Reich
Welch Glück ist wohl dem euern gleich.

Blas Wisel.

Eine Schmuggler-Geschichte von Scholder.

Der größte Vorzug der Geschichte ist — die Wahrheit!
Ihr größter Mangel — daß kein Meister sie beschrieben.
So bleibt sie — ein Versuch, mit Treue und mit Klarheit,
Zu schildern, was mir im Gedächtniß ist verblieben.

1.

„Fürwahr, das heiß' ich Pochen! Wenn
Einer Wächter wär' am Hollenthor, er
Sollte satt das Schlüsseldrehen kriegen.
Poch! Poch! Poch! Wer ist's im Namen
Belzebubs?"

Shakspeare's Macbeth.

In der kleinen Hinterstube der Apotheke zum weißen Schwan brannte noch in später Nacht ein trübes Licht. Es war ein Talglicht von der schlechtesten Sorte, ein Exemplar der dünnen, sogenannten Sparlichte, bei deren Beleuchtung und der Benützung kleiner Druckschrift jener Kandidat der Theologie nach wenig Wochen schon im Stande war, folgende erfreuliche Zeilen nach Hause zu schreiben: „Meine Augen, lieber Vater, sind nun gottlob schon so weit ruinirt, daß ich nicht zwei Schritte weit sehen kann, und jedenfalls zum Militärdienst untauglich bin ..."

Bei dieser düsteren Beleuchtung saß am Tische einer der Jünger, die sich dem Dienste Aesculaps und seiner unerquicklichen Küche gewidmet haben, und die als Lehrlinge in den Apotheken zu der wohlthätigen Fertigkeit angewiesen werden, tagtäglich „den Gift an Tausende zu geben."



Diese angehenden Pharmazeuten, wie sie selbst sich nennen, sind Leute, schwankend zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter, mit unsicherer, oft lächerlich vom knabenhaften Diskant in den männlichen Baß herabfallender Stimme, wahre Kandidaten der Flegeljahre, mit hie und da am Kinn hervorstechenden Borsten, häufig mit Pocken und rothen Flecken im Gesicht, mit struppigen, straffen Haaren, dicken Knieen und ungefügen Beinen — kurz mit allen Merkmalen und Anzeichen des Durchbruchs einer höheren Entwicklungsstufe des männlichen Alters.

Ihre Kleidung besteht häufig in dem engen, schwarzen Frack, der zur Konfirmation zwar möglichst weit und lang verfertigt, leider aber schon nach einem halben Jahr so verwachsen war, daß er nun im täglichen Dienst aufgetragen werden und das Loos alles Schönen auf der Erde erfahren muß.

Die kurzen Aermel des degratirten Festkleides sind stets aufgestülpt, und es ragen daraus plumpe Knöchel mit langen Händen hervor, an welchen oft die Spuren rauher und eben nicht appetitlicher Arbeit bemerklich sind.

Wenn der Lehrling eine Kravatte trägt, was meist der Fall ist, so ist sie ungewöhnlich hoch und er steckt darin, wie das Pferd in dem Kummt.

Sein von Natur nicht unschönes und gutmüthiges Gesicht ist gegen den Prinzipal in der Regel mürrisch, gegen den Gehülfen schnippisch, gegen den Arzt demüthig, gegen alle hübschen Mädchen sehr freundlich, gegen Abend aber ungemein schläfrig.

Der Vorname des Lehrlings ist gewöhnlich kurz und ist er es nicht, so macht man ihn so. Der Unsrige heißt Karl und vom ganzen Hause wird er so gerufen. Das Publikum und das Gesinde nennen ihn wohl auch: Musje Karl!

Längst war die Zeit gekommen, wo in den Zügen des am Tische sitzenden Incipienten (eine civilisirtere Benennung für Lehrling) die Schläfrigkeit vorzuherrschen und schnell überhand zu nehmen pflegt. Seine Vorgesetzten waren abwesend und so war er allein Wächter am Vorhofe der Ewigkeit, als welche eine Apotheke stets anzusehen ist. Das vor ihm liegende Buch schien zwar auf beabsichtigtes, eifriges Studium hinzudeuten, aber die gleichzeitige Unterstützung seines Hauptes mit beiden Händen zeigte, wie schwer, wie eingenommen derselbe dem Leser bereits geworden war. In der That sollte das Buch auch nur die Einleitung zu einem Wettstreite zwischen zwei sehr verschiedenen Neigungen abgeben, denn kaum hatte der junge Mann begonnen, eine halbe Seite herunterzulesen, als er auch schon bemerkte, daß er ganz unwillkürlich des Wissens goldenen Faden, der sich durch wüstes Wortgewebe windet, gänzlich verloren, daß er ganze Sätze gelesen hatte, ohne sich ihres Inhaltes im Mindesten bewußt zu seyn. Er begann von Neuem. Der Räuber des Lichtes brannte allmälich höher, sein Kopf senkte sich allmälich tiefer und tiefer, bis endlich seine Nase an das Buch stieß; dann fuhr er auf, blickte um sich, gähnte, putzte das Licht, rieb die Augen und wieder ins Buch sehend trieb er es so fort, in immer kürzerer, mehr und mehr heftiger und kräftiger Wiederholung, bis endlich die stärkere Neigung siegreich aus dem Kampfe hervorging, und er, das Buch zum Polster nehmend, in jenen tiefen und festen Schlaf fiel, der das glückliche Erbtheil der Jugend und der arbeitenden Klasse ist, der einzige Vorzug, warum sie von Jenen

beneidet werden, die das Glück mit jeder Gunst überschüttete, deren üppiges Lager aber der erquickende, nächtliche Gast mit seinen holden Traumgebilden meidet und flieht.

So war unbemerkt der Zeitpunkt vorübergegangen, wo es dem Schlafenden vergönnt gewesen wäre, ein bequemeres Lager aufzusuchen; das Licht war tief in den Leuchter herabgebrannt und begann bereits durch die Hitze des Metalls zu schmelzen.

Draußen lag eine schwarze, kalte Oktobernacht, und nur der niederströmende Regen, von heftigen Windstößen zuweilen an's Fenster getrieben, unterbrach einförmig die herrschende Stille.

Es war halb zwölf Uhr. Plötzlich wurde die Klingel, diese Sturmglocke der Apotheker, mit aller Heftigkeit gezogen und gellte dem Schläfer in die Ohren, der auffuhr, sogleich aber, in des Schlafes Arme wieder zurückfallend, in demselben verblieben wäre, wenn nicht ein zweiter, ungeduldiger Ruck an der Schelle die bleierne Last von ihm gewälzt und ihn erweckt hätte. Hastig aufspringend warf er den Leuchter mit dem eben erlöschenden Lichte um und in der Dunkelheit, darnach langend, tappte er in den geschmolzenen Talg, der rings ausgegossen war.

„Verflucht!" brummte er, „das Buch ist hin," und abermals rasselte die Klingel, als wollte sie zerspringen. „Gleich, gleich," rief der Schlaftrunkene. „Guter Gott," murmelte er, nach einem Lichte umhertappend, „kann denn Niemand sterben, ohne daß ihm doch die letzten Augenblicke erbittert werden" — hier klingelte es wieder — „Gleich! Nur Geduld! und ist es nicht ein harter Beruf, dazu beizutragen, den Todeskampf zu verlängern und hartnäckiger zu machen?"

Während der aufgestörte Lehrling fluchend umhersuchte, schien der draußen Wartende nicht zu beten, vielmehr begleitete er das unausgesetzte Glockengeläute mit dem volltönenden Pochen gewaltiger Faustschläge an die Thüre.

„Oh — Oh! dem pressirt's. An welchem Doktor wird denn da wieder ein ehrlicher Mann sterben?" und während der junge Lebensverbitterer erst nach dem Lichte, dann nach dem Feuerzeuge suchte, hatte er Zeit, folgende kleine Wahrscheinlichkeits-Rechnung über die Ursache dieses höllischen Lärmens anzustellen.

Nun wußte er freilich, daß der **Doctor Medicinae, Chirurgiae et Artis Obstetritiae...** Trab (ein fataler Name) erst diesen Morgen mit hochbedenklichem Gesichte von dem höchst bedenklichen Zustande mehrerer seiner Patienten gesprochen hatte, allein es fiel ihm zugleich ein, daß dieser Umstand ein sicheres Zeichen für die plötzlich zu erwartende „wunderbare" Genesung eben dieser Patienten war, welche dann die „wahrhaft wunderbare" Rettung dem talentvollen, vielversprechenden (Wem?) jungen Arzte in dem Wochenblatt zu verdanken nicht ermangeln konnten. Er erinnerte sich ferner, an demselben Tage von dem ganz nahe bevorstehenden Ende eines reichen Kaufmanns gehört zu haben, aber der Umstand, daß diese Nachricht aus dem Munde des erbenden, jetzt sehr verschuldeten Neffen in Gegenwart von dessen Hauptgläubiger mitgetheilt wurde, machte die Sache weniger gefährlich. Sodann lag die Frau eines Rathsherrn todtkrank darnieder, aber man sprach in der ganzen Stadt davon, daß ihr liebender Gatte zwar bereits dem Tischler und Todtengräber gewisse Winke gegeben, sich aber hoch und theuer verschworen hatte, daß seine theure Ehehälfte nicht durch Arzneien vergiftet werden sollte. Auch ein Geizhals rang mit dem Tode. Allein er war Homöopath mit Leib und Seele und der lebhafte Gedanke an das, was ein allopathisches Rezept sammt Arznei ihn vielleicht kosten würde, hätte ihn gewiß getödtet, noch vor Anwendung des Mittels.

Noch lag, doch unserm Lehrling unbekannt, in einem finsteren Winkel der Stadt ein Wesen darnieder, dessen Seele in diesem Augenblicke den letzten, verzweifelten Kampf um den Besitz ihres irdischen Wohnsitzes kämpfte, von dem sie ungern und schwer sich losriß. Es war dies die ermattete Psyche eines Künstlers, der unbekannt in die Stadt gekommen und erkrankt war und dessen kummervolles Auge vergeblich nach einem liebenden Verwandten, nach einem treuen Freunde oder auch nur nach einem hingebenden Diener umherblickte, der ihm den letzten Liebesdienst erwiesen, der ihm die Augenlider zugedrückt hätte. Aber der Verwandte, der Freund, der Diener, der Arzt, die Theilnahme, die Sorgfalt, die Pflege, der Trost — Alles, Alles fehlte ihm, denn ihm fehlte — das Geld und selbst zum Verpfänden war ihm nichts mehr geblieben.

Armer Künstler! deine heiteren Gebilde schmücken die Gemächer der Reichen und deinem düsteren Sterbelager mangelt das Nothdürftigste. Und dennoch blieb ein Lächeln auf deinen Lippen zurück, als Du ohne Zeugen mit dem letzten Seufzer deinen Geist dem großen Geiste übergabst, aber ein bitteres, herbes, entsagendes Lächeln. —

Weder Er, noch die Andern, störten also den Adepten der Arzneikunde aus seinem Schlafe auf, und so blieb er in banger Ungewißheit, ob nur ein kurzes Geschäft, wie etwa das Begehren von Senfmehl oder Kamillen zu Fußbad oder Klystier ihm bevorstehe, oder ob ein „langes, verwünschtes, verwickeltes Rezept" ihn draußen drohend erwarte, wo donnerndes Pochen und klingelndes Schellengerassel mit einer Virtuosität fortgesetzt wurden, wie es einer der besten Regimentsmusiken alle Ehre gemacht hätte.

Endlich hatte er Licht zu Stande gebracht, er eilte nach der Thüre, schob die Riegel zurück, drehte den Schlüssel, die Hand des Wartenden lag schon an dem Drücker, die Thüre flog auf und herein stürzten gleichzeitig ein Regenschauer, ein ungeschlachter, schwarzer Hund und eine große Männergestalt, beide schauernd, naß und triefend, mit jedem Schritte Bäche rinnenden Wassers hinterlassend, das reichlich von ihnen niederfloß.

Wenn schon die Umstände, unter welchen dieser Besuch eintrat, nicht die freundlichsten waren, so war sein Aeußeres noch weniger geeignet, beim ersten Anblick einen freundlichen Eindruck zu gewähren.

Der Eingetretene war ein Mann von vielleicht acht und dreißig bis vierzig Jahren, von hohem, kräftigem Körperbau. Wenn man einerseits aus seinen breiten Schultern, seinen langen Armen und derben, sehnigen Händen auf hinlängliche Kraft, Ausdauer und Fähig-

keit schließen konnte, um diesem Manne das schwerste Tagewerk zur leichten Aufgabe zu machen, so waren andererseits diese Gliedmaßen in ihrer markigen, kernhaften Entwicklung nicht weniger geeignet, allen Respekt von ihrem Eigenthümer einzuflößen. In der That mußte dessen Erscheinung unwillkürlich in jedem Andern durch ihren Ausdruck der Stärke, Ueberlegenheit und Unbeugsamkeit ein unheimliches Gefühl hervorrufen, und einen peinlichen Eindruck machen, der noch gehoben wurde durch die harten Züge seines gebräunten Gesichtes, durch ein dunkles, glänzendes Auge, durch einen dichten schwarzen Bart, der unter dem Kinn sich herabzog bis zur krausen Behaarung der Brust, die weit entblößt war.

Der Anzug dieses Mannes war dürftig, aber nicht bettelhaft, denn obgleich sein kurzes grünes Wamms und seine grauen Beinkleider von Leinen zahlreiche Merkmale erlittener Beschädigung trugen, so war doch Alles sauber und mit einer gewissen Sorgfalt unterhalten. Sein Haupt bedeckte eine Militärmütze und auch ohne dieses Denkmal, welches ihr Eigenthümer seinem früheren Stande gesetzt hatte, würde man an seiner ganzen Haltung, an jeder seiner Bewegungen sogleich den alten Soldaten erkannt haben. In den Ohren trug er große Ringe von Silber, und auch ein Finger seiner unzierlichen, rechten Hand war mit einem breiten Ringe von gleichem Metall geschmückt. Ueber seinen Schultern hing an einem dicken Strick ein zusammengerollter Sack. Eine Haue, deren schmales, spitzes Eisen ihm zur Handhebe diente, trug er als Stock.

Dieser Mann war Blasius Wisel, bekannt unter dem kürzeren Namen Blas.

Sein Begleiter war ein überaus großer Wolfshund, schwarz von Farbe, mit einer weißen Bläße auf der Brust, wonach sein Herr ihm den Namen Bläß gegeben hatte.

Blas und Bläß waren unzertrennlich. Nie sah man den Einen ohne den Andern. Beide schienen gleichen Charakter und gleiche Neigungen zu besitzen und trugen deßhalb zur Ergänzung und Vergrößerung des von jedem einzeln hervorgebrachten Eindrucks trefflich bei. Beide machten es sich, sobald sie in die Apotheke zum weißen Schwan eingetreten waren, so bequem wie möglich, indem Blas sich in einen hölzernen Sessel warf, Bläß aber zu seines Herren Füßen sich ausstreckte.

„Ihr seyd's, Blas?" rief der Lehrling, vielmehr überrascht als erschreckt, und obgleich er durch diesen Besuch so unangenehm gestört worden war, mit freundlicher Stimme.

„Ich bin's, Karlchen, ich bin's. Prr! S'ist kalt draußen — ein Gläschen Goldwasser, Karlchen — vom starken, — bin naß durch und durch und am Bläß ist auch kein trockenes Haar." —

Der Hund blickte auf, als sein Name genannt wurde, gähnte und wedelte ein wenig mit dem Schwanze, als wollte er hierdurch die Antwort seines Herrn bestätigen.

Karl hatte ein Glas des starken Getränkes herbeigebracht, die Flasche aber vorsorglich in der Hand behalten und nicht vergeblich, denn Blas leerte das Glas auf einen Zug, schnalzte leicht mit der Zunge und hielt es zum Wiederauffüllen hin.

„S'ist vom Rechten, Freundchen, noch Eins! Der Mensch steht ja auf zwei Beinen — nicht? Karlchen!"

„Freilich," antwortete dieser, stellte Glas und Flasche neben den Durstigen auf ein kleines Tischchen, rückte einen Stuhl herbei und setzte sich Jenem gegenüber, ihn ruhig ansehend.

Eine kleine Pause folgte, und während Bläß bereits schnarchte, die Wanduhr pickte und der Regen rauschte, schienen beide schweigend mit besonderen Gedanken beschäftigt zu seyn.

„Wo Teufels wollt Ihr noch hin, Blas?" sagte endlich der junge Mann.

„In Wald, Karlchen, in Wald."

„Bei diesem Regen?"

„Bei diesem Regen!"

„Ganz allein?"

„Bläß geht mit."

„So — so." Abermalige längere Pause.

„Aber was habt Ihr dort noch zu schaffen," fuhr der Fragende fort, „in stockfinsterer Nacht?"

„Was ich zu schaffen habe, Karlchen" — versetzte Blas, indem er lächelte und seine buschigen Brauen zusammenzog, daß sie seine glänzenden Augen fast verdeckten — „hm, ich gehe eben meinem Geschäfte nach, ich sammle Wurzeln und Kräuter — ja, ohne Spaß — Allermannsharnisch und Alraunwurzel — Salomons-Siegel und Haselstecken zu Wünschelruthen. Dazu ist so eine Nacht gerade recht, wo man keine Hand vor dem Auge sieht, und keine Ratte aus ihrem Loch und kein Dachs aus seinem Bau kriecht. Hahaha!"

„Seyd still, Blas," sagte der Andere schlau, „seyd still, wir kennen das; aber nehmt Euch in Acht, es nimmt sicher noch ein schlimmes Ende!"

„Was nimmt ein schlimmes Ende?"

„Euer Geschäft!"

„Mein Geschäft? hm — bin ich denn ein Schelm, ein Schuft, ein Betrüger, ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder..."

„Nein," sagte Karl trocken, „nein, das seyd Ihr nicht, aber Ihr seyd ein..."

„Donner und Teufel," rief Blas mit funkelnden Augen und mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß Bläß heulend aufsprang, „wo ist der Unglückssohn, der mir sagen will, was ich bin und was ich treibe! Wer kann gegen mich zeugen, wer kann mir etwas beweisen, he? Wer? — hat Einer mich gesehen, gehört, mich ertappt oder erwischt, oder Wie? he? Hat Einer — hat Einer?"

„Dankt Gott, euren Beinen und eurem Hunde, aber hütet Euch, wenn Ihr ihnen je in die Hände fallen solltet..."

„In die Hände fallen! ich! Wem — wenn er sein Leben lieb hat? Gott stärke meinen Arm," rief Blas aufspringend, seine Augen rollten feurig, seine Lippen zitterten und seine Brust wogte stürmisch. Mit der einen Hand die Haue über die Schulter werfend, zog er mit der andern aus einer unsichtbaren Seitenöffnung seiner Beinkleider ein zwei Zoll breites, anderthalb Schuh langes Messer hervor, und ließ dessen blanke

Klinge im Lichtschein funkeln. Bläß hatte sich zur Seite seines Herrn gestellt und mit aufgerichteten Ohren und fletschenden Zähnen stimmte er ein Brummen an, dessen sehr unzweideutige Drohung keine andere war, als daß er Jeden in Stücke zu zerreißen gesonnen sey, der ihm oder seinem Herrn sich nahen würde.

„Wehe dem," rief Blas, in dieser ausforderndeu Stellung seine Worte durch entsprechende Bewegung des Messers begleitend, „wehe dem, der so unglücklich ist, daß ich ihm zu unrechter Zeit in die Hände falle. Hier ist mein Wurzelmesser und Gott soll mich strafen, wenn ich Den nicht mit der Wurzel ausrotte und vertilge, der es versucht, Hand an mich zu legen."

„Ihr thätet besser, Blas, Euer Messer einzustecken," entgegnete der Lehrling, sich erhebend und nach dem anderen Ende des Zimmers gehend, „hier habt Ihr ja nichts zu fürchten."

„Freilich, freilich," sagte dieser in gefaßterem Tone, als ob er sich des Ausbruchs seiner Heftigkeit zu schämen schien, „ich weiß wohl und es sollte auch so nicht gemeint seyn." Sichtlich, um von diesem Gegenstande abzubrechen, füllte und leerte er noch ein Glas, und warf einen Thaler auf den Tisch.

„Ich krieg' heraus, Karlchen," setzte er hinzu.

„Laßt's seyn, bis Ihr wieder kommt."

„Wenn ich aber nicht wieder käme, wie dann, Freundchen?"

„Dann wär' es vielleicht um so besser," antwortete dieser.

Blas verzog den Mund, sichtbar schmerzlich berührt, murmelte einige Worte vor sich hin, spielte an dem Halsbande seines Hundes und näherte sich dann langsam dem, der diese kränkende Worte gesagt hatte.

Wer in diesem Momente einen aufmerksamen Blick auf das Gesicht des rauhen Mannes geworfen hätte, würde es für unmöglich gehalten haben, daß dessen Züge noch vor wenig Minuten von der wildesten Leidenschaft bewegt waren, so lag jetzt versöhnende Milde, Weichheit und Freundlichkeit in diesem männlich schönen Gesicht. Das Sprühen des funkelnden Auges war gemildert zu einem warmen, gewinnenden Blicke, mit welchem er fest in das Antlitz des jungen Mannes schaute, ja selbst seiner rohen Stimme verlieh Blas einen wohltönenden entsprechenden Klang, als er seine Hand auf Jenes Schulter legend, folgende Worte an ihn richtete:

„Sey gut, Freund, sey gut! Du bist grämlich, weil ich Dich so spät herausgejagt und so lange aufgehalten habe; aber Gott weiß es, der Frost hat mir das Herz fast abgestoßen und nichts Warmes, den ganzen Tag — Prr! mir war zu Muthe, wie an der Beresina!"

„Und Gott weiß es," fiel der Andere lebhaft ein, „daß ich Euch gerne zu Gefallen bin, bei Tag und Nacht, aber um dieses Eures Gewerbes willen..."

„Freund!" rief Blas mit scharfem Tone, und drückte ihm krampfhaft die Schulter, so daß Karl aufblickte und sich wie Jener den Finger auf den Mund legend, ihn halb bittend, halb drohend anschaute und dann tief seufzte.

„Geht Blas, geht," sagte Karl mit bewegter Stimme, das Licht nehmend und nach der Thüre leuchtend, „und wollte Gott, Ihr ginget nach Haus, daß Ihr fern wäret von aller Versuchung und euer Messer frei blieb von eines Menschen Blut."

Blas schien diese Worte zu überhören, oder er that nur deßgleichen, denn schon unter der Thür rief er, sich hastig umkehrend:

„Halt, Karlchen, mir fällt eben noch ein, ich habe jetzt zwei Vögel einsitzen, die schlagen wie die Paradiesvögel. Prächtige Kerle, ein Grauhänslich, singt: Grün, grün sind meine Kleider... und ein Rothbrüstchen, das kann: Ich geh' vor Liebchens Fenster, ich schlafe nicht, ich wach... Ha, nicht wahr, feine Stückchen das? Habe sie aber auch selbst den Hähnchen mit vieler Mühe eingelernt, und gäbe sie nicht um schwer Geld!"

„Oh," rief der Andere, „Ihr werdet doch, ich kaufe Einen, ich zahle gut."

„Was," rief Blas ärgerlich, „kaufen, zahlen, handeln wir mit einander, bin ich ein Jude? Wie — Freundchen? Sie sollen haben, was Ihnen ansteht. Kommen Sie nur hinaus auf die Knochenmühle und wählen Sie. Nun, gute Nacht und nichts für ungut," und nachdem er dem Lehrling kräftig die Hand geschüttelt hatte, eilte er davon.

„Gute Nacht, Blas!" rief dieser ihm nach und blickte dann noch einige Augenblicke hinaus in die stille, schwarze Nacht. Der Regen hatte aufgehört, der Wind trieb gewaltige Wolkenmassen vorüber, hie und da einen Blick nach den Sternen vergönnend, und der Wächter rief die zwölfte Stunde vom Thurme.

In wenig Minuten hatte Karl abgeschlossen, und seine Dachkammer erreicht, wo er bald in den Federn lag und lebhaft träumte vom dunkeln Wald, vom schwarzen Hund, vom zwei Zoll breiten, anderthalb Schuh langen Messer und anderen grausigen, unholden Dingen mehr.

2.

> „Die lange Nacht entweicht, es scheint heiter
> In vollem Thauglanz jetzt der Morgen,
> Entfaltend schon des Herbstes letzten Tag.
> Aufsteigend schnell zerstreut die Sonn' den Nebel,
> Weg schmilzt ihr Strahl den starren Reif
> Und hängend, rings von jedem Halm und Blatt
> Des Grases, funkeln Myriaden-Tropfen Thau's."
> Thomson's Jahreszeiten.

Als sich die Wasser verlaufen hatten, schickte Gott einen warmen Wind, daß er das Erdreich wieder trockne.

Der stürmischen Nacht war ein Oktobertag von seltener Schönheit gefolgt. Noch einmal, so schien es, wollte die Sonne die Erde mit vollem und warmem Blicke umfangen, noch einmal wollte sie ihr geliebtes Kind mit allem Glanze ihrer strahlenden Herrlichkeit überschütten, bevor dichte Novemberschleier ihr den Anblick desselben auf lange entziehen werden.

Die Erde selbst erschien neu belebt. Auf allen Feldern regte sich's von fleißigen Händen, die mit der letzten Aerndte beschäftigt waren, auf den Triften blöckten munter die zahlreichen Heerden, in den Weinge-

länden sangen und jubelten die Winzer und der Wald, strahlend in Gold und Purpur seines herbstlichen Gewandes erschallte vom Geschrei der Tausende von Zugvögeln, die im Schilfe und Röhrigt seiner stehenden Wasser sich sammelten und, von Zeit zu Zeit aufgeschreckt, in dichten Wolken in die Luft sich erhoben.

Der Schauplatz unserer Geschichte ist die Gränzstadt eines umfangreichen Zollvereingebietes. Sie liegt in der Nähe einer großen Handelsstadt, welche frei von jedem Handelszwange im wohlfeilen Genuß aller zum Lebensbedürfniß gewordenen fremden Produkte lebt.

Der aus diesen Verhältnissen hervorgehende Unterschied im Preise der Fabrik- und Kolonial-Waaren in beiden Städten machte sich am allgemeinsten und drückendsten bei dem Caffee und Zucker sichtbar. Man wird dies natürlich finden, wenn man den verbreiteten Gebrauch dieser Artikel kennt und bedenkt, daß die Abgaben für den Zentner des Ersteren nicht weniger als fünf Thaler, bei Letzterem aber gar zehn Thaler innerhalb des Zollgebietes betrugen.

Kein Wunder also, daß dieser Umstand eine Schleichhandel-Industrie der Gränzanwohner wecken und belohnen mußte, und diese würde in der That einen mächtigen Aufschwung genommen und einen reichlichen Verdienst gewährt haben, wenn das Gewerbe nicht durch eine dreifache Linie von Gränzwachen sehr beeinträchtigt und verkümmert worden wäre. Es gehört deßhalb besondere List, Gewandtheit, Ortskenntniß, Kraft und Muth, und außerdem noch Glück dazu, wenn ein Schleichhändler zuweilen seine acht bis zehn Thaler an einem Tage verdienen wollte. Schlugen dagegen dergleichen Unternehmungen fehl, so reichte der entstehende Schaden hin, um den Verdienst vieler Wochen hinwegzunehmen. Ein Glück war es dann immer noch für den Schleichhändler, wenn er wenigstens seine Person zu retten vermochte, denn schwere Geldbuße und strenge Zuchthausstrafe erwartete unnachsichtlich den Uebertreter der Zollgesetze.

Blas war häufig und zu jeder Tageszeit in dem ausgedehnten, zwischen den Nachbarstädten sich hinziehenden Walde anzutreffen, der von zahlreichen Gräben und kleinen Bächen durchschnitten war, und worin viele frische und verlassene Steinbrüche sich vorfanden.

Seine Erscheinung in diesem Gebiete hatte nichts Auffallendes, da er Jahr aus Jahr ein die umliegenden Apotheken und Handlungen mit Samen, Wurzeln, Kräutern und Knochen versah, welche letztere gebrannt und auf einer Knochenmühle gemahlen wurden, die einsam am Waldrande lag. Dort wohnte Blas, als erster Taglöhner seines Bruders, welcher Besitzer der Mühle und Führer des für ihn nicht uneinträglichen Geschäftes war.

Niemals war Blas auf unerlaubten Wegen angetroffen, niemals war er auch nur der mindesten Uebertretung der Zollgesetze überwiesen worden. Nichts desto weniger stand er im Rufe eines Hauptschleichhändlers, der, wenn er auch nicht unmittelbar selbst Hand anlegte, doch als Späher und Führer große Waarenzüge sicher in's Zollgebiet eingeschwärzt haben sollte.

Die Gränzjäger hatten daher ein vorzüglich wachsames Auge auf den Kräutler, ja es schien fast, als sey ein besonderer Preis auf dessen Kopf gesetzt, was jedoch hauptsächlich von dem Privathaß herrührte, welchen ein Obergränzjäger Namens Michal aus früherer Veranlassung gegen ihn hegte.

Das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen Blas und dem jungen Lehrling bestand, lag zwar auch zum Theil in Umständen früherer Zeit begründet, hauptsächlich aber wurde es durch den häufigen Verkehr beider im Geschäfte und durch gewisse Eigenschaften und Neigungen unterhalten und genährt, welche einfach die Folgen ihres Charakters waren.

Blas trank, wie jeder alte Soldat, gerne sein Gläschen, erzählte noch lieber von seinen Feldzügen und Kriegesabenteuern, schimpfte noch lebhafter über die Vernachläßigung der Ausgedienten, und richtete auf's Vortrefflichste Vögel, Eichhörnchen und Hunde ab.

Karl dagegen hatte, wie die meisten Leute seines Alters, eine lebhafte Sympathie für die benarbten Krieger, er ließ keinen derselben Durst leiden, er hörte nichts lieber als ihre langen, wunderbaren Kriegsgeschichten, er nahm sich mit Wärme ihrer Bedrängniß an und kaufte ziemlich theuer gut abgerichtete Zöglinge.

Seit einer gewissen Zeit jedoch, wo Karl dem Wurzelgräber auf dessen dringendes Begehren etliche zwanzig Thaler geliehen hatte, war dieser nachläßiger in seinem Geschäft, unregelmäßiger in seinen Besuchen, karger mit seinen Erzählungen und bei weitem durstiger geworden, und von diesem Zeitpunkte an begann auch das Gerücht sich auszubreiten, daß er dem Schleichhandel nicht fremd sey.

Der schöne Oktobertag, der bereits dem Anfang dieses Kapitels lächelte, war auch dem Zögling der Arzneikunde hold, denn er fiel glücklicherweise mit demjenigen Wochentage zusammen, welchen Karl vorzugsweise seinen „Guten“ nannte. Es war dies ein bestimmter Tag jeder Woche, wo er Nachmittags allen Schätzen der Materia medica den Rücken wenden und frei den übrigen Schätzen dieser schönen Erde nachgehen konnte.

Wie nicht anders zu erwarten, verwendete er stets „diesen köstlichen Thautropfen Zeit“ möglichst vollständig im Genusse der Freiheit und ihrer Segnungen, und so sehen wir ihn heute frühzeitig unterwegs nach der benachbarten, großen Handelsstadt. Von hier aus wurde mit Freunden und Kollegen ein Ausflug auf das Land verabredet, und schnell ausgeführt. Man freute sich des Daseyns, des Wetters, des Weines; verschiedene Leiden und Klagen der Vergangenheit wurden mit einem wohlfeilen und doch nicht allzusauren Weine hinweggeschwemmt, und Sorgen der Zukunft noch im Entstehen mit reichlicher kalter Kost erstickt. Dann kamen die lustigsten Einfälle und Geschichten zum Vorschein, man sang, man jubelte, tobte, zerschlug zuletzt verschiedenes Trinkgeschirr und erinnerte sich endlich mit Bedauern, daß es spät geworden und Zeit sey, von dieser herbstlichen Obstlese in den Dachsbau zurückzuschleichen, um wieder acht Tage lang vom Fette dieser Fête zu zehren.

Karl stand ein ziemlich weiter Weg bevor. Der

früh hereinbrechende Abend überraschte ihn schon, als er kaum das Gehölz erreicht hatte, durch welches ein näherer Fußpfad ihn schneller zurückführen sollte.

Dieser Weg war ihm einigermaßen bekannt, die Waldesdämmerung war traulich und einladend, die Kühle aufsteigender Nebel däuchte seinem erhitzten Kopfe erfrischend, und, ein munteres Lied trällernd, schritt er wacker darauf los. Allmälig wurde es dunkler, der Wald dichter, und in schweren Massen wälzte sich der Nebel umher, so daß der Heimeilende oft kaum noch einige Schritte weit sehen konnte.

Dies Alles hätte ihn wenig gekümmert, wenn nicht der Fußpfad auf höchst unerfreuliche Weise immer enger und undeutlicher geworden wäre, und am Ende bald sich theilte, bald wieder zusammenlief. Schon einigemal war der verstummte und verstimmte Wanderer genöthigt gewesen, eine Strecke zurückzugehen, weil er einen im Wald sich verlierenden Seitenpfad eingeschlagen hatte, und unter leisem Fluchen verwünschte er eben den holzigen, verwachsenen Fußsteig, als er deutlich ein nicht fernes Pfeifen vernahm.

Das „Pfeifen in Waldesnacht" spielt aber in allen Räuber- und Mordgeschichten, die wir reichlich mit der Ammenmilch einsaugen, eine so wichtige Rolle, es ist mit so viel geschichtlichen Erinnerungen verknüpft, wo abgeschnittene Gurgeln und das Aufhängen an alte Eichbäume das gelindeste Ende der Historie sind, daß nicht leicht ein in christlicher Furcht erzogener Mensch diesen fatalen Ton des Nachts, im Wald und ganz allein, wird anhören können, ohne einige Unbehaglichkeit zu fühlen, ohne unwillkürliche Erinnerung an die nicht allzuferne Zeit, wo es an Buschkleppern nicht mangelte, und an die letzten, wenn auch nicht wahren, doch sehr grauenhaften Mordgeschichten verschiedener Zeitungen. —

Karl war nicht furchtsam, nicht im Geringsten; allein der Pfeifenton ging ihm durch alle Glieder und elektrisirte ihn wunderbar; seine Beine machten ganz unwillkürlich größere Schritte, seine erregte Phantasie begann alsbald aus Baumstämmen und Sträuchern allerlei dumme Gestalten zu formen, und sein Ohr lauschte auf jedes Geräusch, welches vom Knistern seiner Fußtritte, dem Fallen der Blätter und zeitweise vom Pochen eines Hähers herrührte, und Gott weiß, wie er auf den Gedanken von dem zwei Zoll breiten und anderthalb Schuh langen Messer gekommen war, dessen er durchaus nicht mehr ledig werden konnte.

So geschah es denn, daß, als das Pfeifen sich zum Zweitenmale vernehmen ließ, er aus lauter Aufmerksamkeit den Pfad gänzlich verloren hatte, einigemal im Kreise herumgelaufen, und endlich inmitten eines dicken Gebüsches gerathen und festgefahren war.

Eben wollte er auf Gerathewohl durch das Dickicht brechen, als er beim Auseinanderschlagen des Buschwerks ein nahes Knurren hörte, und vor sich zwei leuchtende Augen funkeln sah. Bestürzt wich er zurück, aber eine kräftige Faust faßte ihn an der Brust, und ein „Steh', Kerl!" wurde ihm leise, aber fürchterlich genug zugerufen, daß er zum Tode erschrocken wäre, wenn er nicht an der Stimme alsogleich seinen Veteranen Blas erkannt hätte.

„Blas, um Gottes ..."

„Schweig," rief dieser, ihm den Mund zuhaltend, „tausend Donner und Teufel," setzte er leise hinzu, und beruhigte den Hund, der bereit war, anzupacken, „Unglückssohn, wie verlaufst Du Dich daher?"

Der Ueberraschte wollte sprechen, aber Blas zog ihn nieder, bis sie beide im tiefsten Dickicht kauerten, wo er flüsternd seine Frage wiederholte und auf gleiche Weise die Geschichte der Verirrung seines jungen Freundes erfuhr.

„Verflucht," sagte der Kräutler, „muß denn alles Unheil zusammenkommen. Du bist ein böser Prophet, Karlchen, und es scheint, Du sollst heute schon Augenzeuge deiner gestrigen Offenbarung werden. Es geht mir schlimm, sehr schlimm; ich konnte in voriger Nacht meine Leute nicht zusammentreiben, das schreckliche Wetter hatte sie in alle Wirthshäuser zerstreut — der Wein macht gesprächig, und ich fürchte, es horchten irgendwo unrechte Ohren, denn die doppelte Gränzwache ist auf den Beinen. Wir sind rings umstellt, und wenn die Hunde den Muth haben, den Kreis zusammenzuziehen, so fangen sie den Hasen im Lager."

„So geht es, Blas, ich hab' es Euch immer gesagt, aber Herr des Himmels, verflucht sey die Stunde und das Geld, das ich Euch ..."

„Halt's Maul," brummte der Kräutler, „wir sind noch nicht gefangen, geschweige gehangen. Aber du Unkraut, was sollen wir mit Dir machen!"

„Mit mir?"

„Ja, mit Dir! Laß ich Dich laufen, so bringst Du das Zollgezüchte auf unsere Fährte..."

„So behaltet mich hier!"

„Nein, nein, hier bleiben darfst Du nicht, sie könnten Dich bei uns erwischen und das gäbe verdrießliche Geschichten, oder wenn es Händel setzt, so könnten sie Dir ein Loch in den Balg schießen, wofür kein heidnisch Wundkraut hilft. Du mußt fort — fort — gleich!"

„Sagt nur, nach welcher Richtung," rief Karl aufstehend.

„Halt — nicht allein — meine eigenen Leute könnten Dich aus Versehen todt schlagen. Bläß! auf, voran — Marsch!"

Schnell gehorchte der kluge Hund dem mit leiser Stimme gegebenen Befehl, und die Schnauze schnobernd zur Erde gebückt, eröffnete er den Zug, der in ziemlich gerader Richtung das Dickicht, die Gräben und die Wege des Waldes durchschnitt. Zuweilen blieb das Thier plötzlich stehen, durch ein stärkeres Schnauben oder ein kurzes Knurren die Nähe von irgend etwas Fremdem verrathend. Dann ging Blas einige Schritte voraus, hielt den Athem an, legte das Ohr auf die Erde und nach einigen Minuten wurde der Weg weiter verfolgt.

Nachdem sie sich ungefähr eine Viertelstunde lang durch das Dickicht gewunden hatten, wurde der Wald lichter. Blas hielt an.

„In fünf Minuten, Karlchen," flüsterte er, „sind Sie auf freiem Felde. Wenn Sie gerade über die Stoppeln laufen, finden Sie den Weg nach dem Kaltenklingborn, der auf die Straße führt. Es ist nicht zu fehlen. Begegnet Ihnen Jemand, und fragt woher,

wohlu, dann..." er legte ihm die Hand auf den Mund.

„Seyd unbesorgt," erwiederte dieser, „Gott helfe Euch davon."

„Oder der Teufel," brummte Blas. „Lebe wohl, mein Herr!" Er drückte ihm die Hand und verschwand im Gebüsch.

Kaum hatte Karl den Wald verlassen, als er auch schon von zwei wohlbewaffneten Gränzjägern angehalten wurde. Es war nicht leicht, sie so weit zu befriedigen, daß er ungehindert weiter ziehen konnte, und Gott dankend, den Wald mit seinem unheimlichen Wesen und Inhalt im Rücken zu haben, eilte er, die Heimath zu gewinnen.

Bange Sorgen für den Wurzelkrämer nahm er mit in den Schlummer hinüber, der heute den Ermüdeten frühzeitig bewältigte.

Blas war mit gleicher Vorsicht, aber auf einigen Umwegen, nach dem Punkte zurückgekehrt, den er verlassen hatte. Nochmals konnte er sich überzeugen, daß die Umstellung seines Schlupfwinkels vollständig, daß kein Entrinnen möglich sey, und wie entweder das Vordringen der Gränzjäger oder der kommende Tag ihn unrettbar verderben würde.

Seine Verlegenheit war nicht gering. Achtzehn Mann hatte er aufgeboten, starke, verwegene Gesellen. Er selbst gieng bar und ledig an der Spitze der Bande, die ihm unbedingt gehorchte, und auf seine Ortskenntniß, seine Kundschaft, Wachsamkeit und Führung sich vollkommen verließ.

Auf diese Weise hatte er in der That schon mehrere Züge glücklich geführt und mit seinen Gefährten, bald langsam schleichend, bald still eilend, bald liegend die dreifachen Linien durchschnitten, und die Knochenmühle erreicht, ohne entdeckt zu werden. Doch diesmal mußte Verrath im Spiele seyn, denn der Feind stand edicht, zahlreich und wachsam.

In einem Theil des Transportes hatte Blas sein bischen Habe angelegt, und dessen Verlust machte ihn zu einem völlig ruinirten Mann. Aber mehr noch schien ein gewisses Ehrgefühl den alten Soldaten in Unruhe versetzt zu haben.

„Was werden sie lachen, die Schufte," murmelte er, „wenn sie den Marder in der Falle finden, sammt seiner reichlichen Atzung."

Nachdenklich setzte er sich auf einen Baumstuck. Er seufzte tief, und schwere Gedanken beengten seine sorgenvolle Brust. In Sinnen und Grübeln verloren, saß er, bis die steigende Unruh des Hundes ihn zu wecken schien.

„Auf, mein Thier!" rief er plötzlich so laut, daß er selbst darob erschrack, „ich hab's. Komm, Kamerad! wir werden uns durchschlagen. Vorwärts!"



Mit einem leisen Pfeifen kündigte er sich den Schleichhändlern an, welche in tiefster Stille am Eingange eines verlassenen Steinbruches lagerten, in dessen Schluchten sie ihre mit Caffee und Zucker gefüllten Säcke niedergelegt hatten.

Nachdem Blas etwa zehn Minuten lang scharf und eindringlich zu den dicht um den Sprechenden gedrängten Genossen gesprochen hatte, entstand schnell eine allgemeine, lebhafte, aber fast geräuschlose Thätigkeit, und in weniger denn einer halben Stunde erhoben sich acht der Männer, gebeugt unter den schweren Säcken, die sie mit den Stielen ihrer Hauen unterstützten. Blas stellte sich an die Spitze des Zuges, der rasch und entschlossen den Weg durch den Wald einschlug.

Nach einigen Winkelzügen und Wendungen ihres Marsches, der wohl eine gute Viertelstunde gewährt haben mochte, ohne auf ein Hinderniß getroffen zu seyn, gelangten sie an einen Graben, der eine schmale Waldwiese begränzte. Sie waren im Begriffe, überzusetzen, als plötzlich mehrere dunkle Gestalten aus dem Graben auftauchten und ein lautes „Halt, wer da!" die Schleichhändler überraschte, welchem Rufe das Knattern einiger gespannt werdenden Feuergewehre einen bedenklichen Nachdruck verlieh.

„Gut Freund!" antwortete Blas mit lauter und unerschrockener Stimme.

„Abgelegt!" rief Michal, der Obergränzjäger, „wer sich wehrt, wer entweicht, wird niedergeschossen."

„Wir sind unbewaffnet," entgegnete Blas, „und haben nicht die Absicht, euch ein Leid zuzufügen."

„Das ist sehr wohl gethan, es würde euch sehr schlecht bekommen."

„Euch nicht minder," sagte Blas für sich.

„Nun, Blas Wisel," fuhr der Obergränzjäger höhnend fort, „endlich ist mein heißer Wunsch erfüllt, und Du bist in meine Hände gegeben, damit ich reichlich das Uebel vergelte, das Du mir angethan hast. Gott sey gedankt für diese Stunde; er weiß, wie ich Dich hasse."

„Und der Teufel weiß, Michal," erwiederte Blas ruhig, „daß, wären wir zwei nur allein auf der Welt, ich ihm bald Einen zusenden würde. Aber anstatt Deiner unnützen Reden thätest Du besser, mir zu sagen, warum Du uns aufhältst."

„Oh," rief der Andere lachend, „blos der Neugierde wegen, nichts weiter. Ich wollte mich nur erkundigen, um welcher Ursache willen Du diese Herren so spät noch der Gefahr aussetzest, sich hier einen Schnupfen zu holen."

„Das könntest Du Dir denken," sagte der Kräutler. „Ich gehe meinem Geschäfte nach..."

„Versteht sich, versteht sich! Ein gutes Geschäft das, Blas? Hm?"

„Es nährt mich redlich..."

„Ohne Zweifel, und hier die Andern?..."

„Sind meine Taglöhner."

„Und Nachtlöhner, nicht wahr, Herr Wisel, und hier in den Säcken..."

„Sind Kräuter."

„Kräuter? hahaha, schöne Kräuter das — und was sonst wohl noch, he? Blas!"

„Was ich Dir nicht zu sagen brauche," antwortete dieser mürrisch.

„Meiner Seel, nein," — rief Michal spottend, „ich

kann es ja rathen, was Dein ist, und werde auch sogleich selber ein wenig nachsehen. Zeigt einmal her!" rief er, einem Träger sich nähernd.

„Es ist dunkel," sagte Blas dazwischen tretend.

„Wahr, wahr," erwiederte Michal, „aber ihr werdet uns nach dem Blockhaus begleiten, dort ist für Beleuchtung gesorgt. Ist's gefällig?"

„Es ist unser Weg," antwortete Blas, und auf ein Zeichen folgten ihm seine Leute schweigend und keuchend, umgeben von den Gränzjägern, die sich nicht enthalten konnten, hie und da spottende und erfreute Aeußerungen fallen zu lassen.

Das Blockhaus war eine aus Erde und Baumstämmen mitten im Walde erbaute Hütte, welche den Gränzjägern als Station und Zufluchtsort bei schlechtem Wetter diente. Sie trafen dort beim Feuer noch zwei Soldaten, welche bei dem Anblick des reichen Fanges alsbald in den Jubel ihrer Kameraden einstimmten.

„Abgelegt, aufgebunden!" kommandirte Michal, „laßt sehen, wie eure Kräuter riechen und schmecken."

Einige der Träger schienen gehorchen zu wollen, als Blas mit befehlender Stimme rief:

„Donner und Wetter, wer heißt euch ablegen, — wer hat euch zu befehlen — wer hat euch gedungen — Wer? Ich, oder dieser Schuft von Gränzjäger!"

„Oho," rief Michal, „es wird sich zeigen, wer hier Meister ist. Macht keine Umstände — laßt euch durchsuchen!"

„Und willst Du mir denn nicht erst sagen, Michal," sagte jetzt Blas, vortretend und ihn fest ins Auge fassend, „warum Du meine Leute durchsuchen willst?"

„Warum?" rief der Oberjäger, außer sich vor Wuth und Verlegenheit, „warum? Weil ihr infame Schmuggler seyd, und weil ich den Zucker sehen will, und den Caffee, der in diesen Säcken steckt. Heraus damit. Ich will es, weil ich will, und Du weißt, Blas, wer ich bin."

Dieser trat jetzt ganz dicht vor den aus Grimm zitternden Gegner und sagte mit ruhiger, fester Stimme:

„Wohl weiß ich, Michal, wer Du bist, und wollte Gott, Du wärest ein Anderer, oder Du hättest die Luft nie geathmet, die Dein Hauch vergiftet. Davon ein andermal, unter Uns! Was hier die Säcke betrifft, welche diese ehrlichen Leute tragen, die Du Schmuggler nennst, und wofür sie Dir bei Gelegenheit die Rippen einzuschlagen meine volle Erlaubniß haben, so habe ich Dir schon einmal gesagt, daß diese Säcke nichts Anderes als in mein Geschäft Gehöriges, Kräuter und dergleichen enthalten. Glaubst Du es nicht — wohlan! führe uns auf das Zollamt, dort soll man uns untersuchen, aber ehe ich zugebe, daß Du mißgünstiger, schadenfroher, langfingriger, hungriger Wolf Deine Schelmenklauen selbst an meine Waare legst — eher schlage ich Dich gleich todt, wie einen tollen Hund!"

Und mit diesen Worten erhob der Gewaltige seine Haue mit fürchterlichem Blick und drohender Gebärde, und Bläß stieß ein Geheul aus und rollte seine Augen wie Feuerkugeln.

Es lag etwas so Ueberlegenes und Furchtbares in Sprache und Bewegung dieses herkulischen Mannes, daß Michal und die umstehenden Gränzjäger in diesem Augenblick mit den Schleichhändlern die Rollen gewechselt zu haben schienen, und wahren armen Sündern gleich sahen.

Ganz in der Gewalt dieses Gefühles rief deßhalb Michal in etwas schüchternem Tone:

„Oh, mir ist's gleichviel; auf das Zollamt müßt ihr doch, ich will hier keinen weiteren Aufenthalt machen. Brecht nur gleich wieder auf!"

„Und zwar wirst Du Sorge tragen, Michal," rief der Kräutler befehlend, „daß wir den nächsten Weg gehen. Meine Leute haben schwer zu tragen, und wenn Du viele Umschweife machst, so könnten wir Alle Lust bekommen, uns einen eigenen zu suchen."

„Daß sie so schwer tragen," antwortete Michal höhnisch, „ist mir sehr, sehr angenehm. Ich stehe Dir dafür, daß sie bald erleichtert werden. Damit euch aber keine Lust anwandelt, auszureißen, so werde ich für die gehörige Begleitung Sorge tragen."

Somit ließ er noch einen Wachposten abrufen, und da jetzt seine Mannschaft aus acht wohlbewaffneten Köpfen bestand, so hielt er sich der gleichen Anzahl unbewaffneter, schwer belasteter Schleichhändler vollkommen versichert.

In der That erreichte der Zug die Stadt, ohne weitere Verzögerung. Die Gränzaufseher gingen mit gespannten Feuergewehren neben den Schleichhändlern einher, und obgleich sie es an allerlei Spott- und Stichelworte, welche ihnen der Uebermuth, die Gewalt, und die Aussicht auf einen reichen Gewinn eingaben, nicht fehlen ließen, so reizten sie doch die Gefangenen zu keinerlei Erwiederung, welche vielmehr in tiefster Stille ihre Bürde weiter schleppten, und offenbar von dieser sowohl, als von ihrem Mißgeschick gänzlich niedergebeugt waren.

Sie hatten kaum das Zollhaus erreicht, als auch schon drei der Gränzjäger der Begierde nicht widerstehen konnten, einen Theil ihres zukünftigen Antheils an der Beute sogleich in der nächsten Schenke anzulegen.

„Denn Wir haben es wohl verdient," sagte der Eine.

„Und so eine Gelegenheit kommt nicht alle Tage," sagte der Andere.

„Auch können wir Etwas aufgehen lassen," meinte der Dritte.

„Oh," sagte der Erste, „wenn ich die Kerle nicht so fein ausgehorcht hätte!"

„Ah," fügte der Zweite hinzu, „wenn ich ihnen nicht so wohl aufgelauert hätte!"

„Ei," schloß der Dritte, „wenn ich sie nicht so wacker angehalten hätte!"

Auf diese Weise geriethen sie denn im Wirthshaus mit immer steigenden Werthen ihrer Leistungen zuletzt in solche Heldenthaten hinein, daß dem Wirthe und den noch anwesenden Gästen die Haare zu Berge stiegen ob dieser grausigen, nächtlichen Geschichte. Ja, es fehlte nicht, daß der anwesende Barbier schon in der Frühe des anderen Tages seinen Bartkunden hoch und theuer schwur, wie diese Nacht ein großes Gefecht zwischen den Gränzjägern und Schmugglern vorgefallen sey, wobei es auf beiden Seiten fünf Todte und sieben

Verwundete gegeben habe, daß man endlich nach dem hartnäckigsten Widerstande dreißig mit Büchsen, Säbeln und Pistolen bewaffnete, schwarz gefärbte, bärtige Kerle eingefangen habe, worunter der berüchtige Blas Wisel, der als General in Rußland gestanden ... u. s. w.

Auf dem Zollamte selbst war jedoch durch die Ankunft des Zuges keine geringe Bewegung entstanden. Alles rannte durcheinander. Die Zöllner rieben sich die Hände, Einige aus Freude, Andere aus Aerger und Neid, weil sie nicht selbst diesen Fang eingebracht hatten. Mehrere Oberbeamte, die bereits schliefen, wurden geweckt, und da der Oberzollinspektor angekündigt hatte, daß er in eigener Person erscheinen werde, so harrten Alle ungeduldig seiner Ankunft. Michal aber däuchte sich in diesem Augenblicke nicht geringer als Prinz Eugen, da er Belgrad genommen hatte.

Die Gränzjäger schlichen um die in einem Winkel zusammengestellten Säcke, wie die Katze um den heißen Brei, und diese wären längst angetastet und durchwühlt worden, wenn nicht Bläß sich quer vor sie gelagert und Jeden mit grimmigem Knurren und drohendem Vorzeigen seines Gebisses bewillkommt hätte, der denselben sich näherte.

Eine niedergeschlagene, ruhige Gruppe inmitten der Bewegung bildeten die Schleichhändler.

Endlich erschien der sehnsüchtig erwartete Oberinspektor, ein kleines, dickes Männchen, mit einem Schnurbart, einer Stumpfnase, und großen, wäßrigen Augen, sehr ähnelnd jenen bissigen, zänkischen, kleinen Doggen, die nichts wieder loslassen, was sie einmal mit ihren Zähnen gefaßt haben. Und in der That, es war auch kein Beispiel bekannt, daß derselbe je einen armen Teufel losgelassen hätte, der so unglücklich war, in einer Kleinigkeit und unbewußt gegen die höchsten Zollverordnungen zu sündigen, und in seine Hände zu fallen.

Der Obergränzjäger beeilte sich, einen Bericht über das Vorgefallene abzustatten, welches er jedoch mit einer so selbstlobenden Weitschweifigkeit begann, daß der Oberinspektor ihn alsbald unterbrach.

„Schon gut, schon gut!“ rief er mit seiner kreischenden Stimme, „es wird sich Alles finden, aber wo sind die Waaren, der Caffee, he? Wo?“

„Sie erlauben, Herr Oberinspektor,“ sagte Michal, „ich weiß in der That nicht, ob es Zucker oder Caffee ist, aber hier stehen die Säcke vollgestopft mit ...“

„Kräutern und sonst nichts, Herr Oberinspektor,“ ergänzte Blas.

„Was,“ geiferte der Zollpascha, „was, Sie haben nicht auf der Stelle nachgesehen, visitirt und gewogen, und stehen da und schwatzen wie eine Hebamme? ...“

„Die im Begriffe stand, meine Säcke etwas vorzeitig zu entbinden,“ sagte Blas leise.

„Geschwind,“ kommandirte jetzt der Beamte, „aufgemacht, ausgeleert, gewogen — laßt sehen, was wir verdient haben.“

„Den Galgen, ohne Zweifel,“ sagte Blas halblaut, und mit großer Bereitwilligkeit begann er sogleich mit der Auflösung der zahlreichen Knoten, mit welchem der nächststehende Sack zugeschnürt und geknebelt war.

„Aufgeschnitten, aufgerissen!“ schrie der ungeduldige Oberinspektor, „ein Messer herbei, ein Messer.“

„Hier, Herr Oberinspektor,“ sagte Blas und offerirte ihm lächelnd das zwei Zoll breite und anderthalb Schuh lange Messer, bei dessen Anblick der Zollbeamte ganz blaß wurde und ihm bedeutete, es selbst zu handhaben.

Mit einem Schnitte löste Blas die Schnüre des Sackes, rollte den Wulst auf, legte den Rand um, alle sahen Kopf an Kopf gedrängt, gespannt auf jede seiner Bewegungen, der Sack öffnete sich — und ein Schrei des Erstaunens entfuhr den Zöllnern, die der Zutageförderung eines Zuckerhutes oder eines Caffeesackes geharrt hatten, — ein eisiges Vorgefühl rieselte durch alle Glieder des Obergränzjägers und seiner Begleitung, — denn der geöffnete Sack zeigte nichts anderes, als — dürres Waldlaub.

„Es ist nur oben drauf,“ rief Michal in halber Verzweiflung, und nahm eine Handvoll Laub heraus, und dann wieder eine, und noch eine, und abermals eine — Gott — Gott — dachte er — es nimmt kein Ende.

„Zum Teufel diese Langsamkeit, schüttet den Sack nur ganz aus, es wird schon anders kommen,“ schrie der Oberinspektor.

Man gehorchte und in der That — es kam anders, denn auf das Laub folgten — Reiser, dann aber — Steine, große und kleine, und endlich — abermals Laub, wieder Reiser und so fort.

„Die anderen Säcke, die anderen Säcke!“ rief jetzt der Beamte in ängstlicher Hast, und in einem Nu waren sie alle überfallen und geöffnet, ihr Inhalt auf den Boden zerstreut, und — o Täuschung! — Laub, Laub und aber Laub.

Alle Leidenschaften, die kaum erst die Mienen der Zöllner in so mannigfacher Widrigkeit belebten, die Erwartung, die Schadenfreude, die Habgier, die Brutalität, waren jetzt gewichen und verändert in Staunen, Starren und Schrecken, wovon alle Gesichter bemeistert waren, und blaß, leblos und sprachlos erscheinend an jene Stelle erinnerten, die Flarman in seinen Umrissen zu Dante's Hölle versinnlicht hat, wo der Dichter sagt:

> „Indeß der eine Schatten dies berichtet,
> Erhob der And're ein Weinen, daß vom Drang
> Des Mitleids ich hinschwand, gleichwie vernichtet,
> Und wie ein Leichnam hinsinkt, niedersank.

Da half kein Suchen und Wenden und Wühlen in dem aufgeschütteten Haufen, und kehrte man auch Blättchen für Blättchen um, da fand sich keine Bohne von Mokka — kein Körnchen Melis — kein Krystall von Kandis — keine englische Nadel — kein französischer Zitz — kein Basler Band. Statt aller Schätze — nichts, nichts als ächtes, inländisches, naturfärbiges Laub, dürres Reis und taubes Gestein.

In diesem Augenblicke der allgemeinen Niedergeschlagenheit, an welcher sich Blas mit seinen Gesellen weidlich ergötzte, sprengte der Gränzbereiter heran. Er kam so eben von der Visitation der Posten, deren er drei bis vier unbesetzt, die übrigen aber schwach bemannt gefunden hatte, weil, wie man ihm sagte, so eben ein Hauptfang gemacht worden war. Kaum hatte derselbe jedoch das Ergebniß der Verwandlung erblickt,

als er schnell den Zusammenhang der Sache aufaßte.

„Ich will des Teufels seyn, mit Leib und Seele," rief er, „wenn nicht dieser verschlagene Wurzelgräber durch diesen Kunstgriff unsere Mannschaft verlockt, und die Posten entblößt hat. Und während diese Esel acht Mann hoch das dürre Laub hereinbegleiteten, ist der Hauptzug mit Sack und Pack sicher über die Gränze gekommen."

Man durfte nur in das Gesicht des Blas schauen, um leicht die Bestätigung dieser Aussage in dem höhnischen Lächeln zu lesen, welches er nicht zu unterdrücken vermochte. Allein seine Umgebung hatte mehr zu thun, als Physiognomik zu studiren.

Der kleine Oberinspektor wurde aber aus Zorn so roth, wie eine geschwollene Koschenille, und nachdem er den Gränzbereiter sogleich mit einer Abtheilung in den Wald zurückgeschickt hatte, ließ er vorerst seine Wuth an dem unglückseligen Michal aus, den er wegen grober Dienstverletzung in Arrest schickte, und der, als er an den Schleichhändlern vorbeigeführt wurde, Gesichter sehen und Bemerkungen hören konnte, die keineswegs geeignet waren, sein gebeugtes Gemüth aufzurichten und sein Mißgeschick zu erleichtern.

„Und Ihr eingefleischter, durchtriebener, abgefeimter Schelm," rief dann der Oberinspektor, des Zornes spitzen Stachel auf Blas richtend: „Ihr Schlingel und Tagdieb, könnt Ihr mir nicht sagen, was hier der Unrath bedeuten soll? He? Nun — hört Ihr nicht? Keine Entschuldigung? keine Lüge — keine Ausflucht? He? — He?"

„Meinen Sie mich, Herr Oberinspektor?" sagte Blas endlich, als der Andere zuletzt so laut schrie, daß er zu bersten drohte.

„Ja, Euch meine ich, Ihr Heckenprinz und Landstreicher . . ."

„Ich heiße Blasius Wisel, Herr Oberinspektor."

„Den Teufel heißt Ihr, der ist Euer Gevatter, und Eure Heimath die . . ."

„Die Knochenmühle, Herr Oberinspektor."

„Lug und Trug ist Euer Beruf, Euer Geschäft . . ."

„Der Kräuterhandel, Herr Oberinspektor, ein höchst armseiiger Verdienst."

„Schöne Kräuter das," rief der Beamte, seine Hände in die Seite stemmend. „Wer braucht sie? hm? Wer kauft sie? Zu was sind sie anders nütz als zur Viehstreu. — Wie? Ist das Kräuterhandel?"

„Herr Oberinspektor," entgegnete Blas trocken und mit wichtiger Miene, „wozu ich das Laub brauche, — ist mein Geheimniß."

„Geheimniß? Ich schwöre Euch, ich will hinter Eure Schliche und Geheimnisse kommen, und sollte ich Tag und Nacht . . ."

„Oh," versetzte Blas, „wenn dem Herrn Oberinspektor so viel daran gelegen ist, ich laß mich behandeln. Verstehen Sie wohl — dieses Laub verwandle ich durch gewisse Beizen in den feinsten Rauch- und Schnupftabak. Das Rezept habe ich in Warschau einem Juden theuer bezahlt. Wenn Sie mir tausend Thaler blank und baar hier auf den Tisch zählen, so erfahren Sie mein Geheimniß und Sie können sich mit mir associren, wo nicht — guten Morgen, Herr Oberinspektor!"

Und hiermit wendete er sich zum Fortgehen.

Der Oberinspektor sperrte das Maul auf, und schnappte nach Athem.

„Halt," — rief er, „halt, Ihr frecher, unverschämter Lügner, warum geht Ihr denn Eurem redlichen und ehrlichen Gewerbe bei Nacht und Nebel nach, wie ein Dieb und Gurgelabschneider? Warum?"

„Blos darum," erwiederte Blas, „daß uns das löbliche Forstgericht vom Hals bleibt, wegen des verbotenen Laubsammelns."

„So — So!" rief der Oberinspektor, „und wißt Ihr auch, daß ich Euch anzeigen werde? daß Ihr alle gezüchtigt werden sollt?"

„Ich kann es wenigstens von Ihnen erwarten," sagte Blas verächtlich, „und wünsche Ihnen Glück zu den Gebühren, welche Sie als Denunciant erhalten. Befehlen Sie sonst noch etwas, Herr Oberinspektor?"

„Da — da" — schrie dieser, außer sich vor Wuth und Scham, „Euren Unrath schafft fort, packt Euren Taback wieder ein, und fort mit ihm und Euch in drei Teufelsnamen."

„Gott soll mich bewahren," antwortete der unerschütterliche Kräutler, „daß ich Hand an dieses, dem Forstgericht verfallenes Gut lege, wo sie es jedenfalls als Beweis mitbringen müssen;" und mit all dem stolzen Anstand eines Soldaten trat Blas vor den knirschenden Oberinspektor, legte die Hand an die Mütze, machte links um und seine Hane und den leeren Sack über die Schulter werfend, und seinen Hund streichelnd und schmeichelnd, schritt er langsam und ruhig davon, gefolgt von seinen acht Gesellen, die auf ihren Anführer nicht weniger stolz waren, als alle Marschälle von Frankreich auf den kleinen Korporal.

Die im Walde zurückgelassenen zehn Schleichhändler hatten das Uebermenschliche geleistet, denn auf sie war die Last der acht übrigen vertheilt worden, und ohne Unfall brachten sie dieselbe durch die unbewachten Posten nach der Knochenmühle. Von hier aus war die verbotene Waare sogleich in die hunderte von Kanälen gelangt, durch welche sie in die Hände der Konsumenten floß, sich auflöste und spurlos verschwand.

Die Schleichhändler aber schwuren hoch und theuer, daß man Keinen ihrer selbst in den ersten vierzehn Tagen anderwärts als im Wirthshaus und bei keinem andern Geschäft, als beim Trinken und Spielen antreffen solle, und sie hätten dieses Gelübde gewiß redlich erfüllt, wenn nicht in der halben Zeit schon der leichte Verdienst verjubelt gewesen wäre.

3.

„Tanz', Mädchen, tanz'!
Die Schuhe sind noch ganz.
Laß sie dich nicht reuen,
Der Schuster macht die neuen."

Kirchweihlied.

Um das ganze Dorf schwebte eine leichte, abendliche Glorie. Der sinkenden Sonne Strahl vergoldete

den verwitterten Hahn des Kirchthurms, und übergoß die Giebel der alten Häuser mit demselben rosigen Scheine, in welchem die Firnen der Alpen zuweilen so feenhaft sich darstellen. Der Rauch wirbelte behaglich aus den schwarzen Kaminen empor und breitete sich dann als lichter Nebelhauch über die Dächer, und verlieh der Landschaft jenen Anstrich des Verschleierten und Verschwimmenden, welcher unserer Phantasie so wohl thut, die stets bereit ist, aus den unklaren Umrissen halb verhüllter Parthien sich das Anmuthigste und Anziehendste zu bilden und zu ergänzen.

Dieses Spiel unserer Einbildungskraft ist es, was dem Duftigen, den Halblichtern und den Halbschatten einer Landschaft, sowohl in der Wirklichkeit, als auch im Bilde einen so großen und eigenthümlichen Reiz verleiht, der dem Künstler trefflich zu Statten kommt, wenn er ihn zu benutzen versteht.

So erinnere ich mich des großen Bildes eines nicht unberühmten Genfer Malers, dessen Hauptgegenstand ein ziemlich handgreiflicher Nebel war. Betrachten wir das Bild: Im Vordergrund, am hohen Felsabhang eine Sennhütte; daneben ein Wanderer, der mit gespannter Erwartung in die, den übrigen Raum des Gemäldes erfüllende Nebelmasse blickt, welche an einer Stelle vom Sonnenlichte stark beleuchtet, jeden Augenblick sich zu öffnen, sich aufzurollen verspricht, um eine reizende Aussicht auf riesige Gletscher oder auf lachende Thäler zu gewähren. Obgleich fast ganz nur Grau mit Grau in Grau angelegt, erhielt das Bild nicht nur den Beifall Vieler, welche die Erwartung des dargestellten Reisenden zu theilen schienen, sondern es fand sogar — und das ist die Hauptsache — bald einen Käufer.

Hoch über den Dächern der bescheidenen Bauernhäuser schwebte unter der Krone des schlanken Fichtenstammes ein festlicher Kranz, und hie und da vom leichten Winde bewegt, flatterten seine bunten Bänder und rauschenden Flitter. Doch nicht nur die am hohen Maste wehenden Wimpel sind uns ein Signal, daß hier eine frohe Kirchweih waltet, auch schmetternde Trompetenstöße, dann und wann der kreischende Ton einer lauten Klarinette, worein taktmäßig das Summen der gewaltigen Baßgeige sich mischt, verkünden schon von Ferne das rauschende ländliche Fest.



Rom hat seinen Carneval, London seine Lordmajorswahl, Paris seinen Boeuf gras — kurz jede große Stadt hat eine Epoche, wo ihre Pulse lebhafter schlagen, wo ihre Bevölkerung ein intensiveres, erregteres Leben lebt.

Aber auch dem kleinsten unserer Dörfer erblüht mit den Tagen der Kirchweihe eine Zeit, unverkümmert durch den Schweiß saurer Arbeit, ein Glanzpunkt in dem mühseligen Jahreslauf des Landmanns, eine Reihe von Feiertagen, welchen er mit ganzer Hingebung sich widmet und weiht.

Man trete dann nur in das Dorf. Allerwärts ist Jubel, Behaglichkeit, Genuß. Man trifft kein kleines Kind ohne ein großes Stück Kuchen, die ganze Dorfjugend ist weniger schmutzig als gewöhnlich, und die Erwachsenen sind wirklich sauber, schmuck und geputzt.

Die älteren Leute, vor den ärmlichen Hausthüren sitzend, trinken reichlich die besten Erzeugnisse des Bodens; die Männer sind alle frisch rasirt, und erzählen laut und ausführlich die Streiche, die sie selbst an solchen Tagen ausgeführt, da sie noch jünger waren, und Alles besser und lustiger herging.

Der wackere Pfarrer schüttelt lieben Gästen die Hand, und die Pfarrerin schiebt noch ein Bündel mit Obst und Kuchen in die funkelnde Stadtkutsche, die Bewunderung der Landleute. Die Pferde wiehern, ermuthigt vom Landhafer, der nicht besser, aber reichlicher war als der Stadthafer, und roth und erhitzt kommt der Kutscher vom Tanzplatze.

So treibt man es im Dorfe, und gewiß, das Leben und Weben daselbst hat Beziehungen und Aehnlichkeiten zum Leben der Städte, die mannigfaltig und überraschend sind, nur daß sie weniger auffallen, und dem flüchtigen und fremden Beobachter oft unverständlich sich äußern. Aber hier wie dort wuchern Partheigeist, Intrike, Herrschsucht, Habgier und Eitelkeit — kurz, alle Leidenschaften, nur in verjüngtem Maßstabe und in veränderter Form.

Für den jungen Mann von Stande ist nichts so reizend, aber auch nichts so schwer, als in einer Stadt, und namentlich in einer großen, aufzutauchen über den Schaum der Gesellschaft, als sich zu erheben über das Gewöhnliche und Gemeine, als die Beherrschung so wesentlicher Lebensfragen, wie die der Mode und des Geschmackes an sich zu reißen, um von seinen Umgebungen als das Muster und Vorbild eines Weltmannes, als Angeber des Tones und Leiter der Gesellschaft bewundert und beneidet zu werden.

Es ist sehr schwer, sage ich, dieser Erste und Unübertreffliche einer Stadt zu werden. Sey es nun, daß der nach dieser Auszeichnung Strebende die schönsten Pferde, die prächtigsten Wagen und Livreen und die trefflichsten Hunde vorzeigen könne, oder daß er durch eine ausgewählte, stets frische, stets unerreichte Toilette Alle in Verzweiflung hinter sich zurückläßt, die mit ihm wetteifern, oder endlich, daß er durch die Gewalt seines Geistes, seines Talentes die Nebenbuhler verdunkelt und den Witz als die furchtbare Waffe gebraucht, um Alles mit Spott und Hohn niederzuhalten, und um den Bemühungen seiner Gegner den Makel des Lächerlichen anzukleben, kurz — der Wege sind viele, aber nicht alle führen zum Ziele, und oft muß derjenige große Vollkommenheit nach sämmtlichen angegebenen Richtungen entwickeln, der zum ersten Cavalier, zum Tonangeber und Orakel der guten Gesellschaft sich emporschwingen will. Georg IV. that sich mehr darauf zu Gute, der erste Gentleman seines Hofes, als König von England zu seyn.

Wenn es aber keiner Stadt an Solchen fehlt, welche die Ausfüllung dieses schwierigen Postens zur Aufgabe

nehmen, so ist die männliche Jugend eines Dorfes noch viel weniger ohne Leiter und Führer, und es ist gewiß noch unendlich schwieriger, im Dorfe der erste Hahn des Korbs zu seyn, als da den ersten Rang zu erringen, wo Laune und Caprice oft wunderlich genug mit einwirken.

Der erste Bursche des Dorfes ist zugleich, wenn nicht der schönste, doch der kräftigste, wenn nicht reichste, doch der gewandteste und manierlichste. In jedem Tagewerk ist er voran. Seine Pferde sind am besten gehalten und glänzen vor Allen; sein Geschirr und Zeug ist sauber, seine Peitsche ist die lauteste; kein Heuwagen ist so hoch geladen wie der seinige, aber keiner ist auch fester und glatter; kein Anderer mähet so breiten und so gleichen Strich wie er, keiner bindet die Garben so leicht und zierlich, und keines Art fällt schneller und sicherer den Stamm der gewaltigen Föhre.

Aber nicht nur im Bereiche des Nützlichen thut er es Allen zuvor, auch in den schönen Künsten ist er bei weitem der Erste. Er kennt die artigsten Lieder und die muntersten Weisen dazu, er tanzt zierlicher als die Uebrigen, und keiner hebt dabei sein Mädchen so hoch wie er. Und wenn er Kegel schiebt — dann nehmen selbst die alten Bauern die Pfeife aus dem Mund, und sehen seiner Kugel nach, und wenn die Kegel durcheinander stürzen, rühmen sie die Würfe ihrer Zeit, und verhehlen nicht, daß damals freilich die Kugel schwerer, und die Bahn länger gewesen, wie denn Alles leichter und liederlicher werde.

Kein Wunder also, daß der erste Bursche eines Dorfes bei jeder Gelegenheit als An- und Wortführer an der Spitze steht; er schlichtet die Händel, und wo sein Wort nicht ausreicht, gibt seine Faust den Ausschlag; er richtet bei Kirchweihen den Baum auf, er beginnt den Reigen und seine Stimme allein hält noch einige Ordnung und Zucht in dem tobenden Haufen.

War aber der junge Matador des Dorfes einmal Soldat, so kann dies sein Ansehen nur erhöhen; er trägt noch eine Zeit lang seinen Schnurbart und seine Soldatenmütze, und er grüßt nur, indem er die Hand an die Stirne hält; seine Haltung ist dann sicherer, und zu dem Bewußtseyn innerer Kraft gesellt sich der äußere Anstand.

Wie nothwendig es war, diese Schilderung voranzuschicken, wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß wir uns jetzt in einem Dorfe befinden; in einem Dorfe, wo eine rauschende Kirchweih im vollsten Gange ist, und das kleine, aus einer Geige, einer Klarinette, einer Trompete und dem Baß bestehende Orchester die tanzende Jugend bereits seit Mittag in vollem Athem erhält.

Diese Dorfmusik ist einfach und schmucklos, aber taktfest und unermüdlich; sie bringt nicht das Neueste, sie geizt nicht nach dem Ruhme Strauß'scher Produktionen, aber sicher und scharf gibt sie den Dreivierteltakt, so daß der Fuß der Dörferin niemals in Ungewißheit schwankt, sondern in harmonischer Zeiteinheit mit dem Takt der Musik sich bewegt. Das Landmädchen tanzt freilich etwas schwer und langsam, aber dafür hält es besser Takt, und faßt ihren Tänzer fester und sicherer als die Städterin. Kein Stoß, kein Drängen und Drücken, nichts ist im Stande, das Paar aus dem Takte zu bringen, indem es sich mit der unwandelbaren Sicherheit eines Planeten auf der verwickeltsten Bahn dahinbewegt, und niemals kommen da die kometenartigen Abschweifungen angehender Tänzer der Stadt vor, die so häufig in das zuschauende Publikum hineinsegeln, wie in einen leeren Weltraum, und im Vorüberstreifen an Fußtritten und Rippenstößen den Umstehenden viel gefährlicher sich erweisen, als wirkliche Kometen der Erde.

Es war tief in der Nacht. Längst hatten die Alten sich zurückgezogen, und den Tanzplatz der Jugend überlassen. Das Gewühl war dicht, die Freude laut und allgemein. Kein Zwang herrschte hier und keine lästige Beschränkung. Aber der schlanke junge Mann, der dort an der Thüre steht, steuert der Zügellosigkeit und regelt das Treiben. Er leitet die Musik, indem er die Dauer der Tänze bestimmt, er hält die Andrängenden zurück, er klatscht in die Hände, ein Zeichen, daß jetzt neue Tänzer aufziehen sollen, und an der Achtung und Willfährigkeit seiner Umgebung erkennen wir sogleich, daß er der Erste, der Stolz des Dorfes ist. Seine Tracht und sein Bart lassen den gedienten Soldaten erkennen, aber die Bläße seines kräftigen und schönen Gesichtes verräth erduldete Leiden und Mühseligkeiten, es gewährt den schmerzlichen Eindruck, welchen die Züge der Wenigen erregten, die Rußlands Schneegefilden und dem tausendfachen Tode der Schlachten glücklich entronnen waren.

Aber am Arm des Soldaten hing ein Mädchen, frisch wie der junge Tag, fröhlich und stolz auf ihren Platz an der Seite des Vorzüglichsten. Ihr hübsches Gesicht hatte die kräftige braune Farbe, welche die gütige Sonne den Kindern verleiht, die ihr Licht nicht scheuen und das lebhaft durchschimmernde Roth ihrer Backen zeugte von strotzender Gesundheit. Wenn sie lachte, denn ein Landmädchen lächelt nicht, so sah man Zähne, dicht, weiß und schimmernd, ein Schmuck, der den Neid der Städterinnen erregte, und zu dessen Unterhaltung sie doch kein anderes Mittel gebrauchte, als das rauhe kräftige Gerstenbrod, ihre tägliche Nahrung. Der Bäuerin Brust war voll, ihr Arm rund, braun und roth bis hinauf, wo der geschürzte Aermel des Hemdes ihn schützte, unter welchem man noch ein wenig von einer Haut sah, so zart, weiß und weich, wie die auf Eiderdunen gepflegte und gegen Licht und Luft gewahrte Haut der feinsten Dame der vornehmen Welt.

Mit Wohlgefallen betrachtete das Mädchen den breiten silbernen Ring, der ihre rauhe Hand schmückte, und drückte ihn an die Lippen. Es war ein Geschenk ihres Verlobten, er war die einzige Kostbarkeit, die alleinige Beute, welche er aus dem Feldzuge mitgebracht hatte, und das letzte Kleinod, welches er trotz Mangel und Entbehrung vor der Habgier der polnischen Juden zu bewahren wußte.

„Es ist Zeit, Blas," flüsterte sie endlich, die Hand des Soldaten drückend.

„Wie, jetzt schon?" entgegnete er.

„Ach freilich," sagte sie besorgt, „wir haben es ja der Mutter versprochen."

„Sey zufrieden, Gertraud, wir halten auch Wort; aber höre, vorher noch einen Solo!“

Mit diesen Worten klatschte er in die Hände, warf den Musikanten ein Geldstück hin, und mit lauter Stimme rief er den Solo aus.

Da begaben sich plötzlich alle Uebrigen des Tanzes, und überließen dem schönen Paare den Boden, welches dann zur allgemeinen Bewunderung und Befriedigung den Ehrentanz ausführte.

Kaum hatten beide ein wenig geruht, als sie sich leise und unbemerkt dem Getümmel entzogen, und schon waren sie bis zur Flur gelangt, als sie von drei, die Treppe heraufstürmenden Burschen umringt und angehalten wurden.

„Was,“ rief der Eine barsch, „so, wollt ihr euch davonschleichen! Donnerwetter — Gertraud, Du wirst nicht gehen, ohne mit mir getanzt zu haben.“

„Und mit mir auch — mit mir auch!“ fügten die beiden Anderen mehr dringend als höflich hinzu.

Die drei Werber waren die drei Gebrüder Rauffer, die Söhne des Hofbauern, die reichsten und rüstigsten, aber auch die hochmüthigsten und streitsüchtigsten Bursche des Dorfes. Immer einig und in Masse auftretend, hatten sie, so lange Blas abwesend war, die Herrschaft an sich gerissen und als tyrannische Großhanse regiert. Sie hatten ihr Auge auf Gertraud, die schmuckeste Dirne des Dorfes, geworfen, und obgleich diese alle Anträge beharrlich zurückwies, hatten sie doch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Einem endlich ihre Hand zu Theil werde.

Da kehrte plötzlich Blas zurück, da schwindet das Ansehen, da scheitern die Hoffnungen der Brüder.

Keiner war heute so glücklich gewesen, einen Tanz von Gertraud zu erhalten, erbittert hatten sie sich in die Schenkstube zurückgezogen, dem beneideten Soldaten Verderben brütend, und erhitzt vom Weine stürmten sie die Treppe hinauf und versperrten dem scheidenden Paare den Weg, entschlossen, um jeden Preis ihre Aufforderung zum Tanze durchzusetzen.

Gertraud entschuldigte sich bei den Zudringlichen, aber sie sprach zu Leuten, welchen mit Gründen nicht gedient war, und der Aeltere und Anführer der Brüder faßte sie ohne Weiteres, um mit Gewalt sie zurückzuführen.

„Bist Du toll,“ rief Blas, und drückte den Frechen hinweg, „laß das Mädchen gehen, sie kann thun, was sie will, und kein Mensch in der Welt soll sie hindern.“

„Und keine tausend hungrige Soldaten sollen mich hindern, mit ihr zu tanzen,“ schrie der Andere erbost.

„Konrad,“ sagte Blas ruhig, „mach' keine Händel, Du weißt, es ist mir zuwider.“

„Wohl weiß ich, daß Dir Courage fehlt, und so ein schäbiger Soldat soll mir befehlen? so ein ...“

„Sackerment, halt's Maul,“ flüsterte der jüngste Bruder dem Wüthenden zu, „bedenke, in welche Ungelegenheit er uns bringen kann, wenn er will.“

„Wenn er will,“ rief Konrad höhnisch, „wenn er will! Aber er wird es bleiben lassen, zu wollen. Wenn Du je ein Wort fallen läßt, Blas — wenn Du plauderst — so sollst Du nicht so lange mehr athmen, um Dich's reuen zu lassen!“

Eine dunkle Röthe überflog bei diesen Worten das blasse Antlitz des Soldaten.

„Wie,“ rief er, „ihr erbärmlichen Schelme, die ihr euch losgekauft habt von Pulver und Blei, ihr schimpft meine Soldaten! Herr Gott, halte mich ein! Nein — ich bin kein Angeber, aber wehe euch — wehe euch Allen, wenn ihr euch untersteht, mir zu drohen!“

Und mit diesen Worten faßte er rasch den Ersten, drückte ihn auf den Zweiten, und schob so den Dritten sammt den beiden Andern in eine nahe offene Thüre hinein, schloß diese ab und eilte dann mit der angsterfüllten Gertraud hinweg.

In der Wirthsstube ging es aber jetzt bunt durcheinander.

Die wüthenden Rauffer suchten und fanden alsbald eine andere Gelegenheit zur Kühlung ihres Muthes, und es währte nicht lange, so waren die Bursche handgemein, und die Weiber stürzten heulend die Treppe hinunter.

„Horch!“ sagte der Amtschirurgus, der im untern Stübchen bei einer Flasche Wein und dem Gerichtsschreiber saß — „horch! jetzt geht's los!“

„Ihr werdet zu thun bekommen,“ erwiederte dieser.

„Ihr auch.“

„Die Kirchweihen sind einträglich.“

„O ja, man hat seine Taggelder und die Kur wird extra bezahlt.“

„Aber zum Teufel,“ fuhr der Gerichtsschreiber fort, „wie kommt es, daß nicht jedesmal Einige auf dem Platze bleiben; schlagen doch die Kerle darauf los, als ob sie Holz spalten.“

„Leinölköpfe, Leinölköpfe,“ versetzte der Chirurgus schlau lächelnd.

„Wie so?“

„Oh, das ist ein unausrottbares Volk in der Gegend hier. Baut nichts als Flachs und ist zäh wie Flachs; schmalzt alles mit Leinöl, fehlt's innerlich — Leinöl! fehlt's äußerlich — Leinöl! das macht feste Knochen und zähe Bänder. Ich kenne einen Fall, Herr Gerichtsschreiber, Ihr würdet's nicht glauben, wenn's ein Anderer erzählte.“

„Ein Fall — ein Fall?“ rief Jener neugierig und schenkte dem Chirurgus ein.

„Ja — ein sehr auffallender Fall!“ sagte dieser, das Glas leerend.

„Nun?“

„Nun!“ fuhr der Chirurgus fort, und hielt das Glas hin.

„Den Fall — den Fall!“

„Ja so — nun — ich glaube es war anno ...“

„Das ist gleichgültig!“

„Potz Wetter, nicht im Geringsten, Herr! denn anno Vorhero stand ich noch bei den Schwedischen, und hätte also den Fall nicht mit meinen **ipsissimis oculis** ansehen können. Es war aber — anno sieben und neunzig — ja, ganz recht — ein tausend sieben hundert und sieben und neunzig, da kamen auch zu einer Kirchweihe drüben die Freiherrlichen herüber in's Reichsgräfliche, und warfen die Bursche sammt und sonders zum Wirthshaus hinaus ...“

„Was, ohne alle **provocatio alterae partis**?“

„Gleichviel, sie schmießen sie hinaus. Aber die holten Sukkurs und belagerten nun Jene und drohten die Thüre aufzubrechen, und alle Freiherrlichen gänzlich todt zu schlagen. In dieser Bedrängniß huben die Eingeschlossenen den Aufsatz des eisernen Ofens hinweg, trugen ihn an's Fenster und..."

„Herr des Himmels, halt ein..." schrie der Gerichtsschreiber.

„Und warfen ihn einem der Stürmenden mir nichts dir nichts auf den Kopf."

„Oh Jemine! und was that dieser?"

„Je nun — er fiel um."

„Und hernach?"

„Stand er wieder auf."

„Was — er stand auf?"

„Allerdings — und nahm ihn..."

„Wen?"

„Den Ofen, und trug ihn geradeswegs zum Schultheiß als..."

„**Corpus delicti.**"

„Richtig — und dann stürzte er zu Boden, und dann — habt ihr noch einen Tropfen, Herr Gerichtsschreiber?"

„Und?" sagte der Gespannte, das Glas füllend.

„Nun — er stürzte zusammen und — horch!"

„Herr Chirurgus, Herr Amtschirurgus," rief der Wirth hereinstürzend, „Blut, Mord, Todtschlag, Hülfe, Beistand, barmherziger Himmel, muß auch das noch über mein Haus kommen!"

Der Chirurgus sprang auf, entwickelte behende sein Verbandzeug und eilte nach der Thüre.

„Aber in's Teufels Namen, was ist aus dem Mann geworden?" rief der Gerichtsschreiber ärgerlich.

Umsonst — der Chirurgus hätte ihn auch ohne diese Unterbrechung sicherlich noch lange auf die Folter gespannt, und so mußte er es sich denn gefallen lassen, acht Tage lang die günstige Gelegenheit abzuwarten, bis ihm der Feldscheerer endlich mittheilte, daß der von dem Ofen Getroffene eine Fraktur des **Os occipitis**, und eine Lädirung der **Dura mater** erlitten habe, daß ihm abhanden des Chirurgus zwar an die sieben Löcher mit dem **Trepanum perforativum** und **coronatum** in den Schädel gearbeitet worden, er aber, der Getroffene nämlich, nichts desto weniger baldigst gestorben sey.

Diese noch viel weiter ausgeführte Beschreibung der Verletzung und ihrer kunstgerechten Behandlung führte der Chirurgus mit so lebhaften Worten und solch erläuternden Griffen auf den kahlen Schädel des Gerichtsschreibers aus, daß dieser vor Entsetzen zitterte und bebte, und seitdem einen wahren Abschen vor eisernen Oefen mit abnehmbaren Aufsätzen mit sich trug.

4.

> „Freunde kommen zusammen, und scheiden wieder; doch wahre Feinde, die sich begegnen, trennt nur der Tod."
>
> Byron's Giaour.

Wie viele herzhafte Küsse zwischen Blas und Gertraud auf dem Heimweg gewechselt wurden, — die Sterne haben es gesehen, und Verliebte können es sich einbilden, aber die Sterne verschwatzen nichts, und Verliebte zählen nichts weniger als Küsse, so daß hierüber in Ungewißheit gelassen zu werden der Leser gütigst verzeihen wolle.

Aber kaum hatte Blas sich verabschiedet, kaum war er allein mit seinen Gefühlen, als diese schnell und stürmisch eine Richtung nahmen, wie sie sonst nicht leicht auf einen so zärtlichen Abschied folgt.

„Mir wollen diese Menschen drohen," rief er mit heftigem Grimme, und schlug sich mit der Faust auf die Brust — „mir — drohen? Glauben diese Schufte, ich hätte seither nur aus Furcht vor ihrer Rache geschwiegen? Beim ewigen Feuer! ich bin kein Anbringer und kein Spion, aber sehen sollt ihr, ob Blas euch fürchtet, und wenn ihr ein Dutzend und des Teufels eigene Schwager wäret. Drohen — drohen — Donner und Wetter! ich will euch lehren, einem Soldaten zu drohen!"

Und mit ähnlichen Aeußerungen, die er mit zahlreichen, schweren und leichten Flüchen bekräftigte, schritt Blas durch die Nacht hin nach den äußersten Häusern des Dorfes, die einsam und von den anderen abgesondert lagen.

Da leuchtete kein Fenster und lärmte kein spätes Gelage mehr, wie in den übrigen Wohnungen, Alles war hier finster, öde und still. Die allgemeine und freudige Bewegung der Dorfbewohner hatte sich an den Schwellen dieser Hütten gebrochen; hierher drang nicht aufmunternd der Schall der Musik, und theilnahmlos und traurig standen sie, unbewegt von dem ringsum herrschenden Jubel.

Hier wohnten nicht die Armen, aber die Elenden, hier wohnten nicht die Sündhaften und Verbrecher, aber die Gedrückten und Verfolgten, hier wohnten nicht die Kranken und Aussätzigen, aber die Verfluchten und Ausgestoßenen, hier wohnten — die Juden. Hier wohnte die unverbrüchliche Anhänglichkeit an Religion und Gesetz, hier die Nüchternheit, Genügsamkeit und Mäßigung, hier wohnte der rastlose Drang nach dem Verkehr, nach dem Erwerb, nach dem Gelde, und hier endlich wohnten der Schmutz, das Mißtrauen und die Erbitterung.

Unglückliches Volk! erwartest du deinen Messias, damit er dich mit Gott, oder nicht viel mehr, daß er dich mit den Menschen versöhne?

Blas klopfte an die Thüre des niedrigsten und elendesten dieser stummen Häuser, es war halb verfallen und vor Unrath kaum zugänglich. Er klopfte lange und laut, aber es blieb still, als stünde er an der Pforte des Grabes.

Endlich nachdem er einen Stein an die Thüre geschleudert hatte, daß diese in ihren Angeln erdröhnte, öffnete sich ein kleines Fenster, und eine hohle, zitternde Stimme ließ sich vernehmen:

„Nun — was geht vor an meinem Haus? — was soll bedeuten der Lärm an meiner Thür — was laßt Ihr nicht in Ruh n'alten, armen Mann!"

„Ich suche den Leser Kain," sagte Blas.

„Hier wohnt der Leser Kain," — antwortete die Stimme, „ich bin der Leser Kain — was soll der Leser

Kain? Habt Ihr ein Geschäft? Ich bin ein ehrlicher Mann, ein ganz ordentlicher Mann."

„Mach auf!" rief Blas ungeduldig.

„Nun, ich kann doch nicht aufmachen meine Thür der unbekannten Menschheit in der Dunkelung der Finsterniß!"

„Kennst Du mich nicht mehr, alter Marder, ich bin der Blas Wisel."

„Gott sey gelobt!" rief der Jude und verschwand.

Nach wenig Augenblicken wurde im Hause ein Licht sichtbar, man hörte schlürfende Tritte und die Thüre öffnete sich.

Gebückt trat Blas ein und erblickte nun den Juden, dessen Erscheinung in ihm ein gemischtes Gefühl des Grauenhaften, Lächerlichen und Bedauernswerthen erregte.

Man denke sich bei dürftiger Beleuchtung die hagere Gestalt des Juden, sein faltenreiches Gesicht mit den gespannten Zügen, mit dem rauhen, unsauberen Barte und dem zahnlosen, welken Mund, der halb geöffnet war. Um die ursprünglich wohl einmal weiß gewesene Nachtmütze war ein schmutziges Tuch gebunden. Ein alter Rock ließ aus Mangel an Beknöpfung und Ueberfluß an Löchern Theile eines hemdeartigen Zeuges sehen, welches mit der allgemeinen Wasserscheu der übrigen Garderobe ganz insbesondere behaftet zu seyn schien. Die gekrümmten Beine waren in der Eile unbekleidet geblieben, und diese Jammergestalten stacken zitternd und schlotternd in gewaltigen Holzschuhen.

Der Jude wollte in einen Redestrom ausbrechen, aber Blas bedeutete ihm zu schweigen und nach der Stube zu leuchten. Der Alte gehorchte halb unwillig und leise vor sich hinmurmelnd:

„So spät — so sehr spät — aber ich habe keine Furcht — ich habe kein Geld im Haus — keines — gar keines — es ist kalt und kein Mensch ist bei mir — keine Seele..."

„Setz' Dich," sagte Blas, als sie in die dumpfe Stube getreten waren, und er selbst nahm auf einer alten Kiste Platz. Der Jude setzte sich auf das Bett, faltete die knöchernen Hände über den Knieen, die er bis zum Kinn hinaufzog und erwartete mit ängstlicher Neugier das Weitere.

„Kennst Du mich jetzt," fragte Blas, den Gegenübersitzenden scharf ansehend.

„Gottes Wunder," rief der Jude betreten, „ob ich Euch kenne. Seyd Ihr nicht der Blas, der Blasius Wisel, seyd Ihr nicht gewesen ein kleines Kind, und der Leser Kain hat Euch gegeben Mazzen und Datscher, seyd Ihr nicht gewesen dabei..."

„Wobei?" — fragte Blas schnell und mit starker Stimme.

„Nun," rief der Jude, sichtbar bestürzt, „wobei? wobei? Dabei! Ihr wißt es so gut wie ich..."

„Sag es, sprich es aus," — rief Blas drohend, „wobei bin ich gewesen, heraus damit!"

„Gottes Wunder," fuhr der Jude kläglich fort, „habt Ihr es vergessen, und ist mir es doch wie gestern, wie Ihr uns angetroffen habt..."

„Wen? wen habe ich getroffen?"

„Nun — die Rauffer, die Brüder, alle drei und mich, den armen Juden, wie wir haben vergraben im Wald das Korn und den Branbwein, und haben verscharrt im Laub die Flinten und die Gewehre..."

„Gut," — sagte Blas — „ich erinnere mich, und was ist weiter geschehen?"

„Oh, wär' vertrocknet meine Hand, und verdorrt meine Zunge, daß ich keinen Theil hätte am Weiteren! Ich habe alles verschachert, verhandelt, verkauft, — die Frucht, die Armaturen, die vier Pferd vom Wagen, und den Wagen selbst haben die Brüder zerschlagen und gebrochen in tausend Stücke..."

„Und wozu dies Alles, Leser Kain, nichts vergessen!"

„Warum — nun warum? haben es doch müssen gethan haben die Franzosen, die Marodeurs und haben doch die Rauffer eingesteckt den Erlös, und obendrein eine Entschädigung für Pferd und Geschirr..."

„Und was hast Du erhalten?"

„O weh!" rief der Jude kläglich — „ach was habe ich gekriegt, ein kleines Stück Geld, ein ganz kleines Stück Geld, und böse Reden und schlimme Worte und Schläge!..."

„Was!" rief Blas erstaunt.

„Sie haben Gewalt gethan an dem niedrigen Mann, Sie sind geworden reich, und ich bin geblieben ein Betteljud, Sie haben sich losgekauft vom Militär und mein Wolf ist genommen worden, und verkommen im Krieg. Man hat ihn geschleppt nach Rußland, und ich habe mein Kind nicht mehr gesehen, oh mein Sohn, mein Sohn!" und der Jude stöhnte und schluchzte, und schlug sich auf die Brust und zerriß die Fetzen seines Kleides.

„Leser," sagte Blas ergriffen, „sey ruhig, Dein Wolf war ein braver Soldat."

„Er ist gewesen ein gutes Kind, ein gescheiter Mensch..." fuhr der Jude heulend fort.

„Wir haben ihn gehalten, wie einen Kameraden, und nicht wie ein Thier," — tröstete Blas — „ich habe mit ihm das Lager getheilt und den letzten Bissen, und in meinen Armen ist er gestorben wie ein Mann."

„Oh Vater Israels," schrie der Jude, vor Blas hinstürzend und mit seinen Händen dessen Knie umklammernd, „oh Jehova, laß weiß werden sein Haupt in Freude, wie das meine in Kummer, und mache reich seine Hand, wie meine arm ist, für alles was er gethan hat an meinem Sohn! Oh mein Kind — mein Kind!" schrie der alte Mann wimmernd, und wand sich auf dem Boden.

„Steh' auf, komm zu Dir," sagte Blas, die Thränen wegwischend, die ihm in den Bart geronnen waren, „Alles ist vorbei, und droben findet ihr euch wieder."

Der unglückliche Vater setzte sich, es erfolgte eine stille Pause, in welcher er seinen Gefühlen freien Lauf ließ, in welchen die Rinde eisigen Schmerzes, die sein Herz beengte, sich löste, thaute und in Strömen lindernder Thränen sich ergoß.

„Leser," hub Blas endlich an, als der Alte allmählich sich beruhigt hatte, „ich brauche Dich. Wirst Du thun, was ich verlange?"

„Ich werde thun, was Ihr verlangt — ich werde thun, was 'n alter Mann vermag, ich will kriechen auf

meinen Händen, ich will stehen im Regen, ich will schlafen im Staub ...“

„Gut,“ sagte Blas, „ich verlange nichts Schweres. Es wird Dein Vortheil seyn.“

„Gott bewahre mich,“ schrie der Jude, „ich nehme keinen Profit, gar keinen. Mein Weib soll sich umdrehen unter der Erde, wenn ich Vortheil nehme...“

„Sey still,“ unterbrach ihn der Andere, „diesmal wird nichts geschachert. Merke Dir, was ich sage.“ Und der Jude dehnte sich vorwärts, die Hand am Ohr und die Augen stier auf jenen gerichtet.

„Bist Du bereit, Leser, Alles, was Du vorhin erzählt hast, morgen vor Gericht Wort für Wort zu wiederholen und zu beschwören?“

Ohnmächtig fiel der Jude zurück. Jedes Wort hatte ihn durchzuckt, er war wie von Sinnen.

„Ich bin ein geschlagener Mann, ein verlorner Mann — ich werde gehenkt — gehenkt am Hals, — ich werde geknebelt, ich werde gebunden, ich...“

„Donnerwetter,“ schrie Blas, auf den Tisch schlagend, „halte Dein Maul und höre mich! Zeigst Du die Geschichte an, so wird Dir die Strafe erlassen oder Du erhältst selbst eine Belohnung. Mache ich den Kläger, so heißt es: mitgefangen, mitgehangen, und Du wirst mit den Andern gezüchtigt nach Verdienst und Gerechtigkeit. Jetzt wähle — mach's kurz, es ist spät.“

Leser Kain rannte in der Stube herum wie besessen, er raufte sich die wenigen Haare, er klagte, er jammerte, aber plötzlich blieb er entschlossen vor Blas stehen.

„Ich will es thun,“ sagte er, „ich will sie anzeigen, und will erzählen Alles, was ich weiß. Haben sie mißhandelt den armen Juden, so sollen sie mißhandelt werden, haben sie mich gebracht um meinen guten Sohn, so will ich sie bringen um ihren guten Namen. Aber sie werden mich zwingen mit Gewalt, sie werden mich erschlagen und tödten.“

„Sey unbesorgt,“ sagte Blas aufstehend, „so lange ich lebe, krümmt Dir Keiner ein Haar. Vergiß nicht, was Du zu thun hast. Bist Du nicht in aller Frühe auf den Beinen nach dem Gericht, so werden die Strickreiter Dich abholen. Gute Nacht!“

„Ich werde gehen, ich werde laufen, ich werde aufheben meine Gebeine am früheſten, wenn es Tag ist.“ Und mit vielen andern Betheuerungen leuchtete er dem Davoneilenden nach.

Der folgende Tag brachte eine ungewöhnliche Bewegung in's Dorf.

Gensdarmen rückten herein, Gerichtsdiener erschienen mit emsigem Geschäftseifer zur großen Verwunderung der Gemeinde, denn die am Kirchweihtage vorgefallene Rauferei war zu unbedeutender Art, um die Einschreitung der Behörde und eine solche Entfaltung ihrer Macht zu veranlassen.

Aber wer beschreibt die Ueberraschung und das Staunen der Gruppen vor den Thüren, und der Gesichter, die aus den Fenstern lugten, als der reiche Hofbauer Rauffer sammt seinen drei Söhnen hinweggeführt wurde, sämmtlich auf einen Wagen gefesselt, welchem ein Karren folgte mit dem Juden Leser Kain.

Still und trotzig saßen die stolzen Bursche da, und blickten weder auf noch um. Der Jude zitterte an allen Gliedern.

Als eben der Wagen zur Brücke kam, wo Blas stand, und die Sense wetzte auf dem Brückenstein, da erhob Konrad drohend den Arm und, seine Kette schüttelnd, rief er mit schrecklicher Stimme:

„Dies ist Dein Werk, Blas, aber wenn die Stunde schlägt, die uns wieder frei macht, dann sprich Dein letztes Gebet.“

Der Wagen rollte vorüber, die Verwünschungen verhallten in der Luft, Blas aber warf die Sense auf den Rücken, und ging hinaus und mähte seine Wiese, wenig bekümmert um Vergangenes und Zukünftiges.



Eine reizende Gegenwart fesselte den Glücklichen. Ihm war ein wenig Ackerfeld als Erbe zugefallen, Gertraud's Mutter hatte ein kleines Haus und eine Kuh, dies reichte hin für eine junge Wirthschaft, und bis Alles vorbereitet und eingerichtet war, verdiente Blas noch manches Stück Geld, denn überall fand er Arbeit, und da er wacker angriff, so wurde er besser bezahlt als jeder Andere.

Ein halbes Jahr rauscht schnell vorüber.

Schon besprach er an traulichen Abenden mit seiner Verlobten die kleinen Sorgen ihrer künftigen Haushaltung, schon gedachten sie der Festlichkeiten, die sie aufwenden wollten an dem Tage der Hochzeit, die in wenigen Tagen gefeiert werden sollte. Da verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, daß die Rauffer gegen Bürgschaft entlassen und in's Dorf zurückgekehrt seyen.

„Das ist recht ungeschickt,“ sagte Blas verdrießlich, „wir werden jetzt keine Musik haben, es gäbe nur Händel und Unheil.“

Die Sache war wirklich so.

Geld vermag Vieles. Philipp von Macedonien öffnete mit diesem Schlüssel die feindlichen Festungen, der Hofbauer Rauffer schloß damit den Kerker seiner Söhne auf, die Gott dankten, so glimpflich davon zu kommen.

Aber so wie das Weichen eines Steines gar oft den Fall vieler anderer nach sich zieht, so waren bei dieser Gelegenheit noch Unterschleife und Veruntreuungen in Menge an das Tageslicht gekommen, in welche die Familie und der Anhang der Rauffer, meist die wohlhabendsten Bauern des Dorfes, verwickelt waren. Blas hatte in ein wahres Wespennest gestochen, dessen gereizte und aufgestörte Bewohner, ihres aufgespeicherten Honigs theilweise beraubt, drohend den Stachel auf den Urheber des Uebels richteten, und nur die Gelegenheit erwarteten, um über ihn herzufallen.

Doch Blas war nicht der Mann, der sich fürchtete, noch viel weniger aber ungestraft sich angreifen ließ. Er kümmerte sich wenig um die erboste Rotte.

Zwei Tage waren es noch bis zur Hochzeit, da fuhr

am frühen Morgen Blas hinaus in das Holz, um einige Bäume zu schlagen, die ihm ein vermögender Bauer als Haussteuer geschenkt hatte.

Lässig liefen die Pferde, denn Blas war in Träumen des nahen Glückes versunken, und malte sich in lebhaften Bildern die schönen, kommenden Tage, da hörte er plötzlich das Rollen eines eilenden Wagens, er blickte zurück und rasch sprang er auf.

Auf dem Wagen befanden sich die feindlichen Brüder, alle drei, alle mit Aexten versehen, und wie sich erwarten ließ, alle entschlossen, ihm nicht den freundlichsten Morgengruß zu bringen.

Es war nicht wohl möglich, dieser Begegnung auszuweichen, allein der Gedanke an Flucht war in Blas auch nicht im Mindesten rege geworden, und als er bemerkte, daß der nacheilende Wagen ihn beinahe eingeholt hatte, daß die Brüder heruntersprangen und nach ihren Aexten griffen, folgte er entschlossen ihrem Beispiel.

Jetzt gilt es, dachte er, doch ehe sie mich in Stücke hauen, sollen sie erfahren, wie ein Soldat sein Leben verkauft.

Schnell schnitt er die Stränge seiner Pferde ab, und durch den Wagen im Rücken gedeckt, erwartete er mit erhobener Art seine Gegner.

Wenn blinde Wuth und übermüthige Verläßigung auf ihre überlegene Zahl die Angreifenden in unbedachtsame Hast heranstürmen ließ, so erwartete sie dagegen Blas mit jener kalten Besonnenheit, mit jener ruhigen Fassung, welche nur das Ergebniß eines geprüften Muthes sind, eines Muthes, der die Gefahr nicht tollkühn verachtet, sondern der sie kennt und würdigt, ihr zugleich aber die Stirne bietet, und sie bewältigt.

„Wer mir zu nahe kommt," rief Blas mit lauter Stimme, „der ist ein Kind des Todes!"

Statt aller Antwort erhob der älteste der Brüder, der den anderen etwas vorausgeeilt war, schlagfertig seine Art. Aber Blas kam ihm zuvor. Rasch vorspringend und mächtig ausholend, trieb er dem Feinde sein gewaltiges Beil tief in den Schädel, daß es krachte und der Getroffene augenblicklich zusammenstürzte. Doch sein Rächer war nahe — die Art des Jüngsten schwebte über dem Haupte des Soldaten. Aber dieser, sich bückend, um seine Waffe aus der Kopfspalte des Gefallenen zu reißen, entging dem todtbringenden Schlage, der tief in das Holz des Fuhrwerks drang. Blas war seitwärts gesprungen und führte schnell einen Hieb nach dem neuen Gegner; dieser beugte sich zurück, die Art vermochte nur ihn zu streifen, aber das fürchterliche Werkzeug riß dem Unglücklichen den Leib auf, und dampfend drangen Blut und Eingeweide hervor. Der dritte Feind, die schreckliche Wendung des Kampfes erblickend, warf die Art hinweg, eilte nach einem Pferde und jagte davon.

Blas aber, ergriffen von Entsetzen und Mitleid, wendete sich zu den Opfern, die er seinem Leben gebracht hatte. Hier lag der Erste, vor wenig Secunden noch strotzend von Lebensfülle und Uebermuth, wie vom jähen Blitze erschlagen, eine starre Leiche, und im Antlitz noch die vom Todesschmerz verzerrten Züge der Bosheit und Wuth — dort lehnte der jüngste der Brüder, ein Jüngling, schön und lebensfroh, wimmernd und stöhnend, bemüht, das dahineilende Leben zurückzuhalten.

„Herr Gott," rief Blas schmerzlich, „ich bin unschuldig an dem vergossenen Blute," und herbe Zähren rannen ihm über das Gesicht, als er zu dem Verwundeten sich bückte, und mit einem Tuche das Blut zu stillen und die Wunde zu verbinden suchte.

„Oh Blas," rief der Arme gerührt durch die hülfreiche Bemühung des Feindes, „Gott wird Dir vergeben, wie ich Dir vergebe, und er wird keine Rache nehmen für unseren gerechten Fall. Aber," fügte er mit schwacher Stimme hinzu, „fürchte die Menschen. Geh' — geh', ehe ihnen kund wird, was Du gethan, laß mich sterben, Blas, es ist aus, aber wenn sie Dich umringen, es sind Viele, Du bist verloren — fort — fort" — rief er abwehrend und fiel ohnmächtig zurück.

Blas fühlte nur zu wohl das Mißliche seiner Lage. Er konnte auf das Schlimmste gefaßt seyn, sobald der Vorfall bei den Verwandten und bei dem großen Anhange der Getroffenen ruchbar wurde. Alle waren ihm todtfeind, und so durfte er sich den übelsten Empfang bei der Rückkehr in's Dorf versprechen. Er kam auf den Gedanken, über die nahe Gränze zu seinem Bruder zu gehen, allein er fürchtete, dadurch ein nachtheiliges Licht auf seine Handlung zu werfen, und so faßte er den Entschluß, möglichst schnell in das Dorf zu eilen, und sich unter den Schutz der Obrigkeit zu stellen.

Nachdem er den Sterbenden aufgerichtet und an einen Stein gelehnt hatte, lief er eilend der Heimath zu, in der Verwirrung nicht daran denkend, von einem der Pferde Gebrauch zu machen, um so schneller sein Ziel zu erreichen.

Aber die Botschaft des Vorangeeilten hatte bereits ihre Wirkung gethan. Eine Rotte, versehen mit Waffen aller Art, und schnaubend von Haß und Rachsucht, wartete des wehrlosen, ermüdeten Blas, und stürmte plötzlich auf ihn los, als er dem Dorfe genaht war.

Er flieht, er gewinnt einen Vorsprung, schon ist er im Begriff, über einen Zaun in den Hof eines Befreundeten sich zu retten, da erreichen ihn seine Verfolger, ein Hieb mit einer Haue, deren scharfe Zähne ihm in den Rücken dringen, reißt ihn zurück; er fällt, und tausendfache Streiche und Qualen erleidet er unter den Händen des wüthenden Haufens.

Nur mit Mühe war es der Ortsbehörde und den Freunden des Unglücklichen gelungen, ihn halb entseelt den Mißhandlungen der Aufgebrachten zu entreißen, und als das eiligst berufene Gericht mit den Gensdarmen anlangte, lag er bewußtlos und aus tausend Wunden blutend in dem Schooße seiner Gertraud, die keinen andern Balsam für seine Schmerzen hatte, als die Thränen, die reichlich und unaufhaltsam ihrem kummervollen Auge entströmten.

„Diesmal wird's Leinöl nicht thun," flüsterte der Gerichtsschreiber dem Amtschirurgus zu.

„Noch lebt er," sagte dieser, den Puls des Verwundeten fühlend, „aber schwach — schwach. Doch so lange der Funken noch glimmt, läßt sich das Feuer wieder anfachen."

Oh, wie viele schwere, lange und sorgenreiche Nächte

durchwachte Gertraud an dem Schmerzenlager ihres Blas! Wie lauschte sie auf jeden Athemzug, auf jede Bewegung, wie bebte sie bei jedem seiner Seufzer. Und wie fühlte sie sich glücklich, wie war sie belohnt für Entbehrung, Sorge und Mühe, als zuerst ein dankender Blick, ein Lächeln, und später ein Händedruck Rückkehr des Bewußtseyns und der Kraft ihres theuren Pfleglings ankündeten!

Oh, wenn Alle, die von der Hand des Geschickes hingestreckt liegen in Siechthum und Krankheit, wenn Alle, die ringen und schwanken zwischen Hier und Dort, den Trost der Gegenwart und Pflege eines geliebten und hingebenden Wesens hätten! Wie viele Herzen brechen und kein Auge ringsum wird naß, und kein Wunsch, kein Gebet begleitet die entfliehende Seele.

Und ihr von Schmerzen heimgesuchten Leidende und Kranke, oh seyd mild, seyd geduldig, seyd gut gegen den Engel, der euer Lager umschwebt, der euch den Kelch des Trostes und der Labung bietet, der den Schweiß trocknet von eurer Stirne, und euren Schlummer bewacht mit thränenerfülltem Auge und sorgenvollem Herzen.

Bleich und schwach war Blas, als er Abschied nahm von seiner Braut, um dem Gerichte sich zu stellen, welches eilte, nach seiner Wiederherstellung die Untersuchung aufzunehmen.

Aber Gertraud — ach, sie war nicht mehr dieselbe, sie war nicht mehr das blühende Weib, das prangte in Fülle und Kraft. Uebermäßige Arbeit des Tages und anhaltendes nächtliches Wachen, Sorgen und Kummer hatten den Kern ihres Lebens angegriffen, und schluchzend hing sie am Arm des Geliebten.

„Sey ruhig, Gertraud," sagte der Soldat, „sey still. Sie werden mir nichts thun. Wenn wir uns wieder sehen, ist Alles anders, ist Alles gut!"

„Ja Alles, Alles!" rief sie mit schmerzlicher Ahnung, den Scheidenden umarmend, der nur mit Mühe sich losriß.

Wenige Wochen nachher war Blas zurückgekehrt, er war frei gesprochen, vollkommen frei.

Er saß auf einem Hügel, der nicht hoch war und noch nicht grün. Der Wind spielte mit dem Rauschgeld einer Brautkrone, und trieb einzelne Blätter von dem welkenden Kranze. Wolken zogen scheu und eilig vorüber, und Blas starrte ihnen nach, arglos und stumm. Zuweilen heftete er den Blick auf einen großen silbernen Ring, den er am Finger trug, den er küßte und seufzte. Er lehnte sich an ein weißes Kreuz, und dieses stand auf dem Grabe seiner Gertraud.



Blas trat wieder in sein Regiment. Niemals war ihm der Ruf der Trommel willkommner!

5.

„Er trat in's Haus — nicht seine Heimath mehr,
Denn ohne Herzen gibt es keine Heimath."
Byron. Don Juan.

Mit wenig Zügen werden wir die Geschichte des Mannes abschließen, dessen wackere Gesinnung, Thatkraft und Entschlossenheit unsere Bewunderung, dessen Mißgeschick und Leiden unsere Theilnahme erregten.

Wie viele lebensfrohe Herzen auch der Krieg dahinraffte, wie manche Hoffnung, wie manches Streben er vernichtete, so verschonte er doch eine Brust, die verödet, oder nur von dem Schmerze erstorbener Hoffnungen erfüllt war, die Blas Wisel den Kugeln freudig entgegentrug, und die blos neue Narben ärntete und ein eisernes Kreuz.

Die Heere zerstreuten sich, die Schlachtfelder wurden umgepflügt. Bemittelte und Gebildete blieben entweder als Offiziere im Dienst, oder sie kehrten zu Kunst und Wissenschaft zurück, die sie auf den Ruf des Vaterlandes verlassen hatten. Der gemeine Mann wurde verabschiedet, entlassen.

Blas schien nicht auf eine Rückkehr gerechnet zu haben. Sein geringes Gut hatte er verkauft, das Geld sich und Anderen im Kriegeslaufe zu Gute kommen lassen, ihm winkte nun keine Heimath, und kein eigener Herd lockte ihn zum gastlichen Feuer. Er mied die theure Stätte seiner Kindheit, denn nur schmerzliche Erinnerungen und gehässige Begegnungen warteten dort seiner.

Zu jener Zeit begann aber mit der Errichtung der Gränzsperre, dieser Ausgeburt nachbarlicher Eifersucht, die soziale Zerklüftung Deutschlands, und Schaaren von Zollwächtern, Schranken und Schlagbäume hemmten Verkehr, Handel und Wandel.

Blas nahm Dienst als Gränzjäger. Aber welch ein Dienst! Ach, er fand bald, wie hart es ist, einen armen Schelm wegen ein paar Loth Taback oder um einen Fetzen Tuch oder Band in's Verderben zu bringen. Eingangszölle sind drückend für Alle, gewiß, selbst lästig für den Reichen, aber unmittelbar und eisern lasten sie nur auf dem Armen, der tagtäglich in die unerbittlichen Klauen der Zollgeier zu fallen in Versuchung und in Gefahr ist.

Es war dies kein Dienst für Blas. Schon das Benehmen seiner Umgebungen, der übrigen Gränzjäger, machte ihm Alles zuwider. Sie plagten den Geringen, den kleinen Krämer und Reisenden, sahen aber bei Reichen durch die Finger, wenn nur Letztere versilbert wurden, sie waren rücksichtslos und grob gegen Wehrlose, aber unschlüssig und feig gegen Banden verwegener Schleichhändler.

Als aber Michal, der Obergränzjäger, vergeblich an Blas sich gewendet, und ihn aufgefordert hatte, für ein schönes Handgeld, zu gewissen Zeiten, auf seinem Posten ein Auge zuzudrücken, da erschien seine Anwesenheit den Gränzjägern eben so unbequem als gefährlich, und seine Entfernung höchst wünschenswerth.

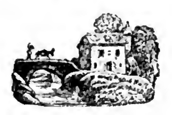
Blas selbst sollte bald Veranlassung dazu geben. Einmal, weil er einen armen Teufel, der mit ihm gedient hatte und den er auf einem kleinen Zollfrevel

ertappte, laufen ließ, und dann, weil er einem Flüchtigen, einem durchtriebenen Gauner, mehrere Schrote in die Beine schoß, ohne genau das in solchen Fällen vorgeschriebene Zeremoniell zu beobachten.

Bei dem ersten Anlasse wurden seine Mitgränzjäger aus Zeugen zu Klägern, beim zweiten aus Zeugen zu Lügnern, alle vereinigten und verschworen sich gegen Blas, und ärnteten dafür die Befriedigung, daß ihm seine Entlassung ertheilt wurde wegen: „grober Dienstvernachläßigung und unzeitigen Gebrauches der Feuerwaffen."

Bitterer Grimm erfüllte den Verurtheilten, und er schwur Rache und Vergeltung den Niederträchtigen, sein Haß dehnte sich aus auf das ganze Zollgewebe, und sein Blut gerieth schon in Wallung, wenn ihm nur die grüne Uniform mit dem blauen Kragen zu Gesichte kam.

Blas ging zu seinem Bruder, der eine Knochenmühle unterhielt und einen einträglichen Kräuterhandel betrieb. Hier wurde er als fleißiger und gewandter Arbeiter in der ganzen Umgegend bekannt und beliebt.



Hier kam er auch mit dem kleinen Lehrling der Schwanenapotheke zusammen, der ein Sohn des Wundarztes war, dem Blas seine Heilung und manche Unterstützung schuldete, und Zuneigung und Dankbarkeit fesselten ihn gleich stark an den Sohn seines Wohlthäters.

Die alten Wunden heilten, Schmerz und Sorgen schlummerten ein, und aus dem Vergessen begann dem Wurzelgräber eine harmlose Zukunft zu tagen.

Da brachte der Zollverband eine Gränzwache in die Nähe, mit all ihrem unseligen Gefolge; da erschien Michal und andere seines Gelichters, und der Kräutler, der mit seinem Sacke sonst ruhig des Weges zog, war hundert Plackereien ausgesetzt, und frecher Hohn weckte und erregte seine Leidenschaft.

Seine Ortskenntniß, sein Geschäft, sein Verkehr mit der ganzen Umgegend, und endlich seine genaue Bekanntschaft mit Art und Weise der Beaufsichtigung der Gränze, alles dies machte ihn leicht und schnell zu einem der gewandtesten Schleichhändler, seine Kraft aber, sein Haß und seine Entschlossenheit zum gefürchteten Feinde Michals und dessen Genossen. Der frühere Theil dieser Geschichte lieferte uns ein Bild seiner damaligen Verhältnisse.

Aber nichts entsittlicht und verwildert den Menschen schneller, als eine Lebensweise, die denselben in beständiger Auflehnung gegen das Gesetz erhält, als ein Gewerbe, welches einen leichten und oft reichlichen Verdienst gewährt, welches aber jeden Augenblick ein gewaltsames, ein blutiges werden kann. Zu dem anfänglich alleinigen Reiz des Abenteuerlichen und der Rache gesellte sich bald der Reiz des Gefährlichen und des Gewinnens, und Verluste und Nachtheile riefen nur doppelte Anstrengungen und ausgedehntere Unternehmungen hervor.

Längst hatte Blas sein friedliches Geschäft aufgegeben, seine Geschäftsfreunde vernachläßigt und mit seinem Bruder sich verfeindet, er lebte mit wüsten Gesellen ein wüstes Leben, er war bald mehr berüchtigt als bekannt, mehr gefürchtet als geachtet.

Eine weitere Ausdehnung des wachsenden Zollvereins entfernte plötzlich die Gränzlinie, und machte dem Unwesen des Schleichhandels ein schnelles Ende.

Blas sah sich aus allen friedlichen Verhältnissen gerissen, und, an ein unstätes gewaltthätiges Leben und Treiben gewöhnt, war ihm Ruhe eine Last, Arbeit ein Gräuel. Bald betrachtete er alle Menschen als seine natürlichen Feinde; die Schenken waren sein Wohnsitz, und er wurde der Schrecken ruhiger Dorfbewohner, und die Plage der Behörden.

Es war zu Ende des kalten Winters 1829—30, als einer seiner Genossen ihn aufsuchte.

„Es thaut, Blas!" sagte Jener.

„Das seh' ich."

„Ich habe schon seit drei Tagen keinen vernünftigen Tropfen getrunken."

„Ich auch nicht."

„Könnten wir nicht, so lang das Eis noch hält, hinüber in die gräflichen Waldungen, und einen Hirsch herüberholen oder ein paar Rehe?"

Blas schraubte einen neuen Stein auf ein altes Gewehr, und bei Nacht und Nebel überschritten sie den Fluß, dessen Eis schon anfing, sich zu heben und zu bersten.



Zwei Tage nachher fand man den Forstmeister erschossen in dem gräflichen Walde. Einige Dörfer wurden aufgeboten, und waren in Bewegung nach den Thätern.

Ein Mann kam aus dem Walde, athemlos und mit unbedecktem Haupte. Eilige Flucht mußte ihn treiben, denn alles hatte er von sich geworfen, was seine Bewegung hindern konnte.

Er erreichte die Ufer des Flusses, jenseits war er geborgen. Aber das Element hatte seine Decke gebrochen, und die Wogen kämpften wild mit gewaltigen Eismassen, die gleich gefährlich waren dem Fahrzeuge wie dem Schwimmer.

Der Flüchtige lief aufwärts und abwärts am Ufer, gestachelt von Angst und Entsetzen, denn aus dem Walde drangen die Verfolger, man hörte Hunde, man sah blinkende Gewehre. Er warf einen sehnsüchtigen Blick nach dem jenseitigen Ufer, einen verzagten in die empörte Fluth, einen verzweifelten rückwärts.

Da erblickt er im Schilfe, hinter einem Uferbau vor dem Treibeis gesichert, einen kleinen Nachen, ein

schmales Dreibot; er springt hinein, er stößt vom Lande.

Glücklich gelangt er in die Mitte des Stromes, doch hier faßt eine ungeheure Eisscholle das schwankende Fahrzeug und droht ihm Vernichtung. Aber mit herkulischer Kraft stemmt sein Führer der andringenden Masse das Ruder entgegen, er hält sie auf, sie weicht — da bricht treulos das Ruder, und mit der ganzen Wucht seiner Kraft und Schwere stürzt er in die Wellen. Noch einmal hebt sich sein Haupt — noch einmal taucht eine Hand aus der Flut — dann ist Alles spurlos verschwunden und die Nachsehenden, die das Ufer erreichen, sehen nur die Wuth der treibenden Wasser, und hörten nur den Donner und das Krachen der Eisblöcke, die sich schieben, thürmen, und einstürzend sich zermalmen und zertrümmern.

Viele Meilen weit davon landete auf einer Wiese eine Eisscholle mit dem Körper eines Entseelten. Die Tracht des Verunglückten war fremd, seine Gesichtszüge kannte Niemand. Auf seinem rechten Arm waren zwei rothe Schwerter, und die Jahreszahl 1812 eingeäzt, auf seinem linken Arm sah man ein blaues Herz und den Namen: Gertraud. An einem Finger trug er einen großen silbernen Ring.

Es war Blas Wisel!



Die Vision

von

Franz Grillparzer.

Nachstehendes Gedicht verfaßte Grillparzer, als die treuen Oestreicher die Genesung ihres geliebten (nunmehr in Frieden ruhenden) Kaisers Franz von einer schweren Krankheit feierten.

Zu Mitternacht, in Habsburgs alten Mauern,
Geht ein Verhüllter, räthselhaft zu seh'n;
Man sieht ihn schreiten, weilen nun und lauern,
Dann heben seinen Fuß und weiter geh'n.
Vom Haupte zu den tragen Fersen nieder,
Umhüllend rings, fließt nächtliches Gewand,
Die Falten scharf; so zeichnen sich nicht Glieder,
Wo Leben noch die straffen Formen spannt.

Was hält er? Ist's ein Stab? Es blinkt wie Waffen,
Des Schnitters Waffe haltend zieht er ein,
Und wo im Geh'n des Mantels Falten klaffen,
Blickt kahl entgegen Fleisch-entblößt Gebein.
Ich kenne Dich, Du Würger der Lebend'gen,
Was suchst im Heiligthume, Scheusal Du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen,
Die Pflicht zu leben gibt ein Recht dazu.

Jetzt steht er still, da wo das Pförtchen schließet,
O schließe gut, o Pförtchen, schließ ihn aus!
Doch aus dem Kleide, das ihn rings umfließet,
Streckt er die dürre Knochenhand heraus.
Wie an den Flügel er den Finger stellet,
Da springen sie weit gähnend aus dem Schloß,
Und ein Gemach, von Lampenschein erhellet,
Liegt seinem Aug', liegt seinem Arme bloß.

Und drinn ein Mann auf seinem Schmerzensbette,
Wie ist die edle Stirn von Tropfen feucht!
Zwei Frauen neben ihm, wer säh's und hätte
Die Gattin nicht erkannt, die Mutter gleich.
Und eine Krone liegt zu Bettes Füßen.
„Das ist ein König,“ spricht der bleiche Gast;
„Zwar ist's ein guter, sollt' ich glauben müssen,
„Das früh ergraute Haar zeugt nicht von Rast.

„Wohl auch als Gatte mocht' er sich bewähren,
„Darum bewacht die Gattin jeden Hauch,
„Durch's Schloß erhallen Seufzer, fließen Zähren,
„Ein guter Herr und Vater also auch?
„Und dennoch kann dies Alles mich nicht hindern,
„Der Gattin Thränen halten mich nicht auf,
„Den Vater raub ich täglich seinen Kindern,
„Was vorbestimmt ist, habe seinen Lauf.“

Und er tritt ein; da summen leise Klänge
Vom Schloßhof her in sein gespanntes Ohr;
Dort woget Volk, kaum faßt der Raum die Menge,
Und Jeder forscht und Jeder blickt empor.
Ein Weinender fragt einen, der da weinet,
Und Thränen machen ihm die Antwort kund,
Ob Hoffnung sey? Was trüb der Blick verneinet,
Pflanzt durch die Menge sich von Mund zu Mund.

Und alle Hände sind zum Fleh'n gefaltet,
Auf jeder Lippe zittert ein Gebet;
Der Todespfeil, der einen Busen spaltet,
Den blut'gen Weg zu Aller Herzen geht.
Da hält der Würger an; sieht nach dem Kranken,
Dann nach der Menge, wogend ohne Ruh';
Es stockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken,
Und endlich schreitet er der Thüre zu.

Schon hört er nicht mehr das Gebet der Menge,
Die Besserungs-Kunde jubelnd zu sich ruft;
Und an dem Ende der verschlung'nen Gänge
Schwingt er in Nachtgewölk sich in die Luft;
Im Gehen aber scheint er noch zu sprechen:
„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht;
„Ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
„So viele tausend Herzen brech' ich nicht.“

Die Jungfrau von Orleans.

Schon viele Jahre bekriegten die Engländer mit ihren Verbündeten Frankreich, schon waren sie durch ihre Siege im Besitze der schönsten Provinzen, und mit der Einnahme von Orleans war Frankreichs Fall und der Sturz seines Königs, Karl VII., entschieden.

Im Februar 1429 kam zu dem Gerichtsherren von Vauconleurs in der Tracht schlichter Landleute, ohne alle Begleitung, plötzlich ein Mädchen und sprach: „Ich bin von Gott gesandt und von der heiligen Jungfrau Maria, die mir im Walde auf der Weide befahl, Frankreich vor dem nahen Untergange zu retten. Führe mich zum Könige!" Dieses Mädchen war Johanna d'Arc, die Tochter schlichter Landleute zu Domremy an der Maas, im heutigen Departement der Vogesen, welche ihres Vaters Heerden hütete, und dann in der Einsamkeit oft vor einem Baume mit dem Bilde der heiligen Jungfrau betete, welche ihr eines Tags erschien und ihr einflößte, Orleans zu befreien und den König zur Krönung nach Rheims zu führen.

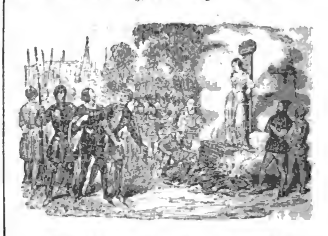
Die Gerichtsherren hielten das Mädchen anfangs für wahnsinnig; endlich wurden sie durch ihre tiefen Einsichten in alle Umstände, durch ihre vernünftigen Reden und ihr ganzes Benehmen bewegt, sie zum Könige bringen zu lassen. Der König stellte sie auf die Probe. Er kleidete sich als Bauer, doch Johanna, obwohl sie ihn nie gesehen hatte, begrüßte ihn sogleich als den Gebieter, mit einem Anstande, dessen Feinheit nur eine Erziehung am Hofe geben konnte. Als sie ihren wunderbaren Beruf vor dem Könige wiederholte, sprach sie mit solchem Feuer, mit solcher Begeisterung, daß eine unerklärliche Hoheit ihr Antlitz umstrahlte.

Johanna begehrte ein Schwert, das in der Katharinenkapelle zu Touraine, wie ihr ein Engel geoffenbart, liegen sollte und dort gefunden wurde. Der König gab ihr eine leichte, vollständige Rüstung, 61 Pfund schwer, aus Eisenblech mit goldenen Sternen verziert, welche noch jetzt in Paris aufbewahrt wird.

Nun zog Johanna mit dem Heere fort, die Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes in der Hand tragend, voran; wohin sie kam, erweckte sie Begeisterung und errangen die Franzosen Sieg, und am vierten Mai 1429 pflanzte sie auf den Wällen von Orleans ihr siegreiches Banner auf; der Feind war gänzlich geschlagen, Orleans erlöst und Frankreich wieder erobert. Im großen Triumphe zog sie ein und alle Stimmen riefen: „Gesegnet sey die Jungfrau, die uns zu erlösen kam!"

Johanna brachte selbst die Nachricht ihrer Siege dem Könige und bewog ihn zur Krönung in Rheims. Das war ein höchst merkwürdiges Fest; über alle Vorstellungen kostbar und schön, wurde es durch die erlauchtesten Häupter und Herren, Prinzen und Fürsten und Ritter mit ihrem vielen Gefolge verherrlicht. Unter dem unaufhörlichen Freudenrufe: „Es lebe der König! Es lebe die Jungfrau von Orleans!" zog der stolze Zug in den prächtigen Dom von Rheims; an der Seite des Königs aber war Johanna, welche bei der Krönung das Schwert über sein Haupt hielt, das der Erzbischof salbte.

Nach der Krönung wollte Johanna in die stillen Thäler ihrer Heimath zurückkehren, allein der König ließ sie nicht und wünschte, daß sie sich noch einmal an die Spitze seines Heeres stelle, um den Feind ganz von den Gränzen Frankreichs zu verjagen. Johanna willfahrte und lieferte den 25. Mai 1430 eine Schlacht bei Compiegne. Ihr Muth warf sie in die Mitte der feindlichen Schaaren und sie ward von den Burgundern gefangen. Als sie hörte, daß man sie um Geld nach England ausliefern wolle, sprang sie in den Fesseln von dem Thurme herab und wurde schwer verletzt. Der Herzog von Bedford ließ sie nach Rouen bringen, wo sie angeklagt wurde, ihr Geschlecht geschändet zu haben, weil sie Mannskleider und Waffen trug, man nannte sie eine Zauberin, eine Ketzerin, die Hexe von Orleans! Johanna vertheidigte sich fest und klar, aber die Gewalt siegte, und das Heldenmädchen, das ein Jahr lang als rettende Siegerin für Frankreich gelebt, und länger, als ein Jahr, in schmachvollen Ketten gelitten hatte, wurde am 6. Juli 1431 langsam lebendig — verbrannt!



Als die Qualen den schönen Leib der heldenmüthigen Jungfrau ergriffen und die Adern durchwühlten, will frommer Glaube aus der Glut des brennenden Holzstoßes eine weiße Taube aufwärts zum Himmel fliegen und die Flammen deutlich und lesbar den Namen „Jesus" bilden gesehen haben. Dies berichtet die Sage. —

Als König Karl nach einigen Jahren sich wieder der Stadt Rouen bemächtigte, ließ er auf Johannens Sterbestätte ein vergoldetes Kreuz setzen und erhob ihre Nachkommen in den Adelsstand des Reiches.

Sprüche.

Einem würdigen Geiste eine würdige Hand,
Einem würdigen Herrscher ein würdiges Land,
Einer würdigen Heerde ein würdiges Hort
Einem würdigen Manne ein würdiges Wort.

Wenn diese Welt wär unsre feste Stätte,
Wir dürften klagen, daß sie hart uns bette.
Sie ist nur unser Reisenachtquartier,
Wer suchet Hausbequemlichkeiten hier?

Die neue Säemaschine.

Dieser wichtige Artikel wurde von Herrn Friedrich Newyahn in Friedland im Mecklenburgischen in Berliner Blättern mitgetheilt.



Säemaschinen sind schon seit geraumer Zeit in England im Gange und in Gebrauch; besonders aber, wie ich meine, solche Säemaschinen, die so construirt sind, daß sie den Saamen bei dem Ausstreuen in Reihen legen, weßwegen sie auch Drillmaschinen heißen. — Die neuerdings aus der Ackerbaugeräthefabrik in Klein-Wenendorf bei Rostock hervorgegangene Säemaschine, welche die Saamenkörner breitwürfig ausstreut, ist merkwürdig für den landwirthschaftlichen Maschinenbau, und findet hinsichtlich ihrer Construction und Zweckmäßigkeit hier so vielen Beifall, daß in kurzer Zeit von zwei hiesigen Künstlern mehre Exemplare verfertigt und von dem landwirthschaftlichen Publikum vergriffen worden sind. Die ganze Maschine besteht aus zwei über einander liegenden hölzernen Saamenkasten, die 12 rheinländische Fuß lang sind, und nach dieser Länge zwischen den Buchsen der Räder liegen, welche gegen 3 rheinländische Fuß Höhe und 9 Fuß Felgenumfang haben. Diese Höhe scheint der Höhe des Körnerfalles insofern angemessen, als der oberhalb liegende Kasten den Saamen aufnimmt und dem untern durch zwölf 1½ fußige mit Blech ausgefütterte Löcher zusendet, den dieser auf ein, unter demselben schräg angebrachtes Saamenbret fallen läßt, damit der Saamen mehr vertheilt, und kein Spiel des Windes werden könne. Die eisernen Achsen der Räder sind auf 1½ Fuß Länge durch Schrauben mit den unteren, parallelepipedisch geformten Saamenkasten verbunden, der ½ Fuß breit und 1½ Fuß hoch ist. In diesem 12 Fuß langen Kasten, in dessen Boden ebenfalls zwölf 1½ Zoll breite und lange Saamenlöcher nach gleichen Abständen von einander sind, liegt eine 1zöllige eiserne Stange mit zwölf hölzernen ⅓ Fuß starken mit Metall (Zinn) umwickelten Walzen, deren jede über einem Saamenloche liegt. Der obere Kasten, welcher schräg stehende Seitenwände hat, und mit seiner Bedeckung, wie ein Deckel mit Gewinden (Charniren) auf dem unteren Kasten liegt, hat vier Hauptabtheilungen, wovon jede wieder in drei Unterabtheilungen zerfällt, mithin in zwölf gleiche Raumabtheilungen, die nach Art kleiner Mühlenrumpfe geformt sind. Jeder Rumpf hat sein vierkantiges 1½ zölliges mit weißem Bleche ausgefüttertes Loch, das je eine der kleinen cylindrischen Trommeln mit dem Bodenloche des untersten Kastens deckt, und diesem den Saamen zusendet. — Der metallene Walzenmantel der kleinen Cylinder in dem untersten Kasten ist spillradähnlich gebrochen, damit die Saamenkörner, welche aus dem darüber liegenden Kasten fallen, durch die Spalten vertheilt, hindurchlaufen können. Die eiserne Stange, welche auf jedem Ende mit einem Stirnrade in einen gereifsten, eisernen Ring (Kumm) faßt, welcher inwendig auf der Buchse des Rades liegt, wird durch den Umlauf der Räder in Bewegung gesetzt. Ueber jedem der zwölf kleinen Cylinder ruht auf zwei Querschienen, welche zwei eiserne Seitenstangen mit einander verbinden, ein kleiner Saamenrumpf mit weißem Blech, der zuerst den Saamen aus dem oberen Kasten aufnimmt, beweglich und mit einer kleinen Bürste verbunden ist, und mittelst der Stangen auf und nieder geschoben werden kann, wodurch die Vertheilung der Saamenkörnermenge und die Bestimmung derselben bewerkstelligt wird. — Uebrigens ist, wie schon bemerkt worden, zur möglich gleichen Vertheilung der Saamenkörner, das fußbreite Säebrett unterhalb des untersten Kastens unter einer Schmiege angebracht, auf welchem mehre Abtheilungen oder Rin-

nen, zum Gleichmaaß dieser Vertheilung, durch darauf befestigte dreieckigte Priemen gebildet worden. Ein hinten in der Mitte der Maschine angebrachtes zierliches Zifferblatt mit einem Weiser, der als Hebel die Seitenstangen mit den kleinen blechernen Rümpfen auf und nieder zu schieben bestimmt ist, und die Art und Mengen der Saamenkörner in Gemäßheit der Flächengröße anzeigt, beschließt die ganze Einrichtung der Maschine, in deren Mitte nach vorn eine Kunstdeichsel angeschroben wird, zum Anschirren eines Pferdes. Der Zeiger, welcher die Art und Menge der zu säenden Körner nach Maaßgabe des Flächenraumes nachweist, und durch seine Verbindung als Hebel mit den Stangen der blechernen Kästchen die erforderliche Stellung derselben bewirkt, muß zuvor durch angestellte Versuche von allmäligem Oeffnen oder Verschließen der cylindrischen Trommelschlitze regulirt werden. — Obgleich die Wiesengräben und Wegeränder von einem geübten Säemann durch das breitwürfige Säen mit der Hand nachpolirt werden müssen, so soll doch diese Maschine, die von einem Pferde gezogen wird, der Sage nach, Alles leisten, was man nur verlangen kann. Wenn man mittelst derselben auf den Tag, wie es heißt, 100 Berliner Scheffel Winterkorn aussäen könnte, so würden sich vielleicht die Kosten für die Säemaschine hinlänglich verzinsen, und die der dazu erforderlichen Hand- und Gespannarbeiten gedeckt werden. — Da nun diese Säemaschine eine solche Einrichtung hat, daß sie durch eine erforderliche Stellung auf strengem Lehm- wie auf schwachem Sandboden eine gleich vortheilhafte Anwendung dem landüblichen Flächen- und Hohlmaaße gemäß finden könne, so ist es dem geneigten Leser vielleicht nicht unangenehm, die Ermittlung dieser Stellung, welche auf dem Calcul ruht, in einfacher und gründlicher Darstellung zu schauen.

Da auch die Bemerkung der Naturforscher, daß eine Pflanze oder ein Getreide- oder Grashalm auf schwachem, sandigem und magerem Boden, wenn auch nicht zum anfänglichen Bestauden, doch zur Körner- und Halmsausbildung weiter um sich greife, als auf strengem und mehr humosem Boden, — der Gewohnheit, die Aussaat mit dem Wachsthume der Bodenkraft zu vermehren, günstig zusagt, so hat mir dies um so mehr Veranlassung gegeben, die Saatkörnermengen dem Verhältnisse des Flächenraumes und der Bodenbeschaffenheit gemäß, (d. i. wenn der Berliner Scheffel Roggen auf 100, 120, 130, 140, 150, 160, 170, 180, 190, 200 ꝛc. pomm. oder meklenb. Q.-R. gesäet wird) zu bestimmen, man möge nach der Spur der Körner oder des Fußes säen. — Ich habe zu diesem Ende 1833 durch Vergleichung der mitgetheilten Zahl von Roggenkörnern, welche durchschnittlich ein Berliner Scheffel enthält, mit der vorliegenden Quadratfläche, wenn gewöhnlich ein Berliner Scheffel Winterkorn auf 100 pomm. Q.-R. Waizen- oder Gerstenbodens eingesäet wird, gefunden, daß auf den Quadratfuß fast 169 Körner zu liegen kommen, wie man aus der landwirthschaftlichen Zeitung in Halle entnehmen kann. Hiernach würden (nach Duodecimal-Maaß gerechnet) auf den Längenfuß 13 Körner zu liegen kommen, wenn der Säemann die gleichmäßige Vertheilung der Saamenkörner auf einem einzinkig vorgezogenen Saatacker ganz in seiner Gewalt hätte, da sich die zu besäenden Quadraträume umgekehrt verhalten, wie die Saatkörnermengen oder die Quadratwurzeln aus denselben. — Wäre man veranlaßt, den Berl. Scheffel auf 120 pomm. Q.-R. zu säen, so würden 120 Q.-R.: 100 Q.-R. = 13 : × = 10,8 seyn, und beinahe 11 Körner auf den Längenfuß zu liegen kommen. Wenn man den Berl. Scheffel auf 130 pomm. Q.-R. säen wollte, so würden 130 : 100 = 13: × = 10 seyn, und es würden 10 Körner auf den Längenfuß zu liegen kommen. Sollte der Berl. Scheffel auf 150 pomm. Q.-R. gesäet werden, so würden 150 : 100 = 13 : × = 8,6, und es würden etwas mehr als 8 Körner auf den Längenfuß und etwa 74 Körner auf den Quadratfuß zu liegen kommen. — Durch diese Vergleichung hatte man sich wenigstens ein Medium für ein richtiges Augenmaaß bei dem Säen erworben, das zum guten Säen erforderlich wird. Mittelst der Säemaschine muß man sich diesem Gleichmaaße der Aussaat in einem noch höheren Grade nähern können. Und wie groß ist schon dieser Gewinn.

Wir kommen zur Bestimmung der Saamenmengen, dem gegebenen Flächenraume gemäß, so wie zur Regulirung und Stellung des Zeigers der Maschine, und legen der Gemeinnützigkeit wegen das preußische oder rheinländische neben dem pommerschen Flächenmaaße, welches dem meklenburgischen gleich ist, dieser Berechnung zu Grunde, da ohnedies die Länge der Maschine von 12 rheinländischen Fußen oder 1 rheinländische Ruthe diese Verwandlung oder Reduction des pomm. Quadratmaaßes in und auf das preußische oder magdeburgische erforderlich macht. Bei den Staatsbehörden in Vorpommern werden 300 pomm. oder meklenb. Q.-R. = 460 preuß. Q.-R. angenommen, wobei ein Decimalbruch aus der Acht gelassen worden, der auch hier für die Praxis nicht bedeutsam ist. Hiernach würden also 90 meklenb. oder pomm. Q.-R. = 138 preuß. Q.-R., 100 meklenb. oder pomm. Q.-R. = 153,3 preuß. Q.-R., 120 meklenb. oder pomm. Q.-R. = 184 preuß. Q.-R., 130 meklenb. oder pomm. Q.-R. = 200 preuß. Q.-R., 140 meklenb. oder pomm. Q.-R. = 214,3 preuß. Q.-R. ꝛc. seyn. — Man säet den Berliner Scheffel Winterkorn auf 90, 100, 120, 130, 140 ꝛc. pomm. oder meklenb. Q.-R., oder was gleich ist, auf 138, 153,3, 184, 200, 214,3 ꝛc. preuß. oder rheinl. Q.-R. Die neue Säemaschine beschreitet mit ihrer Längen-Ausmessung von 12 rheinl. Fußen oder von 1 rheinl. Ruthe also auf eine Länge von 138 rheinl. R. den Flächenraum von 138 preuß. oder 90 pomm. Q.-R., daher erfordert mutatis mutandis der Berl. Scheffel auf 100 pomm. oder 153,3 preuß. Q.-R., mittelst der Säemaschine gesäet, eine Länge von 153,3 rheinl. R.; auf 120 pomm. Q.-R. = 184 preuß. Q.-R., eine Länge von 184 rheinländische Ruthen ꝛc. — Da nun der Umfang eines jeden Rades der Maschine 9 rheinländische Decimalfuß beträgt, so kann hiernach die Zahl der Räderumläufe bestimmt werden, welche die Aussaat eines Berliner Scheffels Winterkorn dem Flächenraume gemäß erfordert. Da der obere Saamenkasten in zwölf ähnlich gleiche, mühlenrumpfförmige Fächer abgetheilt ist, so braucht man

nur eins von diesen Fächern mit $1^{1}/_{3}$ Metzen Körner des Winter- oder Sommer-Getreides, der Erbsen, des Buchweizens, des Leinsaamens rc. anzufüllen, um dem Zeiger des Zifferblattes, nach den Umläufen des Rades, eine richtige Stellung zu geben. Da die Metze Winterrübsen auf 100 pomm. Q.-R. = 153,3 preuß. Q.-R. eingesäet wird, wird zur Ausfüllung eines solchen Faches nur $^{1}/_{12}$ Metzen erforderlich; und da man diese Fläche mit 6 Pf. Kleesaamen zu Futter, und mit 3 Pf. Saamen weißen Klees zur Weide zu besäen pflegt, so wird zur Anfüllung eines Faches $^{6}/_{12} = ^{1}/_{2}$ Pfd. im ersten Falle und $^{3}/_{12} = ^{1}/_{4}$ Pfd. Kleesaamen im letzten Falle nothwendig, um den Zeiger nach der Zahl der Räder-Umläufe zu stellen.

I. Das Winterkorn. Der Berl. Scheffel auf 90 pomm. Q.-R. = 138 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $138 \cdot ^{12}/_{9}$ Fuß $= 138 \cdot ^{4}/_{3}$ 1 $= ^{552}/_{3}$ d. i. 184 Räder-Umläufe. Der Berl. Scheffel, auf 100 pomm. Q.-R. = 153,3 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $153{,}3 \cdot ^{12}/_{9} = 153{,}3 \cdot ^{4}/_{3} = ^{613{,}2}/_{3}$, d. i. $204^{2}/_{5}$ Umläufe. Der Berl. Scheffel auf 120 pomm. Q.-R. = 184 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $184 \cdot ^{4}/_{3} = ^{736}/_{3}$, d. i. $245\ ^{1}/_{3}$ Räder-Umläufe. Der Berl. Scheffel auf 130 pomm. Q.-R. = 200 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $200 \cdot ^{4}/_{3} = ^{800}/_{3}$, d. i. $266^{2}/_{3}$ Räder-Umläufe. Der Berl. Scheffel auf 140 pomm. Q.-R. = 214,3 · preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $214{,}3 \cdot ^{4}/_{3} = ^{857{,}2}/_{3}$, d. i. $285\ ^{7}/_{10}$ Räder-Umläufe. Der Berl. Scheffel auf 150 pomm. Q.-R. = 230 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $230 \cdot ^{4}/_{3} = ^{920}/_{3}$, d. i. $306^{2}/_{3}$ Räder-Umläufe der Maschine u. s. w.

II. Das Sommerkorn. Der Berl. Scheffel Gerste auf 80 pomm. Q.-R. = 122,6 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $122{,}6 \cdot ^{4}/_{3} = ^{490{,}4}/_{3}$, d. i. $163^{2}/_{3}$ Räder-Umläufe. Der Berl. Scheffel auf 70 pomm. Q.-R. = 107,3 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $107{,}3 \cdot ^{4}/_{3} = ^{329{,}2}/_{3}$, d. i. 143 Räder-Umläufe. Der Berliner Scheffel Hafer auf 66 pomm. Q.-R. = 101,2 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $101{,}2 \cdot ^{4}/_{3} = ^{404{,}8}/_{3}$, d. i. $134^{9}/_{10}$ Umläufe, wenn man $1^{1}/_{3}$ Metzen auf das Saamenloch rechnet u. s. w.

III. Erbsen oder Wicken. Der Berl. Scheffel auf 120 pomm. Q.-R. = 184 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $184 \cdot ^{4}/_{3} = ^{736}/_{3}$, d. i. $245^{1}/_{3}$ Umläufe des Maschinenrades u. s. w.

IV. Buchweizen. Der Berl. Scheffel auf 150 pomm. oder meklenb. Q.-R. = 230 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $230 \cdot ^{4}/_{3} = ^{920}/_{3}$, d. i. $306^{2}/_{3}$ Umläufe der Räder u. s. w.

V. Leinsaamen. Der Berliner Scheffel auf 66 meklenb. oder pomm. Q.-R. = 101,2 preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $101{,}2 \cdot ^{4}/_{3} = ^{404{,}8}/_{3}$, d. i. $134^{9}/_{10}$ Umläufe der Maschinenräder. Der Berl. Scheffel auf 100 pomm. Q.-R. oder 153,3 · preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $153{,}3 \cdot ^{4}/_{3} = ^{613{,}2}/_{3}$, d. i. $204^{2}/_{5}$ Umläufe. Der Berliner Scheffel auf 150 mekl. Q.-R. = 230 rheinl. Q.-R. gesäet, erfordert, wie die Winterkorn-Aussaat, $306^{2}/_{3}$ Umläufe des Rades, wenn man $1^{1}/_{3}$ Metzen auf ein Loch schüttet.

VI. Rübsaamen. Die Berliner Metze, auf 100 pomm. Q.-R. = 153,3 · preuß. Q.-R. gesäet, erfordert $153{,}3 \cdot ^{4}/_{3} = ^{613{,}2}/_{3}$, d. i. $204^{2}/_{5}$ Umläufe der Räder, bei welchem Versuche der Weiserstellung man $^{1}/_{12}$ Metze auf das Saamenloch stellen muß.

VII. Kleesaamen. Rechnet man 6 Pfund Kleesaamen Aussaat zum Mäheklee auf 100 pomm. Q.-R. = 153,3 preuß. Q.-R., so erfordern diese, wenn man auf jedes Saamenloch $^{1}/_{2}$ Pfd. schüttet, wie bei der Winterung, $204^{2}/_{5}$ Umläufe der Räder. Da man auf 100 pomm. Q.-R. = 153,3 preuß. Q.-R. 3 Pfd. Kleesaamen zur Weide mit weißem Klee einsäet, und zur Zeigerstellung auf das Säeloch $^{1}/_{4}$ Pfd. schüttet, so sind hierzu ebenfalls $204^{2}/_{5}$ Umläufe der Maschinenräder erforderlich u. s. w.

Es kann bisweilen kommen, daß der Zeiger der Saatmengen und Saamenarten auf einem Striche (Radius) des Zifferblattes mehre Saamenarten anzeigt, woher denn mehre concentrische Kreise zur Bezeichnung jeder Saamenart, im Verhältnisse der zu besäenden Fläche, in Abschnitten auf dem Zifferblatte verzeichnet werden. Da diese Berechnung der zu säenden Saamenmengen, in Gemäßheit der entsprechenden Bodenart, schon zur vorschriftlichen Zeigerstellung bei einigen Säemaschinen gedient hat, so leidet es keinen Zweifel, daß jeder Landwirth oder Maschinenbauer in Pommern und Preußen nach derselben dem Zeiger der Maschine seine rechte Stellung nach Quantität und Qualität des Saamens, in Gemäßheit des Flächenraums, geben sollte, wenn denselben die Mühe nicht verdrießt, durch wiederholentlich angestellte Versuche genau die Zahl der Umläufe der Maschinenräder, der vorliegenden Quadratfläche gemäß, auszumitteln und zu bestimmen. Man muß freilich einen solchen Versuch, der selten sogleich gelingt, so lange wiederholen, bis man die Zahl der Räder-Umläufe, der zu besäenden Quadratfläche gemäß, getroffen und mit der Saamenmenge nach Vorschrift in Uebereinstimmung gebracht hat. — Wollte man fragen, welchen Nutzen und Vortheil diese genau gearbeitete Säemaschine, welche 60 Thlr. Gold kostet, ihrem Besitzer bringen kann, so wäre hierauf zu erwiedern, daß solche nicht allein eine richtige und gleichmäßige Aussaat gewährt, sondern auch den Besitzer wider die Versäeung, d. i. vor zu starker und zu schwacher Einsäeung, bewahrt, wodurch derselbe theils an Ersparniß von Saatkörnern, theils an Vermehrung des künftigen Getreide-Ertrages gewinnt, und vielleicht noch sogar an Arbeitslohn erspart. Die Zeit wird dies in ihrem Verlaufe umständlicher lehren. Wir achten keine Bemühung vergebens, welche zur Vervollkommnung einer Wissenschaft beitragen kann, welche die Grundlage des materiellen Wohlseyns der ganzen menschlichen Gesellschaft, und von den Weisen zu allen Zeiten gepriesen ist, denen nichts edler schien, als die Kunst, den Acker zu bauen.

Gedanken und Sprüche

von

Leopold Schefer.

(Aus den Jahreszeiten: Herbst 1839.)

Du vielgeschmähte Sorge, stille Sorge,
Wie bist du doch das inn'ee Glück des Menschen: —
Der warme Quell, der unter Eise gluckt,
Das Lerchenlied in düstrem Frühlingsnebel,
Der rege Sinn im bangen Traum des Lebens,
Der süße Kern des schweren Menschenherzens.
Durch dich, o Sorge, bin ich mit Natur
Fest, tief verbunden, zu ihr hingedrängt
Von früher Jugend auf, das liebe Leben durch
Bis in das Alter, in den letzten Tag!
Durch dich bin ich mit der Natur vertraut,
Getraut wie mit dem Weibe. In dich birgt
Ein Jeglicher sein Herz nur. Darum heißest
Du Frau dem Manne, heißest Mann dem Weibe,
Der Muttee aber: süßes Kind! dem Kinde
Noch heißest Du nur Mutter ganz allein,
Bis du dem Knaben Buch und Lehre heißest,
Bis du dem Jüngling die Geliebte bist,
Dem Vater dann das ganze Vaterhaus;
Dem Könige: das Land, das arme Volk;
Dem Volk: die Erndte und der Arbeit Gnuge;
Dem Arzt: der Kranke; und dem wachen Kranken:
Der Morgen, die Genesung; und dem Greise:
Der Kinder Zukunft auf der alten Erde,
Die nach ihm bleibt von Sonnenlicht so hell,
So fort so hell wie jetzo, da er scheidet.
Dee Arme hat die Sorge um das Brod
Und um die alle, die es geben können,
Der Schiffer um die Wolken und den Wind,
Der Reiche hat sie um den Tod, um Gold,
Um Fried' und Freude, böse Zeit und Unglück;
Der Vater Aller aber hat die Sorge
Um alle seine Kindee selbst, und hat,
Die Sorg' um alle ihre Sorgen mit
Und um die ganze Welt, das ganze Haus!
Durch Sorge ist die Welt an Gott gebunden,
Durch Sorge ist Gott mit der Welt verknüpft —
Die Sorge aber ist die Liebe nur,
Des Gottes Liebe zu der Welt, die Liebe
Der Menschen zu den Menschen und zu Gott. —
O Sorge, himmlische Vermittleein
Des engen Menschen und des weiten Alls,
Sey mir gesegnet! sey mir stets im Herzen!
Durch dich bin ich ein Mensch, so sehr ich's bin.
Doch du, o Kummer bleib mir immer fern,
Du eiserner Bedrücker armer Menschen,
Der dann erst ihnen naht, wenn ihre Sorge
Nicht sorgen kann, wenn sie in Ketten liegt
Gefangen und gebannt von schwerem Schicksal,
Wenn sie nicht Arbeit haben und nicht Mühe.
Und doch, o Kummer, bist du noch das Bild
Des Glückes; das der Mensch im Sinne tragt,
Und linderst mit dem Anschau'n seinen Schmerz
Um vorenthalt'nes Leben — um die Sorge!
Der Kummer ist Entbehren aller Sorge,
Der freien Sorge. Sorge will auch Freiheit!
Der Kummer kommt von Außen zu den Menschen!
Drum ruhe du ein Weilchen, Kummervoller,
Und sieh, wie glücklich du — voll Sorgen warst,
Damit der Kummer nicht zu Harm dir wird:
Zu Harm, dem Trägversunkenseyn in Kummer,
Und wenn er weicht, wenn sich die Fesseln lösen,
Geh freudig in die Sorgen: — in die Liebe!
Geh freudig an die Arbeit: — an das Leben!
Nur Einer bleibe mir und Allen fern —
Der Gram! Der Gram nur will in keine Zukunft
Wie noch der Kummer; nein, er will zurück
In jenen Tag, an jene Scheidestelle,
Wo seine Seele falschen Schein erwählte
Statt reiner That — er will die heut'ge Sonne
Zurückestellen, will gefallnen Schnee,
Dee seine Blüthenbaume all verschüttet,
So flockenweis zur Wolke wieder machen —
Gram hat der Mensch allein der sichtliche,
Wenn Vögel unterm Himmel, wenn das Reh
Im Walde Sorge selbst und Kummer fühlt;
Geam kommt nur her aus innrem Menschenfehl,
Der wirkend draußen ihm die Welt verwandelt;
Gram ist die draußen selbst geschaff'ne Nacht,
Die erst als Sturmei in der Stirn dir lag,
Und ist das Anschaun: daß die Hülfe nun
Vergeblich ist, vergeblich bis der Mensch
Auf reines Glück auf immerdar verzichtet
Und still als Traum vergeht im blauen Himmel.
Drum bleib mir fern, bleib Allen fern! o Gram!
Und darum bleibe mir und Allen fern,
O Fehl! und weiche nie von mir, o Sorge!
Die du die Liebe bist! und du, o Arbeit,
Die du das Leben bist, das liebevolle.

Zur Warnung!



Am 17. Februar 1840 sah man in Dresden eine lichterloh brennende Dame aus einer Putzhandlung unter herzzerreißendem Geschrei auf die Straße stürzen. Die Herbeieilenden suchten vergeblich das Feuer zu löschen bis die Unglückliche leblos niedersank. Die Stoffe brannten mit solcher Wuth, daß ganz nasse Regenschirme, denn eben regnete es, womit man die Flamme zu löschen suchte, anbrannten. Erst als aus den Nachbarhäusern Gefässe mit Wasser herbeigebracht wurden, löschte man das Feuer, aber leider zu spät, denn nur noch wenige Reste waren von den Kleidern der Dame übrig, welche Directrice in einer Galanterie-Handlung war und unter gräßlichen Schmerzen verschied.

Ein sehr trauriger Fall kam am Anfange dieses Jahres in einem französischen Landstädtchen vor; dort lebte ein Engländer Mannerot, vormals Schiffscapitain in Diensten seines Landes, allgemein geachtet und glücklich im Schooße seiner sehr liebenswürdigen Familie. Eines Abends führte er seine Frau und seine beiden Töchter auf den Ball, um ein Uhr Nachts ging er fort, während seine Töchter unter der Aufsicht ihrer Mutter sich

noch dem Vergnügen des Tanzes überließen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als sie an ihre Hausthüre pochten und Niemand ihnen öffnete; die eine Tochter muß zu dem Bedienten eilen, der nicht im Hause wohnt und den Schlüssel holen. Mutter und Töchter glauben, der Vater sey nur eingeschlafen und habe ihr Pochen nicht gehört, und treten noch ganz entzückt von den Freuden des Balls, das Haar mit Blumen bekränzt, ein. Aber welch schrecklicher Anblick wartete ihrer! Mannerot war gleich beim Eintreten in das Zimmer vom Schlagfluß getroffen in das Kamin niedergestürzt, und seine Leiche war von den Flammen furchtbar entstellt.

Auf ähnliche Weise verlor auch vor einiger Zeit ein Engländer in Dresden sein Leben, weil er sich im Hemde an den Kamin gestellt hatte, dies angebrannt und von der Flamme der Rücken versengt war, in dessen Folge der Unglückliche am neunten Tage den Geist aufgab.

In der Abenddämmerung

von

Guido.

In der Dämm'rung nächtlich Grauen
Mag der Mensch wohl rückwärts schauen,
Nach vergang'nen Tagen rufen,
Gleich ob Freud', ob Weh' sie schufen.

Weilt er stumm in heil'gen Stunden,
Oeffnen sich der Sehnsucht Wunden;
Was er einst zum Glück erkoren,
Ach, auf ewig ist's verloren!

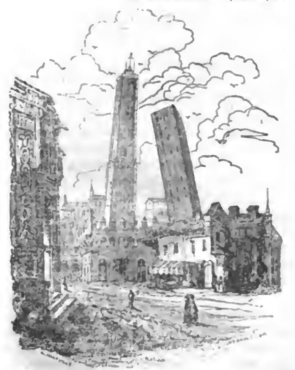
Will er zu der Hoffnung flehen,
Um im Weh nicht zu vergehen?
Will er auf die Zukunft bauen
Ach, ihm fehlet das Vertrauen?

Hier ist Alles abgeschlossen,
Glück und Freude sind verflossen;
Doch die ewigen Hoffnungssterne
Sind dem Müden nicht mehr ferne.

Kurze Zeit der Erdenschmerzen,
Ewigkeit bedrängten Herzen;
Bald nun bist du ausgemessen,
Jenseits ist das Land vergessen.

Jenseits ist das Land der Wonnen,
Jenseits ist der Schmerz verronnen;
Hat die Erde Dornenpfade,
Jenseits ist das Land der Gnade.

Die beiden schiefen Thürme in Bologna.



In Italien gibt es in mehreren bedeutenden Städten schiefe Thürme, von denen es noch unentschieden ist, ob nur Laune des Baumeisters sie so werden ließ, oder ob sie durch eine Senkung des Bodens ihre sonderbare Stellung erhielten. Nächst dem schiefen Thurme von Pisa sind die gegenwärtigen, welche bei der Porta Ravegnana in Bologna stehen, wohl die berühmtesten. Sie sind viereckig und der höhere wird Asinelli, der andere Garisendi genannt. Den Erstern ließ Gerardo Asinelli im 12. Jahrhundert erbauen. Er ist 307 Fuß hoch und neigt sich um 5' nach Osten. Das Besteigen dieses Thurms ist sehr mühsam, indeß wird man oben von der herrlichsten Aussicht über die freundliche Ebene der Romagna belohnt. Man nimmt an, daß der Thurm im Mittelpunkt der Stadt stehe und daß die Stadt ziemlich im Mittelpunkt von Italien liegt. Der Thurm Garisendi ist nur 144 Fuß hoch, allein er neigt sich viel bedeutender als der Erstere.

Wandern und Fechten

von

Victor Ollitschaaf.

A. Du willst jetzt wandern? Nun bei meiner Treu!
B. Warum denn nicht? Der Winter ist vorbei.
A. D'rum eben. —
B. Nun, was willst du damit sagen?
A. Siehst du denn nicht, daß jetzt die Bäum' ausschlagen?
B. Ausschlagen?
A. Ja, und daß die Sonne sticht?
B. Die Sonne sticht?
A. Und daß der Kohlkopf schießt?
B. Der Kohlkopf —?
A. Schießt, wie die Erfahrung spricht;
Das heißt, so lang' er nicht — vernagelt ist.
B. Das ist zu toll, da heißt es „vorgesehn!"
Und statt zu wandern, werd' ich — fechten geh'n.

Waldlied

von

Johann Vogl.

Gern lieg' ich in dem grünen Wald
Und schau den Wolken zu,
Wie die so segeln drüberhin
Ganz ohne Rast und Ruh.

Und schau' und schaue unverwandt
In ihren raschen Lauf,
Und schaue tief das Firmament
Und tiefer noch hinauf.

Und wie ich also unverwandt
Hinauf zum Himmel schau',
Ist mir, als sah' Gott Vater selbst
Herab zu Wald und Au.

Als hab' er rechte Freude d'ran,
Wie's da so frisch und grün,
Und wie so lustig Baum und Strauch
In Thau und Sonne glüh'n!

Dann breit' ich wohl die Arme aus
Und rufe, daß es schallt:
Herr Gott, nimm meinen heißen Dank
Für Deinen schönen Wald.

Der blinde Bettler

von

M. Houck.

Hiezu eine Abbildung.

An einem unfreundlichen Herbstnachmittage, so um die Stunde, wo schon die Dämmerung eintritt, saß auf dem Wege, der aus einer großen norddeutschen Handelsstadt zu einem freundlichen Dörfchen unweit ihrer Thore führt, ein blinder Mann mit einem Kinde, einem hübschen, freundlichen Mädchen von etwa zwölf Jahren. Neben dem Vater und der Tochter kauerte am Boden ein alter Hund, der Beiden beständiger Begleiter. Jenes Dorf war ein beliebter Vergnügungsort der reichen Einwohner der Stadt, und so pflegte der Blinde sich hier niederzusetzen, um Gaben einzusammeln, wenn Spaziergänger fröhlichen Muthes hinausschlenderten, oder heimkehrten in die Straßen, wo ihnen Gewerbe oder Handel täglichen reichen Gewinn brachten. Gewöhnlich traf es sich auch, daß der Blinde hier milde Spenden genug empfing, um mit seinem Kinde ein Daseyn fristen zu können, das mindestens nicht bittere Noth vergiftete; an jenem Nachmittage aber war die Straße leer, der rauhe Wind, der über die Ebene pfiff, hatte Gäste von den freundlichen Wirthshäusern des Dorfes ferngehalten. — „Sag mir," flüsterte nach langem vergeblichen Warten der blinde Vater seinem Töchterchen zu, „sag mir, liebe Emilie, kommt nicht Jemand des Weges, mir ist's, als hört ich Tritte ganz in der Nähe?" Das Kind sah um sich, ein Mann näherte sich der Stelle, wo die Beiden saßen; „ach sprich ihn nicht an, liebster Vater," entgegnete das Kind leise, „es ist ein Herr, der mürrisch und finster vor sich nieder starrt, so sind die guten Menschen nicht, die Armen etwas schenken." Während dieser Worte war der Fremde dicht an den Blinden getreten; es war ein hagerer Mann mit ernsten, finstern Zügen, wohl schon ein Fünfziger, sein Anzug war schlicht und einfach, aber von feinem Stoffe, wie ihn die reichen Handelsherren zu tragen pflegen. — „Setzt Euern Hut auf, alter Mann," rief er dem Blinden, der, als er ihn ganz nahe kommen gehört, unwillkürlich den Hut gezogen hatte, in finsterm und doch mitleidigem Tone zu, „setzt Euern Hut auf, der rauhe Herbstwind ist nicht für Euern kahlen Schädel; was treibt Ihr auch hier auf der Straße bei so unfreundlichem Wetter, wo Niemand ausgeht, den nicht Geschäfte treiben? — Ihr seyd arm und wollt eine Gabe? Ja, es gibt der hilfsbedürftigen Leute viele, da draußen im Dorfe war eine arme Frau, ihr Mann sey krank, sagte sie, ihre Kinder seyen krank, und da hab ich ihr denn geschenkt, was ich bei mir trug: doch das soll Euer Schade nicht seyn. Ich will vorangehen, folgt mir nach zu meinem Hause, es soll Euch Freude machen, daß Ihr den Kaufmann Holder um ein Almosen angesprochen."

Der Kaufmann Holder wohnte in einem schönen Hause, in dem Zimmer, in das er den Blinden führte, hingen prächtige Gemälde in großen goldenen Rahmen, an denen sich die kleine Emilie sehr ergötzte. „Hier nehmt das," sprach er zu dem Blinden und reichte ihm ein Geldstück hin, „und nun geht mit Gott. — Doch nein, Ihr müßt müde und durchgefroren seyn von dem heillosen Winde, ehe Ihr geht, sollt Ihr ein Glas Wein trinken;" er schellte und befahl dem hereintretenden Bedienten eine Flasche Wein und Gläser zu bringen: „Da laßt's Euch schmecken, Alter," sprach er und reichte dem Blinden das volle Glas voll rothen funkelnden Weines. Indem sah er des armen Mannes Züge, die er bis dahin in der Dämmerung nicht recht beachtet hatte, das Glas in seiner Hand zitterte und er erblaßte. — „Wie heißt Ihr, Freund, und wo seyd Ihr her?" fragte er dann, als der Blinde getrunken. — „Wollet mir glauben, Herr, daß Ihr Eure Güte an keinen Unwürdigen verschwendet," antwortete dieser, „aber laßt mich meine Heimath und den Namen verschweigen, über den unverdiente Schande gekommen ist." — Der Kaufmann drang nicht weiter in den Blinden, aber er erkundigte sich genau nach dessen Wohnung und versprach, ihn auch ferner zu unterstützen.

Schon am folgenden Nachmittage, es war wieder in der Dämmerung, stellte sich der reiche Kaufmann in des Blinden Wohnung ein; nicht ohne Mühe hatte er in den kleinen Gäßchen der Stadt umhergefragt nach ihm und endlich sein Haus gefunden, in dem er viele



Stiegen hinan mußte, bis er an das Dachkämmerlein kam, das Vater und Tochter inne hatten. Der Alte wollte, Emilie solle die Oellampe anzünden, aber der reiche Gast litt das nicht. „Wir Kaufleute," sprach er, „müssen so oft bei Licht arbeiten, schreiben und rechnen bis in die tiefe Nacht hinein, daß die Dämmerung unsern Augen recht wohl thut, laßt es also dunkel bleiben." — „Ja wohl Herr," sagte der Blinde, „das weiß ich auch aus Erfahrung, wie es in den Geschäften geht und wie da nicht gefragt wird, was schädlich sey, was gesund für eins der köstlichsten Geschenke, die der Mensch vom Himmel hat, für das Licht der Augen." — „Ihr wart Kaufmann und seyd verarmt? vielleicht ohne Eure Schuld verarmt?" fragte der reiche Holder. „Ich nehme Antheil an Euch, wahrhaftig, herzlichen Antheil, und gedenke Euch das noch zu beweisen; erzählt mir doch, ich bitte Euch, wie Ihr in Eure jetzige traurige Lage gekommen seyd?"

„Ach, es ist eine einfache und sehr traurige Geschichte," antwortete der Blinde, „Ihr seyd recht edel, verehrter Herr, daß Ihr an einem Unglücklichen solchen Antheil nehmt, wer reich ist und im Schooße des Glückes sitzt, der schenkt wohl, wenn er sonst milden Sinnes ist, mit vollen Händen, aber er wendet dabei sein Antlitz ab, daß der Jammer, den er schauen müßte, nicht sein Behagen störe, Ihr aber habt noch neben der Hand, die gern gibt, das Herz, das im Mitgefühl bei Anderer Trübsal in schnellern Pulsen schlägt. Ihr wollet wissen, wie ich arm geworden, wie ich um Glück, um Geld, selbst um den ehrlichen Namen gekommen bin, ich will es Euch erzählen. Die ersten Jahre meiner Jugend, meines Mannesalters, verfloßen in ruhigem Gleise des bürgerlichen Lebens, ich bin der Sohn eines sehr bemittelten Kaufmannes, der seine Liebe redlich zwischen mir und eine jüngere Schwester theilte, die einzigen Kinder, welche ihm seine frühverstorbene Gattin hinterlassen hatte. — Mein Vater war ein ernster, milder Mann, der, ohne viel Worte zu machen, das Rechte that, sich in der schweren Zeit, die damals auf unserm gesammten Vaterlande lastete, um das Beste seiner Stadt mit vieler Mühe und vielem Eifer verdient machte, deren Wohlstand des Krieges schwerer Plage fast gänzlich erlag. Mehr als dreißig Jahre war ich schon alt geworden, da begann die große Zeit, wo es galt, unserem deutschen Lande Ehre und Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen: ich eröffnete meinem Vater, auch ich gedenke mit in den Kampf zu ziehen. Das hatte ich von Dir erwartet, antwortete er in ruhiger Weise, wär ich nicht alt und ein unnützer Gast in einer Compagnie, ich zöge selbst mit aus. — So machte ich denn den Kieg mit, und lernte, wie die Gefahr den Mann männlicher und besser macht. Als ich zurückgekehrt, fand ich in unserm kleinen Hauswesen vieles verändert, meine Schwester war mit einem wackren Manne, einem Justizbeamten in unserer Stadt, verheirathet, statt ihrer hatte mein guter alter Vater eine Verwandte meiner seligen Mutter zu sich genommen, die ihn pflegte und im Hause die Ordnung handhaben sollte, auf die wir Männer uns so wenig verstehen können. Das Vermögen unsres Hauses hatte sich, während ich im Felde war, bedeutend vergrößert; wie es wohl zu gehen pflegt, daß der Krieg, neben langen Leiden für die Gesammtheit, für Einzelne oft unerwartete Glücksfälle bringt, so hatte mein Vater, der nie an den glücklichen Erfolgen der deutschen Waffen gezweifelt, bedeutende Unternehmungen gewagt, die der guten Sache Nutzen schafften, und ihm einen kaum erhofften, redlich verdienten Gewinn brachten. Mein Vater hatte sich bei zunehmendem Alter, und da ich ihm fehlte, einen Gehilfen ins Haus genommen, einen jungen, wilden Burschen von etwa achtzehn, neunzehn Jahren. Dieser Gehülfe, Eduard war sein Name, und ich kamen nicht lange gut zusammen aus, ich meiner Natur nach ernst und in mich gekehrt, durch das Leben im Felde noch mehr an Kürze und tüchtiges Thun gewöhnt, konnte und wollte eine gewisse Vertraulichkeit nicht dulden, zu der sich der junge Mensch, der übrigens zu einem guten Kaufmanne alle Anlage hatte, sich gegen mich berechtigt glaubte. Wir konnten nur kurze Zeit neben einander bleiben, ein heftiger Wortwechsel zwischen mir und ihm endete damit, daß ihn mein Vater entließ, er lebte noch lange in unsrer Stadt, ohne Anstellung und sich einem ungeordneten Wandel ergebend; mich verfolgte er mit seinem bittersten Hasse und war, obwohl vergeblich, bemüht, mein schönstes Glück zu zerstören. — Jene Verwandte meiner Mutter, Emilie hieß sie, wie meine Tochter, und ich schloßen uns bald einander innig an. Was sollt ich Euch die Geschichte unsrer Liebe erzählen? Habt Ihr selbst geliebt, so wisset Ihr, was ein solches Glück bedeutet, ist Euer Leben ohne eine Liebe vergangen, rein und innig, wie die war, welche Emilie und mich verband, dann, Herr, bin ich in der Armuth noch reicher als Ihr. Emilie war eine arme Waise, aber mein Vater hatte die väterlichste Zuneigung für sie, und segnete unsern Bund. Die Zeit bis zur Hochzeit verstrich uns schnell, so schnell wie die Stunden nur Glücklichen entfliehen. Eines Morgens kam mir Emilie mit verweinten Augen, einen Brief in der Hand, entgegen, das Papier enthielt Liebesversicherungen in den Ausdrücken der heftigsten Leidenschaft, dazwischen Warnungen vor einer Verbindung mit mir, der ich ein ruchloser Mensch sey; es war ohne Unterschrift, aber ich erkannte gleich an der Hand, kein andrer als Eduard könne der Schreiber dieses kindisch-boshaften Briefes seyn. Ich hielt es natürlich unter meiner Würde, irgend Schritte gegen unsinnige Verläumdung zu thun und bat nur meine Braut, nicht wieder Briefe von unbekannter Hand anzunehmen. Ein Paar Tage darauf ging ich, wie ich das wohl hie und da zu thun pflegte, auf ein Grundstück weit vor der Stadt hinaus, wo wir ein Fabrikgebäude anlegen ließen, um die Arbeiten der Bauleute zu besichtigen; der Weg dahin war ziemlich einsam und zog sich am Saume eines dichten Forstes hin. Als ich ruhig, in süßen Träumereien mich wiegend, dahin ging, ward ich plötzlich durch den Knall einer Flinte aufgeschreckt, neben mir schwirrte und sauste es durch die Luft, ich kannte den Ton, es war eine Kugel, die hart an meinem Haupte vorüberpfiff. Ich war keinen Augenblick im Zweifel, wer nach mir geschossen hatte, doch trug ich gerechtes Bedenken, ein so junges Leben dem Gefängnisse und Zuchthause zu überantworten,

ich selbst fühlte mich, da ich ernstlich bedachte, was Eduard, denn er und kein anderer war der Schütz gewesen, zu solchem Hasse gegen mich hatte reizen können, nicht von aller Schuld frei, ich war früher zu sehr ohne die Nachsicht mit ihm verfahren, auf die der Jüngere gegenüber dem Aeltern immer einigen Anspruch hat, ich hatte im Unwillen über sein rohes anmaßendes Benehmen gegen mich übersehen und vergessen, daß er in meiner Abwesenheit meinem Vater dankenswerthe Dienste geleistet hatte. Noch am selben Abende ging ich zu ihm, um ihm ernstlich wegen dessen, was er gegen mich begangen, in's Gewissen zu reden; er war den ganzen Tag über nicht zu Hause gewesen, und von seinem Vormunde mußte ich die bittersten Klagen über ihn hören, er, der früher fleißig und arbeitsam gewesen, treibe sich jetzt Tage und Nächte lang mit liederlichen Gesellen umher und mache seinem Pfleger und all seinen Verwandten den bittersten Kummer. Das bestärkte mich noch in meinem Vorsatze, ernstlich mit Ermahnungen in ihn zu dringen, und ihm die Hand zum Frieden und Mittel zu bieten, sein wüstes Treiben mit einer geordneten Lage zu vertauschen. Früh am folgenden Morgen suchte ich ihn noch einmal auf, da erfuhr ich, daß er, als der Tag graute, in großer Aufregung nach Hause gekommen, aber schon nach Verlauf einer Viertelstunde wieder fortgeeilt sey, später als der Hausherr auf die Kammer des jungen Menschen gegangen, hatte er dort einen Zettel gefunden, worin Eduard ihm in kurzen Worten anzeigte, es treibe ihn fort, sein Glück in der weiten Welt zu versuchen. Offenbar war er aus Furcht, ich möge seinen Mordanfall auf mich bekannt machen und ihn den Gerichten überantworten, davongelaufen; in unsrer Stadt hat man nie wieder von ihm gehört. — Eine Woche nachher feierte ich meine Hochzeit mit Emilie, zehn Jahre lang war mir jeder Tag ein eben so glücklicher als der, da sie zuerst mir ganz angehörte, da ich zuerst, von meinem Glücke trunken, sie in die Arme schloß: mein Vater lebte ein glückliches Alter in unserm Hause, er wiegte noch zwei Enkel auf seinen Knieen und entschlief dann, noch im Tode die milde und sanfte Heiterkeit, die sein Leben so reich an Liebe hatte werden lassen, auf den bleichen Zügen. Mit seinem Tode schien das Unglück über unsere Schwelle zu schreiten: mich befiel eine schwere und hartnäckige Augenkrankheit, meine beiden Kinder starben und ihr Tod schlug dem Herzen meiner Emilie unheilbare Wunden, wohl schenkte uns der Himmel ein drittes Kind, aber vergißt ein Mutterherz je der Knospen, die ein früher Sturm knickte? Auf ihren Wunsch mußte das neugeborne Kind den Namen Emilie erhalten: sie soll dich an mich erinnern, lächelte sie, wenn ich nicht mehr bin, sie ahnete ihren Tod; wären Engel sterblich, so wie sie würden sie sich auf den Tod vorbereiten. Ich war oft im Felde Zeuge, wie Männer starben für die Sache des Vaterlandes, ich habe oft den letzten Athemzug von Sterbenden gehört, der wie ein edles Vermächtniß den Ueberlebenden Muth und Trost einflößte, wie Emilie sah ich Niemand dem Tode entgegen leben, nie sah ich solche Gottergebenheit, vor der jede Furcht und jeder Zweifel schwindet. — Als sie mir fehlte, als mein Kind keine Mutter mehr hatte, da ergriff mich ein ungeheurer Jammer, fast alle Wege, die vom Menschen in eines andern Menschen Herz führen, waren wie abgeschnitten, mir war's wie den Schiffbrüchigen, von denen sie uns in Reisebeschreibungen erzählen; nichts, fühlte ich, sey mein, als das öde einsame Leben auf dem Felsen und um mich her trübe und endlos die Wellen der Zukunft. — Emilie! so hieß ja auch mein Kind, und bei diesem Gedanken ermannte ich mich, für sie mußte ich noch leben. — Eine Art wahnsinniger Thätigkeit überkam mich dann, ich mußte mich in sie flüchten, wollte ich nicht dem Schmerze erliegen und mein Kind ganz verwaisen lassen, oft fand mich der grauende Morgen noch am Schreibtische, wie ich rechnete und über umfassenden Handelsplänen brütete. Es dauerte so ein Jahr, daß ich meinen Schmerz unter einer Last von Geschäften betäubte; mich suchte der Gewinn, der so oft den flieht, welcher sich müht, ihn zu fassen; aus einem wohlhabenden Manne war ich ein reicher geworden. Aber was sollte mir das? kein geliebtes Leben konnte ich mehr mit dem verschönern, was der Reichthum bietet, nur noch ein Grab schmücken. Der Frühling war wieder gekommen, und schwer und bleiern drückte die Stadtluft meine Brust, auch mein Augenübel kehrte wieder, drohender und hartnäckiger noch als das erste Mal; die Aerzte riethen mir dringend, mich zu schonen, im Landleben Ruhe vor dem Gewirre der Geschäfte zu suchen. Mir selbst war mein Treiben, dieses ewige Mühen nach Gewinn, der mich doch nicht erfreute, zur Last geworden; es war mir wie ein Fingerzeig, daß gerade unfern der Stadt ein herrliches Gut feil war, man forderte dafür eine sehr hohe Summe, ich konnte sie erschwingen, wenn ich mein ganzes Vermögen anwandte, wenn ich Haus und Fabrikgebäude, die ich in der Stadt besaß, zu Gelde machte. Ich hinterlasse dann meinem Kinde,' dachte ich, ein freies, herrliches Besitzthum, sicherer als Geld, das rasch seinen Herrn zu wechseln liebt; und so zog ich denn alle Summen, die in meinen Geschäfte angewendet waren, ein, kündigte die bedeutenden Capitalien, die mir zur Verzinsung übergeben waren, und veräußerte Haus und Fabrikgebäude, für die ich zu gutem Preise einen Käufer fand. Am folgenden Morgen sollte mir das Gut übergeben werden, die ganze Summe dafür, alle Gelder, die ich denen, welche mir das Ihrige anvertraut hatten, zurückerstatten wollte, lagen in meiner Kasse. — Da ward bei mir eingebrochen, ein Dieb hatte mir mit teuflischer Kunst Alles, Alles genommen, und als ob es ihm nicht genüge, mich vom reichen Manne zum Bettler zu machen, nahm er mir noch, was wenigstens meinen Gläubigern meine Unschuld hätte beweisen können, alle meine Handlungsbücher. — Mein früheres Glück hatte mir der Feinde viele gemacht, ich darf sagen ohne meine Schuld, denn ich war gern zur Hülfe bereit und kränkte Niemand und that Niemand Abbruch in seinem Gewerbe; die schimpflichsten Gerüchte wurden jetzt über mich verbreitet: durch unsinnige Speculationen, hieß es, sey ich an den Bettelstab gebracht, der Einbruch in meinem Hause sey mein eigen Werk, ich selber habe in meinen Handlungsbüchern den Beweis meiner Schuld vernichtet. Die, welche bei meinem Unglück um die

anvertrauten Summen gekommen waren, verfolgten mich mit ihrem Hasse, die Gerichte schritten ein, eine Untersuchung wurde wider mich eingeleitet. In der Haft besuchte mich ein schlimmer Gast, meine Augen wurden zum dritten Male krank, und jetzt spottete das Uebel der Kunst der Aerzte. Ich hatte noch weinen können, als ich von den Gerichtsdienern über die sonnenhellen Straßen geführt wurde, in denen ich länger denn vierzig Jahre als unbescholtener Mann gewandelt war, als ich den einzigen Schatz, den mir der Dieb nicht genommen, mein Kind, der Sorge einer armen alten Frau überlassen mußte; auch das konnte ich bald nicht mehr. Trotz des verläumderischen Eifers meiner Feinde konnte nichts zur Kunde des Gerichts gebracht werden, was gegen mich geltend zu machen war, und den Beweis lieferte, daß ich mir Betrug habe zu Schulden kommen lassen; so führten sie denn mich blinden Mann vor die Richter, und diese nahmen mir einen Reinigungseid ab, ich mußte beschwören, daß ich wirklich bestohlen worden, daß mir meine Handlungsbücher genommen seyen; dann ward ich meiner Haft entlassen. — Noch eine furchtbare Prüfung war mir vorbehalten: meine Schwester hatte mir, wie viele Andere, ihr ganzes Vermögen übergeben, die Zinsen davon reichten nebst der Besoldung ihres Mannes hin, den Bedürfnissen ihrer zahlreichen Familie anständig zu genügen, durch mein Unglück war nun auch sie verarmt. Da kam sie mit ihrem Manne in die ärmliche Wohnung, die mir die Barmherzigkeit eines Freundes eingeräumt, ich fühlte, wie sie und mein Schwager meine Kniee umfaßten; sie wollten schweigen, sagten sie, ich werde ja wohl etwas für mich auf die Seite gebracht haben, nur einen Theil ihres Vermögens solle ich ihnen herausgeben, nur an ihnen, die ihrer Kinder wegen des Vermögens nicht entbehren könnten, solle ich nicht schlecht handeln. Wie durfte ich Fremden verargen, daß sie mich für einen Betrüger hielten, da selbst meine Schwester, sie, die mich von Jugend an gekannt, deren Glück steter Gegenstand meiner Sorge gewesen, von meiner Schuld überzeugt war." —

„Und hattet Ihr keinen Verdacht, wer der Dieb seyn möge, der Euch um Euer Vermögen und guten Namen gebracht?" sagte der Kaufmann Holder.

„Nicht den geringsten, noch heute weiß ich keinen, den er treffen könnte. Ein Freund bot mir Wohnung und Pflege für mich und mein Kind an, aber es war mir nicht möglich, in der Stadt, in dem Lande zu bleiben, wo mein Name mitgenannt wurde, wenn von Betrügern und unredlichen Kaufleuten gesprochen ward; mein würdiger Freund versah mich mit so viel Reisegeld, als er entbehren konnte, und ich sagte der Stadt Lebewohl, die mich im schönsten Glücke gesehen, und der ich jetzt, ein elender Bettler, den Rücken kehren mußte. Meine Emilie, sie war damals erst vier Jahr alt, führte mich. Recht weit, recht weit wollte ich von der Heimath seyn, viele Meilen sind wir gewandert von meiner Vaterstadt bis hierher; oft sank ich ermüdet am Wege nieder; oft schnitt es, wie mit scharfen Messern, in mein Herz, klagte mein armes Kind, daß ihm die Füße bluteten von der steinigen Straße; als das Geld aus des Freundes Hand, mit dem ich auf's Sparsamste gewirthschaftet hatte, zu Ende ging, mußten wir von dem leben, was uns milde Menschen schenkten, und der Himmel hat es gefügt in den acht Jahren, seit ich ein Mann des Elendes geworden bin, daß es uns nie ganz an dem Nothdürftigen gefehlt hat, unser Leben zu fristen."

Es trat Stille ein in dem kleinen Zimmer, nachdem der ehemalige Kaufmann seine Erzählung beendet: in einem Winkel saß Emilie und weinte leise, die Erinnerung an ihre Mutter, die nur noch wie ein schönes, leichthingehauchtes Bild vor ihrer Seele stand, die Erinnerung an das viele Leid, das schon über ihr junges Leben gekommen war, hatten ihre Thränen geweckt. Sie stand endlich auf und zündete die Oellampe an, denn es war ganz finster geworden. Holder, der stumm und nachdenklich vor sich niedergesehen hatte, stand jetzt auf, und sagte: „Weine nicht länger, gutes Kind, ich will für Deinen Vater und für Dich sorgen. Eure Noth, mein wackerer Mann," wandte er sich dann an diesen, „soll ein Ende haben, ich selbst, in Geschäften und Sorgen des Handels ergraut, kann mich so recht in Eure Lage hineindenken: Euer Alter soll mindestens nicht von Noth gedrückt seyn und Eures Kindes Zukunft will ich zu einer freundlichen machen."

Am folgenden Tage mußte der alte Blinde mit seiner Emilie die kleine Dachkammer verlassen; Holder hatte in seinem großem Hause zwei Zimmer eingeräumt, sie mußten mit an seinem Tische essen, er war oft bei dem Alten, plauderte mit ihm und hielt ihn in Allem mehr wie einen Freund und Genossen, als wie einen Fremden, dem seine Barmherzigkeit das Leben fristete. Die kleine Emilie fühlte sich bald in des reichen Mannes Hause ganz heimisch, Holder war Wittwer und hatte nur ein einziges Kind, einen hübschen Knaben von etwa fünfzehn Jahren. Zwischen ihm und der Kleinen bildete sich bald jenes innige Verhältniß, mit dem nur das kindliche Alter gesegnet ist, jenes heitre Wohlwollen, das noch nichts von der Glut der Liebe, noch von dem Ernst der Freundschaft hat und das sich vielleicht am Besten mit dem Kosen zweier Blumen vergleichen läßt, die in heiterer Fröhlichkeit dem Morgen entgegenlächeln.

Holder zählte unter den reichsten Kaufleuten der Stadt, in der er erst seit einer Reihe von Jahren lebte: schon ein bemittelter Mann war er an diesen Ort gekommen und rasch hatte er im Laufe der Zeit seinen Besitz zu mehren gewußt. Das öffentliche Urtheil nannte ihn einen Sonderling, einen menschenscheuen Mann, der sich mit dem blühenden Knaben, der mit ihm als Kind aus der Fremde gekommen war, fern halte von den glänzenden Gesellschaften, von dem Umgange seiner Standesgenossen; der aber als Kaufmann von seltener Tüchtigkeit und erprobter Redlichkeit sey. — Seinen Untergebenen war er ein ernster, aber milder Herr, gegen die Armen höchst wohlthätig. Keiner seiner Bekannten wußte eine Stunde zu nennen, wo er ihn fröhlich gesehen, ein steter Ernst waltete in ihm vor, oft war er Tage lang in stilles Brüten verloren und sprach nur das Nothwendigste. Der Umgang des Blinden, den er in seinem Hause aufgenommen hatte, übte indessen auf seine Gemüthsstimmung den vortheil-

haftesten Einfluß, der Segen, der jeder guten That folgt, schien hier recht sichtbar an Holder werden zu sollen; oft, wenn der Greis ihm von der Zufriedenheit sprach, die jetzt in seinem vielgeprüften Herzen walte, wenn er ihn begeistert seinen Retter, seinen Wohlthäter nannte, verbreitete sich eine Heiterkeit über Holder's Wesen, die er früher nicht gekannt hatte.

„Nur eines trübt den Frieden meiner Tage," hatte ihm Emiliens Vater gesagt: „Ihr seyd ein redlicher Kaufmann und wißt schon, was ich meine. Die Jahre, die mir Gott noch schenken will, würde ich darum geben, könnte ich wieder dastehen mit ehrlichem Namen, könnte ich die Summen ersetzen, um die, obwohl ohne meine Schuld, Andere durch mich gekommen sind." — „Und wie hoch beläuft sich diese Summe?" — „Ach leider ist sie sehr hoch, mehr als fünfzehntausend Thaler."

Einige Wochen darauf, vier Jahre waren es schon, seitdem Holder den Blinden und sein Kind bei sich aufgenommen hatte, sprach der reiche Handelsherr zu diesem: „Ein höchst wichtiges Geschäft, das ich unternommen, ist in einer Weise beendet, die meine kühnsten Erwartungen übertrifft, mein Gewinn davon beträgt nahe an zwanzigtausend Thaler. Ihr seyd mir, während wir nebeneinander leben, ein wahrer Freund geworden, gern wende ich von dem Ueberfluß, mit dem mich der Himmel segnet, einen kleinen Theil an, Euch, eine Last abzunehmen, die Euch noch bedrückt, ich möchte so gern Euer Alter ganz sorgenfrei sehen. So laßt mich denn Anstalten treffen, daß ich nach Eurer Vaterstadt schreiben und die Schulden berichtigen kann, die noch auf Eurem Namen haften, auf einem Namen, der in wenig Jahren mit dem meinigen eng verknüpft werden wird. Armer Mann, Ihr könnt Euch nicht an dem holden Aufblühen Eurer Emilie erfreuen, sie ist jetzt sechszehn Jahre alt, mein Friedrich neunzehn. Die Jahre, die sie mit einander verlebten, haben diese beiden Herzen fest an einander gekettet, was jetzt noch trauliche Gewohnheit ist, wird bald Liebe werden: sollen wir dieser Liebe feindlich entgegentreten? Ich habe lange nachgedacht, und eine Erinnerung meiner Jugend trat mahnend vor meine Seele, ein Jahr älter war ich, wie jetzt mein Friedrich, da wüthete eine tolle Leidenschaft in mir, ich begehrte die Braut eines Andern... Hätte aber meine erste Liebe Erwiederung gefunden, wie die meines Sohnes erwiedert wird, mein Leben hätte wohl eine andere Wendung genommen... eine bessere vielleicht... Reue...

Die Dankbarkeit Reimann's, jetzt, wo kein Makel mehr auf seinem Namen ruhte, hatte er ihn genannt, kannte keine Gränzen. Es liefen Briefe aus seiner Vaterstadt ein, mit den Jahren war die boshafte Nachrede seiner Verleumder verstummt, man war wieder billiger gegen ihn geworden, man hatte sich seinen einfachen Wandel, sein ehrliches Benehmen bis zu jenem Einbruche in's Gedächtniß gerufen, nun kamen die Summen, welche ihm Holder zur Verfügung gestellt, und die Redlichkeit des ehemaligen Mitbürgers, der selbst um Alles gebracht, doch noch seiner Verpflichtungen gedenke, wurde laut gepriesen.

Als Friedrich zweiundzwanzig Jahre alt geworden und Emilie neunzehn, ward ihre Hochzeit im Kreise weniger Freunde gefeiert. Nachdem die feierliche Handlung geendet, die hier zwei junge Herzen für's Leben und über das Leben hinaus an einander knüpfte, stürzte der Blinde weinend an Holder's Brust: „Wie soll ich Euch, edelster Mann, für Alles danken, was Ihr an mir gethan?" — „Laßt uns heute Abend ein Stündchen plaudern," sagte dieser mit bebender Stimme und entzog sich sanft seinen Armen.

„Ihr danktet mir," sprach Holder zu dem Blinden, als die Gäste den festlich geschmückten Saal verlassen hatten und die Beiden allein mit einander in den Garten gegangen waren, „Ihr danktet mir, ja ich habe Euch gepflegt und genährt, Euch lange Jahre hindurch wie einen Freund und Bruder gehalten, Eures Kindes Glück, so hoffe ich zu Gott, hat dieser schöne Tag begründet. Euren ehrlichen Namen, mit einer großen Summe habe ich ihn wieder erkauft: aber wißt Ihr, wer Euch Euern ehrlichen Namen genommen, wißt Ihr, wer Euch Jahre lang dem Kummer, dem Elend und der Schande als wehrlose Beute Preis gab? — Ich, ich habe es gethan. Ja staunet nur," sprach er in leidenschaftlicher Hast weiter, „jener Eduard, der nach Euch schoß, hier steht er vor Euch. Mir, glaubte ich in tollem Wahne, gehöre die Liebe Emiliens, mein müsse dieses holde Wesen werden. Sie verschmähete meine glühende Leidenschaft, Ihr kamt aus dem Felde zurück, ein rechter tüchtiger Mann, ich merkte Emiliens Liebe, Ihr tratet mir schroff und feindlich in den Weg, in einer Stunde verzweiflungsvollen Wahnsinns schwur ich, mich zu rächen, meine Kugel fehlte Euch, und bitterer noch ward mein Haß: er ahnet, sagte ich mir, wer ihm nach dem Leben trachtet, die ich liebe, wendet sich zu ihm, brodlos bin ich durch ihn geworden, jetzt will er mich auch ehrlos machen, er wird mich dem Gerichte überliefern, seine Ahnung wird in mir den Thäter entdecken, Gefängniß und Ketten werden mir zu Theil werden. Ich entfloh, ein Abenteurer, durchstreifte ich der Länder viele, die Sonne Indiens bräunte meine Haut, dann war ich lange in England, in Frankreich, bald reichlich mit schnell verdientem Gelde versehen, bald wieder, wenn das leicht Erworbene leichtsinnig verschwendet war, bitterer Noth preisgegeben. In Paris schloß sich ein junges Weib, eine Wittwe, an mich an, sie liebte mich; als ich einst gefährlich erkrankt war, erhielt ihre Sorge allein mir das Leben; als ich genesen, ward sie meine Frau, sie meinte es gut mit mir, aber ich war verwildert worden in dem wüsten zwecklosen Treiben, dem ich seit lange ergeben, und auch ihr fehlte, trotz ihrer Gemüthigkeit, der ernste edle Sinn, an dem ich mich hätte emporrichten können, durch den ich vielleicht ein Besserer geworden wäre. Unsere Verbindung war kurz; nachdem sie Eduard geboren, kränkelte sie fast beständig und bald stand ich an ihrem Grabe. Wiederum trieb mich dann mein unstäter Sinn, trieb mich das unheimliche Gefühl, mein Leben sey ja doch ein zweckloses und verlornes, von der Häuslichkeit fort, die mir meine Ehe gegründet. Was ich wieder erworben, verwandte ich auf Reisen, mein Knabe, von dem ich doch nicht lassen mochte, war mein beständiger Begleiter; ich mußte Deutschland, ich mußte die Stadt, wo Ihr wohntet, wieder sehen. Niemand kannte mich

mehr, ich hörte von Euch; Emilie sey todt, erzählten sie mir, Ihr aber hättet Euch leicht getröstet und würdet nicht satt, Schätze auf Schätze zu häufen. Es freute mich in meinem tollen Wahne, daß Ihr ein Knecht des Mamon geworden, jetzt konnte ich mich rächen: er hat mir sie genommen, die mein Leben vielleicht zu einem glücklichen hätte werden lassen, jetzt will ich ihm rauben, worauf er so stolz ist, all sein Geld; gedemüthigt soll er werden, seine stolze Freude und seine Ehre schwinde zugleich mit seinem Golde, das mir, seinem Feinde, mir, der ihm ewige Rache geschworen, zu Gute kommen soll. Noch war mir Alles auf Eurem Comptoir bekannt, der Ort, wo Eure Kasse verwahrt wird, der Kunstgriff selbst, mit dem man das schwere Eisenschloß des Schrankes öffnet: eine dunkle Nacht begünstigte meine Missethat, Eure Handlungsbücher warf ich in den nahen Fluß. Der folgende Morgen sah Euch als Bettler, ich war gerächt... Soll ich Euch noch erzählen, wie ich hierher kam, wie mich der Reichthum suchte und das Glück mich floh; wie dann die Reue bei mir anklopfte und, bald mein steter Begleiter, mein Haar grau werden ließ vor der Zeit und jeden Frohsinn von meines Hauses Schwelle scheuchte, wie ich gut zu machen suchte an Armen und Bedrängten, was ich an Euch verschuldete. Ich wollte Euch dann wieder erstatten, was ich Euch genommen, ich ließ unter der Hand Erkundigungen nach Euch anstellen, aber Ihr hattet Eure Vaterstadt verlassen und Niemand wußte zu sagen, wohin Ihr Euch gewendet. Wie oft hab ich in langen Nächten, wo Kummer und Reue von meinen Augen den Schlaf, aus meinem Herzen jede Ruhe scheuchten, in heißem Gebet den Himmel angefleht, er möge mir gnädig gewähren, daß ich meine Schuld gut machen könne, daß er Euch mir zuführe. Der Himmel hat mein Gebet erhört: so viel in eines Menschen Macht steht, habe ich an Euch gethan, und dennoch habt Ihr ein Recht, mir zu fluchen, und dennoch bin ich Eurer Verzeihung unwürdig, und Jahre lang fürchtete ich den Augenblick, wo Ihr in mir einen Dieb, einen rachsüchtigen Bösewicht erkennen müßtet..."

Reimann ließ ihn nicht weiter reden, er warf sich an seine Brust. „Wenn Du mich liebst," rief er, „mein Freund, so schweige, so edel zahltest Du mir deine Schuld, ein so schönes Glück gründetest Du dem Kinde, das ihren Namen trägt, die jetzt wohl lächelnd in seliger Freude auf uns herniederschaut, daß ich noch Dein Schuldner geworden bin, laß es mich bleiben, laß es mich ewig bleiben."

Trinklied

von

Ludwig Storch.



Liebe Freunde, setzt euch nieder
In der Freude Kreis!
Singt ihr lebensvolle Lieder,
Lieder lebensheiß!

Bangt nicht, daß den lauten Zecher
Uebermuth ergreift!
Füllt, o füllt getrost den Becher,
Daß er überläuft!

Auch das Herz soll überfließen
Wie der Becher Weins!
Kannst du nicht mein Herz genießen,
Hast du selber keins.

Scheucht in froher Nacht die Sorgen,
Wo man trinkt und singt!
Denkt nicht, daß der neue Morgen
Neue Sorgen bringt!

Denkt vielmehr, daß nur Minuten
Uns die Freude sey!
Daß ein Morgen wir vermuthen
Sey uns einerlei;

Einerlei, ob unser Leben
Morgen schon verlischt,
Oder hundert Jahre eben
Leeres Stroh nur drischt.

Denn die Stunde nur hat Dauer,
Hat allein nur Werth,
Wo der Freude Wonneschauer
Durch das Mark uns fährt.

An die Franzosen.

Wenn ihr des Mannes Asche holet
Von Helena — bedenkt dabei,
Daß, wenn auch Asche eines Todten,
Dies doch nicht todte Asche sey.

Merkt's nur.

Daß die Frau'n durch Putz verschwenden,
Schilt nur, wer für Liebe blind.
Dankbar wollen sie nur zeigen,
Wie sie uns so theuer sind.

Das Augenpaar.

Zwei Augen kenn' ich, klein und niedlich,
Am Boden haftend, wie verschämt,
Die mir schon oft, nicht allzufriedlich,
Der Jugend rege Kraft gelähmt.
Oft seufz' ich unter ihrem Drucke,
Dann schleich' ich still, dann schleich' ich sacht,
Und jeder Stein im Wege macht,
Daß ich erschreckt zusammenzucke.

Wohin ich geh', wohin ich schwanke,
Sie wandeln aller Orten mit,
Sie sind mir treu, wie mein Gedanke,
Und hemmen hart mir oft den Schritt.
Oft wollt' ich ihrer mich entschlagen
Und faßte trotzend raschen Muth,
Doch kostet es mein eigen Blut
Sollt' ich die Trennung ernstlich wagen!

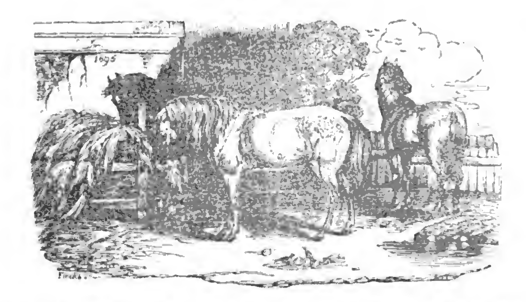
So folgt mir denn, ihr bösen Wesen,
So folgt denn auf dem Fuß mir nach.
Gemeinschaft macht das Herz genesen,
Wenn jeder Balsam längst gebrach.
Drum will ich daraus Trost mir saugen,
Daß Millionen drückt mein Leid;
Denn dieses Augenpaar — verzeiht!
Sind meine beiden — Hühneraugen.

Die Gondeln Venedigs.



Diese vertreten in der Lagunenstadt ganz die Stelle des Straßenfuhrwerks. Venedig ist bekanntlich eine aus 60 Inseln bestehende Stadt, die von 140 Kanälen, von denen jedoch nur zwei sehr groß sind, durchschnitten wird, und in welcher mehr als 300 steinerne Brücken die Uebergänge bilden.[1] Straßen in unserem Sinne gibt es dort eigentlich gar nicht; man zählt in Venedig zwar 2108 Gassen (cale genannt), doch sind es eben nur Gäßchen, die wenig Spielraum zu Fußpromenaden darbieten. Wagen und Pferde sind dort gar nicht zu sehen, hin und wieder läßt sich einmal eine Dame von einer Gasse in die andere in einer Sänfte tragen; daneben wimmelt es auf den Kanälen von Gondeln. Es sind längliche, fein gebaute, leichte Barken, in deren Mitte sich das sogenannte Felze befindet, ein bequemer, gegen Wind und Wetter geschützter und für zwei Personen eingerichteter Platz, auf welchem man wie in einer Kutsche sitzt, da an den Wänden, die in der Regel mit schwarzen Stoffen ausgeschlagen, Glasscheiben angebracht sind, durch die man sich überall nach den Herrlichkeiten Venedigs umschauen kann. Die Gondeliere führen ihre Barken mit wunderbarer Geschicklichkeit und Schnelligkeit durch die oft sehr gewundenen und mit Fahrzeugen bedeckten Wasserwege. Selbst in den engsten Kanälen, wo sie sich bei Tag oder bei Nacht begegnen, wissen sie einander leicht auszuweichen. Ihr gewöhnlicher Zuruf ist olé und dann heißt es entweder staliscia (rechts ausgewichen) oder sciapremi (links). Jede wohlhabende Familie in Venedig besitzt ihre eigene Gondel, doch gibt es auch viele Miethsgondeln, und zwar zu allen Preisen von zwei Scoldi an bis zu zehn Lire die Fahrt. Ueber die Abstammung des Wortes **Gondola** sind die Venetianer und die Italiener überhaupt noch nicht einig. Manche wollen es von dem lateinischen **Concula**, Andere aber von dem Griechischen **Kondylion** ableiten, welches so viel als Lade oder Kasten bedeutet, und zwar sollen die ersten Venetianer von den slavonischen Gestaden, wo man damals griechisch sprach, auf ähnlichen Gondeln herüber gekommen seyn.

[1] Darunter ist die prächtigste der sogenannte **Ponte Rialto** (S. den Holzschnitt.) Diese Brücke führt über den großen Kanal und verbindet die beiden bedeutendsten Inselgruppen, auf denen Venedig erbaut ist. Sie wurde 1588 unter dem Dogen Pasquale Cicogna von Antonia da Ponte erbaut. Der einzige Bogen ist mehr als 18 venetianische Fuß über dem Wasser. Von beiden Seiten stehen 12 Boutiken, wodurch drei Gänge über die Brücke gebildet werden. In diesen Boutiken werden hauptsächlich Goldarbeiten verkauft, und den mittlern Weg nehmen Gemusehändler, hauptsächlich Knoblauch- und Zwiebelhaufen ein. Es ist immer großes Gedränge hier. Vom Wasser aus gesehen, wie ihn unser Bildchen zeigt, bietet der Bogen einen herrlichen Anblick.



Ueber die Mängel der Pferde in Beziehung auf den Handel.

Von

Dr. F. M. Duttenhofer,

ref. Professor an der k. Thierarzneischule zu Stuttgart.

Die Mängel der Pferde, welche für den Handel, der mit diesen Thieren gepflogen wird, wichtig sind, zerfallen im Wesentlichen in drei Hauptabtheilungen.

I. Hauptmängel, das heißt, solche Mängel, welche das Gesetz als solche bezeichnet, die Zurückgabe des Thieres bedingen, und also den Handel nichtig machen.

Bei der Betrachtung dieser Mängel werden wir die in verschiedenen Staaten über diesen Gegenstand bestehenden Gesetze anführen, und zugleich, da besonders unsere vaterländischen Gesetze in mehr als einer Hinsicht mangelhaft sind, eine Critik derselben geben.

II. Mängel, welche, ohne Hauptmängel zu seyn, im Gebrauche des Thieres wesentliche Hindernisse setzen, und daher den Werth desselben mehr oder weniger bedeutend verringern.

Gegen diese Mängel schützt das Gesetz den Käufer nicht, indem sie meist sichtbar sind, und daher während des Verkaufes von den Sachkundigen mehr oder weniger deutlich erkannt werden können.

Bei Betrachtung dieser Mängel werden wir auf das Genaueste das Verfahren angeben, womit der Verkäufer dem Käufer diese Mängel weniger sichtbar zu machen sucht.

III. Fehler und Tadel.

Hierunter verstehen wir Gebrechen, welche nicht unmittelbar das Thier dienstunfähig oder sehr mangelhaft im Dienst machen, sondern welche dem Pferde denjenigen Grad von Stärke, Ausdauer, Tüchtigkeit, kurz Brauchbarkeit in allen Stücken, verringern, den der weniger sachkundige Käufer von demselben zu erwarten hoffte.

Auch bei diesem Capitel sollen die Kunstgriffe der Verkäufer angegeben werden, deren Zweck es ist, jene kleinere Gebrechen, die aber denn doch für den Gebrauch von nicht so geringer Wichtigkeit sind, als Mancher glauben sollte, zu verbergen.

Erste Abtheilung.

Von den Hauptmängeln.

Unter Hauptmängeln verstehen wir solche chronische Krankheiten der Thiere, welche entweder schwer oder gar nicht bei dem Verkaufe erkannt werden können, und die Brauchbarkeit des Thieres entweder bedeutend vermindern, oder gänzlich aufheben, so wie erweislicher Maßen schon während des Verkaufes zugegen waren.

Verschiedene Krankheiten dieser Art waren von den Gesetzgebern mehrerer Länder als Hauptmängel bezeichnet worden; jedoch nicht, ohne daß die verschiedenen Gesetze, in Absicht auf diese Mängel, verschiedenen Grundsätzen gefolgt wären. In Deutschland sind von verschiedenen Staaten folgende Krankheiten als Hauptmängel betrachtet worden, wie sowohl in Absicht auf die Art der Krankheiten als in Absicht auf die Zeit der Gewährleistung folgende Uebersicht den Stand der Gesetze und deren Ansichten beurkunden wird.

Oesterreich.

Rotz . . . . 15 Tage.
Dampf . . . . 30 „
Dummkoller . . . . 30 „
Wurm . . . . 30 „
Stätigkeit . . . . 30 „
Schwarzer Staar . . . . . . 30 „
Mondblindheit . . . . 30 „

Preußen.

Dampf . . . . 28 Tage.
Herzschlechtigkeit . . . . . . 28 „
Raude . . . . 28 „
Wahre Stätigkeit . . . . . . 28 „
Schwarzer Staar . . . . . . 28 „
Mondblindheit . . . . 28 „
Rotz . . . . 28 „

Bayern.

Raude . . . . 28 Tage.

Rotz	28 Tage
Herzschlechtigkeit	28 „

Sachsen.

Staarblindheit (von grauem Staar)	8 Tage.
Mondblindheit	28 „
Stätigkeit	8 „
Rotz	42 „
Wurm	42 „
Dampf	28 „
Rasender Koller	42 „
Lauschkoller	42 „
Taubheit	42 „
Raude	28 „
Fallende Sucht	42 „

Würtemberg.

Rotz	31 Tage.
Koller	31 „
Krätze	31 „
Dampf	31 „
Fallende Sucht	31 „
Mondblindheit	56 „

Baden wie Würtemberg.

Hessen.

Rotz	Die Zeit konnte nicht angegeben werden; aus Mangel von Material.
Dampf	
Koller	
Gestohlen	

Frankreich.

Das ältere französische Gesetz bestimmte Dampf, Rotz, Stätigkeit und Koppen als Hauptfehler, und die Gewährszeit bei den ersten drei Mängeln auf 14, und bei den letzteren auf acht Tage. Neben diesen Bestimmungen gelten noch die allgemeinen Rechtsprinzipien des Code Napoleon. Lit. III. Tit. III.

Italien.

Rotz, Dampf, Mondblindheit und Lähmung von steifer Schulter.

Es wäre zwecklos, über diesen Gegenstand weitere Nachrichten zu sammeln, denn diese genügen, dem Leser deutlich genug zu zeigen, welche Willkür theils in der Aufnahme der Krankheiten, die von den Gesetzgebern als Hauptmängel bezeichnet wurden, theils in der Bestimmung der Zeit der Gewährleistung statt gefunden hat — Umstände, welche lediglich in dem Mangel an Kenntniß und genauer Prüfung des vorliegenden Gegenstandes von Seiten der Gesetzgeber beruhen.

Unter allen den Krankheiten, welche die Gesetzgeber als Hauptmängel bezeichnet haben, sind nach unserer Ansicht blos folgende aufzunehmen: Rotz, Wurm, Koller (Dummkoller, und dieser nur beziehungsweise), Dampf, schwarzer Staar, Epilepsie, Stätigkeit, und vielleicht Mondblindheit; indem, wie wir weiter unten zeigen werden, sehr viele Gründe vorhanden sind, die die Weglassung dieses Uebels aus dem Kreise der Hauptmängel wünschenswerth machen.

Wir wollen nun die einzelnen Hauptmängel betrachten; ihre Kennzeichen angeben, und die Gründe auseinandersetzen, warum sie den Titel Hauptmängel verdienen.

Rotz und Wurm.

Diese Krankheiten sind nur die Formen eines und desselben Leidens, welches als eine ansteckende Krankheit, deren Verlauf meistens chronisch ist, bei den unter das Pferdegeschlecht gehörenden Thieren vorkommt. Als die Ursachen des Rotzes sind verschiedene bezeichnet worden. Der Rotz entsteht, wenn Pferde bei schlechtem Futter und angestrengter Arbeit den ungünstigen Einflüssen der Witterung ausgesetzt sind; alsdann zeigen die Pferde Traurigkeit, magern ab, frösteln, haben Fieber, die Haut wird glanzlos, das Haar struppig, der Mist ist schlecht verdaut. Nun beginnt das Thier zu hüsteln, wobei der Husten im Anfang noch den vollen Brustton zeigt, fast wie bei einem gesunden Thier, nach und nach wird aber der Ton dumpfer, klangloser, so daß er dem Ton bei der tuberculosen Schwindsucht ähnlich wird. Gleichzeitig mit diesen Erscheinungen schwellen die Drüsen des Kehlganges an, welche Anschwellung jedoch nicht so bedeutend ist, wie bei der Druse, das heißt, die Drüsen vergrößern sich nur um die Hälfte des natürlichen Zustandes, sind bei der Berührung empfindlich und nicht beweglich, sondern erscheinen an den Knochen angewachsen. Alle diese Erscheinungen kommen in der Regel nur auf einer Seite vor. Zugleich fließt aus dem Nasenloch, welches der Seite der kranken Drüsen entspricht, eine gelbliche in's Grüne stehende Jauche aus, welche sich in zähen Klumpen um die Oeffnung der Nasenhöhle herum klebt. Die Schleimhaut der Nase ist nicht hell rosenroth, sondern bleifarbig, mit unregelmäßigen, rothen Streifen versehen. Während dieses Ausflusses, welcher seinen Grund in beginnender Jauchebildung auf der Lungenschleimhaut hat, und je nach seinem Grade mit mehr oder minder stinkendem Athem verbunden ist, zeigen sich auf dem Theile der Nasenschleimhaut, welcher der Nasenscheidewand entspricht, zuerst kleine, gelbe, linsengroße Bläschen, welche etwas helle Flüssigkeit enthalten und bald vertheilt, bald gruppenweise in der bezeichneten Gegend sitzen. Nach kurzer Zeit brechen diese Bläschen auf, und es entstehen daraus schankerartige Geschwüre, welche einen speckigen Grund, und ausgezackte, aufgeworfene, mit einem rosenrothen Saum umgebene Ränder besitzen. Diese Geschwüre heilen entweder, und lassen flache, weißglänzende, zackige Narben zurück, worauf alsdann die angeführten Bläschen an einer andern Stelle wieder erscheinen; oder aber sie greifen weiter um sich, und fressen den unter ihnen liegenden Knochen oder Knorpel an, so daß die Folge davon Knochenfraß ist. Derselbe Hergang, der am untern Theile der Nasenhöhle sichtbar ist, war gleichzeitig im Innern der Nase und ihren Nebenhöhlen vorangegangen, wobei nicht selten das der erkrankten Seite entsprechende Auge sich entzündet zeigt. Endlich stellt sich ein Zehrfieber ein, der Ausfluß wird von Tage zu Tage stärker, der Athem kürzer, röchelnder, und das Thier verendet in Folge der allgemeinen Dyskrasie und Abzehrung, wozu sich in der letzten Zeit nicht selten wassersüchtige Anschwellungen der Extremitäten und bei männlichen Thieren der Genitalien gesellt.

Dies ist der Verlauf des ohne Ansteckung von selbst entstandenen Rotzes. Die Zeit, in welcher dies geschieht, begreift vierzehn Tage bis drei Wochen. Der Eiter, den das Thier auswirft, ist sehr ansteckend, und erzeugt bei Pferden, welche aus denselben Geschirren

mit rotzigen Pferden gefüttert oder getränkt werden, ähnliche Geschwüre auf der Nasenschleimhaut. Von diesem Ansteckungspunkte macht nur bei einem sonst ganz gesunden Thiere die Krankheit einen ähnlichen Verlauf, nur mit dem Unterschied, daß, weil ein kräftiger Organismus länger mit dem Contagium zu kämpfen vermag, die Krankheit in kräftigen Thieren bei weitem nicht im Stande ist, diesen raschen Verlauf zu nehmen, sondern Monate, ja selbst Jahre lang anhalten kann, ohne daß das Thier dadurch im mindesten Zeichen einer Krankheit merken ließe, und zu jedem Geschäfte brauchbar ist. Dennoch macht aber das Contagium seine Fortschritte, zwar langsam, aber sicher, so daß es in der langen Zeit, wo es an dem Thiere haftet, durch Wieder-Ansteckung unendliche viele andere Geschöpfe seines Geschlechtes zu Grunde zu richten vermag. Diese Krankheit ist unheilbar, und daher sind rotzige Pferde kein Gegenstand des Handels, sondern müssen, sobald sie als solche erkannt sind, getödtet werden.

Bei der Section findet man Geschwüre in der Nasenhöhle und tuberkulose Entartungen der Lunge, nebst Zerstörung der Nasenknochen. Die Empfänglichkeit für das Rotzgift ist bei den Pferden sehr verschieden; am empfänglichsten dafür sind junge Esel; daher man diese Thiere, wenn man unschlüssig ist, ob der in Rede stehende Nasenausfluß rotzig ist oder nicht, zur Probe einimpfen kann. Denn bei dem Esel verläuft der Rotz in vierzehn Tagen. Auch Menschen können durch das Rotzgift angesteckt werden, und sind in diesen Fällen nicht selten das Opfer der Ansteckung; daher sich Jedermann, der mit rotzigen Pferden umzugehen hat, auf das Strengste hüten sollte, angesteckt zu werden.

Daß der Rotz als Hauptmangel gesetzlich angesehen werden muß, wird Jedermann aus dem Vorstehenden zur Genüge einsehen; allein über die Zeit der Ansteckung sind, wie die vorliegende Tabelle zeigt, die Gesetzgeber sehr verschiedener Ansicht. Geht man von dem Gesichtspunkte aus, daß der Rotz Monate und Jahre lang unter gegebenen Umständen ziemlich verborgen im Thiere liegen kann, so ist begreiflich, daß ein jeder der angegebenen Termine viel zu kurz ist; auf der andern Seite aber ist Erfahrungssache, daß die Ansteckung bei so sehr langsam verlaufendem Rotz unverhältnißmäßig geringer ist, als bei schnell verlaufendem, weil im erstern Falle weniger Ansteckungsstoff abgesondert wird, als im letztern. Es muß daher in der Absicht des Gesetzgebers liegen, diejenigen rotzigen Thiere am schnellsten entfernen zu suchen, welche am leichtesten die Ansteckung verbreiten. Wiederum ist es offenbar unbillig gegen den Verkäufer, der für die Nicht-Ansteckungsfähigkeit seines Thieres nicht zu garantiren im Stande ist, wenn man den Termin der Wandlungsklage zu weit hinausrückte.

Der entgegengesetzte Gesichtspunkt, der nämlich aus dem Grundsatze hervorgeht, daß ein rotziges Thier so bald wie möglich zu eliminiren sey, würde die Gewährsfrist so kurz wie möglich wissen wollen, um die Verbreitung dieser gefährlichen Krankheit auf das Aeußerste zu beschränken. Es scheint uns daher der Termin von fünfzehn Tagen, wie ihn das österreichische Gesetz ausspricht, der geeignetste für diesen Hauptmangel zu seyn. Erstens, weil jeder Käufer, wenn er anders aufmerksam auf sein Thier ist, binnen fünfzehn Tagen den Rotz zu entdecken vermag, und alsdann seine Maßregeln ergreifen kann. Zweitens, weil erweislichermaßen ein Pferd in einem Zeitraum von etwa zwanzig Tagen erkennbare Spuren einer neuen Ansteckung zeigen kann, und deßhalb bei einer längeren Gewährsfrist der Käufer, sey es durch Böswilligkeit, sey es durch Unachtsamkeit, dem Verkäufer ein ursprünglich gesundes Thier nunmehr als rotzig zurückgeben kann.

Der Rotz könnte etwa verwechselt werden mit Druse, welche sich aber durch den gutartigen Eiter und durch die Verrückbarkeit der angeschwollenen Kehlgangsdrüsen erkennen läßt. Bemäntelt wird der Rotz durch betrügerische Pferdehändler, indem sie den Thieren Schnupftaback in die Nasenhöhlen einblasen, damit diese veranlaßt werden, sich recht auszuprusten, und die von Eiter angefüllten Nasenhöhlen auszuleeren, so daß man nach äußerlicher, gründlicher Reinigung den Ausfluß nicht mehr bemerkt; auch werden wohl die Geschwüre mit Alaunwasser ausgewaschen, um sie weniger bemerklich zu machen. Die angeschwollenen Rotzdrüsen werden verwundet und mit Terpentinöl eingerieben, damit sie das Ansehen von Anschwellung der gutartigen Drüse erhalten. Der Sachkundige wird aber dies in kurzer Zeit zu unterscheiden wissen, so daß der Käufer es nur seiner eigenen Nachläßigkeit zuzuschreiben hat, wenn er auf diese Weise in Schaden kommt.

Der Wurm.

Der Wurm ist, wie schon bemerkt worden, nur eine Form des Rotzes. Das Thier befindet sich längere Zeit übel, wird matt, hinkt meistens an einem Hinterfuße, zeigt Mangel an Freßlust, und im Anfang leichtes Fieber, das sich aber bald verliert. Das getroffene Glied schwillt an, es entstehen in der Haut kleine Risse, aus welchen eine eiterige Flüssigkeit herausschwitzt. Die Haare an den Füßen kleben davon zusammen, was dem Ganzen ein äußerst widriges Ansehen verleiht. Das ganze Thier wird mehr und mehr kraftlos, die Haare werden struppig und glanzlos, am Schlauch und an der Brust entstehen wassersüchtige Anschwellungen, und bald zeigen sich nun Geschwülste an der inneren Schenkelfläche, welche in den dortigen Drüsen ihren Sitz haben, die nach und nach sich vergrößern, weicher werden, und am Ende aufbrechen. Von einer Drüse zur andern bildet sich zugleich ein wurstförmiger Wulst, welcher hart und angeschwollen erscheint. Aus den Drüsengeschwülsten entstehen nun Geschwüre, die im Großen genau das sind, was die Nasengeschwüre des Rotzes. Ihre Ränder sind knorpelartig hart, der Grund bleifarbig und speckig. Sie ergießen eine höchst übelriechende Jauche, welche eben so ansteckend ist, als der Rotz, und die Haare ausfallen macht. Bald entstehen im Innern ähnliche Knoten und Geschwüre in den Lungen, und es entwickelt sich alsdann der Rotz, wenn nicht vorher die Thiere an allgemeiner Abzehrung zu Grunde gehen. Die Ursachen dieser Krankheit sind dieselben, wie beim Rotz. Verwechselt könnte sie nur etwa mit den gutartigen Drüsengeschwülsten junger Pferde werden; deren Unterscheidung aber keinem Sach-

verständigen Mühe machen wird. In Absicht auf das Gesetz gilt das, was wir beim Rotz gesagt haben.

Verbergen läßt sich der Wurm nicht leicht, und was sich an ihm verbergen läßt, ist das Hinken, dessen Verheimlichung wir an seinem Orte betrachten wollen.

Koller.

Man theilt gewöhnlich den Koller ein in rasenden Koller und Dummkoller oder Lauschkoller, auch Schlafkoller genannt. Der rasende Koller ist aber nichts anderes als acute Gehirnentzündung, und gehört also nicht in das Capitel der Hauptmängel, wiewohl er von unkundigen Gesetzgebern unter denselben eine Stelle fand. Der wahre Koller besteht in chronisch entzündlicher Affection der Gehirnhäute, deren Folge Wasserergießung ist, wodurch ein Druck auf das Gehirn veranlaßt wird, in Folge dessen das Thier mehr oder minder unfähig gemacht wird, die von ihm geforderten Dienste zu vollführen, und am Ende durch allgemeine Unterdrückung der Lebensthätigkeit vom Nervensystem aus zu Grunde geht.

Die Ursachen dieser Krankheit sind Congestionen des Blutes gegen das Gehirn, welche besonders häufig bei jungen Pferden entstehen, bei denen das Zahngeschäft noch nicht vollendet ist; besonders zu der Zeit, wo die Backenzähne zum Ausbruch kommen, also in der Periode vom zweiten Jahr bis zu drei und einem halben. Alle Momente, welche den Abfluß des Blutes von dem Gehirn verhindern, als zu starkes Beizäumen beim Reiten, zu scharfes Aufsetzen beim Fahren, der Gebrauch zu enger Kummte, heftige und unregelmäßige Bewegung, ungewohnlich schneller Uebergang von Gras- und Heufütterung zu Körnerfutter, können die in Rede stehende Krankheit veranlassen. Hiezu kommen noch andere Ursachen, welche nicht unmittelbar auf das Gehirn schädlich einwirken, sondern mehr von andern Organen aus die Krankheit veranlassen; wie nicht befriedigter Geschlechtstrieb, namentlich bei Stuten; starker Dienstgebrauch bei zu reichlichem Körnerfutter, wodurch der Magen geschwächt und überreizt, dabei das Blut durch die rasche Bewegung erhitzt wird, und so das angeführte Leiden der Centraltheile des Nervensystems auftritt; daher die unterscheidenden Abarten: Samenkoller, Mutterkoller, Magenkoller.

Die Erscheinungen, welche der Koller darbietet, sind folgende: Die Pferde fressen weniger als sonst, und ziehen das Heu gewöhnlich dem Haber vor; sie stehen mit gesenktem Kopfe und unter den Leib geschobenen Füßen da, und scheinen zu schlafen; spricht man sie an, so erwachen sie aus diesem Zustande, nehmen etwas Futter, kauen es ein Bischen, und versinken dann wieder in die vorige Schlafsucht. Zuweilen erschrecken sie nach einem solchen Ansprechen heftig, und fahren in die Krippe empor, von der sie alsdann mit Mühe herab zu bringen sind. Dieser Zustand verschlimmert sich mehr und mehr, sie fressen nicht mehr aus der Raufe, sondern nur vom Boden, lassen das Futter halb gekaut im Maule liegen, oder gar heraus fallen, so daß es scheint, als wären sie über dem Fressen eingeschlafen. Der gewöhnliche Anspruch kümmert sie nicht, und muß, wenn sie aufwachen sollen, durch den Knall der Peitsche ersetzt werden. Die Ohren sind lauschend nach vornen gerichtet, die Füße ungeschickt gestellt; das Thier ist unempfindlich, läßt sich in die Ohren greifen, auf die Krone treten, selbst peitschen, ohne sich zu rühren. Wenn man die Füße kreuzweis stellt, so verharrt es in dieser ungeschickten Stellung, selbst auf die Gefahr hin, umzufallen. Läßt man es frei laufen, so geht es, den Kopf vorschiebend, gleichsam wie betrunken, in einem fort, bis es anstößt, dann auf einen Augenblick zu sich selbst kommt, und umkehrt. Es hebt die Füße hoch auf, als wenn es im Wasser ginge, oder als wenn es blind wäre, und bewegt sich nicht selten einseitig in einem Kreise, was von einseitigem Gehirndruck kommt. Im höchsten Grade der Krankheit wird der Gang schwankend, das Hintertheil halb gelähmt, und das Thier stürzt zu Boden, um nicht wieder aufzustehen, wenn man es nicht künstlich aufrichtet. Nun entsteht gewöhnlich ein fauliges Fieber, welches der ganzen Krankheit bald ein Ende macht. Alle diese Symptome folgen in mehr oder weniger langen Zwischenräumen aufeinander, und wachsen auf eben diese Art, so daß zuweilen Besserung, zuweilen Verschlimmerung eintritt. Sie treten aber, selbst wenn sie in der Ruhe des Thieres noch weniger bemerklich sind, deutlich hervor, sobald das Thier in starke Bewegung gesetzt wird. Ist ein kolleriges Pferd warm geritten, so zeigt es sich, wenn es sonst auch noch anscheinend gesund war, fühllos gegen Sporn und Peitsche. Es ist nicht selten auf die eine Seite vorzugsweise schwer zu lenken, oder gar nicht hinüber zu bringen; um keinen Preis, oder nur höchst mühsam, tritt es zurück, weicht Gegenständen, gegen die man es hinreitet, nicht aus, läßt sich auf die Krone treten und die Füße kreuzen, und zeigt das oben beschriebene vollkommene Bild des Kollers. Die Verdauung leidet gewöhnlich wenig; der Mist ist gut verdaut, und fest und klein geballt; nur im höheren Grade des Uebels finden sich auch hier Veränderungen; der Puls ist immer langsamer als gewöhnlich. Zuweilen wird die Krankheit im Sommer stärker, und im Winter schwächer, und in manchen Fällen kann sie durch eine gut geleitete und länger fortgesetzte Behandlung gehoben werden.

In Absicht auf das Gesetz haben wir bei dieser Krankheit zwei wichtige Unterscheidungen zu machen. Es ist nämlich hier der Unterschied des Alters, in welchem das Thier steht, ungemein wichtig. Ein Pferd, welches mit der Entwicklung der Backzähne beschäftigt ist, bei welchem Geschäfte offenbar ein unverhältnißmäßiger Zufluß von Blut gegen den Kopf erfordert wird, ist offenbar schon durch die Entwicklung, in welcher es steht, mehr als ein anderes bereits entwickeltes Thier, zu Koller geneigt. So lange ein solches Thier entweder in der Koppel des Pferdezüchters läuft, oder von dem Landmann, bei dem es entweder gar kein Körnerfutter, oder sehr mäßiges erhält, in stetem Zuge gebraucht wird, mithin also allen erhitzenden Schädlichkeiten, die bei anderweitigem Dienste auf es einwirken, nicht ausgesetzt ist, so wird wohl nicht leicht die in Rede stehende Krankheit zum Ausbruch kommen. Sobald nun aber ein solches Thier im Stalle des Pferdeliebhabers oder Gewerbmannes aufgestellt wird, bekömmt es, anstatt der auf dem Lande üblichen Gras-

und Heufütterung, eine dem Dienste, den man von ihm verlangt, entsprechende Körnerfütterung, wird auf der Reitschule oder dem Turnierplatze erhitzt und beigezäumt, oder aber in die Carrosse gespannt und tüchtig aufgesetzt; durch diese ganze Behandlung wird der Rücklauf des Blutes vom Gehirn vermindert, durch die consistendere Nahrung das Blut selbst reizender gemacht, wodurch um so leichter Anlage zur chronischen Kopfentzündung, die das Wesen des Kollers ist, entsteht, als bei dem Zahngeschäft der Blutzufluß gegen den Kopf ohnehin vermehrt ist.

Es liegt nun auf der Hand, daß bei diesen Verhältnissen ein in dem angegebenen Alter stehendes Thier, wenn es auch kerngesund vom Lande herein kommt, nach Verfluß von ein paar Wochen, theils durch die veränderte Lebensweise, theils durch den Gebrauch, zum förmlichen Koller gemacht werden kann. Hieraus entstehen, wie begreiflich ist, eine Menge ärgerlicher Processe, wo in den meisten Fällen der Verkäufer im Unrecht seyn wird, und wenn auch dies nicht der Fall wäre, der Käufer vorher wissen konnte, daß er ein Thier von dem in Rede stehenden Alter und der angegebenen Disposition gekauft habe. Da nun aber ferner bei vielen Pferdezüchtern der Gebrauch eingerissen hat, den Zahnwechsel der vorderen sichtbaren Zähne dadurch zu beschleunigen, daß sie sie nach und nach früher ausreißen, als sie selbst ausfallen würden, so daß dadurch das Pferd, wenn es fünfjährig erscheint, wirklich noch nicht vierjährig ist, und hieraus deßhalb in Beziehung auf die Disposition zu diesem Hauptmangel dem selbst umsichtigen Käufer eine Täuschung begegnen könnte, so sind wir der Ansicht, daß das Gesetz der Gewährleistung für Koller für kein Pferd gültig seyn sollte, das nicht das Alter von fünf Jahren erreicht hat.

Verborgen wird der Koller durch angemessenes Futter, indem man dem Thiere eröffnende und leicht nährende Futterstoffe reicht; zuweilen eine Larierpille eingibt, und im Stalle gehörig aufmerksam erhält. Mit der Peitsche ist daher der Pferdeverkäufer in seinem Stalle nie müde, um den Lauschkollern ihre Schlafsucht zu benehmen. Zugleich werden beim Verkaufe selbst die drei Haupthebel, deren sich der Roßkamm bedient, Pfeffer, Sporn und Peitsche nicht geschont, um das kranke Pferd als ein gesundes darzustellen; allein mag auch die Einwirkung der Arzneimittel etwas dauern, mag auch gerade das Thier eine günstige Periode haben, so wird sich doch in einem Zeitraume von ein und dreißig Tagen die Krankheit als solche erkennen lassen; daher wir, mit der angegebenen Ausnahme junger Pferde, diesen Termin als einen den Verhältnissen angemessenen bezeichnen.

Dampf.

Unter Dampf, auch Herzschlechtigkeit, Hartschlägigkeit, Verstockung, Keuchen, Engbrüstigkeit, Bauchblaß, Schlagebauchen genannt, verstehen wir eine chronische Krankheit der Lungen, in Folge deren das Pferd, sobald es in stärkere Bewegung kommt, entweder gar nicht mehr, oder nur sehr schwierig schnaufen kann, wobei zugleich das Athmen, in Absicht auf seinen Rhythmus, gestört ist.

Gewöhnlich gehen der Entstehung des Dampfes leichte Brustentzündungen voraus, deren Produkt, nämlich plastische Ausschwitzung, großentheils die Lungenzellen verklebt, wodurch die Thiere im Athmen mechanisch gehindert werden, und daher in den Zustand verfallen, den man Kurzathmigkeit nennt. Da trotz der Kurzathmigkeit die Thiere in den meisten Fällen ihr Geschäft verrichten müssen, sich also beim Athmen, um Luft zu gewinnen, sehr anstrengen, so geschieht es leicht, daß eine oder zwei der früher verklebten Lungenzellen reißen, und sich bei dem angestrengten Ausathmen die Luft in einem derartigen falschen Kanal fängt; Kanäle, welche man oft bei der Section zwischen dem Ueberzug und der Lungensubstanz findet; durch diese mechanische Erweiterung kann zwar ein Theil der auszuathmenden Luft entweichen, muß aber nachher durch einen zweiten Druck entfernt werden, weil sonst die Lunge in Gefahr käme, zu platzen; daher sehen wir bei dämpfigen Pferden, daß sie nach dem gewöhnlichen Ausathmen noch durch einen gewaltsamen Druck eine Portion Luft heraus zu bringen suchen; und da sie ziemlich schnell aus- und einathmen, so sind die Rippen- und Bauchmuskeln, welche jenen letzten forcirten Ruck auszuüben haben, in einer beständigen Spannung, so daß sich hiedurch an den Seiten des Thieres eine Rinne bildet, welche die sogenannte Dampfrinne oder Schnur heißt. Dies ist die eine Gattung von Dampf. Die zweite Gattung kommt bei Pferden vor, bei denen durch starke Bewegung und übermäßiges, namentlich reizendes Futter, der Lungenmagennerv geschwächt und zugleich überreizt ist; wodurch ein asthmatischer Zustand entsteht, der sich theils in keuchendem, unregelmäßigem Athmen äußert, vorzugsweise aber besonders, wenn er rein nervös auftritt, nur anfallsweise erscheint, so daß Pferde, die mit dieser Gattung Dampf befallen sind, mitten in der Arbeit auf einmal stehen bleiben, und fürchterlich keuchen, so daß man glaubt, sie müssen auf der Stelle fallen; nach kurzer Zeit aber wieder fortgehen und arbeiten, wie wenn nichts geschehen wäre.

Eine dritte Art des Dampfes ist der sogenannte pfeifende Dampf, welcher zwar keine Lungenkrankheit ist, allein doch wegen seiner Eigenthümlichkeit als gesetzlicher Gewährsmangel betrachtet zu werden verdient. Es besteht diese Gattung von Dampf darin, daß in Folge von vorhergegangener Halsentzündung (Bräune) entweder der Luftröhrenkopf selbst verengt ist, oder durch chronische Anschwellung der Weichtheile über demselben die Luft gehindert wird, schnell zu entweichen, wodurch ein pfeifendes Geräusch entsteht. Bei ruhigem Verhalten des Thieres hört man nichts, und häufig eben so wenig bei mäßiger Bewegung. Sobald aber das Thier in raschen Trott gesetzt wird, so erscheint dieses Pfeifen, namentlich bei der Bewegung bergan, so heftig, und die Athmungsbewegungen des Thieres werden auf so sichtlich krankhafte Weise verändert, daß man das Thier der Erstickungsgefahr nahe glaubt. Häufig wird dieser pfeifende Dampf nicht sowohl durch Krankheit, sondern, namentlich bei jungen Pferden, welche enge Gamaschen haben, durch zu starkes Aufsetzen beim Fahren erzeugt.

Der Verlauf dieser Krankheit ist, was die beiden

ersten Gattungen des Dampfes betrifft, folgender: Anstatt, daß das Thier früher in der Minute etwa neun bis zehnmal Athem geholt hatte, beginnt es nun, sey es nach einer Ueberfütterung und darauf folgender Erhitzung und Erkältung, sey es, daß es vorher schon hartschnaufig gewesen wäre, nun selbst in der Ruhe fünfzehn bis zwanzigmal. Hiebei zieht es die Flanken krampfhaft in die Höhe, der Puls ist etwas beschleunigt, und der Herzschlag selbst in der Ruhe fühlbar. Diese Erscheinungen begleitet ein trockener, klangloser, heiserer Husten, der in kurzen, hohlen Stößen sich oft wiederholt; die Pferde zeigen zwar Freßlust, allein sie füttern sich schlecht und bleiben immer mager, obgleich der Verdauungsproceß gewöhnlich nicht gestört ist.

Der Verlauf des Dampfes ist sehr langsam, und die Krankheit ist unheilbar, wenn sie einmal völlig ausgebildet ist. Es läßt sich aber zu ihrer Verminderung durch zweckmäßiges, leicht verdauliches, besonders zuckerhaltiges Grün- und Wurzelfutter in kleinen, aber oft gegebenen Rationen, viel thun. Denn nicht selten wird Dampf durch große Gaben schwer im Leibe liegenden, wulsterigen Futters herbei geführt, zumal wenn das Thier dabei zu rasche Bewegungen vollführen muß. Daher das Uebel am häufigsten bei Pferden von großen Herrn, die viel füttern und stark reiten, so wie bei Post- und Studentenpferden vorkommt. Von dem pfeifenden Dampf ist das Wesentliche in dieser Beziehung schon gesagt worden.

Der Dampf ist, wie aus dem Gesagten erhellt, mit vollem Recht unter die Gewährsmängel zu zählen. Die Mittel, deren sich der Roßkamm zur Verhehlung bedient, sind folgende: Eine zweckmäßige Diät, grünes, süßes Futter, als gelbe Rüben, feines Gras nebst Kleienfutter, in häufigen, aber kleinen Portionen vorgelegt; zugleich eröffnende salzhaltige Mittel. Beim Vorführen sucht der Verkäufer jede heftige Bewegung des Thieres zu verhindern; und die Flankengegend durch Schabracken und dergleichen dem Auge des Käufers zu entziehen. Wagenpferde werden nicht aufgesetzt, und immer im Sielengeschirr gezeigt, damit ja das Kummt die Luftröhren nicht belästige, und nur sachte geführt. Indessen läßt sich der wahre Dampf durch dieses Manöver nicht lange verbergen, so daß eine Frist von fünfzehn Tagen für den aufmerksamen Beobachter hinreichend ist, den wahren Dampf zu erkennen. Der pfeifende Dampf hingegen läßt sich noch weniger leicht verbergen, als der ächte Dampf; kann aber dagegen, wie aus der Natur der Sache hervorgeht, sehr leicht durch zu starkes Aufsetzen und damit verbundene heftige Bewegung erzeugt werden; daher wir für diese Gattung des Dampfes keine längere Gewährsfrist gesetzlich bestimmt wissen möchten, als drei Tage. Denn binnen drei Tagen vermag der aufmerksame Käufer sich von dem Stand der Dinge zu unterrichten, und wird dagegen nicht im Stande seyn, in dieser kurzen Zeit dem Thiere durch unzweckmäßige Behandlung zu schaden. Jeder Käufer sey daher ermahnt, Pferde, die er kauft, auf das Sorgfältigste zu mustern, wenn er irgend Ursache hat, in Beziehung auf diesen Gewährsmangel Mißtrauen zu hegen.

Schwarzer Staar.

Der schwarze Staar, auch Schönblindheit genannt, besteht in theilweiser oder vollkommener Lähmung des Sehnervs. Er ist häufig mit dem sogenannten grünen Staar verbunden, wo sich zu dieser Lähmung des Sehnervs eine Degeneration des Glaskörpers gesellt.

Die Erscheinungen sind folgende: Die Pupille ist meistens erweitert, zuweilen aber auch verengert; gegen das Licht völlig unempfindlich, so daß sie sich weder im Dunklen mehr erweitert, noch im Hellen mehr zusammenzieht; zuweilen ist eine ödematöse Anschwellung der Augenlider und nicht selten Halblähmung des oberen Augenlides damit verbunden. Sonst sieht das Auge gerade so aus, wie ein gesundes; nur daß, wenn die Krankheit schon lange angedauert hat, nicht selten der Augapfel um etwas geschwunden ist. Ist zugleich grüner Staar vorhanden, so zeigt sich tief im Grunde des Auges ein meergrüner Schein. Sehr häufig ist die Krankheit nur auf einem Auge, und alsdann um so schwerer zu erkennen, weil das Thier die sonstigen Zeichen der Blindheit nicht darbietet. Sind aber beide Augen damit befallen, so ist das Thier entweder stockblind, oder hat nur einen undeutlichen Schein von den Gegenständen. Es sieht dann, wenn es etwas sehen will, nicht mit den Augen, sondern mit dem ganzen Kopf, das heißt, es bewegt auf eigenthümliche Weise bei der leisesten Annäherung den Kopf und die stieren Augen nach der Seite, wo es etwas zu bemerken glaubt; die Ohren sind gespitzt, bald nach vornen, bald nach hinten gerichtet, und stehen nicht selten so, daß das Eine nach vornen, das Andere nach hinten gerichtet ist, was man verkehrte Ohren nennt. Beim Gehen hebt es die Füße hoch, um nicht anzustoßen, und läßt man es frei laufen, so geht es mit unsichern Tritten, gleichsam tastend vorwärts, stolpert über jede Kleinigkeit, die ihm im Wege liegt, und stößt sich leicht an Gegenständen, welche ihm in den Weg kommen. Die Krankheit ist unheilbar.

Es gehört, wie aus dem Gesagten erhellt, sehr viel Kenntniß dazu, um sogleich beim Einkauf dieses Uebel zu erkennen, besonders wenn nur ein Auge davon befallen ist, wo der Erfahrung gemäß das Andere auch sehr leicht in diesen lähmungsartigen Zustand verfällt. Wir finden es daher unbillig, daß diese Krankheit in vielen Gesetzen unter der Reihe der Hauptmängel fehlt; indem auf der Hand liegt, daß ein blindes Thier zu vielen Geschäften nicht ganz den Werth eines Sehenden hat, und die Natur gerade dieses Uebels den auffallendsten Betrug gestattet.

Außer natürlicher Disposition zu dieser Krankheit kann sie durch äußerliche Verletzung, wodurch das Auge erschüttert wird, also einen heftigen Schlag oder gewaltsamen Sturz hervorgebracht werden. Auf der andern Seite aber ist es nicht schwer, selbst beginnenden schwarzen Staar bei sorgfältiger Untersuchung zu erkennen; daher aus diesen Gründen die Zeit von drei Tagen hinreichend seyn wird, die Natur dieses Augenübels zu erulren.

Hat ein Pferd den schwarzen Staar, so kann der Verkäufer hiegegen im Grunde nicht viel thun. Ist eine ödematöse Anschwellung oder Halblähmung des oberen Augenlides zugegen, so versichert er, und zwar häufig mit vollem Recht, das Thier habe sich gestoßen

und die Sache habe nichts zu bedeuten. Gestoßen kann sich das Thier haben, denn es ist blind, und dieser Stoß hat auch in der That nichts zu bedeuten. Das hohe Heben der Füße weiß ein im Vorführen gewandter Koppelknecht zu verbergen, und bemerkt es der Käufer, so wird dieser Fehler als eine Schönheit verzollt. Man sagt nämlich: das Thier habe einen stolzen Gang, der besonders edlen Raçen eigen sey. Um so besser ist der Verkäufer daran, wenn das Thier nur auf einem Auge schönblind ist.

Epilepsie.

Die Epilepsie ist eine Nervenkrankheit, deren Sitz meist unbekannt ist. Sie besteht in periodischen Anfällen, wobei die Thiere plötzlich anfangen zu zittern und zu taumeln, nicht selten umfallen, und vor dem Maule schäumen, empfindungslos unter heftigen Krämpfen daliegen und nach einiger Zeit wieder aufstehen, sich Anfangs etwas matt fühlen, und dann wieder nach wie vor sich als gesund zeigen.

Reitet man ein solches Pferd im Freien, so bleibt es plötzlich stehen, und zittert an allen Gliedern, verhält man sich dabei ruhig, so hört der Anfall wieder auf, und das Pferd geht etwas ermattet und vor Angst schwitzend weiter. Treibt man aber hiebei die Thiere an, wie dies nicht selten von unerfahrenen Reitern geschieht, so bäumen sie sich, oder machen einen verzweifelten Sprung, und stürzen dann unter Krämpfen zu Boden. Beim Fahren bleiben diese Thiere ebenfalls meistens stehen, treten zurück, und machen, wenn sie angetrieben werden, oder das neben ihnen laufende Pferd nicht anhält, einen verzweifelten Sprung.

Diese Anfälle kommen in bald größeren, bald kleineren Perioden, unvorhergesehen, ohne Rücksicht auf Witterung, Wärme oder Kälte. Die Krankheit ist unheilbar und ihr Wesen unbekannt.

Es geht aus der Beschreibung hervor, daß solche epileptische Anfälle für den Besitzer lebensgefährlich sind, und die besten Gesetze haben sie deßhalb unter die Gewährsmängel aufgenommen; und da die Krankheit in längeren Zwischenräumen erst wiederkehrt, so ist ein ziemlich langer Termin zu wünschen; daher wir den Termin, den das sächsische Gesetz hier vorschreibt, nämlich zwei und vierzig Tage, nicht für zu lang erachten. Verborgen kann sie nicht werden, wohl aber durch wiederholte falsche Behandlung gesteigert, was aber keinem Käufer einfallen wird, es absichtlich zu thun, da er selbst beim Gebrauch des Thieres durch Steigerung eines solchen Leidens in größere Gefahr käme.

Stätigkeit.

Unter Stätigkeit verstehen wir zweierlei Zustände, welche einen und denselben Grund haben, nämlich: Stätigkeit im engen Sinne, und Durchgehen. Die Erscheinungen der Stätigkeit im engern Sinne sind folgende: Ein Pferd geht einige Zeit vollkommen sicher, alsdann aber bleibt es plötzlich wie eingewurzelt stehen, und ist durch keine Mittel, weder durch Güte noch durch Zwang, dazu zu vermögen, weiter zu gehen; bis es endlich von seinem Paroxismus zurückkommt, und wieder eben so lenksam ist, als zuvor. Auf ähnliche Weise zeigt sich das Durchgehen. Ein solches Pferd beginnt auf einmal im schnellsten Rennlauf, ohne auf den Zügel des Reiters oder des Wagenlenkers zu achten, in gerader Linie zu laufen; ohne Rücksicht auf den Weg oder die Hindernisse, die ihm entgegen kommen, und es ist eben so unmöglich, es davon abzuhalten, als es bei einem stätigen Pferd möglich war, es weiter zu bringen.

In vielen Fällen erscheinen beide Zustände blos als Untugenden, welche durch geschickte Anwendung von Hülfen in Strafen, so wie vornehmlich durch Geduld überwunden werden können. Allein in ihrer wahren Ausbildung sind diese Zustände nichts anderes, als Verrücktheit. Nun ist der geschickteste Pferdebändiger nicht im Stande, ein solches Thier weiter zu bringen oder beziehungsweise zu halten, und dann hat das Uebel einen Grad erreicht, wo es die Beachtung des Gesetzgebers so gut verdient als die Epilepsie.

Schwierig wird es immer bleiben, zu entscheiden, ob das in Rede stehende Thier nur aus Unfolgsamkeit und Unart, verdorben durch einen schlechten Reiter oder falsche Führung, stätisch geworden ist; allein es wird durch einen kundigen Thierarzt und Reiter herausgebracht werden können, was der Grund des Uebels sey; ob wirkliche Verrücktheit, ob Ungezogenheit. Ein Zeitraum von acht Tagen ist hinreichend, um zu erkennen, ob ein Pferd stätig ist oder nicht. Worauf dann die Entscheidung, ob diese Stätigkeit nur in Untugend beruhe, oder wirkliche Verrücktheit sey, Keinem zu überlassen ist.

Diesen Fehler zu beschönigen, gibt es manche Mittel, welche zum Theil noch Geheimniß der Pferdehändler sind. Die Hauptsache beruht auf dem Vorreiter, wo ein geschickter Vorreiter das Pferd nie dahin bringen wird, daß es stehen bleibt; was dadurch geschehen kann, daß er immer, so oft es Miene macht, nur zu stutzen, umkehrt, so daß es als willig und lenksam erscheint. Durchgänger zeigen ihre Untugend nur auf längeren Fahrten, wo der Verkäufer, wenn er eine Spazierfahrt zur Probe zu machen hat, seine Durchgänger theils vorher müde fahren wird, theils durch ein scharfes Gebiß der Untugend des Durchgehens steuern wird. Ueberhaupt ist das ein schlechter Roßkamm, der es nicht versteht, ein unartiges und selbst stätiges Pferd, so lange es in seinen Händen ist, dergestalt im Respekt zu halten, daß es gar nicht wagt, seinen Fehler nur merken zu lassen. Ist das Pferd aus dem Stalle des Pferdehändlers, so verliert es bei seinem neuen Herrn binnen kurzer Zeit jenen künstlich angeprügelten Gehorsam, und wird sich alsbald in seiner wahren Natur zeigen.

Mondblindheit.

Die Mondblindheit ist eine periodisch wiederkehrende, innere Augenentzündung, deren Folge nach langer Zeit Verdunklung der Crystallinse (grauer Staar) ist. Beim Anfall wird das Auge trübe, entzündet und lichtscheu; daher die Augenlider meist geschlossen sind, das Auge häufig thränt, und das Thier nur ungern sich untersuchen läßt. Diese Entzündung endigt in Ausschwitzung in der hinteren Augenkammer, und in Erguß von mil-

chiger, plastischer Lymphe in die vordere Augenkammer, wo man alsdann weißgelbe Flecken umherschwimmen sieht. Nach wenigen Tagen verschwinden diese Flecken, das Auge klärt sich wieder auf, und erscheint alsdann so gesund wie vorher; nur bleibt dann und wann eine mehr oder minder größere Verwachsung der Regenbogenhaut mit der Linsenkapsel zurück, welche der Pupille alsdann ein etwas verzogenes Ansehen gibt, und sie zugleich weniger beweglich macht. Gewöhnlich nach vier bis sechs Wochen, allein nicht selten auch erst nach einer längeren Frist, tritt derselbe Anfall wieder auf, und läßt nach und nach immer mehr Verdunklung in der Crystallinse zurück, die nach dem ersten Anfalle unmerklich, nunmehr nach jedem Anfall deutlicher hervortritt, und mit völliger Verdunkelung dieses Organs endigt. Der Grund des Uebels ist unbekannt, und bisherige Heilversuche haben kein günstiges Resultat ergeben. Es ergreift selten beide Augen zugleich, sondern zuerst das eine, dem bald das andere folgt, so daß das Thier endlich langsam, aber sicher, der Blindheit zugeht. Als Ursache derselben wird gewöhnlich der Aufenthalt in dumpfigen Ställen, schlechtes Futter oder erbliche Anlage angegeben; die Krankheit kann aber ohne alle diese Verhältnisse entstehen.

Da diese Krankheit in längeren Zwischenräumen wiederkehrt, so muß die Frist der Gewährszeit ebenfalls eine lange seyn, daher das würtembergische Gesetz in dieser Beziehung mit Recht einen Termin von sechs und fünfzig Tagen feststellt. Während dieser Zeit darf das Thier nicht im Stalle des Eigenthümers stehen, weil dieser leicht von Zeit zu Zeit durch scharfe ätzende Substanzen, die er in das Auge bringt, oder durch Peitschenhiebe eine Augenentzündung erregen könnte, von der es schwer wäre, zu entscheiden, ob sie eine innere Augenentzündung ist oder nicht, sondern muß in einer öffentlichen Anstalt, wie die Thierarzneischulen sind, beobachtet, oder sonst unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt werden. Rechnen wir nun die Zeit, in welcher das Thier beobachtet werden muß, rechnen wir dabei die Kosten der Fütterung, Pflege und Untersuchung, nebst den Kosten eines an dessen Stelle nothwendigen Ersatzpferdes für den Dienst des Eigenthümers, und vergleichen wir die Summe des Kaufschillings, wo das sonst im allgemeinen arbeitstüchtige Pferd sehend verkauft wurde, mit dem Werthe, den es trotz seiner Blindheit später als Arbeitspferd noch besitzt, so wird sich mit Ausnahme höchst seltener Fälle herausstellen, daß die Untersuchungs-, Fütterungs- und Ersatzkosten den Unterschied des Werthes vom sehenden und blinden Pferd bei weitem übersteigen, — ein Satz, den wir mit zahlreichen Beispielen belegen könnten. — Aus diesen Gründen halten wir es für unzweckmäßig, die Mondblindheit unter die Gewährsmängel aufzunehmen weil sie der Natur der Sache nach nur eine Quelle unnützer und kostspieliger Processe wird. Ohnehin bleibt es ja Jedem anheim gestellt, beim Kaufe von Pferden eine besondere Garantie, für diesen oder jenen Mangel, den er vermuthet, sich geben zu lassen.

Kommt ein Pferd, das eben von Mondblindheit befallen ist, in den Handel, so wird dem Käufer versichert, es sey dies nur eine leichte Augenentzündung, die durch einen Peitschenhieb entstanden sey, die weiter nichts zu bedeuten habe und in wenigen Tagen vergehen werde. Und dafür kann auch der Verkäufer in der That Garantie leisten, denn diese Augenentzündung vergeht wirklich in wenigen Tagen.

Anhang.

Außer den angeführten Hauptmängeln kommen noch drei in den deutschen Gesetzen über Gewährleistung vor, nämlich im sächsischen Gesetz Staarblindheit vom grauen Staar und Taubheit, im bairischen, sächsischen und würtembergischen Gesetz Raude.

Der graue Staar ist zwar ein Fehler des Auges, welcher den Gebrauch des Thieres bedeutend schmälert, und unheilbar ist; derselbe ist aber selbst für den minder gewandten Beobachter mehr oder weniger leicht erkennbar, und daher als ein sichtbarer Mangel nicht unter die gesetzlichen Hauptmängel zu zählen.

Die Taubheit ist zwar ein Fehler, welcher schwer erkennbar ist, aber durchaus kein Mangel, der dem Gebrauch des Thieres im Geringsten hinderlich wäre, im Gegentheil möchte dieser Mangel in manchen Fällen eher förderlich erscheinen, wenn es sich darum handelt, das Thier in der Nähe von großem Lärm, wie zum Beispiel unter Kanonendonner und so weiter, zu benützen.

Die Raude oder Krätze kann eben so wenig als die beiden erwähnten Mängel mit Recht als ein gesetzlicher Hauptmangel betrachtet werden, denn es ist eine Krankheit, welche eben so wohl leicht erkennbar als heilbar ist, und ohnehin, ob sie gleich durch Ansteckung weiter verbreitet werden kann, dem Gebrauch des Thieres nicht schadet. Der Käufer hat es immer seiner eigenen Nachläßigkeit zuzuschreiben, wenn er diesen Fehler entweder nicht sogleich entdeckt, oder in seinem Stalle lange duldet.

In Frankreich gilt noch das Koppen und in manchen Gegenden von Italien veralterte Schulterlähmung als gesetzlicher Hauptmangel.

Das Koppen ist ein häßlicher Fehler, welcher zuweilen auf die Organisation des Thieres ungünstig einwirkt, und in diesem Falle wirklich schädlich seyn kann und den Gebrauch des Thieres zu beeinträchtigen vermag; allein ob es gleich nicht in allen Fällen leicht zu erkennen und unheilbar ist, dennoch nicht von der Bedeutung, daß es billiger Weise als gesetzlicher Hauptmangel angesehen werden könnte.

Mit größerem Rechte legt das italienische Gesetz der veralteten Schulterlähme den Charakter eines Gewährsmangels bei, denn es ist offenbar, selbst für den Geübteren, keine ganz leichte Aufgabe, eine veraltete Schulterlähme, die durch die Künste eines gewandten Roßkammes gehörig maskirt wird, sogleich auf dem Markte zu erkennen; auch ist es für den Arzt eine schwierige Aufgabe, einem alten Uebel der Art zu steuern; so wie dieser Fehler den Gebrauch des damit behafteten Thieres für manche Dienste entweder sehr herabsetzt, oder gar unmöglich macht. Allein die Aufnahme dieses Fehlers unter die gesetzlichen Hauptmängel wäre die Veranlassung zu so vielen zweck- und

nutzlosen Processen, daß wir aus denselben Grundsätzen gegen diese Aufnahme uns erklären müssen, die wir bei Gelegenheit der Mondblindheit ausgesprochen haben, und dies in einem noch höheren Grade, denn es würde in manchen Fällen schwer zu bestimmen seyn, ob das in Rede stehende Uebel veraltete, fast unheilbare oder noch zu heilende Schulterlähme sey. Außerdem gehört der Fehler immerhin, wenn er auch, wie schon gesagt, schwer zu erkennen ist, unter die sichtbaren Mängel, bei denen immer der Grundsatz fest gehalten werden muß, daß der Käufer es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn er nicht durch gründliche Untersuchung sich vor dem Kauf von den etwaigen sichtbaren Fehlern des Thieres unterrichtet hat, und so in Schaden kommt.

Von diesen Mängeln wird ausführlicher weiter unten die Rede seyn.

Zweite Abtheilung.

Von denjenigen Mängeln der Pferde, welche, ohne gesetzliche Hauptmängel zu seyn, im Gebrauche des Thieres wesentliche Hindernisse setzen, und daher den Werth desselben mehr oder weniger bedeutend verringern.

Einleitung.

Nichts ist für die Erkenntniß des Baues des Pferdekörpers, und daher für die Erkenntniß der sichtbaren Mängel desselben wichtiger, als die genaue Kenntniß des Pferdeskelets. Daher wir Jeden, dem es darum zu thun ist, gründliche Kenntniß in dieser Materie zu erlangen, den Rath geben, sich vor allen Dingen mit den Formen, Verhältnissen, Schönheiten und Fehlern des Pferdeskelets bekannt zu machen, wodurch es allein möglich wird, über Dinge in's Reine zu kommen, die man ohne diese Kenntniß durch bloß praktische Uebung, so großen Werth diese sonst hat, entweder nie oder nur auf einem großen Umweg erlangen wird; einige Beispiele werden das Gesagte erklären.

Ein praktisch erfahrener Pferdekenner und Reiter untersucht und probirt ein Pferd, dessen Aeußeres ihm gefällt. An dem Gange des Thieres, in seinem Temperament, an seiner Statur und Größe hat er nichts auszusetzen; nur scheint ihm der Hals etwas zu kurz, und die Schulter etwas zu fleischig, obgleich der Kopf vollkommen gut angesetzt ist, und eine leichte Lenksamkeit verspricht, die auch das Thier bei dem Proberitt zeigt. Bei näherer Untersuchung aber stellt sich heraus, daß das Thier gerne stolpert, und besonders in raschen Wendungen ungeschickt erscheint; obgleich, wie man zu sagen pflegt, es sich gut auf die Croupe setzt. Das Stolpern, so wie der Mangel an Beweglichkeit bei raschen Wendungen, bleibt für den, der das Skelet nicht kennt, unerklärlich, denn der Huf erscheint bei der genauesten Untersuchung gesund, der Arm ist fleischig und mit hervorspringenden Muskeln begabt, oder wie sich der Roßkamm ausdrückt: Drahtgeflechten; nur die Schulter scheint etwas zu fleischig; allein gerade diese große Fleischigkeit der Schulter sollte ja als ein Vortheil angesehen werden, weil ein kräftiges Glied starke Muskeln haben muß, und so bleibt wieder das Stolpern und ungeschickte Wenden unerklärt. Betrachten wir hingegen den Bau des Skeletes an dem in Rede stehenden Thier, so sehen wir, daß die Schulter nicht zu fleischig, und daß der Hals nicht zu kurz an den Leib angesetzt ist, sondern, daß das Schulterblatt eine zu aufrechte Stellung hat, welche das Thier in dem freien Gebrauche seines Vorderfußes hindert. Gegen diesen Fehler, den man gewöhnlich kalte Schultern nennt, haben Roßkämme und Thierärzte eine Menge Salben erfunden, und eine Menge Heilungs-Maßregeln angegeben, die aber, wie begreiflich, sammt und sonders unwirksam sind, und solche Schultern sind es auch, die am meisten Krankheiten und insbesondere der veralteten Lähmung ausgesetzt sind, von der wir so eben gesprochen haben.

Ein anderer Fall wäre folgender: Ein erfahrener Reiter und nicht unpraktischer Pferdekenner tadelt an dem Pferde, das er probirt, Folgendes: Es ist hartmaulig, besonders beim Pariren, das heißt, es läßt sich nur ungern von einer schnellen Gangart rasch in eine langsamere, oder gar vom schnellen Laufe zum plötzlichen Anhalten bringen. Es sucht sich auf jede mögliche Weise der Wirkung des Gebisses zu entziehen, und bewerkstelligt dieß dadurch, daß es (was ihm durch sein außerordentlich freies Genick möglich wird) das Kinn auf die Brust setzt, oder, wie man sich ausdrückt, verkappt; zugleich ist es schwer auf das Hintertheil zu setzen, das heißt, es hebt den Vorderleib nicht, um den Schwerpunkt seines Körpergewichts mehr gegen die hinteren Füße zu werfen, verläßt sich beim Gehen vorzugsweise auf seine Schultern, und läßt den Hinterleib nachläßig folgen. Es hat also, wie man zu sagen pflegt, keine Folge. Der weniger Unterrichtete weiß sich die Hartmäuligkeit durchaus nicht zu erklären, er untersucht die Laden (den zähnefreien Theil der Kinnladen, auf welchem das Gebiß ruht), und findet diese so fleischlos und empfindlich, als bei dem weichmäuligsten Thiere, das ihm je vorgekommen ist; er versucht stärkere Gebisse, wodurch er nichts erreicht, als daß sich die Hartmäuligkeit bis zur Widersetzlichkeit steigert, zudem ist der Kopfansatz, wie bereits bemerkt, ungewöhnlich frei, so daß auch hierin kein Grund zur Hartmäuligkeit zu finden ist. Eben so wenig ist der Mangel an Folge und der Umstand zu erklären, daß sich das Thier nicht oder ungern auf die Croupe setzt, denn der Rücken zeigt die beste Beschaffenheit, er ist kurz und die Lenden sind geschlossen, woraus man, in Beziehung auf Folge und Setzen auf die Croupe, die günstigsten Erwartungen hegen sollte. Allein das Thier hat auf beiden Sprunggelenken den Spath, und hieraus sind alle die Mängel, welche ohne gründliche Kenntniß des Skeletes nicht zu erklären waren, auf einmal klar, denn das schnelle Pariren, das Zurücktreten, das sich auf die Croupe setzen, verursacht den kranken Sprunggelenken Schmerz; daher widersetzt sich das Thier, so gut es kann, der Zügelwirkung, und erscheint hartmäulig, daher hat es keine Folge, trotz dem günstig gebauten Rücken, und widersetzt sich jeder Bemühung des Reiters, es auf die Croupe zu setzen.

Wir würden die Grenzen der vorliegenden Abhandlung überschreiten, wollten wir bei diesem Gegenstande

länger verweilen, der eigentlich in das Capitel über die äußere Struktur des Pferdes gehört.

Die Mängel, von denen nunmehr die Rede seyn soll, sind in so fern sehr wichtig, als sie beim Pferdehandel die größte Aufmerksamkeit von Seiten des Käufers fordern, indem sie weder die Zurückgabe des Pferdes, noch eine Vergütung bedingen, wenn der Kauf einmal abgeschlossen ist; daher das Sprichwort gilt, entweder die Augen auf oder den Beutel. Auf der anderen Seite liegt es im Interesse des Verkäufers, gerade diese Mängel dem Käufer weniger sichtbar zu machen, und er wendet alle Handelsvortheile an, wenn wir einen schonenden Ausdruck brauchen wollen, um seine Waare in der günstigsten Gestalt in den Augen des Käufers erscheinen zu lassen. Wir wollen diese Mängel in der Ordnung durchgehen, daß wir beim Kopfe beginnen und den Rumpf, so wie die Gliedmaßen folgen lassen.

Mängel am Kopfe.

An den **Ohren** finden wir keinen wesentlichen Mangel, den wir hier zu berühren hätten, außer der Taubheit, welche, wie bereits bemerkt wurde, kein außerordentlicher Fehler ist. Indessen ist dieser Mangel nicht leicht zu entdecken, weil das Pferd die Fähigkeit hat, ohne den Kopf zu drehen, nach hinten sehen zu können, und daher, selbst wenn es taub ist, alle Schallerzeugungen, die zugleich mit Wahrnehmung des Lichtes verbunden sind, zu erkennen; daher Niemand sich um die Taubheit eines Pferdes zu kümmern pflegt. Unangenehmer als die Taubheit ist die allzugroße Feinhörigkeit, welche das Pferd leicht gegen alle schallende Gegenstände zu empfindlich, und daher scheu macht, was namentlich bei Pferden, die zum Militärdienst gebraucht werden, unangenehm und selbst gefährlich werden kann. Verbergen läßt sich dieser Fehler nicht, und wird dagegen an dem schreckhaften Wesen solcher Thiere leicht erkannt. Alle zu feinhörige Pferde fahren bei jedem barschen Wort zusammen, sind außerordentlich furchtsam, so bald ihnen, auch nur entfernt, ein Geräusch sich nähert, und sind um keinen Preis an starken Lärm zu gewöhnen; wodurch sie im Gebrauch durch ihr scheues mißtrauisches Wesen unangenehm, wo nicht gefährlich erscheinen. Abzuhelfen ist diesem Fehler etwa nur durch Stutzen der Ohren, wodurch die Schallstrahlen, da die Ohrmuschel kleiner wird, nicht so leicht aufgefangen werden können. Niemals dulde man das Ausscheeren der Ohren, am wenigsten aber bei solchen Thieren. Und wer sein Pferd zum Militärdienst gebraucht, wird wohl daran thun, sich für die Schußfestigkeit desselben besondere Garantie geben zu lassen.

An den **Augen** bemerken wir zuerst Verletzungen des Auges, welche, an sich oft unbedeutend, wie bereits bemerkt worden ist, nicht selten zum Deckmantel für die sogenannte Mondblindheit dienen. Jedenfalls ist hier zu untersuchen, ob das Auge nicht bis in's Innere verletzt worden sey, was meistens den Verlust des Auges, im günstigsten Falle aber mehr oder minder hartnäckige Verdunkelung der Hornhaut zur Folge haben. Nicht selten trifft man von vorhergegangener Verletzung des Auges Verdunkelung der durchsichtigen Hornhaut an, auch Hornhautflecken genannt. Ist diese Verdunkelung ziemlich allgemein verbreitet, und blauweiß, so ist sie ein Zeichen von kurz vorhergegangener Entzündung, und läßt Genesung hoffen. Ist sie aber weißblau, bis in's Weiße, Perlenmutterfarbige stechend, so wird sie, habe sie einen Umfang, welchen sie wolle, schwer oder nicht zu heilen seyn. Dagegen hat ein Hornhautfleck, welcher ganz am Rande der Hornhaut und weit außerhalb der Achse des Sehlochs liegt, nichts zu bedeuten, indem das Thier trotz dem im Stande ist, zu sehen, und ein solcher Fleck sich ohne besondere Ursache nie vergrößert. Weit bedenklicher als dieser Mangel ist der graue Staar, welcher theils in einer Verdunkelung der Crystallinse, theils blos in einer Verdunkelung der Crystallinsenkapsel besteht. Ein Auge, bei welchem die Crystallinse verdunkelt ist, zeigt anstatt der bläulichen Durchsichtigkeit, die man an einem gesunden Auge bemerkt, zuerst in der Mitte einen weißlichen Punkt, der als ein unbegrenzter, weißlicher Kern erscheint. Mit der Zeit vergrößert sich dieser weiße Kern, der unter den Roßkämmen auch den Namen des Drachen führt, nach und nach, wird mehr und mehr undurchsichtig, bis die ganze Crystallinse verdunkelt ist; alsdann erkennt man durch das Sehloch einen, je nachdem der Staar härter oder weicher ist, mehr oder minder opaken, weißen, nicht selten ins Gelblichte stechenden Körper, der die Sehkraft des Auges durchaus zerstört. Der Kapselstaar erscheint zuerst in der Form von zerstreuten, weißen Punkten, in der Größe eines Hirsenkorns, die nach und nach sich vergrößern, in einander verschmelzen, und endlich dasselbe Bild darstellen, wie der Linsenstaar. Gewöhnlich ist, wie bereits erwähnt worden, diese Staarbildung der Ausgang der Mondblindheit, kommt aber auch ohne jene Entzündung vor. Gewöhnlich ist zuerst das eine Auge allein ergriffen, dem aber in der Regel das andere bald nachfolgt. Zuerst haben die Thiere, selbst bei vollkommenem grauen Staar, noch einigen Schein des Lichtes, später aber wird durch die anhaltende Entfernung des Lichtreizes der Sehnerv gelähmt, und das Thier ist nun stockblind. Eine Heilung dieses Uebels ist unmöglich, weil aus anatomischen Gründen, wie uns vielfache und häufig angestellte Versuche gezeigt haben, die Operation des grauen Staares beim Pferde unausführbar ist. Beginnender grauer Staar ist schwer zu erkennen. Will man ein Auge darauf untersuchen, so stellt man das Thier ins Helldunkel, um ohne Reflexlicht das Auge betrachten zu können. Dies geschieht am Besten unter der Stallthüre. Betrügerische Pferdehändler machen, um diesen Mangel zu verbergen, das staarblinde Pferd kopfscheu, das heißt, sie bringen es durch Nadelstiche, Peitschenhiebe, Drehungen und Neckereien aller Art dahin, daß es sich die Augen ungern untersuchen läßt; bringen ihm auch wohl scharfe Dinge in das Auge, damit es dieses nicht gerne aufmacht. Von den Kennzeichen der Blindheit ist schon bei Gelegenheit des schwarzen Staares das Nöthige gesagt worden. Ein weiterer Fehler des Auges ist das Verwachsen der Pupille. Dies kommt vor nach heftigen Entzündungen der Regenbogenhaut, und be-

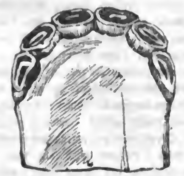
dingt völlige Blindheit des damit befallenen Thieres. Dieselbe ist leicht zu erkennen an dem Fehlen des Sehlochs, und kommt meist nur an einem Auge vor. Diese im Ganzen seltene Krankheit ist, wo nicht unheilbar, doch außerordentlich schwierig zu heilen, indem es nicht leicht gelingen dürfte, eine künstliche Pupille zu erzeugen. Zuweilen sind die Traubenfortsätze besonders lang, und hängen alsdann ziemlich tief in die Pupille herein. Manche wollten diesen Umstand als einen Grund des Scheuens der Pferde betrachten, worüber uns aber genaue wissenschaftliche Beobachtungen fehlen.

Die Mängel, welche wir an der **Nase** erkennen, sind außer den Nasenpolypen nur symptomatisch. Die Nasenpolypen sind Afterorganisationen, welche gleich Pilsen auf der Schleimhaut der Nase und ihren Nebenhöhlen wurzeln, sie greifen stets mehr und mehr um sich, bis sie endlich die ganze Nasenhöhle verstopfen, und dadurch das Athmen am Ende unmöglich machen. Meistens befinden sie sich nur in einer Nasenhöhle, zuweilen aber wuchern sie in Beiden auf; in diesem letzteren Falle steigt diese Krankheit zu einer solchen Höhe, daß das Thier in Erstickungsgefahr geräth, weil bekanntlich das Pferd durch das Maul nicht Athem holen kann. Sind Nasenpolypen in beiden Nasenhöhlen, so ist die Erkenntniß davon sehr leicht, denn das Thier röchelt und grunzt sogar bei jedem Athemzug, ist aber der Polyp nur in einer Nasenhöhle, so ist die Erkenntniß deßhalb schwieriger, weil es durch die gesunde Nasenhöhle frei athmen kann. Die Zeichen aber, welche diesen Zustand begleiten, sind folgende: die Nüstern werden bei jedem Athemzuge, selbst in der Ruhe aufgeblasen, indem das Thier angestrengt Athem zu holen sucht, wie wenn es unmittelbar von einem Rennen herkäme; an der kranken Seite ist in den meisten Fällen der Knochen etwas aufgetrieben und empfindlich; an dem kranken Nasenloch fehlt der Hauch entweder gänzlich, oder ist er merklich schwächer, und hält man die gesunde Nüster zu, so hört man das oben erwähnte Röcheln und Grunzen. Stinkender Athem ist ein Zeichen von schlechter Beschaffenheit der Lunge; eiteriger Ausfluß ein Zeichen von Druse oder von in Eiterung übergegangener Nasenpolypen; jauchiger Ausfluß ein Zeichen von Rotz. Hohe Röthung der Nasenschleimhaut ist ein Zeichen von entzündlichen Zuständen der Luftwege; bleifarbenes Ansehen derselben nebst copiöser Schleimabsonderung ein Zeichen von Schwäche und Verschleimung der Luftwege.

Im **Maule** kommen folgende Mängel vor: Die Froschgeschwulst; sie besteht darin, daß einige der unteren Furchen des Gaumens anschwellen, so daß sie den Zähnen gleich kommen, oder gar über sie hinaus ragen, wodurch das Pferd sich schlecht füttert, weil es bei der Futter-Aufnahme Schmerz empfindet; es kommt dieses aber meist bei jüngeren Pferden vor, die im Zahnwechsel begriffen sind, und ist keine Sache von großer Bedeutung, ob sie gleich für den Anfang dem Dienste hinderlich seyn kann. Die Zunge findet man nicht selten durch zu scharfe Gebisse verletzt, was ebenfalls kein bedeutender Fehler ist, und nur anzeigt, daß das Thier ein schweres Gebiß nöthig habe; man findet sie aber auch zuweilen abgerissen, und dies ist ein größerer Fehler. Er entsteht nicht selten dadurch, daß Stallknechte, welche einem unruhigen oder kopfscheuen Pferde das Gebiß aufzulegen, oder Arzneien einzugeben haben, die Zungenspitze allzufest packen, so daß diese ihnen, wenn das Pferd sich schnell widersetzt, in der Hand bleibt. Der Fehler dieses Verlustes besteht darin, daß die Pferde außerordentlich langsam fressen, sich daher schlecht nähren und ungewöhnlich lange Zeit zu ihrer Fütterung brauchen, wodurch sie zu manchem Dienste weniger tauglich, ja man kann sagen, untauglich werden. Diesen Fehler wissen gewandte Pferdehändler zu verbergen. In keinem Falle ist der Roßkamm so zuvorkommend, gefällig und artig im Vorzeigen des Gebisses seines im Kaufe stehenden Pferdes, als wenn diesem die Zunge fehlt. Er macht dem Thiere immer selbst das Maul auf, und weiß mit gewandter Hand die schadhafte Stelle zu verbergen. Der kundige Käufer wird sich aber dadurch nicht täuschen lassen. Nichts ist mehr der Verfälschung ausgesetzt, als die Zähne des Pferdes, weil an diesen Organen das Alter des Thieres erkannt wird, und das Alter des Pferdes ein sehr wichtiger Gegenstand für den Käufer ist, so muß es im Interesse des Verkäufers liegen, seine Waare in dem möglichst günstigsten Alter zu produciren.



Einjähriger Kiefer.



Zweijähriger Kiefer.



Dreijähriger Kiefer.

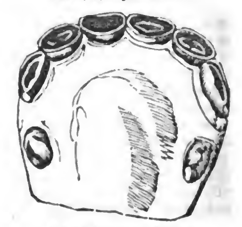


Vierjähriger Kiefer.

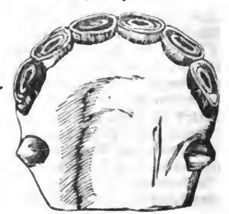
Ueberall wo viele Pferdezucht für den Handel getrieben wird, bemüht sich schon der Pferdezüchter, sey er klein oder groß, seine Fohlen scheinbar älter zu machen, und dies geschieht durch Ausreißen der Zähne; ist ein Fohlen anderthalbjährig, so werden ihm die Zangenzähne ausgerissen, die eigentlich erst mit zwei und einem halben Jahre auszufallen hätten, um den Pferdezähnen Platz zu machen; ist es wirklich zwei und ein halb Jahr alt, so werden die Mittelzähne ausgebrochen, die erst mit drei und einem halben Jahre wechseln sollten; und ist es drei und ein halb Jahr alt, so werden die Eckzähne ausgebrochen, die erst mit vier und einem halben Jahr zu wechseln hätten. So erscheint das Fohlen von zwei und einem halben Jahre an stets um ein volles Jahr älter. Diese Täuschung ist theils an der mangelhaften Ausbildung des ganzen Kopfes, und besonders des Kieferknochens, theils daran zu erkennen, daß die Fohlenbackzähne noch nicht gewechselt haben, theils daß man, wenn Zähne fehlen, die ausgerissen worden sind, von dem nachkommen sollenden Pferdezahn noch keine Spur, ja nicht einmal eine Röthung am Zahnfleisch entdeckt. Das entgegengesetzte Verfahren besteht darin, daß ältere Pferde scheinbar jünger gemacht werden, und dies geschieht dadurch, daß man, nachdem sich die Kunde mit dem Alter verloren hat, durch künstliches Eingraben und Einbrennen einer neuen Kunde in den Zahn diesem den Anschein größerer Jugend zu geben sucht. Bei diesem Verfahren werden die immer etwas längere Zähne älterer Pferde nieder gefeilt, wodurch zugleich an den Zähnen des Oberkiefers der sogenannte Einbiß hinweggenommen wird; alsdann wird ein weiß glühendes Eisen, das die Form der Kunde besitzt, auf die Reibfläche des Zahnes aufgesetzt und alsdann mit einem Spitzmeisel die Höhlung angefertigt, wodurch ein Pferd, das zwölf bis fünfzehn Jahre alt ist, dem Anschein nach auf den Zähnen sechs bis sieben Jahre zeigt. Um diese Täuschung zu erkennen, geben wir folgende Regeln an: Der Zahn eines fünfjährigen Pferdes hat eine ovale von vorn nach hinten schmalgedrückte Reibefläche, welcher Form die Form der Kunde genau entspricht; je älter das Pferd wird, desto kleiner wird die Kunde, und desto mehr nähert sich die Reibfläche einem Dreieck, dessen Basis vornen und dessen Spitze hinten ist, so daß sie vom fünften bis in's achte Jahr oval erscheint, und zwar so, daß die Spitzen des Ovals mehr gegen die Nachbarzähne gerichtet sind; während vom achten Jahre an mehr und mehr das Oval sich so gestaltet, daß die Spitze des Ovals gegen innen gekehrt ist, welche Form sich gegen das fünfzehnte Jahr hin nach und nach in eine beinahe dreieckige Form umwandelt, wobei die Basis des Dreiecks vornen und die Spitze nach hinten ist.



Fünfjähriger Kiefer.



Sechsjähriger Kiefer.



Siebenjähriger Kiefer.



Achtjähriger Kiefer.

So geht nun aus der Vergleichung der Zähne verschiedener Altersklassen des Pferdes hervor, daß die quer ovale Reibefläche des neuen Zahnes allmählig eine runde Gestalt annehmen wird, die endlich in eine länglich ovale oder dreieckige übergeht — eine Vergleichung, die sich sehr leicht herstellen läßt, wenn man einen sechsjährigen Kiefer mit einem zwölf- bis fünfzehnjährigen, und diesen mit einem zwanzig- bis fünf und zwanzigjährigen vergleicht. Zugleich wird der Zahn länger, je älter das Thier wird, weil er sich nach und nach aus seiner Höhle hervorschiebt. Ein zweites Kennzeichen des Alters der Pferde ist der sogenannte Einbiß; dieser entsteht dadurch, daß die beiden Zahnreihen, nämlich die untere und die obere, in ungleichen Zeiten sich strecken. Vergleicht man nämlich die Zähne eines sechsjährigen Pferdes mit denen eines zwanzigjährigen, so wird man finden, daß die des sechsjährigen ziemlich lothrecht auf einander stehen, während dem die des zwanzigjährigen unter einem schiefen Winkel nach vorne einander treffen; daraus geht sehr klar hervor, daß die Zähne mit dem Alter sich vorwärts schieben müssen, was man strecken heißt. Nun beginnen mit dem siebenten Jahre die Zähne des Unterkiefers sich zu strecken, welche Streckung im neunten Jahre ihre relative Höhe erreicht. Begreiflicher Weise passen alsdann die Eckzähne nicht mehr auf einander, und es bildet sich in den Eckzähnen des Oberkiefers eine Kerbe, welche man den ersten Einbiß nennt. Nach Vollendung des neunten Jahres aber strecken sich die Zähne des Oberkiefers ebenfalls, so daß der Einbiß des neunten Jahres vom zehnten bis in's zwölfte Jahr verschwindet. Gegen das fünfzehnte Jahr hin pflegen sich gewöhnlich die Zähne des Hinterkiefers wiederum zu strecken, daher dann der sogenannte zweite Einbiß entsteht, der unbestimmte Zeit lang stehen bleibt, weil die Streckung der Zähne des Vorderkiefers in jener Zeitperiode nicht mehr so kräftig eintritt. Den Einbiß pflegen, wie schon bemerkt, die Roßtäuscher wegzuschlagen und abzufeilen; allein der aufmerksame Betrachter wird erkennen, daß die Zähne nicht auf einander passen. Wenn die Kunde verschwunden ist, so bleibt noch die Kundenspur zurück, welche sich als eine harte Narbe in der Mitte der Reibefläche zeigt. Zuerst, das heißt im neunten Jahr, ist diese Kundenspur länglich, gegen das zwölfte Jahr wird sie eiförmig, um das fünfzehnte Jahr wird sie rund, und zwischen dem fünfzehnten und siebenzehnten verschwindet sie gänzlich. Nachher sieht man an ihrer Stelle nur eine glatte, nicht erhabene, schmutzig weiß gefärbte Stelle. Die Zeichen der Hackenzähne sind so unsicher, daß wir darüber nichts zu erwähnen haben. Diese Merkmale sind sehr in's Auge zu fassen, um den Zahn des Pferdes richtig zu beurtheilen. Einer künstlich eingegrabenen Kunde fehlt, außerdem daß sie meistens unregelmäßig ist, der erhabene Rand, welcher eine natürliche Kunde umgibt, und meistens begehen betrügerische Händler die Thorheit, ihre Pferde durch gitschen zu jung machen zu wollen, daher sie zum Beispiel einem zwölfjährigen Pferde auf alle Zähne Kunden eingraben, um es sechsjährig erscheinen zu lassen, welches Verfahren allein, selbst den weniger Kundigen auf Betrug aufmerksam macht. Ja es sind uns Fälle vorgekommen, wo Pferde nur auf der linken Seite gegitscht waren, weil dieses gewöhnlich der Ort ist, wo man das Maul anzusehen pflegt.

In den meisten Fällen verändert das Koppen das Gebiß, indem viele Kopper die Gewohnheit haben, die Zähne auf die Krippe aufzusetzen, und dadurch den vordern Rand derselben abschleifen; indessen ist dieses Abschleifen der vorderen Zähne durchaus kein sicheres Zeichen des Koppens; erstens, weil es Pferde gibt, welche die Gewohnheit haben, ihre Zähne an den Krippen zu wetzen, die sogenannten Krippenwetzer oder Schleifer, wodurch die Zähne auf eine ähnliche Art abgerieben werden; und zweitens, weil es Kopper gibt, welche koppen, ohne ihre Zähne auf die Krippe zu setzen.

Bedeutendere Mängel zeigt der Wiederrüst. An diesem Theile kommen nicht selten Verletzungen vor, welche die Ursache von Druck sind; ein schlechtes Geschirre, ein zu enges Kummt, so wie ein schlechter Sattel können an dieser Stelle bedeutende Druckschäden veranlassen. Diese Druckschäden gehen, wenn sie vernachlässigt werden, in Eiterung über, wodurch nicht selten dem Anscheine nach unbedeutende, aber in ihren Folgen sehr langwierige Schäden entstehen, die den Gebrauch des Pferdes außerordentlich vermindern. Hat sich nämlich auf dem Wiederrüst ein verborgener Eiterheerd gebildet, so senkt sich der Eiter gern in die Tiefe, wo er den Knochen- und Bänderapperat der Rücken- und Halswirbel am Ende angreift, und alsdann nur sehr schwierig zu heilen ist. Diese Fisteln pflegt der Verkäufer unter den Mähnen zu verstecken, und wenn sie bemerkt werden, als etwas Unbedeutendes auszugeben. Man hüte sich aber, einen solchen Schaden, erscheine er noch so klein, als etwas Vorübergehendes anzusehen.

Einer der wichtigsten Theile, auf die beim Pferdekauf Rücksicht zu nehmen ist, sind die **Lenden**, unter welchen wir den Theil verstehen, welcher sich zwischen den Rippen und dem Kreuz befindet. Auf den Lenden hat das Reitpferd zu tragen, aber nicht nur zu tragen allein, sondern auch seine eigene Last, verbunden mit der Last des Reiters, zu tragen. In dem Gelenke des letzten Lendenwirbels mit dem Kreuzbein concentrirt sich daher bei manchen Bewegungen der volle Kraftaufwand des Thieres und es kommt deßhalb darauf an, daß diese Verbindung stark sey. Allein nicht nur das Gelenk ist es, dessen Stärke hier den Ausschlag gibt, sondern die Muskeln, welche das Gelenk unterstützen und bewegen. Daher wird man bei jedem kräftigen Thiere die Muskeln dieser Gegend stark und kräftig finden; und daher wird kein Thier etwas Bedeutendes leisten, das in dieser Gegend Schwäche der Muskeln bemerken läßt. Dies ist auch sehr begreiflich; denn sey es, daß das Pferd sich mit dem Reiter heben will, sey es, daß es im schweren Zuge eine gegebene Last vorwärts bringen will, so wird die Kraft, mit der es sich hebt, und die Kraft, mit der es sich vorwärts bewegt, hauptsächlich auf das Hintertheil sich concentriren; und da der in Rede stehende Theil die Hauptverbindung zwischen dem Hintertheil und dem Vordertheil ist, so liegt auf der Hand, daß Schwäche dieser Gegend den Gebrauch des Thieres ungemein vermindert.

Etwas Aehnliches ist beim Kreuze zu bemerken; nicht

selten werden die Bänder zwischen dem Kreuz- und Darmbein etwa durch heftigen Sturz und ähnliche Unglücksfälle gezerrt, und welche dann schwer heilbare oder gar unheilbare Lähmung zur Folge haben. Die Pferde bekommen dadurch einen schwankenden und unsicheren Gang, der sich alsdann durch allzugroße Beweglichkeit zu erkennen gibt. Beiderlei Mängel, sowohl Schwäche der Lenden als Schwäche oder Halblähmung des Kreuzes, werden durch geschickte Anwendung des Pfeffers und der Peitsche verdeckt.

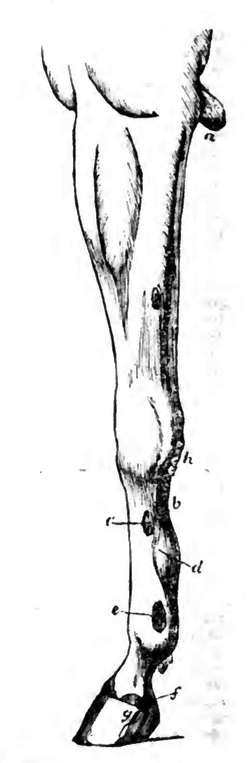
Sonst sind als wesentlichere Mängel des Leibes noch die **Brüche** anzuführen. Diese Brüche benennt man nach der Stelle, an der sie erscheinen, also: Flanken-, Bauch-, Weichen- und Nabelbrüche, je nachdem sie an den bezeichneten Stellen liegen. Es sind dies Geschwülste, welche durch Hervortreten der Eingeweide zwischen den Bauchmuskeln entstehen, sich weich anfühlen und leicht zurückgebracht werden können, aber eben so leicht wieder hervorkommen. Nach Ueberfütterung, Verkältungen, starker Bewegung und ähnlichen Ursachen kann es leicht geschehen, daß solche Brüche sich einklemmen; wodurch der Tod des Thieres in Folge der dadurch veranlaßten Darmentzündung entstehen kann. Verborgen kann dieser Mangel nicht leicht werden, und kann eben so wenig einem aufmerksamen Untersucher entgehen.

Reichhaltiger an Mängel als alle genannten Theile sind die **Füße**, und besonders aus dem Grund, weil diese Theile bei dem Pferde mehr, als jeder andere angestrengt werden.

Wir sprechen zuerst von den Mängeln des **Vorderfußes.**

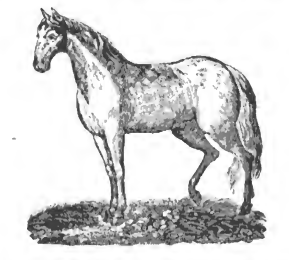
Der Vorderfuß besteht aus der Schulter, dem Oberarmbein, dem Vorarmbein, mit welchem das Ellenbogenbein verwachsen ist, den Kinngelenksknochen, dem Schienbein, nebst zwei Gleichbeinen, dem Fesselbein, Kronbein, Stachlbein und Hufbein.

An der Schulter zeigen sich manche Fehler, die theils von dem Gebrauch, theils von ursprünglicher Bildung herrühren, die Kraftäußerung des Thieres sehr binden, und dabei nicht leicht zu erkennen sind. Das Schulterblatt soll unter einem bestimmten Winkel, der sich ziemlich dem rechten Winkel nähert, mit dem Oberarmbein verbunden seyn, so daß eine Linie, welche von der vorderen und oberen Kante der Schulter bis an die Bugspitze gezogen wird, mit einer von der Ellenbogenspitze nach jenem Punkte gezogenen Linie einen rechten Winkel bildet. Ist die Schulter zu **steil** gestellt, so nähert sich dieser Winkel einem stumpfen, ist sie zu **flach** gestellt, so nähert sich dieser Winkel einem spitzigen. Beide dieser Fehler begründen einen schlechten Gang und machen das Pferd weniger fähig zu kraftvollen Dienstleistungen. Denn liegt die Schulter zu flach, so wird die Last, welche ein solches Pferd im Zuge zu bewegen hat, mehr auf das Gelenk des Schulterblattes mit dem Oberarmbein, als auf die kräftigen Muskeln der Schultern und deren vorderen Rand wirken, und das Thier namentlich zum schweren Zuge untauglich machen; ist hingegen die Schulter steil gestellt, so wird zwar, in Beziehung auf den Zug, ein günstigeres Resultat die Folge davon seyn, und man



a Stollbeule.
b Gedrosseltes Knie.
c Die gewöhnliche Stelle des Ueberbeins neben am Schienbein; es bringt daselbst, nachdem es ausgewachsen ist, kein Hinken hervor, weil es weder die Bewegung des Kniegelenkes noch des Aufhängebandes beeinträchtigt.
d Sehnenklapp; indessen kann hiebei die Anschwellung ganz fehlen.
e Stelle, welche Flußgallen einnehmen.
f Ringbein im Anfang.
g Hornspalt.
h Stelle, wo Raspe vorkommt.

liebt daher diese Bildung bei schweren Zugthieren; allein die Raschheit der Bewegung wird darunter leiden, und da bei der aufrechteren Stellung dieser Theile, der Stoß, den das Thier bei heftigerer Bewegung erhielt, stärker fortgepflanzt wird, so entstehen dadurch leichter Lähmung.



Ist die Schulter zu eng mit dem Leib verbunden, so entsteht das, was man eine gebundene Schulter heißt; es ist alsdann die Bewegung des Schulterblattes weniger sichtbar; das Gegentheil davon sind lockere Schultern, wo diese Bewegung auffallend sichtbar ist. Das erste Verhältniß begründet Mangel an Fähigkeit, schnelle Wendungen zu machen, kann aber durch zweckmäßige Uebungen verbessert werden; der zweite Fehler kommt bei abgenützten Thieren vor, und deutet auf Schwäche. Fehler der Schulter sind schwer zu erkennen und leicht zu verbergen. Das Verbergen dieser Fehler beruht auf der Gewandtheit, mit welcher der Verkäufer das Pferd zu mustern und die schwache Seite desselben zu bemänteln weiß; was hier um so leichter ist, als ein geübtes und erfahrenes Auge dazu gehört, Schulterbewegungen beurtheilen zu können; die Hauptsache bleibt immer, das Thier, welches einen Fehler der Art hat, so zu stellen, daß er weniger bemerklich wird; das heißt mit dem Vordertheile bergan, und in der Bewegung so viel Unruhe zu geben, daß es schwer ist, ein Urtheil hierüber zu fällen. Die Schulterlähme, deren Ursache verschieden ist, und theils durch Quetschungen, Stöße, Fälle u. s. w., theils durch rheumatische Disposition herbeigeführt wird, erkennt man theils an der gespannten Bewegung dieser Theile, theils daran, daß die Thiere den kranken Fuß nicht so weit versetzen als den andern, und ihn zugleich beim Gehen im Halbkreise bewegen. Am Besten sieht man dies daran, wenn man das Thier rasch auf die gesunde Seite wenden läßt, wobei der kranke Fuß nicht recht nachfolgen kann. Pferde, welche schulterlahm sind, führt der Verkäufer am liebsten in einem engen Kreise vor, so wie auch Pferde, welche wegen beladener Schulter nicht genug ausgreifen. Der Käufer wird dann gewöhnlich in die Mitte dieses Halbkreises gestellt, wodurch er, weil er, um den Bewegungen des Thieres zu folgen, sich ziemlich schnell umdrehen muß, zu der optischen Täuschung verleitet wird, den Schritt des Pferdes für ausgreifender zu halten, als er ist; und ist nur die eine Schulter fehlerhaft, so wird der Verkäufer immer die Volte auf die kranke Seite richten, um den Schaden weniger bemerklich zu machen.

Eben so viel als auf die Stellung des Schulterblattes kommt auf die Stellung des **Ellenbogens** an, weil von der Stellung des Ellenbogens die Stellung des ganzen Fußes abhängt. Ist der Ellenbogen zu sehr an den Leib gestellt, so wird dadurch der Gang erschwert, weil der ganze Fuß in seiner freien Bewegung gehindert ist; zugleich wird der Unterfuß nach außen gerichtet, was man Tanzmeister nennt; eine Stellung, die zu keinerlei Geschäft günstig ist, weil sie den Gang fehlerhaft und steif macht. Der entgegengesetzte Fehler ist der, daß der Ellenbogen zu weit von den Rippen absteht, wodurch der Unterfuß einwärts gekehrt wird, was man mit dem Namen Zehentreter bezeichnet; obgleich dieser Fehler für den Gebrauch nicht so unvortheilhaft ist, als der vorhin beschriebene, so hat er doch den Nachtheil einer zu losen Bewegung, und des Fehlers im Gange, daß die Thiere den Fuß beim Aufheben nach außen drehen, was man fuchteln nennt, und was besonders bei schmutzigem Wetter den Nachtheil hat, daß das Thier sich selbst und seinen Reiter über und über bespritzt.

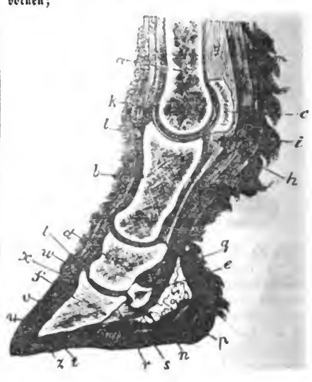
Noch ist die Stellung des Vorfußes im Allgemeinen zu berücksichtigen. Sie soll senkrecht seyn. Geht sie nach hinten, so hat dies den großen Nachtheil, daß das Thier, anstatt mit den Füßen vorwärts zu kommen, unter den Leib arbeitet; was besonders bei Pferden, deren Dienst Schnelligkeit erfordert, unangenehm ist. Zugleich pflegen solche Thiere in die Eisen zu hauen, wodurch sie nicht nur den Ohren eine häßliche Musik bereiten und ihr Beschläge locker machen, sondern auch sich selbst sehr ermüden. Die Stellung zu weit nach vornen kommt nur bei kraftlosen und abgetriebenen Thieren vor.

Vom **Vorarm** hängt die Stärke des Fußes ab, daher er fleischig seyn und die gehörige Breite haben muß. Sein Verhältniß zum Schienbein ist für die Gangart wichtig; ist der Vorarm verhältnißmäßig lang, so wird das Thier den Fuß wenig vom Boden heben, stark versetzen, und wenig Kniebewegung zeigen, was man den Stechgang nennt, welcher besonders bei Reitpferden beliebt ist; ist das Schienbein im Verhältniß zum Vorderfuß lang, so entsteht dadurch viel Kniebeugung, und das Pferd hebt dadurch den Fuß beim Gehen höher; eine Gangart, die man besonders bei Wagenpferden liebt, weil sie dem Thier ein stolzes Ansehen gibt.

Das Knie, eigentlich die Vorderfußwurzel, ist aus acht kleinen schwammigen Knochen zusammen gesetzt, welche wie alle schwammige Knochen, Neigung zu Auswüchsen haben; daher kommen hier Auswüchse vor, welche mehr oder minder den Gang des Thieres hindern; man nennt diese Auswüchse den Knieschwamm. Dieses Uebel wird daran erkannt, daß die Thiere bei der Biegung des Knies und bei stärkerem Druck an diesem Theile Schmerzen empfinden, und beim Beginne der Bewegung lahm gehen. Ein Fehler, welcher wie der Spath dadurch verdeckt wird, daß man dem Thiere vorher Bewegung gibt. Steht das Knie hervor, wenn man es von der Seite ansieht, so ist das Thier bock-

beinig, ein Fehler, der meistens von zu starkem Gebrauch herrührt, wo er dann auch *gebrochenes Knie* heißt. Zuweilen ist er aber Folge erster Bildung, und bedingt dann leicht Schwäche dieses Theils. Nicht selten haben bockbeinige Thiere die Gewohnheit, namentlich beim Berg abgehen auf die Knie zu fallen, was man *katholisch* nennt. Die Kniee werden dadurch haarlos, was man *Glatzenkniee* heißt. Dieser Fehler ist, wenn er nicht erweißlicher Maßen von einem Unglücke herkommt, immer ein Zeichen von Neigung zum Stürzen, und höchstens durch den augenfälligsten Betrug zu verbergen. Der entgegengesetzte Fehler von bockbeinig ist das *eingedrückte Knie*, welches dadurch erkannt wird, daß das Knie, im Profil angesehen, nicht gerade ist, sondern eine Concavität anzeigt. Diese Bildung ist angeboren und ein Zeichen von Schwäche. Eben so ist ein Zeichen von Schwäche das *Kalbsknie*, nämlich die Stellung, wo die Kniee sich einander, von vorne angesehen, nähern. Das Gegentheil davon ist *knieweit*, und kein Zeichen einer besseren Beschaffenheit. Hinten soll das Knie offen seyn, damit die Beugesehne, die in dem Knie vorläuft, freien Spielraum hat. Ist das nicht der Fall, so nennt man es *eingekneiftes Knie*.

Von der Länge des **Schienbeins** war schon die Rede. Das Schienbein soll, von vorne gesehen, nicht zu schnell an Dicke abnehmen, was immer ein Beweis von Schwäche ist. Die Sehne, welche hinter dem Schienbein verläuft, soll nicht zu nahe am Knochen liegen, und namentlich oben am Knie keine Einschnürung erblicken lassen, wie wenn man ein Knieband herum gelegt hätte, was man *gedrosseltes Knie* nennt. Dieser Fehler ist immer ein Zeichen von gehemmter Bewegung der Sehnen, wodurch der Gang erschwert wird, und leicht Ermüdung eintritt. Anschwellung der Beugesehnen, welche hinter dem Schienbein vorlaufen, nennt man *Sehnenklapp*, weil sie nicht selten vom Anschlage der Hinterfüße entstehen; dieser Fehler ist bedeutend, denn wenn auch das Thier beim Kaufe nicht daran lahm geht, so wiederholt dies sich doch gerne, und solche Pferde werden namentlich zu schnelleren Dienstleistungen unbrauchbar. Ferner kommen am Schienbeine Anschwellungen des Knochens vor, die man *Ueberbeine* nennt. Es sind dies theils rundliche, theils spitzige Auswüchse, welche meistens an der inneren Seite des Knochens vorkommen. Sind sie rundlich, so sind sie ohne Bedeutung und schaden nicht, sind sie aber spitzig und in der Nähe der Sehne besonders nach hinten zu gelegen, so reizen sie die Sehne während der Bewegung, verursachen Entzündung derselben und Lahmgehen; man erkennt sie, indem man mit dem Finger scharf am Knochen herunterfährt. Verborgen werden sie dadurch, daß man die Haut gelinde ritzt und dadurch eine vorübergehende Anschwellung erzeugt, die den Fehler weniger fühlbar macht. Am Ende des Schienbeins kommen nicht selten Erweiterungen der Sehnenscheide vor, in welchen sich die Sehnenschmiere ansammelt, verdickt, und die Sehne in der Bewegung hindert; man nennt diese Geschwülste *Flußgallen*. Sie kommen bei den meisten schwer arbeitenden Pferden vor, und namentlich bei Pferden gemeinen Schlages, und hindern durch Reizung die Thiere im Gehen. Zu heilen sind sie nicht, werden aber zuweilen durch Brennen kleiner und daher weniger schädlich gemacht. Dem aufmerksamen Beobachter können diese Gallen nicht entgehen. Der **Fessel** steht in Verbindung mit dem Schienbein, und geht schief nach vornen;



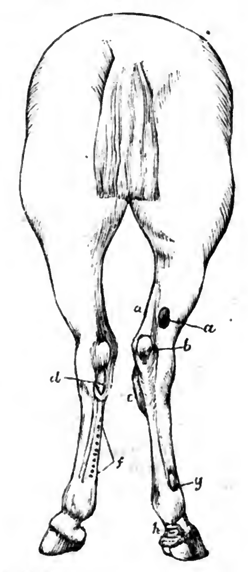
a Das untere Ende des Schienbeins.
b Das Fesselbein.
c Das Sesambein.
d Das Kronbein.
e Das Strahlbein.
f Das Hufbein.
g Das Aufhängeband.
h Fortsetzung desselben zum Kronbein.
i Ein kleines Band, welches die Sesambeine an das Fesselbein befestigt.
k Ein langes Band, das vom Fesselbein bis zum Knie hinaufreicht.
l Die Sehne des Ausstreckmuskels, des Fessel-, Kron- und Hufbeins.
m Die Sehne des Beugemuskels des Hufbeins.
n Der Sitz der Hufgelenklähme (Krankheit des Strahlbeins).
o Der Fleischstrahl.
p Die Spalte des Hornstrahles.
q Ein vom Strahlbein an das Kronbein gehendes Band.
r Ein solches vom Hufbein an das Strahlbein.
s Die Fleischsohle.
t Die Hornsohle.
u Die Hornwand.
v Die Blättchen zu Verbindung der Horn- und Fleischwand.
w Die Krone des Hufs: welche die Hornwand absondert.
x Das Saumband.
z Stelle, wo man an der Zehe einschneidet, um daselbst Blut zu entziehen.

er soll die gehörige Stärke besitzen, und nicht so lang seyn, daß das Thier mit der Köthe stark gegen den Boden durchtritt, was man bärenfüßig nennt, ein Fehler, der Schwäche der Sehne anzeigt. Ist der Fessel zu kurz, so steht das Thier zu steil in seinem Fessel, und der Stoß, den dann beim Auftreten dieser Theil erleidet, wird übermäßig heftig und zuweilen so groß, daß das Fesselgelenk in Folge von Entzündung verwächst und unbeweglich wird, was man Stelzfuß nennt. Häufig geschieht es, daß bei zu kurzen Fesseln die Bänder erschlaffen und die Beugesehnen sich verkürzen, was man überköthen oder auch übernützig heißt; dieser Fehler hindert das Pferd sehr am Gehen und macht es nicht selten gebrauchsunfähig. Man hat ihn schon zu heilen versucht, indem man die verkürzte Sehne durchschnitt; allein es ist begreiflich, daß wenn auch diese Wunde wieder heilt, stets eine so große Schwäche des Fußes zurückbleibt, daß das Thier zu keiner bedeutenden Leistung mehr fähig wird. Pferde, welche unten zu eng gestellt sind, pflegen sich an den Fesseln und Köthen zu reiben, weil sie im Gange kreuzen; es entstehen dadurch von den Hufeisen hartnäckige Verwundungen, die dem Thiere Schmerz verursachen und es hinken machen. Es läßt sich dieser Fehler zwar durch ein zweckmäßiges Beschläge verbessern, allein die schlechte Gangart bleibt ein und dieselbe; daher auch das Pferd, welches sich streift, stets neuen Verwundungen ausgesetzt bleibt. Der Pferdehändler sucht dem in Rede stehenden Uebel auf folgende Weise abzuhelfen: Er nimmt den Pferden die Hufeisen ab, verbindet und behandelt die Wunde sorgfältig, um die Wunde möglichst bald zu heilen, und sucht ihnen, wenn das Uebel, wie es gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, an den Hinterfüßen vorkommt, durch Aufbinden des Schweifes und durch Anwendung des Pfeffers einen weitern Gang während des Verkaufes zu eigen zu machen. Am Fessel kommen auch Knochenauswüchse vor, welche man den Leist oder das Ringbein heißt, welcher meistens in der Gegend des Gelenks zwischen dem Fessel- und Kronbein seinen Sitz hat. Jede schmerzhafte Erhabenheit an dieser Stelle ist daher mit argwöhnischem Auge zu betrachten, und man untersuche hier immer genau, indem man einen stärkeren Druck anbringt und den verdächtigen Fuß sorgfältig mit dem gesunden vergleicht. Die **Krone** ist nicht nur wichtig bei der Untersuchung auf Dummkoller, wo sie übermäßig unempfindlich ist, sondern auch wegen der häufig dort vorkommenden Krankheiten. Schwinden der Krone deutet auf Mangel an Ernährung im Hufe; Geschwulst der Krone ohne bemerkbare Entzündung auf Knochenauswüchse, so wie auf Verknöcherung der Hufknorpel; Wunden der Krone sind entweder die Folge von Tritten, oder die Folge von Vereiterungen im Huf, wo sich der Eiter einen Ausgang nach oben verschafft. Alle diese Fehler verursachen in den meisten Fällen hartnäckiges Lahmgehen der Thiere, was ihrem Gebrauch sehr im Wege steht. Lahmheit aus diesen Ursachen ist dadurch zu verbergen, daß man einen Zweig des Fesselnervs abschneidet, so daß das Thier keinen Schmerz mehr empfindet. Diese Operation hat die Folge, daß das Thier zwar nicht mehr lahm geht, allein heftiger als gewöhnlich auftritt, weil es vom Boden kein Gefühl mehr hat; und dieses heftigere Auftreten kann die Ursache mancher neuen Verletzung seyn, so daß man schon dadurch Brüche des Hufbeines entstehen gesehen hat. Nach einiger Zeit heilt der Nerv wieder zusammen, so daß das Thier von Neuem die früheren Schmerzen wieder empfindet, und nicht selten lahmer ist als zuvor. So viel von einer Operation, die würdiger eines Roßkammes, als eines Thierarztes ist, und Veranlassung zu einem Betrug geben kann, den aber der Kundige an der vollkommenen Unempfindlichkeit der unterhalb der Operationsstelle befindlichen Theile erkennen wird.

Beinahe die meisten Abweichungen, in Absicht auf Brauchbarkeit, zeigt der **Huf**, dessen einzelne fehlerhafte Formen wir zuerst durchgehen wollen. Der gesunde Huf soll die Form eines oben schief abgestumpften, unter einem Winkel von 45 Graden aufwärts gehenden schiefen Kegels haben. Ist dieser Winkel kleiner als gewöhnlich, so entsteht dadurch der flache Huf oder der Platt-Huf, bei welchem die Sohle, statt nach innen ausgehöhlt zu seyn, zugleich eben ist, so daß das Thier, statt auf dem Tragrande, auf der Sohle und dem Strahle gehen muß. Dies veranlaßt Blödigkeit des Ganges, und führt nicht selten Entzündungen des Hufes herbei. Noch schlimmer als diese Form ist der Vollhuf. Dieser besteht darin, daß neben dem kleinen Winkel, den der Platthuf zeigt, die Sohle nicht nur nicht concav, sondern convex ist, wodurch das Thier äußerst schwer geht, und außerordentlich leicht lahmt. Das entgegengesetzte Uebel ist der Zwanghuf. Er ist von den Seiten zusammen gedrückt und nach hinten verengt; die Sohle ist sehr stark ausgehöhlt und der Strahl klein und gepreßt. Dieser Zustand kommt vom Schwinden des Hufes von innen her, und findet sich gewöhnlich bei Raçepferden. Die Thiere gehen dabei gespannt und zeigen beim Auftreten Schmerz. Der Bockhuf besteht darin, daß der Winkel der Zehe größer als beim gesunden Hufe ist, so daß die Kegelform sich der Cylinderform nähert; er hindert das das Pferd im Gang, und sieht schlecht aus. Diese Abweichungen des Hufes sind dem aufmerksamen Auge nicht zu verbergen; allein das Lahmgehen, das hieraus entspringt, kann auf verschiedene Weise verborgen werden. Beim Platthuf ist die Zehe gewöhnlich zu lang und die Trachten zu schwach, die Sohle aber empfindlich. Man legt daher breite, seicht gelochte Eisen auf, beschneidet die Zehe so stark als möglich und gibt dem Eisen eine starke Aufrichtung, damit das Thier nicht so leicht stolpere und sicherer gehe. Beim Vollhuf kann in den meisten Fällen das Thier fast nicht gehen; man schone den Huf im Niederschneiden der Trachten so viel als möglich, und lege unter das sehr breite Eisen ein Stück Filz, ziehe die Nägel ja nicht zu scharf an, und so wird es möglich werden, den Gang weniger lahm zu machen. Gegen den Zwanghuf läßt sich, so viel sich die Leute, und namentlich die Engländer, Mühe gegeben haben, mit dem Beschläge nichts ausrichten, weil das Uebel in Vertrocknung und mangelnder Ernährung des Theils beruht. Man wende daher erweichende Hufsalben an, stelle das Pferd auf feuchten Lehm, am

besten mit Kuhmist vermischt, und lasse das Thier längere Zeit ohne Eisen. Der Bockhuf kommt entweder nur in Begleitung von andern Schäden, wie dem Stelzfuß vor, und ist dann an sich nicht die Ursache des Hinkens, oder ist er Folge ursprünglicher Bildung und ist es in diesem Falle noch weniger; nur bedingt er einen fehlerhaften Gang. Hier muß beim Beschläge die Zehe geschont und die Trachte niedrig gehalten werden, um den Fehler weniger bemerklich zu machen. Nicht selten findet man an den Hufen Ringe, welche parallel mit der Krone laufen; diese Ringe sind ein Zeichen, daß das Thier früher an der rheumatischen Hufentzündung oder der Rehe gelitten hat, daher man auch diesen Fehler den Rehhuf nennt. Da diese Krankheit sehr leicht wiederkehrt und in der Folge zu größeren Deformitäten des Hufes Veranlassung gibt, so ist ein Rehhuf als ein bedeutender Fehler anzusehen. Durch die rheumatische Hufentzündung nämlich trennt sich die Hornwand von der Fleischwand, und es entsteht eine Hohle, welche sich nach und nach mit plastischen Ergießungen füllt, wodurch der Huf so aufgetrieben wird, daß er seine ursprüngliche Gestalt verliert und knollig wird, was man den Knollhuf nennt, der in seiner höchsten Ausbildung das Ansehen einer Auster annimmt und alsdann Austernhuf genannt wird. Diese Deformitäten sind leicht zu erkennen, und beschränken den Gebrauch des Thieres sehr. Ist das Horn des Hufes spröde, so entstehen dadurch Hornspalte und Hornklüfte. Der Hornspalt ist ein Riß in der Hornwand, welcher von oben nach unten geht. Ist dieser vornen in der Mitte des Hufes, so heißt er Ochsenspalt. Diese Spalte entstehen theils durch Wunden an der Krone, und dies ist der schlimmste Fall, denn es hält schwer, zu verhindern, daß das Horn nicht immer doppelt herunterwächst und so der Hornspalt für immer bleibt. Theils ist die Ursache der Hornspalte Brüchigkeit des Horns selbst. Geht der Hornspalt nicht durch, so hinkt das Thier nicht, oder selten, weil es keinen Schmerz empfindet; geht er aber durch, so wird bei jedem Tritt die Fleischwand eingeklemmt und gequetscht, was heftigen Schmerz verursacht. Diese Hornspalte machen das Pferd immer mehr oder weniger untauglich, weil es schwer ist, die Neigung des Hornes zu sprengen, zu verbessern. Betrügerische Pferdehändler besitzen in Verbergung dieser Mängel die größte Gewandtheit. Sie schneiden durchgehende Hornspalte sorgfältig aus, damit das Thier weniger lahm gehe, und füllen den Spalt mit einer Mischung von Wachs und Pech aus, worauf sie den kranken Hufttheil gehörig eben schaben, damit man das Füllsel nicht bemerkt, und suchen wo möglich das Thier auf weichem Boden zu mustern. Es ist oft durchaus nicht möglich, während des Kaufes diesen Fehler zu entdecken, daher es der Vorsicht angemessen ist, sich bei dem Kauf von Pferden eine besondere Garantie wegen der Hufschäden geben zu lassen. Die Hornkluft ist eine in die Quere gehende Vertiefung, welche gewöhnlich durch Kronentritte erzeugt worden ist. Diese Vertiefung drückt auf die empfindlichen Fleischtheile des Hufes, und verursacht daher Schmerz; vergeht aber, indem sie immer weiter herunter wächst, und am Ende weggeschnitten wird. Nur in dem Falle ist sie unheilbar, wenn sie von einer tieferen Verletzung der Krone herkommt. Eine weitere sehr häufige Krankheit der Hufe ist die Steingalle. Die Steingalle besteht in einer durch Druck veranlaßten Entzündung der Fleischsohle, und liegt gewöhnlich in dem Winkel der Eckstrebe. Schneidet man an dieser Stelle das Horn nieder, so findet man das Horn schwammig und röthlich, wobei das Pferd Schmerz äußert. Wird die Steingalle vernachläßigt, so geht die Entzündung in Eiterung über, und da der Eiter nach unten keinen Ausweg findet, so steigt er im Hornschuh hinauf, um endlich an der Krone sich einen Ausweg zu bahnen; was man Kronfistel nennt. Aus diesem Grund sind Steingallen nie eine gleichgültige Sache, denn sie können, wenn sie diesen Ausgang nehmen, ein Pferd vollkommen unbrauchbar machen. Am Häufigsten kommen sie bei Hufen mit schwacher Sohle vor, also namentlich beim Platthuf und Vollhuf. Durch ein zweckmäßiges Beschläge und sorgfältiges Ausschneiden in stärkeren Fällen durch die bereits erwähnte Operation der Durchschneidung des Fesselnervs werden diese Mängel beschönigt, sind aber bei genauer Untersuchung des Hufes mit der Zange wohl zu erkennen. Die Strahlfäule besteht in einer stinkenden Absonderung, welche aus der Rinne des Strahls ausfließt, besonders wenn diese, wie beim Zwanghuf, tiefer als gewöhnlich ist. Diese Absonderung entsteht theils aus Unreinlichkeit, wenn die Pferde naß stehen, daher sie am Häufigsten an den Hinterfüßen vorkommt. Nicht selten aber hängt sie mit inneren Krankheiten, wie namentlich der Mauke, zusammen, und darf alsdann nur mit Vorsicht geheilt werden. Strahlfäule wird gewöhnlich für ein unbedeutendes Uebel angesehen; ist es aber keines Weges, weil sie nach längerem Bestehen Hinken verursacht, und in das Uebel übergehen kann, von dem gleich die Rede seyn wird. Der Strahlkrebs besteht in krebsartiger Entartung des Fleischstrahls und äußert sich durch eine sehr übel riechende, aus dem Strahl aussickernde Materie. Bei weiterem Fortschreiten des Uebels löst sich der Hornstrahl los, und nun wird ein Geschwür sichtbar, das ganz den bösartigen Charakter des Krebses annimmt. Die Heilung ist schwierig, und in den meisten Fällen unmöglich. Zu erkennen sind beide Uebel nicht schwer, und nicht wohl zu verdecken. Noch aus verschiedenen Ursachen kann Lahmgehen veranlaßt werden, wie zum Beispiel durch die Hufgelenklähme, Nageltritte, Stiche und dergleichen. Es muß aber dem Ermessen der Kundigen überlassen bleiben, dieses Lahmgehen zu erkennen; auch die Ballen können durch schlechtes Beschläg, durch Einbanen und dergleichen entzündet werden, wodurch Lahmgehen entsteht. Bei allen Hufkrankheiten und Fehlern des Hufes, mit Ausnahme der Rehe, tritt das Thier nicht durch, sondern tritt vorzugsweise mit der Zehe auf, um die hinteren Theile des Hufes zu schonen. Bei der Rehe hingegen tritt es mit den Ballen auf, und schont die Zehen ängstlich, wodurch sich diese Art des Lahmgehens von allen andern unterscheidet. Ein großer Fehler ist, abgesehen von allen krankhaften Zuständen, der schwache Huf. Beim schwachen Huf ist das Horn gewöhnlich zu weich, so daß jedes heftigere Auftreten des Thieres einen mehr

oder minder empfindlichen Druck auf die Fleischtheile dieses Organs veranlaßt. Pferde mit schwachem Hufe gehen, wenn sie ausgerastet haben, nicht lahm, sind aber zu keiner anstrengenden Arbeit, namentlich auf hartem Boden tauglich, weil sie nach kurzem Gebrauch blöde gehen, hinken und Steingallen, Verbällungen ꝛc. außerordentlich leicht ausgesetzt sind. Durch eine sorgfältige Pflege des Hufes und durch Ruhe wird das Uebel weniger bemerkbar gemacht, und erfordert einen sachkundigen Mann, wenn es gleich bei der ersten Untersuchung richtig erkannt werden soll.



a Sehnengalle.
b Piphacke.
c Spath.
d Hasenhacke, in derselben Gegend seitwärts, Rehbein.
f Raspe.
g Sitz der Flußgalle.
h Mauke.

Das Ganze ist ein Beispiel von kuhhässiger Stellung.

Die Mängel des **Hinterfußes** sind ähnliche wie die des Vorderfußes, modificiren sich aber nach der Bildung und dem abweichenden Gebrauche dieses Theiles, da das Backbein oder das Oberschenkelbein in einer Gelenkverbindung mit den Knochen des Rumpfes steht, so ist seine Bewegung nicht so frei, als die der Schulter, daher aber auch keinen so großen, für den Gebrauch wichtigen Veränderungen ausgesetzt, als diese. Von der Bildung des Oberschenkels hängt großentheils die Form der Croupe ab, über die wir uns hier deßhalb weniger aussprechen, weil sie in Absicht auf wirkliche Mängel und Dienstbrauchbarkeit nicht von der großen Wichtigkeit ist, als die Form der Schulter. Man verlangt von diesen Theilen, daß sie kräftig seyen, weil sie der ganzen Maschine zur Unterstützung dienen; daher Niemand ein brauchbares Pferd besitzen wird, der nicht auf Kraft und Ausdauer in diesen Theilen sieht. Das Lahmgehen, welches seinen Sitz im Hinterschenkel hat, hat seinen Grund entweder in Krankheiten der Knochen, Schwäche der Nerven, oder eigenthümlicher Verhältnisse der Blutgefäße. Schwäche des Kreuzes kommt nicht selten von halber Verrenkung der Kreuzbänder, in Folge von Stürzen; sie sind an dem schwankenden Gang der Thiere zu erkennen, wie bereits erwähnt wurde. Luration des Backbeines bedingt ebenfalls starkes Lahmgehen, das aber Niemand verhehlt werden kann. Hüftgelenklähme kommt nicht selten nach Zerrung der Gelenkebänder des Backebeines, und zeigt sich daran, daß das Thier den Hinterfuß schleift und häufig auf die Zehe stützt, wobei die Gelenkstelle sich nicht selten empfindlich zeigt. Ist der Schaden veraltet, so hinkt das Thier im Anfang nicht, zeigt aber nach einigem Gebrauch das bereits erwähnte Nachschleifen des Fußes. Am schnellsten und leichtesten wird dieser Fehler durch rasche Bewegung auf hartem Boden und besonders durch Galoppiren auf dem verdächtigen Schenkel erkannt. Verhehlt wird es durch die Anwendung des Pfeffers und der Peitsche, so wie durch Binden des Schweifes auf den Rücken, ein Verfahren, das überhaupt eine Menge Fehler der Hinterfüße zu verdecken vermag. Die Stellung des Hinterfußes ist nur dann günstig, wenn er gerade gestellt ist, und die Richtung der Schenkel weder zu weit nach außen, noch zu weit nach innen geht, sondern gerade nach vornen. Stehen die Kniee auswärts, so richten sich die Sprunggelenke gegen einander und die Füße bekommen eine Tanzmeisterstellung; man nennt diesen Fehler kuhhässig. Ein Fehler, der nicht nur häßlich ist, sondern den Grund zu Sprunggelenkskrankheiten zu legen vermag. Dies ist aber nur der Fall, wenn die Sprunggelenke selbst schwach sind, denn außerdem pflegen kuhhässige Pferde oft recht schnell und ausdauernd zu seyn; wie dies bei den polnischen Pferden der Fall ist. Die **Kniescheibe** wird zuweilen verrenkt, und in Folge eines solchen Unfalls wird das Kniegelenk unbiegsam, so daß das Thier den Fuß steif hinten drein schleppt, was man den Ramm nennt, der zuweilen plötzlich und ohne besondere Veranlassung aufzutreten pflegt, alsdann aber nicht Folge von Verrenkung, sondern Folge von Krampf ist. Eine seltene Art des Lahmgehens ist die, daß ein Pferd sich im Stalle vollkommen gesund zeigt, und auch im Anfang des Gehens nichts Krankhaftes bemerken läßt; wird das Thier aber nur kurze Zeit in Trab gesetzt, so beginnt es zu hinken, wird immer schwächer, bis es am Ende gar nicht mehr von der Stelle zu bringen ist. Der Fuß schwillt an, schwitzt stark und die Adern laufen auf. Bei der Section findet man die großen Gefäße, welche dem Glied das Blut zuführen, verstopft, woraus

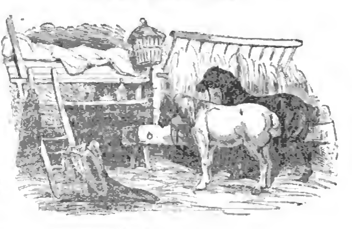
sich dieses Hinken leicht erklärt. Wie es bei dem Vorderfuße auf das Verhältniß des Armbeins zu dem Schienbein ankommt, so kommt es bei dem Hinterfuße auf das Verhältniß des Schenkelbeines (Unterschenkels) zu dem Schienbein an. Ist das Schenkelbein zu kurz gegen das Schienbein, so entsteht dadurch eine zu aufrechte Stellung des Sprunggelenkes, was man *Stelzfuß* heißt; ist es dagegen zu lang, so entsteht eine zu starke Beugung des Sprunggelenkes, und das Thier ist alsdann *säbelbeinig*. Beide Fehler sind von Belang; beim Stelzfuß wird die Erschütterung beim Laufen zu schnell fortgepflanzt, was sehr leicht Knochenkrankheiten begründet; ist das Thier säbelbeinig, so entsteht zwar dadurch der anscheinende Vortheil, daß das Thier die Hinterfüße weit unter den Leib bringt, und dadurch leichter Boden gewinnt; dagegen aber der große Nachtheil, daß das Glied schwächer wird. Das **Sprunggelenk** besteht aus sechs schwammigen Knochen, gleich dem Vorderkniegelenk; daher hier, wie bei jenem die Neigung vorkommt, Exostosen zu bilden. Außer diesen Krankheiten kommen noch verschiedene Krankheiten der Sehnenscheiden und Gelenkbänder vor, wovon wir die wesentlichsten betrachten wollen. An der Achillessehne kommen Auftreibungen vor, die dieselbe Bedeutung haben, wie die Flußgallen an den Beugesehnen des Fußes. Bedeutender sind die *Sprunggelenksgallen*, auch *Bugspath* genannt. Das Sprunggelenk erscheint in diesem Falle voller als gewöhnlich, und zeigt eine weiche Geschwulst, die durch sanftes Streichen vergeht, um an der entgegen gesetzten Seite zu erscheinen, nimmt aber, wenn der Druck aufhört, die alte Stellung wieder ein. Diese Krankheit besteht darin, daß die Gelenkskapsel erweitert ist, und daher mehr Gelenkschmiere enthält, wie im gewöhnlichen Zustand, wodurch sie zwischen den Seitenbändern des Gelenks hervorgetrieben wird. Bei jungen Fohlen hat diese Krankheit nichts zu bedeuten, indem sich leicht, wenn sie frei auf der Weide laufen, eine solche Gelenksgalle verwächst. Bei ältern Pferden aber sind solche Gallen ein bedeutenderer Fehler, weil das Sprunggelenk dadurch geschwächt und Lahmheit verursacht wird. Ein Thier, das Gelenksgallen hat, wird in seinen Leistungen den Erwartungen nicht entsprechen. Die Verkäufer suchen Gelenksgallen durch mäßige Bewegung und Waschen mit kaltem Wasser zu ermäßigen und durch häufiges Streichen an dem Fuß dem Käufer weniger bemerklich zu machen, so wie sie auch während der Bewegung nicht so leicht zu sehen sind. Die Heilung ist schwierig, und gelingt am Gelenk selten. Das *Rehbein* ist eine Anschwellung am hintern und äußern Rande des Sprunggelenks, gerade an der Stelle, wo sich dieses mit dem Schienbein verbindet. Diese Anschwellung betrifft den Knochen und macht die Pferde zu starken Anstrengungen untauglich, indem es Hinken verursacht. Sitzt die Erhabenheit weiter nach oben, am hintern untern Rande des Fersebeins, so nennt man sie *Hasenhacke*, die kein geringerer Fehler als das Rehbein ist, welches letztere übrigens in vielen Fällen ziemlich schwierig zu erkennen ist, indem sich der Uebergang vom Sprunggelenk gegen das Schienbein oft so unmerklich macht, und in andern Fällen wieder die Griffelbeine so deutlich hervortreten, daß es Schwierigkeit hat, eine kleine Geschwulst dieser Art zu erkennen. Eine unwillkürliche, zuckende Bewegung des hintern Schienbeins beim Gehen nennt man den *Hahnentritt* oder *Hahnenspath*. Es sieht dieser Fehler nicht nur häßlich aus, sondern ist auch ein Zeichen von Schwäche des Fußes. Ueber die Natur dieses Fehlers sind die Ansichten sehr verschieden, indem die Einen den Nerven, die Andern den Muskeln schuld geben, und am Ende die ganze Erscheinung als unerklärlich ausgegeben wurde. Unsere Ansicht darüber ist folgende: Bekanntlich beschreibt die Gelenkfläche des Rollbeins keinen Kreisbogen, sondern eine Parabel, deren stärkere Krümmung dem Fersenbein zugewandt ist; daher die Erscheinung, daß Niemand im Stande ist, ein Sprunggelenk, von dem man die Muskeln abpräparirt hat, gleichmäßig zu beugen. Versucht man, es zu beugen so scheint es zuerst gleichmäßig zu gehen und schnappt alsdann auf einmal zu. Es ist nun klar, daß, wenn der Backfersenbeinmuskel oder dessen Sehne, die Achillessehne, schwächer ist als gewöhnlich, diese Theile nicht im Stande sind, den Beugemuskeln des Gelenks die gehörige Kraft entgegen zu setzen, daher alsdann der Antagonismus gestört ist, und bei der bereits erwähnten Beschaffenheit des Rollbeins eine solche zuckende Bewegung die Folge davon seyn muß; daraus ist ersichtlich, daß der Hahnenspath ein Fehler ist, der Muskelschwäche anzeigt. Verborgen kann aber dieses Uebel nicht werden, und eben so wenig geheilt. Zu erkennen ist er indessen aber nicht schwer. Der *Spath* (auch *Knochenspath* oder *Beinspath* genannt), im Gegensatz gegen die bereits abgehandelten bedeutendern Mängel, welche mit dem Namen verschiedener Spatharten bezeichnet wurden, besteht in einer, meist an der innern Fläche des Sprunggelenks befindlichen Exostose, welche Knochenwucherung bald größer, bald kleiner seyn kann, theils blos einzelne Knochen des Sprunggelenks ergreift, theils aber sich über das ganze Gelenk und dessen sämmtliche Knochen erstreckt, in welch' letzterem Falle man auch das Uebel *Kurve* zu nennen pflegt. Die Ursache des Spaths ist eine unreine Entzündung der Beinhaut, auf welcher alsdann mittelst Ausschwitzung zackigte Knochenwucherungen empor sprießen. Diese zackigten Wucherungen machen an und für sich das Pferd nicht spathlahm, sondern vielmehr die Entzündung, welche das ursächliche Moment der in Rede stehenden Krankheit ist. Ist daher die Entzündung gehoben, so geht das spathlahme Thier nicht mehr lahm; da es aber in dem Wesen unreiner Entzündungen liegt, selbst ohne vorhergehende Gelegenheitsursache leicht wiederzukehren, so ist ein mit Spath behaftetes Pferd, wenn es auch für den Augenblick nicht lahm geht, sehr leicht dem Lahmgehen ausgesetzt. Aus diesem Grunde kann ein Pferd spathlahm seyn, ohne daß es Knochenauswüchse hätte; auch können diese so klein seyn, daß das aufmerksamste Auge nicht im Stande ist, dieselben zu erkennen. In diesem Falle sagt man, das Thier habe den *unsichtbaren* Spath. In jedem Falle, sey der Spath sichtbar oder unsichtbar, zeigt das Thier sein Lahmgehen besonders dann, wenn es nach längerer Ruhe in Bewegung kommt, und verräth dadurch, daß es nach jedem Auftreten zuckt, daß es an den angeführten Sprunggelenksleiden krank ist. Die-

ses Zucken zeigt sich am deutlichsten auf hartem Boden, und besonders dann, wenn man dem Thier in vollkommener Ruhe erst den Fuß aufhebt, so daß er im Sprunggelenk scharf gebogen ist, es einige Zeit so hält und alsdann in vollem Trabe weiter gehen läßt. Auf diese Weise wird man am leichtesten den Spath erkennen können. Will man ein Sprunggelenk untersuchen, so stelle man sich vor das Thier, nachdem man zuvor den Schweif hatte aufbinden lassen; nun vergleiche man die Form der beiden Sprunggelenke, indem man zwischen den beiden Vorderbeinen hindurch sieht, trete dann etwas auf die Seite, um das eine Sprunggelenk schief von vornen zu sehen, sodann auf die andere Seite, um das Seitenprofil, das man so eben gewonnen hatte, genau mit dem der andern Seite zu vergleichen, und um vollends ganz sicher zu gehen, betaste man die Sprunggelenke, um sich durch das Gefühl von der Gleichmäßigkeit und Regelmäßigkeit ihrer Bildung zu überzeugen. Gewöhnlich fängt der Spath am Pyramidenbein an, welches nach innen und unten mit dem Schienbein zusammen gränzt. Dieser Beginn des Spaths wird gewöhnlich Untersatz genannt. Man lasse sich durch den verschiedenen Namen nicht verführen, solche Untersätze für etwas Gleichgültiges zu halten. Verborgen wird der Spath dadurch, daß der Verkäufer das Thier, ehe er es zum Verkaufe bringt, bewegt, wodurch das zuckende Hinken entweder ganz oder theilweise aufhört. Ist diese Bewegung vor dem Verkauf nicht thunlich, so wird das Pferd im Stalle tüchtig gepfeffert und mit der Peitsche unruhig gemacht; beim Herausführen aber wird Sorge getragen, daß der Käufer auf einen Platz zu stehen kommt, wo er das Pferd nicht von der spathlahmen Seite sieht, damit ihm nicht gleich beim Herausgehen aus dem Stalle ein Stolpern oder Hinken desselben in die Augen falle. Gestattet es der Raum, so ist es am besten, ein spathlahmes Thier gleich in Bogensätzen aus dem Stalle hinaus zu reiten; beim Vorführen müssen spathlahme Thiere unruhig gemacht werden, daß sie nicht einen Augenblick durch das Zucken bei ruhigerer Gangart ihren Fehler verrathen. So weit die Handelsvortheile. Zu den Betrügereien gehört, daß einem spathlahmen Pferd in den gesunden Fuß ein Nagel geschlagen wird, um dessen Gang auch auf diesem hinken zu machen, so daß der Käufer glaubt, das Thier habe eher eine fehlerhafte Gangart, als krankhaftes Hinken, und ferner das Verfahren, daß der Verkäufer mit einer feinen Lanzette die Hautstelle über dem Spath leicht verwundet, wodurch eine Geschwulst entsteht, die er für einen Schlag oder sonstigen Unglücksfall ausgibt. Die Knochenhautentzündung, welche den Spath hervorruft, ist gewöhnlich die Folge von relativ zu starker Anstrengung, daher Thiere mit fehlerhaft gestellten oder schwachen Sprunggelenken am meisten dem Spath ausgesetzt sind. Die Entzündung läßt sich zwar durch Einreibungen verschiedener Art tilgen, die das Weiterwuchern des Spaths durch Brennen aufhalten; allein die fehlerhafte Stellung oder schwache Bildung des Sprunggelenks läßt sich nicht tilgen, daher auch auch aus diesen Gründen der Spath immer etwas Bedenkliches ist. Wir müssen daher gegen das alte Sprichwort: Wer zu viel bangt vor Spath und Gall', kriegt keinen guten Gaul in Stall, protestiren.

Die Fehler des Schienbeins, Fessels und der Hufe, wurden schon bei Gelegenheit der Vorderfüße betrachtet.

Dritte Abtheilung.

Fehler und Tadel, das heißt Gebrechen, welche nicht unmittelbar das Thier dienstunfähig oder mangelhaft im Dienst machen, sondern die Brauchbarkeit, Schönheit oder Stärke desselben verringern.



Einleitung.

Fehler und Tadel sind, wie in allen Dingen, bei den Pferden in unendlicher Menge aufzufinden, so daß es nicht leicht ein Individuum geben dürfte, das allem Tadel entginge, denn die Laune und der Geschmack der Käufer ist verschieden, so daß der Eine in etwas einen Fehler sieht, wo der Andere entweder keinen Fehler oder gar einen Vortheil zu bemerken glaubt. Ein Thier tritt zum Beispiel stark durch, dies tadelt der Eine, weil er behauptet, diese Eigenschaft sey ein Zeichen von Schwäche; der Andere lobt dies, weil er weiß, daß der Gang solcher Pferde sanfter ist, wie der der kurzgefesselten, und weil er für sein Reitpferd einen sanften Traber vorzieht. Der Eine tadelt das abgeschliffene Eselskreuz, indeß der Andere aus Erfahrung zu wissen glaubt, daß gerade dieses Kreuz für eine ungemeine Ausdauer spreche. Von den Farben gar nicht zu reden, in deren Beurtheilung die lächerlichsten Vorurtheile und die widersprechendsten Behauptungen ausgesprochen werden.

Die Fehler und Tadel, so wir nun betrachten werden, sind daher für den Pferdehandel außerordentlich wichtig, weil sie dem Verkäufer einerseits einen großen Spielraum geben, seine Verschönerungskunst an den Tag zu legen, ohne daß er seinem Credit schadet, auf der andern Seite aber Käufer (und deren gibt es viele), welche mehr mit oberflächlichem Auge auf die äußere Erscheinung als auf den wahren Werth sehen, durch glückliche Maskirung dieser unwesentlichen Mängel von der Betrachtung größerer Mängel abgezogen werden. So können zum Beispiel zu weit gestellte Ohren einem sonst brauchbaren Thiere ein häßliches Ansehen geben, wodurch mancher Käufer, zu seinem eigenen Schaden, abgehalten wird, dieses Thier zu wählen; weiß aber der Verkäufer diesen Mangel auf kluge Weise zu verbergen, so ist das Pferd verkäuflich, als wäre nichts an ihm zu bemerken gewesen. Auf der andern Seite aber

können für Manchen auch solche Fehler nicht gleichgültig seyn, und es möchte daher für Viele wünschenswerth erscheinen, sowohl diese kleineren Fehler, als auch das Verfahren, wie man sie verbirgt, genauer kennen zu lernen, indem doch viele darunter, welche nicht blos Schönheitsfehler sind, sondern in der That den Gebrauch des Thieres dadurch weniger angenehm oder nutzenbringend machen, daß sie dessen Tüchtigkeit schmälern.

Die genaue Kenntniß dieser Fehler wird daher den Handel nur erleichtern, indem der unterrichtete Käufer Fehler, die größer erscheinen als sie sind, nicht überschätzen, und Fehler hingegen, die, obgleich sie unbedeutend scheinen, doch den Gebrauch beeinträchtigen, richtig beurtheilen wird.

Kopf und Hals.

Die Zierde des **Kopfes** und des **Halses** sind die Haare, welche sich abtheilen in die Mähne und in den Schopf. Aus der Beschaffenheit des Haarwuchses überhaupt und der Mähnen-, Schopf- und Schweifhaare insbesondere schließt man, abgesehen vom Körperbau, auf edles Blut. Bei Pferden von Blut sind die Mähnen- und Schopfhaare schlicht, zart und dünn gesäet, während sich im Gegentheil Pferde von gemeiner Race durch struppige, dicke und grobe Haare auszeichnen. Begreiflicher Weise sucht nun der Roßkamm ein minder edleres Pferd edler darzustellen, daher wird die Mähne gerupft, das heißt, es werden die überflüssig scheinenden Haare herausgerissen. Beim Schopfe geht dies nicht an, daher dieser geschoren wird, das heißt, es werden so viele Haare mit der Scheere weggenommen, daß nur noch ein dünner Schopf stehen bleibt, was alsdann dem Pferde ein elegantes und freundliches Ansehen gibt.

Das **Genick** ist, wie wir bereits bemerkt haben, ein für die Lenksamkeit und Schönheit des Pferdes sehr wichtiger Theil; denn ist das Genick zu kurz, so ist der Kopf ungelenk; ist es allzu lang, so verkappt das Pferd leicht; daher man verlangt, daß es mäßig lang und fleischigt sey. Im Genick kommt die sogenannte Genickbeule oder Maulwurfsgeschwulst vor, die durch Druck auf diesen Theil entsteht, und, wenn sie tiefer geht, zu gefährlichen und schwer heilbaren Abscessen Veranlassung geben kann. Zu beiden Seiten des Genicks sind die Stellen, wo man kopfkranken Pferden scharfe Einreibungen oder Haarseile anzubringen pflegt; daher Narben oder kahle Platten an dieser Stelle auf vorher dagewesene Kopfkrankheit schließen lassen, und deßwegen immer ein bedenkliches Zeichen sind.

Die **Ohren** sind in Absicht auf ihre Stellung nicht ohne Interesse. Sind sie zu eng gestellt, so heißen sie Hasenohren, und deuten alsdann auf Kleinheit des Schädelgewölbes, eine Bildung, von welcher man glaubt, daß sie zu Koller geneigt mache. Häßlicher sind weit gestellte Ohren oder Kuhohren, auch Schweinsohren genannt, die, wenn sie fett und wacklig sind, nicht nur dem Thiere ein häßliches Ansehen geben, sondern auf plumpe Race schließen lassen. Zu weite Stellung der Ohren verschönert man dadurch, daß man den Stirnriemen hoch anlegt, wodurch das Thier gezwungen wird, seine Ohren schön zu tragen. Sind die Ohren zu sehr mit Haaren gefüllt, was den Thieren immer ein unfreundliches Ansehen gibt, so scheert man sie aus, ein Gebrauch, der indessen keineswegs zu loben ist, weil diese Haare den Zweck haben, den Staub und die Insecten abzuhalten, und die Thiere nach dem Ausscheeren zu feinhörig werden.

Die **Stirn** und der **Vorkopf** sind der Sitz mancher Bildungen, auf welche der Geschmack der Käufer viel Rücksicht nimmt, die aber an sich weder wesentliche Vortheile, noch wesentliche Nachtheile gewähren; daher wir die verschiedenen Kopfformen, so wie die hier zu bemerkenden Abzeichen, als Sachen des Geschmacks, mit Stillschweigen übergehen. Nur zwei Extreme sind wichtig: die zu schmale Stirn und die zu breite Stirn, wo die erste den Schafskopf, die zweite den Ochsenkopf begründet. Der Schafskopf ist nicht selten von etwas zu kleiner Gehirnhöhle begleitet, was den bei den Hasenohren angegebenen Verdacht hervorrufen kann. Der Ochsenkopf dagegen ist ein Zeichen von grober Race. An der Stirn und am Vorkopf zeigen sich die bedenklichsten Zeichen des hohen Alters, nämlich die grauen Haare, so wie das Einfallen der Augengruben. Gegen den letztern Fehler gibt es kein Mittel, obgleich es nicht an aufschneiderischen Leuten gefehlt hat, welche den Roßtäuschern die lächerliche Beschuldigung aufbürdeten, als bliesen sie Luft in die allzuhohlen Augengruben. Gegen die grauen Haare gibt es ein sehr sicheres Mittel, nämlich das Färben, welches, wenn es mit salpetersaurem Silber vorgenommen wird, sehr dauerhaft zu seyn pflegt, und dann selbst durch Waschen mit Wasser nicht vergeht. Dieses Verfahren ist durchaus keine Betrügerei, weil das wahre Kennzeichen des Alters beim Pferde ja nicht in den grauen Haaren, sondern in den Zähnen zu finden ist. Zwischen den **Augenbogen** befindet sich die Stelle, wo theils wegen Rotzverdacht, theils wegen Dummkollers trepanirt wird, daher Narben an besagter Stelle immer ein verdächtiges Zeichen sind; auch andere Verletzungen kommen in dieser Gegend des Kopfes vor und entstehen gemeiniglich dadurch, daß die Thiere den Kopf aufschlagen, was in den meisten Fällen auf Bewußtlosigkeit wegen Kollers oder auf Blindheit schließen läßt.

Die **Augen** sind in mancher Beziehung von Wichtigkeit, denn sie zeigen dem einigermaßen aufmerksamen Beobachter das Temperament des Thieres an. Aus den Augen kann der Geübte erkennen, ob das Thier schläfrig ist oder nicht, ob das Thier bei Sinnen ist oder nicht, kurz, ob sein ganzes Temperament und sein ganzer Seelenausdruck dem Dienste zusagt, den man von ihm verlangt, oder nicht. Tiefliegende, in Fett verborgene Augen, wie sie der Schweinskopf zeigt, sind nicht nur häßlich, ja eckelhaft, sondern deuten auf ein faules unedles Temperament. Klotzaugen haben gewöhnlich einen dummen und scheuen Ausdruck, daher sie eben so wenig etwas taugen, als tiefliegende. Ist die Nickhaut sichtbar, so deutet dies auf Entzündung des Auges, daher unter englischen Roßkämmen, wenigstens in früheren Zeiten, die barbarische Gewohnheit verbreitet war, dieses Organ zu exstirpiren.

An der **Nase** kommen Schwielen vor, welche von zu starker Anwendung des Kappzaumes herrühren und

auf Untugend im Reiten schließen lassen, auch Brüche der Nasenbeine, welche dieselbe Bedeutung haben, wie die angeführte Stirnverletzung. Um die Nase herum stehen viele starke Haare, so wie um die Augen. Diese Haare werden, um den Pferden ein helleres und freundlicheres Ansehen zu geben, größtentheils ausgerissen, und sollten die Nüstern mit zu starken Haaren gefüllt seyn, so werden diese ausgeschoren. An den **Lippen** bemerkt man nicht selten einen haarlosen Ring, der sich um die Oberlippe, seltener um die Unterlippe herumzieht; dieser haarlose Ring ist eine Spur der Bremse, und daher ein Zeichen, daß das Thier Unarten an sich hat. An der **Wangenfläche** bemerkt man nicht selten Narben von Haarseilen, welche dort entweder wegen Kopfkrankheiten oder wegen Augenleiden gezogen wurden; auch kommen dort Zahnfisteln vor. Der **Kehlgang** sey weder zu eng noch zu weit. Ist er zu eng, so entsteht beim Zäumen leicht ein Druck auf den Kehlkopf, ist er zu weit, so verkappt das Thier leicht. Von den Drüsenanschwellungen, die sich dort finden, war schon die Rede. Die **Laden** werden bei hartmäuligen Thieren durch betrügerische Verkäufer nicht selten wund geritzt, oder durch scharfe Substanzen empfindlich gemacht, damit der Zaum besser wirke. Die **Zunge** zeigt nicht selten Wunden von zu scharfen Gebissen; Pferde, welche eine zu dünne Zunge haben, verschlingen das Gebiß, das heißt, sie bringen die Zunge über das Gebiß, so daß dies alsdann blos auf den Laden liegt, und andere Pferde haben die schlechte Gewohnheit, die Zunge immer herauszustrecken, was man Zungenstrecker heißt. Man verbirgt beide Zustände dadurch, daß man mittelst eines kleinen Riemens die Zunge festschnallt. Die **Zähne** zeigen die einzelnen Veränderungen, welche durch das Koppen hervorgebracht werden. Das Koppen wird dadurch von den Roßtäuschern weniger bemerklich gemacht, daß sie dem Thier mit einem Glüheisen über die Zunge fahren, worauf diese etwa vierzehn Tage lang diese üble Gewohnheit unterlassen, oder noch wirksamer dadurch, daß sie metallene Keile zwischen die Zähne so einschlagen, daß das Zahnfleisch sie bedeckt. Die Thiere empfinden dann, so oft sie aufsetzen wollen, lebhaften Schmerz und koppen nicht mehr. Ein sehr unangenehmer Fehler der Zähne ist der, wenn die Backzähne entweder an sich zu schief gegen die Zunge gestellt sind, oder wenn sie knöcherne Auswüchse nach innen haben. In beiden Fällen kaut das Thier schlecht, weil es sich leicht auf die Zunge beißt, und das Futter, namentlich langes Futter, kommt alsdann nicht selten halb zerkaut wieder zum Maule heraus. Das Hechtgebiß und Karpfengebiß ist nur ungünstig, wenn sich die Pferde auf der Weide nähren müssen, weil sie das Gras nicht gehörig abbeißen können.

Das Verhältniß des Halses zum Kopf ist von Wichtigkeit, weil davon die Dressurfähigkeit, namentlich der Reitpferde, außerordentlich abhängt; daher ist es Aufgabe desjenigen, der ein Pferd zu verkaufen hat, diese Theile so günstig wie möglich erscheinen zu lassen. Bei einem kurzen und starken Hals, wobei der Kopf etwas schwer ist, muß derjenige, der das Thier vorführt, den Kopf möglichst in die Höhe richten, damit die Kürze des Halses weniger bemerklich werde. Dasselbe verlangt der Sterngucker mit verwandtem Hals. Thiere mit zu langem, dünnem und schwachem Halse müssen tief gestellt, aber dabei angetrieben werden, damit sie den Kopf senken und sich dem Schwanenhals in der Form nähern. Ferner bemerkt man am Hals Aderkröpfe, welche von Verwachsung der Drosseladern herkommen. Verengerung des Kehlkopfes, welche häufig Ursache des pfeifenden Dampfes ist. Verletzungen vom Koppriemen, nach welchen weiße Haare in der Nähe der Kehle entstehen und das Koppen verrathen.

Der **Wiederrüst** ist ein für den Gebrauch des Pferdes nicht unwichtiger Theil. Ist der Wiederrüst flach und tief, so daß er bedeutend niederer erscheint, als die Croupe, ein Fehler, der gewöhnlich bei überbauten Pferden vorkommt, so sattelt sich das Pferd schlecht, denn der Sattel rutscht leicht nach vornen und hindert dadurch die Bewegungen der Schulter, ein Fehler, der noch bedeutend dadurch gesteigert werden kann, wenn das Thier zugleich flachrippig ist. Ein zweiter Fehler dieser Bildung ist der, daß die Thiere, eben ihrer überbauten Gestalt wegen, sich schwer oder gar nicht auf die Croupe setzen, wodurch sie zum Reitdienst weniger tauglich werden. Der gegentheilige Fehler ist, daß der Wiederrüst zu hoch und zu scharf ist, wodurch bewirkt wird, daß die Thiere sich sehr leicht drücken, denn jedes Geschirr, sey es Sattel- oder Zuggeschirr, wirkt auf einen zu scharfen Wiederrüst unverhältnißmäßig stark ein; sind die Rippen dabei sehr gewölbt, so verbessert dies den in Rede stehenden Fehler bedeutend. Verdeckt wird ein zu flacher Wiederrüst dadurch, daß man das Thier vornen höher stellt, und durch zweckmäßiges Deckenzeug das Auge von diesem Theile abzuwenden sucht; soll das also beschaffene Thier geritten werden, so schnallt man den Schweifriemen so kurz als möglich; dieser aber muß alsdann weich gefüttert seyn, damit er das Thier nicht verletze und widerspenstig mache. Ein zu hoher Wiederrüst ist ein geringerer Tadel, und wird vom Roßkamm immer als eine Schönheit angepriesen.

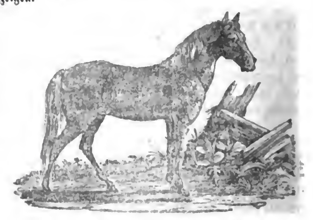
Der **Rücken** ist eine der wichtigsten Parthieen, wenn es sich um Beurtheilung der Stärke eines Pferdes und dessen Brauchbarkeit, vorzugsweise zum Reitdienst handelt. Man verlangt vom Rücken, daß er gerade, fleischig und nicht zu lang sey. Ist der Rücken zu tief, gesenkt, so heißt er Senkrücken. Ist diese eingesattelte Beschaffenheit eine Folge von natürlicher Bildung, so können dabei die Pferde immer noch einen starken Rücken haben; ist sie aber Folge von zu frühem Gebrauche, so ist sie stets mit Erschlaffung der Bänder verbunden, und daher ein Zeichen von Schwäche. Senkrückige Pferde zeigen einen verhältnißmäßig schönen Halsansatz, was auch beim Verkaufe stets in's gehörige Licht gestellt wird. Eben so gewähren senkrückige Pferde den Vortheil, daß sie sanft im Reiten gehen, und werden daher von Manchen vorgezogen. Verbergen wird der Senkrücken durch etwas dick aufgelegte weiße Decken, wodurch das Auge getäuscht wird. Das Gegentheil vom Senkrücken ist der Karpfenrücken. Dieser Fehler ist eben so häßlich, als dem Gebrauche beim Reitdienst nachtheilig; indem jede Elasticität des Rückens mangelt

und die Pferde leicht gedrückt werden; sind dabei flache Rippen und eine schlechte Croupe Begleiter dieses Uebels, so ist ein solches Thier durchaus zu verwerfen. Maskirt wird der Karpfenrücken durch leichte dunkle Decken, scharfes Pfeffern und starkes Aufbinden des gekerbten Schweifes über den Rücken. Ist der Rücken *zu lang*, so kann das Pferd zwar viel Boden fassen, und wird daher auf kurze Strecken, verhältnißmäßig schnell, zum Ziele gelangen, weil es überhaupt gestreckter ist; allein die Croupe ist zu sehr beweglich und daher nicht fest genug mit dem Rücken verbunden, was der Ausdauer des Thieres sehr im Wege steht. Ist der Rücken zu *kurz*, so gewinnt er allerdings an Kraft, verliert aber an Fähigkeit, viel Boden zu fassen, ist weniger elastisch, und macht das Thier, wenn die Schultern nicht ganz ausgezeichnet gut gebaut und frei sind, zum Einhauen geneigt. Weiße Haare auf dem Rücken sind Zeichen von früher dagewesenem Satteldrücken. Bei alten Reitpferden kommen häufig *Verwachsungen* der Lenden- und Rückenwirbel vor, welche *Steifigkeit* des Rückens zur Folge haben können.

Die **Brust.** Unter Brust verstehen wir nicht nur den vordern Theil des Brustkastens zwischen den beiden Bugspitzen, sondern den ganzen Rippenkorb. Man verlangt von einer guten Brust, daß sie die gehörige Breite und Tiefe habe und daß dabei die Rippen gehörig gewölbt seyen. Unter breiter Brust verstehen die gewöhnlichen Pferdekenner nur die Breite der Brust bei der vordern Ansicht des Thieres; allein trotz dem, daß dieser Theil sehr breit seyn kann, können doch die Rippen flach seyn, und die Brust ist doch schlecht; im Gegentheil kann ein Pferd vornen *schmal* seyn und zur Seite eine gute Rippenwölbung haben, wodurch es trotz seiner sogenannten schmalen Brust in dieser Beziehung nicht so tadelnswerth ist, als es aussieht. Eine *allzubreite Brust* macht den Gang schwerfällig, und gewöhnlich sind beladene Schultern die Begleiter dieses Uebels. Eine *zu enge Brust*, namentlich verbunden mit *Flachrippigkeit*, veranlaßt eine fehlerhafte Stellung des Vorderfußes, und ist ein sehr großer Fehler. Eine *hohle Brust* ist die Folge von zu weit vorgeschobenen Schultern, und eine zu stark hervorstehende, *Habichtsbrust*, taugt für den Zug nichts, weil das Thier sich leicht drückt, und spricht nicht selten für Schwäche, indem sie häufig die Folge von große Magerkeit ist. *Narben* am vordern oder untern Theile der Brust deuten auf vorhergegangene Brustentzündung.

Von den **Lenden** verlangt man, daß sie *geschlossen* seyen. Geschlossene Lenden zeigen sich dadurch, daß der Raum zwischen der letzten Rippe und den Hüften klein ist. Dieses Geschlossenseyn soll aber nicht auf Kosten der Länge des Thieres gehen. Ein Thier mit zu kurzem Rücken erscheint geschlossen, hat aber alle Fehler eines kurzen Rückens. Der Rücken soll aber die gehörige Länge haben, dabei aber die Rippenwand verhältnißmäßig auch lang seyn, und dann wird das Thier geschlossene Lenden haben, ohne zu kurz zu seyn. *Lendenschwäche* kommt bei zusammengerittenen Pferden vor, und namentlich bei solchen, deren Rücken zu lang ist. Sie zeigt sich dadurch an, daß die Croupe beim Gehen hin und her wankt, und wird durch scharfes Aufbinden des Schweifes und durch gehöriges Pfeffern weniger bemerklich gemacht.

Nicht weniger wichtig ist das **Kreuz.** Hier ist vorzugsweise auf Stärke dieses Theiles zu sehen, welche nur bei gehöriger Länge und gehöriger Breite desselben möglich ist. Ist das Kreuz zu *schmal* und zu *kurz*, so entsteht das *Kuppelkreuz*, welches zwar den Anschein ziemlicher Derbheit hat, aber dagegen den Muskeln viel zu wenig Raum gestattet, als daß dieselben kraftvoll seyn könnten. Fällt das Kreuz nach hinten und zur Seite stark ab, so ist der Fehler noch größer, und es heißt das *Schweinskreuz*. Das *Eselskreuz* fällt bei ziemlicher Breite etwas nach hinten ab, und ist, obwohl es häßlich aussieht, gerade kein schwaches Kreuz, indem die ausdauerndsten Pferde, wie zum Beispiel die polnischen, gewöhnlich eine solche Bildung zeigen.



Hoch ist das Kreuz bei überbauten Thieren, wovon die Nachtheile schon angegeben sind. *Niedrig* ist es bei Thieren, wo der Wiederrüst bedeutend höher scheint, als das Kreuz; solche Thiere pflegen keine Folge zu haben. Ist ein Darmbeinwinkel gebrochen, so sinkt er herab, und das Thier wird einhüftig, was begreiflicher Weise ein sehr großer Fehler ist. Das *gespaltene Kreuz* hat in der Mitte eine Rinne, welche entweder die Folge von sehr großer Fettablagerung ist, oder von zu wenig ausgebildeten Knochenfortsätzen herkommt; welch' letztere Bildung nicht für große Ausdauer spricht, weil den Muskeln der gehörige Raum zum Ansatz abgeht; jedoch werden nicht selten solche gespaltene Kreuze von Fuhrleuten vorgezogen, was aber mehr Sache des Geschmacks, als der verständigen Beurtheilung ist. *Spitzige* und *gehörnte* Kreuze sind Folge von Abmagerung. Fehlerhafte Bildungen des Kreuzes werden durch den Roßkamm mittelst des Pfeffers verdeckt; und wird der Schweif dabei gehörig auf Rollen gebunden, so fällt es oft schwer, ein allzuabschüssiges Kreuz von einem schön ovalen zu unterscheiden. Da an dem Kreuze nicht selten *Lähmungen* vorkommen, so sind hier Narben von Eiterbändern, so wie Narben von Brennwunden stets mit mißtrauischen Augen zu betrachten, und man hüte sich, ein Pferd zu kaufen, dessen Kreuz man nicht nackt gesehen hat.

Beim **Schweife** ist in Absicht auf den Haarwuchs dasselbe zu bemerken, was wir bei Gelegenheit der Mähne und des Schopfes bemerkt haben. Die Schweifhaare seyen fein und nicht zu dicht, denn grobe, dichte und buschigte Schweifhaare sind ein Zeichen gemeiner Raçe;

berupft darf der Schweif nicht werden; um die Haare zu lichten, schneidet der Roßkamm mit der Scheere dicht an der Schweifrübe die Haare weg. Fehlen die Haare am Schweife, so heißt er Rattenschweif, von welchem Fehler die sonderbare Sage geht: die damit behafteten Thiere haben ein außerordentlich starkes Kreuz. Maskirt wird der Rattenschweif durch Perücken, die, wenn sie gut gemacht sind, den Fehler unmerklich machen. Steckt der Schweif zwischen den Hinterbacken, so ist er zu niedrig angesetzt, was dem Thiere ein häßliches Ansehen gibt und ein Zeichen von gemeiner Race, dagegen ein hochangesetzter Schweif ein Zeichen von edler Abkunft ist. Bei sehr fetten runden Croupen erscheint der Schweif wie in ein gebohrtes Loch hineingesteckt, was man den eingestochenen Schweif heißt. Allen diesen fehlerhaften Schweifansätzen hilft der Roßtäuscher dadurch ab, daß er die Thiere englisirt, das heißt kerbt, und tüchtig pfeffert, und dabei den Schweif über eine Strohrolle gehen läßt; durch dieses Verfahren wird das Thier gezwungen, das Kreuz einzuziehen und den Schweif zu tragen, selbst wenn man ihn auf Augenblicke hängen läßt; was dem Thiere das Ansehen von edlerer Abkunft und feurigerem Temperament verleiht. Diese Operation ist keineswegs ganz ungefährlich, weil Brand des Schweifes, Starrkrampf und Ausfallen der Haare die Folge davon seyn kann. Ferner kommen am Schweife noch Flechten, Schrunden vom Schweifriemen, der Weichselzopf und andere Krankheiten vor, die aber leicht bemerkt werden können. Der Bruch des Schweifes, meistens in Folge von ungeschickter Behandlung beim Englisiren, ist leicht daran zu erkennen, daß die Thiere den Schweif immer lahm auf eine Seite hängen lassen, was ihnen ein häßliches Ansehen gibt. Verdeckt kann dieser Fehler nur durch eine gut gearbeitete, mit Blech gefütterte Perücke werden; ist aber begreiflicher Weise jedem Käufer sichtlich. Er ist unheilbar.

Die Form der Croupe und des Schweifansatzes ist für die Schönheit des Pferdes von außerordentlicher Wichtigkeit, und wird von Vielen als ein Zeichen der größeren oder geringeren Brauchbarkeit angesehen, daher hat man schon seit älteren Zeiten Versuche gemacht, diese Theile auf jede mögliche Weise zu verschönern, wozu denn auch außer den bereits angeführten Mitteln das Kerben und Abschlagen des Schweifes gehört. Das Abschlagen des Schweifes mag von der Meinung mancher Pferdeliebhaber herrühren, daß die Pferde an Stärke und Ausdauer gewinnen sollen, wenn man ihnen etwas vom Schweife abschlägt. Diese barocke Idee mag wohl die erste Veranlassung zu dieser eben so grausamen als nutzlosen und geschmacklosen Operation gegeben haben. Dies geht in Holland so weit, daß dort einer Klasse von Zugpferden der Schweif dicht am Körper gänzlich abgeschnitten wird, eine Operationsmethode, die für das Leben des Thieres nicht ohne Gefahr ist. Da die orientalischen Pferde, und unter diesen namentlich die feurigen und edlen, den Schweif, vorzüglich während des Laufes, vom Körper abstrecken, das heißt: tragen, so liegt im Interesse der Pferdeverkäufer, minder edlen Thieren ein edles Ansehen zu geben; dies geschieht durch die Operation des Kerbens. Durch dieses Kerben werden die Muskeln, welche den Schweif dem Körper nähern, durchschnitten oder herausgeschält, worauf das Thier gezwungen wird, den Schweif vom Körper abzustrecken. Nachdem die Kerbwunden verheilt sind, pflegt man in vielen Fällen den Schweif noch dazu abzuschlagen, welche beide Operationen zusammen nun das Englisiren heißen. Zuweilen bleiben nach dem Englisiren Fisteln zurück, welche nicht selten mit den Schweifknorpeln zusammenhängen, und alsdann Veranlassung zu langwierigen Uebeln geben können. Der günstigste Ausgang solcher Knorpelvereiterungen ist der, daß die beiden Knochen, zwischen welchen der Knorpel war, mit einander verwachsen; denn alsdann muß das Thier, wenn anders bei der Heilung richtig verfahren wurde, den Schweif tragen, ob es wolle oder nicht, denn die Knochen sind alsdann unter einem Winkel schief nach oben verwachsen. Nicht selten wollen die Pferde, trotz dieser Operation, nicht tragen, und müssen alsdann, wenn sie durchaus tragen sollen, wiederholt operirt werden, wobei man am besten die beiziehenden Muskeln des Schweifes herausnimmt. Während des Verkaufs wird das Tragen durch die Anwendung des Pfeffers hervorgebracht. Wenn es nur immer thunlich ist, producirt der Pferdehändler gern seine Thiere mit über Strohrollen nach dem Rücken zu gebundenen Schweifen, weil nicht nur das Thier alsdann den Schweif, wenn es losgebunden worden ist, besser trägt, sondern auch deßhalb, weil die Croupe sich zu ihrem Vortheil verändert, und die Stellung, so wie die Gangart der Hinterfüße, sich günstiger darstellt.

An den vordern Extremitäten sind an der Schulter und am Bug die Hautschwielen zu bemerken, welche durch fehlerhaftes Geschirr erzeugt werden, und besonders bei schweren Zugpferden oft in dem Grade sich ausbilden, daß die Heilung derselben nicht ohne Schwierigkeit ist; zugleich kommen dort Narben von Haarseilen vor, als Zeichen früherer Buglähme; ferner kahle Stellen oder mißfarbige Haare von scharfen Einreibungen. Zwischen den beiden Vorderbeinen ist die Stelle, wo man gewöhnlich Fontanelle anlegt, theils wegen Schulterlähme, theils wegen Brustentzündungen. Am Ellenbogen kommen Balggeschwülste vor, welche den Namen Stollbeule führen. Diese Benennung kommt daher, weil man glaubt, es sey diese Geschwulst die Folge vom Druck des Stollens, wenn die Thiere sich ungeschickt hinlegen; allein sehr häufig kommen Stollbeulen auch bei Thieren vor, wo eine solche Ursache durchaus nicht anzunehmen ist, wie zum Beispiel bei Hunden; daher wir nicht geneigt sind, diese Ursache für eine wesentliche zu halten. Die Operation dieses an sich unschädlichen, aber häßlichen Fehlers hat keine Schwierigkeit. Aehnliche, aber kleinere Geschwülste, von derselben geringen Bedeutung, sind die Vorderkniegallen, die jedoch selten vorkommen. Zuweilen kommen in den Sehnenscheiden, in der Nähe des Vorderknies, Gallen vor, die jedoch selten das Thier im Gehen hindern. In Folge von der Mauke entstehen sowohl im Kniebug, als im Fesselbug, nässende Schrunden, mit denen ähnliche Schrunden längs der hinteren Fläche des Schienbeins in Verbindung stehen; durch die ausschwitzende Jauche werden die Haare verklebt

und struppig, wodurch dieses Uebel den Namen Straubfuß erhalten hat; sind diese Schrunden im Knie, so heißt man sie die Raspe. Alle diese Zustände sind zuweilen mit Geschwulst und Fieber verbunden, und hindern alsdann die Bewegung des befallenen Gliedes; wenn sie richtig behandelt werden, pflegen sie aber von keiner großen Bedeutung zu seyn. Am **Schienbein** und an der **Köthe** sind Narben von der Anwendung des Feuers zu bemerken, welches theils gegen Ueberbeine, theils gegen Flußgallen angewandt wird; so wie ähnliche Narben an der **Krone** vorkommen, welche gegen den Leist angewandt werden. Gleichfalls kommen an der Köthe, und zwar an deren inneren Seite, haarlose oder gar blutende Stellen vor, die ein Zeichen sind, daß sich das Thier streift. An den **Ballen** bemerken wir noch Quetschungen durch Einhauen und Verbellungen, und am **Huf** außer den genannten Uebeln die einseitig eingefallene Wand, die ein Zeichen vorhergegangener Hufoperation ist.

Am **Hinterfuß** sind Gallen der Sehnenscheiden zu bemerken, und den Stollbeulen am Vorderfuß entsprechend die Piephacken, welche nichts anderes sind, als Balggeschwülste, die ihren Sitz an der Spitze des Fersenbeins haben. Von Manchen werden sie für ein Zeichen gehalten, daß das Pferd gern ausschlägt. Zuweilen sind diese Geschwülste nicht leicht, weil sie sich an der gespannten Hautstelle außerordentlich gerne wiedererzeugen. Für den Gebrauch sind sie nicht nachtheilig. Sind die Knochen des einen Sprunggelenkes in Folge der ersten Bildung größer als die des andern, so nennt man dies den Ochsenspath, welcher zwar dem Thiere ein häßliches Ansehen gibt, allein dem Gebrauche nichts schadet. Dieses Uebel gehört jedoch zu den seltenen. Der Blutspath besteht in variköser Erweiterung der über das Sprunggelenk hinlaufenden Vene, und läßt sich durch Unterbinden dieses Blutgefäßes leicht heilen. Nicht selten kommen an dem Sprunggelenk Narben von Anwendung des Feuers vor, welches theils wegen des Spathes, theils wegen der Sprunggelenksgallen applizirt wird. Auch die Raspe hat ihren Sitz im Buge des Sprunggelenks, und hat hier dieselbe Bedeutung, wie beim Vorderfuß.

Die Fehler der **Geschlechtstheile** sind besonders bei Thieren, die man zur Zucht wählt, in's Auge zu fassen. Am Schlauche findet man öfters Anschwellungen rothlaufiger und ödamatöser Art, die zuweilen ein bedeutendes Uebel im Hintergrunde vermuthen lassen. Verhärtete Schmiere hindert das Ausschachten der Ruthe, und veranlaßt Exkoriationen; hiebei ist darauf zu sehen, ob die Ruthe an sich wegen Lähmung nicht ausgeschachtet werden kann, oder ob die Verhärtung der Schmiere und darauf erfolgte Verstopfung dieß nicht zuläßt.

Bei Beurtheilung der Ruthe selbst sehe man darauf, ob sie gehörig ausgeschachtet wird, wobei aber zu bemerken ist, daß zu langes Aushängen auf Mängel der Harnwerkzeuge, namentlich Schwäche der Blase, deutet. Diese Blasenschwäche ist aber oft Folge von Uebergehen des Urinirens, wenn das Thier gezwungen wird, den Harn übermäßig lange zu halten.

Hitzige Hengste, die früher beschält hatten, treiben bisweilen Onanie, was ihren Kräften bedeutend schaden und sogar Dummkoller und Kreuzschwäche herbeiführen kann. Solche Thiere müssen castrirt werden.

Geschwüre und Anschwellung der Ruthe sind meist von geringer Bedeutung und vorübergehend, wenn sie nicht Folge der sogenannten venerischen Krankheit sind, die jedoch selten vorkommt und eine Form des Rotzes zu seyn scheint.

Am Geschröte kommen Wurmknoten und wassersüchtige Anschwellungen vor, von deren Bedeutung schon die Rede war. Brüche sind immer mit mißtrauischen Augen anzusehen und jeder Hengst sollte vor dem Castriren in dieser Beziehung untersucht werden, weil sonst die Operation den Verlust des Thieres zur Folge hat. Degeneration, widernatürliche Vergrößerung der Hoden ist stets mit bedeutenderen Leiden der Constitution verbunden. Ist nur der eine Hode herabgestiegen, so nennt man ein solches Pferd Spitzhengst. Diese Thiere sind wegen ihres reizbaren, unruhigen Betragens zu manchem Dienste untauglich, leisten aber als Beschäler dasselbe, das Pferde mit zwei Hoden leisten. Fisteln nach der Castration sind immer bedenklich, indem sie nicht selten Veranlassung zu warzenartigen Degenerationen geben; sind aber leicht zu heilen.

Die weiblichen Genitalien betreffend, sind allzu rossige Stuten als kitzliche und unartige Thiere zu vermeiden. Wichtig wäre, zu wissen, ob nicht Exstirpation des Kitzlers dem allzuhäufigen Rossen Grenzen setzen dürfte, eine Operation, die jedenfalls gefahrlos ist, unseres Wissens aber noch nie ausgeführt wurde. Vorfälle und Verletzungen der Genitalien sind an dem äußerlichen Geschwollenseyn des Wurfes zu erkennen, und zuweilen nicht ohne Bedeutung.

Wundwerden des Euters zwischen beiden Zitzen ist oft Folge der Mauke, und dann nicht als ein Geschwür zu betrachten, das schnell geheilt werden dürfte.

Anhang.

Von den Untugenden der Pferde im Gebrauch und im Stall.

Nachdem wir sowohl die bedeutenderen, als die minder bedeutenderen Mängel der Pferde in Absicht auf körperliche Structur durchgegangen haben, halten wir es für zweckmäßig, etwas von den Untugenden der Pferde im Gebrauch zu sagen, und haben den Käufer auf das sicherste Verfahren aufmerksam zu machen, um beim Pferdehandel auf keinerlei Weise hintergangen zu werden. Hat er entweder selbst oder mit Hülfe eines Sachverständigen das Pferd, welches er zu kaufen wünscht, so genau untersucht, als es der Handelsplatz zuließ, so schließe er den Kauf ja nicht auf diese erste Untersuchung hin sogleich fest ab, denn zweierlei Organe sind es, die unmöglich auf dem Markte selbst ganz genau geprüft werden können. Es sind dies die Augen und die Hufe, denn zur Untersuchung der ersteren ist ein besonders günstiges Licht und zur Untersuchung der letzteren Abreißen der Hufeisen und Durchtasten der Hufe mit der Untersuchungszange nothwendig: was begreiflicher Weise in den wenigsten Fällen sogleich geschehen kann; auch ist es nicht möglich, in vielen Fällen das Koppen zu

erkennen, daher es der Klugheit gemäß ist, sich eine Garantie ausstellen zu lassen, daß das erkaufte Thier weder mit Fehlern der Augen, noch Fehlern der Hufe behaftet ist, so wie daß es nicht koppt. Ein zweites Moment ist das, daß man das Betragen des Thieres im Stalle beobachtet, und namentlich darauf sieht, ob es tüchtig frißt, denn tüchtige Arbeiter pflegen tüchtige Fresser zu seyn; sodann probire man das Pferd, wo möglich ohne Beiseyn des Verkäufers, für den Dienst, zu dem man es brauchen will, und schließe erst dann, wenn es weder im Stall, noch vor der Schmiede, noch im Gebrauch Untugenden gezeigt hat, den Handel ab.

Von der Stätigkeit und dem Durchgehen ist bereits die Rede gewesen, daher wir diese Untugenden hier übergehen, so wie wir uns hier mit dem Koppen nicht weiter beschäftigen wollen.

Rückwärtsgehen, Häufen.

Manche Pferde haben die Gewohnheit, sich beim Fahren nicht nur nicht in das Geschirr zu legen, sondern suchen dem Druck des Kummts dadurch zu entgehen, daß sie häufen. Die Anwendung der Peitsche macht, daß sie nicht nur nicht anziehen, sondern noch mehr häufen, auf die Seite springen, ausschlagen, ja sogar sich niederlegen. Die Ursache dieser Untugend ist meistens Schmerz; wenn nämlich ein Thier durch unzweckmäßiges Geschirr gleich beim ersten Einfahren gedrückt worden ist, so hat es vor jeder Berührung mit dem Kummt Angst, und weicht daher zurück; wird es nun darüber gestraft, so vermehrt sich seine Angst und es sträubt sich aus diesem Gefühl um jeden Preis vor Berührung mit diesem Geschirr. Empfindlichen Thieren ist auch die Kälte des Kummts zuweilen lästig; daher man in diesem Falle gut thut, einen Leib unterzulegen.

Durch Grausamkeit gewinnt man bei diesem Fehler nichts, denn das Pferd ist furchtsam und eigensinnig, zwei Eigenschaften, die es in diesem Falle veranlassen, von seiner Untugend nicht weichen zu wollen; ist die Last, die ihm zugemuthet wird, zu stark, und häuft es deßhalb, so erleichtere man sie ihm, trete an das Pferd, suche es durch gütige Worte, durch Führen und, nach Maßgabe seines Temperaments, durch ganz gelinde Anwendung der Peitsche anzutreiben, und so nach und nach einzuführen. Gelingt es dadurch nicht, so setze man einen Reiter darauf, der es mit den gehörigen Hülfen weiter zu bringen suche, was besonders bei früheren Reitpferden anwendbar ist; will auch das nicht gelingen, so spanne man es zwischen zwei gut eingefahrene, vertraute Pferde, die es zwingen, vorwärts zu gehen, und es dadurch an sein Kummt gewöhnen; nützt auch dies nichts, so spanne man an den hintern Theil des Wagens zwei starke Pferde, und zwinge so das Thier, rückwärts zu gehen, so lange, bis es dieser Bewegung überdrüssig wird, und sich anstrengt, durch selbstständigen Widerstand ihr ein Ende zu machen. Man kümmere sich hiebei nicht darum, ob das widerspenstige Pferd sich hiebei niederlegt oder schlägt, sondern lasse es beharrlich langsam rückwärts ziehen oder schleifen; endlich wird es sicher dieser Bewegung müde, rafft sich auf und zieht an.

Beinahe eben so unangenehm ist diese Untugend bei Reitpferden, das Verfahren aber ein ähnliches; man zwinge, sobald ein Pferd rückwärts gehe, das Thier, so lange zu häufen, daß es sich vor Ungeduld, vorwärts zu gehen, nicht mehr halten läßt.

Beißen.

Das Beißen kommt entweder von angeborener Wildheit, oder ist es die Folge von einfältigen Neckereien der Stallknechte, durch welche das Pferd unruhig gemacht wird, zuerst nur nach seinen Quälgeistern beißt, am Ende aber einen Jeden, der sich ihm nähert, für einen solchen hält und beißt. Strafen machen das Uebel gewöhnlich ärger, weil es dieselbe Wehr von Neuem hervorruft, und durch Schmeicheln gewinnt man eben so wenig, weil das Pferd von dem Schmeichelnden leicht glaubt, er wolle es necken. Am besten hilft noch, daß man dem Beißer, so oft man bemerkt, daß er einen beißen will, etwas den Pferden Eckelhaftes zwischen die Zähne zu bringen sucht. Man hält ihm, während es beißen will, ein Stück Schweinefleisch oder einen Fisch hin, behandle aber im Uebrigen das Thier ruhig und streng, ohne es zu schlagen, und suche seine Zuneigung zu gewinnen.

Das Mundstück fassen.

Es gibt Pferde, die in dieser Praktik sehr geübt sind; zuerst ist es nur Spielerei, bald aber merken sie, daß ihr Lenker dadurch die Gewalt über sie verliert, und thun es aus Bosheit. Man richte die Biegung der Stange so ein, daß das Thier sie nicht fassen kann, und schnalle den Nasenriemen fest, um das Aufsperren des Maules weniger möglich zu machen.

Ausschlagen.

Böse Pferde, oder Pferde, welche von Natur kitzlich sind, so wie Pferde, welche durch muthwillige Stalljungen geneckt werden, pflegen leicht die Untugend des Ausschlagens im Stall anzunehmen, und üben dies theils gegen nebenstehende Thiere, theils gegen Menschen aus. Am schlimmsten ist es, wenn damit die üble Gewohnheit des Beißens verbunden ist, und lebensgefährlich ist das Annähern an ein solches Pferd, wenn es mit den Vorderfüßen zu hauen und den Wärter an den Barren zu drücken sucht. Diesem Uebel ist alsdann nicht abzuhelfen, und ein solches Pferd ist und bleibt ein gefährliches Thier. Gegen das Schlagen pflegt man ein Seil hinter dem Pferd herum zu spannen, damit es nicht so leicht Leute verletze, die durch den Stall gehen; man hat auch versucht, Dornhecken anzubringen, die ihm, so oft es ausschlägt, Schmerzen verursachen. Ein weiteres Mittel ist der Klotz; dies besteht darin, daß man hinter dem Pferd, vermittelst eines über eine Rolle gehenden Strickes, einen Klotz so anbringt, daß er frei in der Luft schwebt, und das Thier, so oft es ausschlägt, auf die Füße trifft. Zuweilen hilft dies, bei bösen und hartnäckigen Pferden aber kann es Veranlassung zu schlimmen Verwundungen geben.

Weit unangenehmer und gefährlicher, als das Ausschlagen im Stall, ist das Ausschlagen während des Fahrens. Pferde, die diese üble Gewohnheit haben, ruhen oft nicht eher, als bis sie Alles zusammengeschlagen haben, und bringen den Wagenlenker in die Gefahr,

wenigstens seine Füße einzubüßen. In manchen Fällen hilft da Strafe; in andern Fällen aber, wo es mehr Bosheit als Muthwille war, macht die Strafe das Uebel ärger. Das beste Mittel dagegen ist, daß man solchen Pferden den Schweif doppelt einflicht und die beiden Flechten in feste Verbindung mit den Strängen setzt. Alsdann kann das Thier nicht mehr schlagen, und bei jedem Versuch, seine Unart auszuüben, straft es sich selber dadurch, daß es sich am Schweife rupft. Häufig geschieht es, daß das Ausschlagen dadurch veranlaßt wird, daß der Zügel unter den Schweif kommt; kitzliche Pferde schlagen alsdann und klemmen den Schweif ein, so daß es unmöglich wird, den Zügel frei zu machen; dieser Umstand ist doppelt unangenehm, weil man dabei nicht im Stande ist, das Thier zu lenken. In solchen Fällen ist es zweckmäßig, den Zügel durch einen Ring, der auf dem Hintergeschirr passend befestigt wird, laufen zu lassen, oder den Bock so hoch einzurichten, daß der Zügel unmöglich unter den Schweif kommen kann.

Unruhe beim Aufsteigen.

Diese Unart kommt besonders bei Pferden von viel Temperament vor, die es nicht erwarten können, bis sie ablaufen dürfen; aber ein gewandter Reiter wird sich trotz diesen kleinen unruhigen Bewegungen leicht in den Sattel schwingen, und das Thier dadurch corrigiren, daß er es nicht ablaufen läßt, ehe es ruhig geworden ist; worauf sich dieser Fehler nicht selten verliert. Auch hier nützt gütige Behandlung mehr, als Strenge; unerschrocken muß der Reiter aber immer seyn, um dem Pferd Respekt einzuflößen. In vielen Fällen ist aber die Unruhe beim Aufsteigen so groß, daß sie offenbar nicht die Folge von zu viel Temperament, sondern ein Zeichen davon ist, daß sich das Pferd nicht leiten lassen will; alsdann fruchtet kein anderes Verfahren, als Zwang durch Langeweile. Man stellt das Thier zwischen die Pillaren, wo man es mit dem Kappzaum festbindet, und läßt es alle fünf Minuten besteigen, und nicht früher gehen, bis es ganz ruhig geworden ist, und sollte es zwei Tage lang hinter einander dieselbe Lection machen müssen.

Steigen.

Geschieht das Steigen nur aus Muthwillen, so ist es selten gefährlich, und verliert sich bei ruhiger und besonnener Behandlung von selbst; geschieht es aber aus Bosheit oder, weil das Thier scheu oder mit Dummkoller behaftet ist, so ist es sehr gefährlich, besonders dann, wenn das Thier schwache oder unreine Sprunggelenke hat. Bei Dummkoller wird diese Untugend keiner Verbesserung fähig seyn. Das Steigen aus Bosheit verhindert man durch Anwendung des Schleifzügels und des Steigriemens, so wie durch den Gebrauch des Kappzaums; allein es kann leicht geschehen, daß der Steigriemen durch die gewaltsame Bewegung des Thieres während des Steigens bricht, daß der Schleifzügel durch Sterngucker außer Wirkung gesetzt wird und daß beim Anwenden des Kappzaumes die Thiere noch viel toller werden, als zuvor. Ein ferneres Mittel gegen das Steigen ist das, daß man dem Thier einen Topf voll kalten Wassers auf dem Hinterhaupte zusammenschlägt, während es steigt; dadurch bekommt es eine solche Angst vor dieser Unart, daß es alsbald aufhört, dieselbe auszuüben; häufig aber wird dieser Schreck in kurzer Zeit vergessen, und die Untugend fängt von Neuem an, wo der Reiter dann nicht immer einen Topf voll Wasser bei der Hand hat, um sogleich die wirksame Strafe eintreten zu lassen. Das beste Mittel scheint uns folgendes, das aber einen eben so kühnen als gewandten Reiter erfordert: Man reite das mit dieser Untugend behaftete Pferd wo möglich nur auf weichem Grund und Boden, in der Reitbahn oder auf einer Wiese, und werfe es, sobald es steigt, durch eine geschickte Zügelbewegung auf die Seite um, nachdem man sich zuvor bügelfrei gemacht hat; sodann tritt man ihm mit festem Fuß auf den Hals, dicht hinter den Ohren, hält es mit dem Zügel am Boden, und läßt es so eine Viertelstunde lang liegen. Keuchend, zitternd und von Angstschweiß bedeckt, steht alsdann das Thier auf, und ist gemeiniglich schon nach der ersten Lection von seinem Fehler völlig geheilt.

Bocken.

Das Bocken besteht darin, daß das Pferd einen gewaltsamen Sprung mit allen vier Füßen zugleich in die Höhe macht, den Kopf zwischen die Beine steckt, den Rücken krümmt und mit allen Vieren auf den Boden zurückkommt. Nicht selten ist damit eine Bewegung im Kreise verbunden, und diese Sprünge werden bei bösartigen Pferden so lange fortgesetzt, bis entweder der Reiter herunterfällt, oder die Sattelgurt platzt. Kein Reiter ist daher im Stande, sich bei bösartigem Bocken auf dem Pferde zu halten. Die Ursachen des Bockens sind zweierlei, entweder ist es Bosheit, in welchem Falle das Thier zum Reitdienst als untauglich angesehen werden muß, oder ist es Empfindlichkeit der Haut, oder aber ist fehlerhaftes Satteln daran schuld. Es gibt Pferde, welche so empfindlich auf der Haut sind, daß ihnen der bloße Sattel weh thut; daher sie, wenn sie ohne Schabracke gesattelt werden, die in Rede stehende Unart sich angewöhnen, um der lästigen Bürde los zu werden. In diesem Falle hilft das Unterlegen einer Filzdecke. Ein zweites Moment ist zu große Empfindlichkeit im Maul; wenn dabei ein ungeschickter Reiter, der eine rohe Faust führt, sein Pferd so lange mißhandelt, bis dieses bockt, um seines Peinigers los zu werden. Eine weitere Ursache ist zu festes Gurten und Satteldruck und Empfindlichkeit gegen den Schweifriemen, wodurch das Thier aus Schmerz dazu genöthigt wird, sich des Sattels unter jeder Bedingung zu entziehen. Ein vernünftiger und vorsichtiger Reiter wird diesen Uebelständen durch Entfernung der Ursache abhelfen und ein zum Bocken geneigtes Pferd daran zu verhindern wissen. Während des Bockens selbst hat der Reiter zweierlei Mittel, um sich zu helfen: entweder zwingt er das Thier um jeden Preis zum Rennlauf, oder aber er springt so schnell wie möglich herunter, und besänftigt das Pferd; macht ihm die Sattelgurt lockerer, spricht ihm mit gütigen Worten zu, besteigt es wieder und sucht durch ruhigen Sitz und feste Führung der Wiederholung dieser Unart zu begegnen.

Unartig beim Putzen.

Es geschieht häufig, daß sonst ganz fromme Thiere bei Putzen höchst unartig sind, ein Fehler, welcher theils von übermäßiger Empfindlichkeit der Haut, theils aber von roher und muthwilliger Behandlung der ersten Wärter herkommt, wenn diese mit zu scharfen Striegeln und zu starken Bürsten das Pferd mißhandelten. Dieser Fehler läßt sich nur durch Geduld, Güte und schonende Behandlung, Putzen mit Strohwischen, mit wollenen Lappen und weicheren Bürsten gründlich behandeln.

Unartig beim Beschlagen.

Selten sind die Pferde aus Bosheit unartig beim Beschlagen; gewöhnlich kommt diese Untugend davon her, daß junge Thiere beim ersten Beschlage verdorben werden; dies geschieht gewöhnlich durch rohe Behandlung, die freilich aber in den meisten Fällen mehr ihren Grund in der Eilfertigkeit als im Muthwillen der Wärter hat. Soll ein Pferd zum erstenmal beschlagen werden, so verlangen die Eigenthümer gewöhnlich dies Geschäft fast in derselber Zeit vollendet zu sehen, als bei einem des Beschlags gewohnten Thiere, und die Schmiede greifen alsdann, wenn es nicht gleich gehen will, zu den bekannten Zwangsmitteln, deren es von der Bremse an bis zur Nothwand eine ganze Reihe gibt, wovon das eine immer grausamer ist als das andere; vollkommen dazu geschaffen, einem jungen Pferd vor dem Beschlagen eine solche Angst einzuflößen, daß es sich mit seiner vollen Kraft dagegen wehrt, eine Schmiede zu betreten. Ungeduld und Trägheit der Wärter also ist die Grundursache dieser Unarten, denn wenn man sich Zeit nehmen will, und statt Stricken und Hänggurt, Bremsen und Peitschen gute Worte, etwas Haber und verständige Anwendung des Kappzaumes braucht, so wird man es leicht dahin bringen, daß nicht nur ein rohes, sondern sogar ein bereits verdorbenes Pferd sich völlig ohne Zwang beschlagen läßt. Unarten beim Beschlagen sind ein höchst unangenehmer Fehler, weil der geschickteste Schmied ein unartiges Pferd leicht vernageln kann, und besonders noch deßhalb, weil jeder Beschlag viel Zeit und gewandte Leute erfordert, zwei Bedürfnisse, die der Pferdebesitzer nicht zu allen Zeiten haben kann.

Schlingen ohne zu kauen.

Gierige Fresser pflegen zuweilen ihren Haber hinunterzuschlingen, ohne ihn zu kauen. Diese Gewohnheit strengt die Verdauungskräfte an, ohne daß die gehörige Ernährung vermittelt werden könnte, weil die Körner unverdaut abgehen. Besonders ist dies der Fall, wenn ungleiche und futterneidige Fresser neben einander stehen, wo dann in die Wette gefressen wird. Futterneidige Pferde stelle man wo möglich allein, damit sie ruhiger fressen, und gierigen Fressern gebe man das Haberfutter erst, nachdem sie einiges Heu verzehrt hatten, um den ersten Hunger zu stillen, dann aber mit Häckfel und etwas Kleie vermengt ihre Portion Haber, nicht ohne das Futter tüchtig zu netzen, weil sie sonst den Häckfel wegblasen und den Haber eben so gierig verschlingen würden, als zuvor. Ein solches Futter müssen sie langsam fressen und ordentlich kauen. In jedem Falle untersuche man die Zähne, denn es kommt vor, daß die Backzähne scharfe Ecken haben, die dem Pferde beim Kauen die Zunge verwunden, welchem Uebelstand man durch das bekannte Maulputzen abhelfen kann.

Nicht niederliegen.

Manche Pferde haben die Gewohnheit, im Stalle sich nicht zu legen, was nicht nur ermüdend für sie ist, sondern zu Leiden der Füße, wie: Steifigkeit, Geschwollenseyn, Veranlassung geben kann. Die Ursachen dieser Gewohnheit sind meist verborgenes Lungenleiden und beginnender Koller; in manchen Fällen aber ist die Ursache nicht bekannt. In den ersten beiden Fällen verliert sich das Uebel mit Hebung der Krankheit; im letztern Fall wird es am besten seyn, wenn man das Thier im Stall laufen läßt, denn es kommt vor, daß Thiere, welche längere Zeit aufgebunden waren, sich später von selbst nicht mehr legen wollen: wahrscheinlich aus Furcht, beim Versuche, niederzuliegen, sich mit der Halfter wehe zu thun. Laufen sie frei, so fühlen sie keinen Zwang an der Halfter, und werden sich alsdann um so eher legen.

Stampfen.

Manche Pferde, besonders Thiere von unruhigem und reizbarem Temperament, pflegen, wenn sie allein im Stalle stehen, unaufhörlich zu hauen, zu stampfen, ja sogar mit allen Vieren in die Höhe zu springen; wodurch sie den Stallboden ruiniren, die Streu verderben, und sich auf den Füßen wehe thun können. Zuweilen kommt auch diese Unart nicht sowohl von hitzigem Temperament, als von dumpfem Schmerz in einem kranken Fuß, wie wir an Pferden beobachtet haben, welche durch heftige Erschütterung des Hufes das Hufbein gebrochen hatten; in diesem letztern Falle verräth das Thier sein Leiden durch Lahmgehen; ist es Folge von Reizbarkeit, die ebenfalls krankhaft seyn kann, so wird ein Aderlaß, nebst kühlenden Mitteln, das Uebel vermindern. Das Stampfen selbst kann man dadurch abwehren, daß man dem Thiere Fesseln anlegt, die man mit einer mäßig weiten Kette verbindet. Nachts müssen diese Fesseln abgenommen werden, damit sich das Thier niederlege.

Futter aus dem Maul fallen lassen.

Diese Gewohnheit ist das Symptom mehrerer krankhaften Zustände, deren einer hier eine Stelle verdient. Jedermann weiß, daß kollerige Pferde ihr Futter fallen lassen, eben so ist es bekannt, daß Pferde, deren Zähne Seitenspitzen haben, das Futter halb kauen und dann auswerfen, so wie drusende Pferde, deren Halsdrüsen stark geschwollen sind, das Futter nicht schlucken können und entweder zum Maul oder gar zur Nase herausfallen lassen, nachdem sie es halb gekaut haben. Gegen alle diese Zustände kennt jeder Thierarzt das geeignete Verfahren. Allein zuweilen kommt eine chronische Verengerung des Schlundes vor, die äußerlich durchaus nicht zu erkennen ist. Weiches Futter fressen diese Thiere ohne Anstand, selbst den Haber verschlucken sie, nachdem sie ihn zuvor lange gekaut hatten, anscheinend regelmäßig hinunter; allein das Heu wird, nachdem es gekaut ist, ganz oder theilweise, statt geschluckt zu werden, wieder ausgeworfen; dabei füttern sich die Pferde schlecht, magern ab, und werden kraftlos. Bei der Untersuchung findet man keinen Mangel an den Zähnen, noch eine Geschwulst im Halse, und das Uebel

gehört unter die langwierigen und ist schwer heilbar; ist aber zum Glück sehr selten.

Wälzen.

Dies ist eine Gewohnheit, die vielen Pferden eigen ist, und von manchen Pferdebesitzern gern gesehen wird, wenn es unmittelbar nach der Arbeit geschieht, weil die Leute dies für ein Zeichen von gutem Temperament ansehen. Häufiger möchte es wohl ein Zeichen von der Trägheit des Stallknechtes seyn, der sein Pferd nicht gehörig putzt. Der Schweiß und Staub erregt dem Thiere auf der Haut ein lästig juckendes Gefühl, wodurch es veranlaßt wird, sich zu wälzen; dadurch wird aber dieses Wälzen nun leicht zur Gewohnheit, und wenn es bei Nacht geschieht, so kann sich das Thier leicht in die Halfterkette verwickeln und sich dadurch bedeutenden Schaden zufügen. Auch Krankheiten der Haut verursachen ein ähnliches Jucken, so daß die Thiere sich nicht nur wälzen, sondern überall, wo sie können, reiben. Diese Hautkrankheiten behandle man so gut wie möglich, und verhindere dadurch das Pferd am Wälzen bei Nacht, daß man ihm den Kopf so befestigt, daß es zwar liegen, abr den Kopf nicht auf den Boden bringen kann.

Scheuen.

Das Scheuen ist eine Untugend, die ein Pferd im Gebrauch immer unangenehm und bisweilen gefährlich macht, namentlich beim leichten Zug, und einspännig; weniger im zweispännigen Zug, wenn das scheue Pferd neben einem ruhigen geht, und am wenigsten beim Reiten, wenn der Reiter das Pferd zu behandeln versteht. Zuweilen geschieht das Scheuen blos aus Ziererei und Muthwillen; zuweilen ist es Folge von mangelhaftem Sehvermögen und zu scharfem Gehör, und in manchen Fällen scheint es, wie die Stätigkeit, auf einer psychischen Krankheit zu beruhen. Nur durch Geduld, gute Behandlung, verbunden mit angemessenen, aber nie das Maas übersteigenden Strafen wird dieser Fehler verbessert werden können. Der Hergang beim Scheuen ist folgender: Wenn das Pferd einen Gegenstand sieht, an dem es ungern vorbei geht, so hält es ein, spitzt die Ohren, und macht eine Bewegung auf die Seite, die mehr oder weniger gewaltsam ist, je nachdem der Eindruck schnell oder minder schnell, klein oder groß erscheint. Gewöhnlich geschieht dieses Scheuen nur vor einer bestimmten Klasse von Gegenständen. Bald sind es weiße Steine am Boden (Bodenscheu), bald dunkle Gegenstände in der Luft (Vogelscheu), bald Lichterscheinungen (Feuerscheu), und in vielen Fällen sind es ausschließlich geräuschvolle Gegenstände, wie: Schüße, Trommeln, rollende Wägen, Schubkärren und so weiter. Gänzlich verliert ein Pferd selten diese Untugend, und kann, wenn es nicht sehr fest auf den Knochen ist, abgesehen von dem Schaden, den es dem Besitzer bringt, durch seine tollen Sprünge sich selbst dergestalt ruiniren, daß es an Werth bedeutend verlieren kann; daher ein scheues Pferd niemals Nutzen bringt, selbst wenn der Eigerthümer unerschrocken ist.

Halfter abstreifen.

Der Kopfbau mancher Pferde ist der Art, daß es ihnen leicht wird, das Halfter abzustreifen, worin sie alsdann eine solche Gewandtheit erlangen, daß sie dies jede Nacht thun, um frei zu werden. Dieser Fehler ist deßhalb nicht ohne Bedeutung, weil sie immer in Gefahr sind, von andern Pferden geschlagen zu werden. Solchen Pferden lege man daher immer zugleich einen Halsriemen an, den man so fest zuschnallt, daß das Abstreifen nicht möglich wird, natürlich mit gehöriger Rücksicht auf den Kehlkopf.

Stolpern.

Das Stolpern ist sowohl für den Reitdienst, als Fahrdienst, eine höchst unangenehme Untugend, die von fehlerhafter Gangart des Thieres, sey diese nun Folge der ursprünglichen Bildung oder zu starken Gebrauchs, herkommt. Man nehme solche Pferde beim Reiten stark herauf und setze sie auf die Croupe, und sey besonders in ruhigeren Gangarten, wie im Schritt und im kurzen Trab, stets auf seiner Hut, denn manches Pferd, das im Schritt stolpert, wird im Galopp gut gehen, weil diese Gangart an sich das Thier zwingt, sich vornen mehr zu heben. Wagenpferde setze man schärfer auf, als gewöhnlich, um vor Stolpern und Stürzen sicher zu seyn; zugleich aber muß immer das Beschläge darnach eingerichtet werden, sonst wird das Thier, trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln, stolpern. Man lasse die Zehe möglichst verkürzen und dem Eisen eine starke Aufrichtung geben. Bei alle dem bleibt aber die fehlerhafte Gangart nach wie vor, und ein stolperndes Pferd immer unsicher.

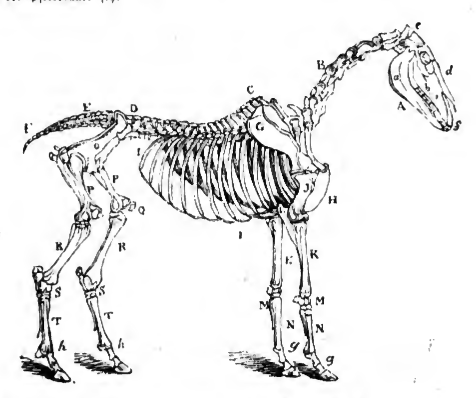
Einhauen.

Kurze, überbaute und müde Pferde pflegen beim Gehen mit den Eisen des Hinterfußes an die des Vorderfußes anzuschlagen, was ein Geräusch gibt, als ob man Steine schlüge oder schmiedete; diese Kleppermusik ist nicht nur den Ohren höchst zuwider, sondern das ewige Hauen mit dem Eisen schadet auch dem Pferd. Es werden nämlich die Eisen leicht locker, und müssen daher öfter als gewöhnlich aufgeschlagen werden, was den Huf ruinirt. Greift das Thier beim Gehen höher hinauf, so verletzt es sich die Ballen oder gar die Beugesehnen, und wird alsdann jeden Augenblick lahm. Vom Beschlage aus kann man nichts anderes thun, als daß man die Arme der vorderen Hufeisen so kurz wie möglich hält, die Zehe des Hinterfußes stark beschneidet, und das Horn über das Eisen beim Beschlage versehen läßt. Die Gangart des Pferdes wird freilich dadurch nicht verbessert, und es muß der Geschicklichkeit eines tüchtigen Stallmeisters überlassen bleiben, darin das Mögliche zu thun.

Weben.

Das Weben besteht in der Bewegung, die gewöhnlich eingesperrte wilde Thiere in ihren Käfigen machen: im Stall bleibt das Thier mit den Hinterfüßen ruhig stehen, bewegt sich aber mit den Vorderfüßen von einem Barren zum andern. Pferde, die diese Gewohnheit haben, ermüden sich im Stall, und sind bei der Arbeit unthätig. Man zwinge sie zur Ruhe dadurch, daß man ein Seil diagonal durch den Stand spannt, das sie verhindert, hin und her zu gehen. Gewöhnlich sind aber die Weber reizbare Thiere, bei denen es schwer hält, dieser schlechten Gewohnheit abzuhelfen.

Des bessern Verständnisses wegen fügen wir schließlich die Abbildung eines Pferdesceletts bei, indem wir die Ansicht aussprechen, daß bei jedem Pferdekauf das Scelett die Hauptsache in der Betrachtung und Beurtheilung des Pferdebaues sey.



A Der Kopf.
  a Der Unterkiefer.
  b Der Oberkiefer.
  c Die Augenhöhle.
  d Die Nasenbeine.
  e Die Nath zwischen dem Vorderhaupts- und Oberhauptsbein.
  f Das Zwischenkieferbein, in dem die obern Schneidezähne stecken.
B Die sieben Halswirbel.
C Die achtzehn Rückenwirbel.
D Die sechs Lendenwirbel.
E Die fünf Kreuzwirbel (das Kreuzbein).
F Die Schweifwirbel, etwa fünfzehn.
G Das Schulterblatt.
H Das Brustbein.
I Die Rippen, davon die vordern acht wahre, die hintern zehn falsche heißen.
J Das Armbein, auch Querbein genannt.
K Das Vorarmbein.
L Das Ellenbogenbein.
M Das Vorderknie (Vorderfußwurzel), aus sieben kleinen Knochen bestehend.
N Das Schienbein, an dessen Hintertheile die beiden Griffelbeine.
  g Die Knochen des Vorderfessels, der Krone und des Hufes, nebst den beiden Gleichbeinen und dem Strahlbeine, das aber hier nicht sichtbar ist.
  h Die entsprechenden Knochen des Hinterfußes.
O Die Backenknochen, bestehend aus dem Hüftbein (Darmbein), Schambein und Sitzbein.
P Das Backbein (Oberschenkelbein).
Q Das hintere Kniegelenk mit der Kniescheibe.
R Das große Schenkelbein (Unterschenkelbein), neben welchem das kleine Schenkelbein.
S Das Sprunggelenk, aus sechs Knochen bestehend; der nach hinten hervorragende Knochen ist das Fersenbein.
T Das hintere Schienbein mit den Griffelbeinen.

Gustav Adolphs Psalm, gesungen vor der Schlacht bei Lützen.

(Im Original befindlich in der Bibliothek des Grafen de la Gardie zu Libers in der Provinz Schonen)

Verzage nicht, o Häuflein klein!
Obschon die Feinde Willens seyn,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davor dir wird recht angst und bang: —
Es wird nicht lange währen.
Getroste dich, daß deine Sach'
Ist Gottes, dem befiehl die Rach'
Und laß' nur ihn schlicht walten. —

Er wird durch seinen Gideon,
Der Er wohl weiß, dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten;
So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort',
Und was dem thut anhangen
Zuletzt doch werden Hohn und Spott,
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg wollen wir erlangen.

Gedichte in bayer'scher Mundart.

Aus den lieblichen Gedichten des Herrn v. Kobell.

1. Der Pinzger-Jaga.

Es hat a Jager in Pinzgerland
A Diendl g'liebt von guet'n Stand,
Sie hat ihm a wohl freundli' thon
Und er halt' drum bei'n Vatern an.

Da Vater aber a harta Mon,
Der hört'n gwalti finster on,
Und hebt an stoanern Krueg in d'Höh'
Und sagt: Gib Acht und wohl versteh',

Bringst Du mir an Krueg, wie der von Gold,
Mei Diendl Dei Wei wohl werdn sollt',
Voneh' i aber an Krueg nit hon,
So red'n ma weita nimma davon.

Den arma Buebn werd's warm und kalt,
Er geht verzweifelt 'naus in Wald;
Da steht a Kreuz alt und vermoost,
Da kniet er nieder und bet' um Trost.

Und schaugt voll Kumma himmelwärts
Und allwei schwara werd ihm's Herz,
Bis spat fur ihn a kimmt a Ruhe
Und Schlaf schließ seini Aug'n zue.

Und in der Nacht, da traamt ihm schee,
Er saach a schneeweiß' Gambsei steh,
Und an oan Lauf, a seltsam's Ding,
Da glanzt und blinkt a goldner Ring.

Und wie er schießt und troffa hat,
Da war ihm leicht und war ihm grad,
Als waarn Hochzetleut' beisamm'
Und er sein Schatz sei Bräutigam.

Und eh' no geht die Sunna auf,
Da is da Jager a schon auf,
Und denkt, was wohl der Traam bedeut'
Und birscht an Berg 'nauf gegen d'Schneid'.

Und drob'n auf der höchsten Höh'
Sicht er a Gambsei, weiß wie Schnee,
Und an oam Lauf, a seltsam's Ding,
Da hat's den traat'n goldern Ring.

Da birscht er si' wohl fleißi on,
's Gams aba ziegt gar g'schwind davon,
Und fuhrt'n allweil tiefer 'nein
In d'Berg bis z'nachst hin nach Gastein.

So birscht er wohl zwoa ganzi Tag,
Koa Steig'n acht' er und koa Plag,
Am dritt'n endli in da Fruhe
Kimmt er auf hundert Schritt dazue.

Und schießt, daß's weit in Berg'n hallt
Und's Gambsei stürzt und abi fallt,
Und mit oan Lauf nett hat sa's g'fangt,
Sunst hatt' sa's g'worfa ub'r a Wand.

Und in an enga Felsenspalt,
Da steckt der Lauf, der's Gambsei halt',
Und schau, rundum glanzt uberall
Der Fels von lautern Goldmetall.

Des war der traamte goldne Ring
Und hat den Bueben g'freut des Ding,
Er dankt sein Gott für so a Glück
Und für sei wunderbarli's G'schick.

Jetz hot er bald wohl mehr als gnueg,
Da leidt's ihm a den goldern Krueg,
Den bringt er hin den hart'n Mon
Und fuhrt sein Schatz als Braut davon. —

In Rathhausberg bis auf die Stund'
Baut ma dees Gold von sella Fund,
Drum denk' a jeder Jaga dron,
Daß mar a was dabei'n kon.

2. Erfahrung.

I hon a mal an Krebs'n g'fangt,
Der Krebs der hat mi biß'n,
I hon ma denkt, dees g'schicht da recht,
Was mueßt a Alles wiß'n,
Was geht denn di dees Krebs'n an
Und hon's mei Lebta nimmer 'thon.

I han amal a Rößl 'kaft,
Dees Rößl wollt' i reit'n,
Weil aber i koa Reiter bin,
So schnellt's mi 'ro bei Zeit'n,
I denk' ma, reit' wer reit'n kon,
Und hon's mei Lebta nimmer 'thon.

I hau a mal a Gschpielei g'macht,
Hon woltern viel verlor'n,
Die Andern hab'n d'rüber g'lacht,
Da hon i's glei verschwor'n.
Und als a klueger g'scheiter Mon
Hon i's mei Lebta nimmer 'thon.

I hon a mal a Diendl g'liebt,
War freili schee zu'n Freß'n,
Die hat mi fur'n Narr'n g'habt,
I denk' ma, mueßt's vergeß'n,
Und schau, i, der schier Alles kon,
Dees kon i nit, denk' allweil d'ron.

D'rum mit an Krebs'n, mit an Roß
Konst freili was probirn,
A Gschpielei schad't dar a no nit,
Werst nit an Kopf verlier'n,
No dees! fang' mit koam Diendl on,
Da Freundelein kimmst nit davon!

3. Die oa, die i moa.

Is am Himmi koa Stern,
Daß i 'n schauget so gern,
Als a Diendl am Land,
Als die oa, die i moa.

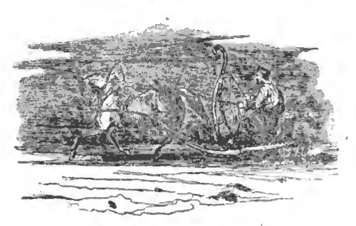
Wohl weiß auf der Hoh'
Is der frisch g'fall'ne Schnee,
Und is do nit so weiß,
Wie die oa, die i moa.

Wohl schö is der Tag,
Wann's a schöner sey mag
Und is do nit so schö,
Wie die oa, die i moa.

Was frischer's sichst nie
Was a Pfersibaam bluh',
Und is do nit so frisch,
Wie die oa, die i moa.

So lieb und so fein
Moanst, waar nir wie der Wein
Und is do nit so fein,
Wie die oa, die i moa.

Und weil s' halt so fein,
Daß s' nit feiner kunnt seyn,
Drum so sich i s' so gerne,
Waaßt, die oa, die i moa.



Nishneinowgorod.

Dieser interessante Artikel ist dem größern Bericht eines deutschen Reisenden entnommen.

Obwohl die eigentliche Grenze zwischen dem europäischen und asiatischen Rußland durch die Uralkette gebildet wird, so machen doch die Gegenden, welche auf der Wiesenseite der Wolga unterhalb ihrer Vereinigung mit der Oka liegen, und sich in vielen Beziehungen von der Bergseite des Stromes unterscheiden, eine Art Mittelstrich zwischen den europäischen und asiatischen Provinzen aus. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet kann Nishneinowgorod als eine auf der Ostgrenze des alten Rußlands liegende Stadt betrachtet werden, um so mehr, als sie wirklich früher als Grenzfeste diente, die im Jahr 1199 von dem Großfürsten von Wladimir, Jurji Dolgoruki, zum Schutz gegen die Einfälle der Mordwinen gegründet wurde, welche damals das gegenüberliegende Ufer der Wolga und das daran stoßende Land, das den Namen der niedern Landstriche führt, beherrschten.

Die Sage erzählt, daß der Großfürst beim Einfall der Oka in die Wolga eine neue Stadt (nowy gorod) gründete, und sie zur Unterscheidung von Großnowgorod Nishnei, die untere, nannte, daß er zuerst eine hölzerne, und dann an ihrer Statt i. J. 1227 eine steinerne Kirche erbaute. Die Mordwinen machten mehre Angriffe gegen die Stadt, jedoch ohne ihr Schaden zuzufügen, im Jahr 1310 aber vereinigte sich der Sohn eines Tartarenfürsten, Arapscha, mit den Mordwinen, schlug am Flusse Piana die Truppen des Großfürsten Dimitri Constantinowitsch, zog heimlich gegen Nishnei, verbrannte und verheerte es. Im Jahr 1359 baute Großfürst Andrei Constantinowitsch, als er das Fürstenthum Nishegorod von seinem Bruder Dimitri geerbt hatte, die Stadt wieder auf. Es findet sich darin, wie in vielen russischen Städten, ein Kreml. Das bergige Terrain der Stadt auf der Bergseite der Wolga gibt demselben etwas Malerisches. Eine gezahnte steinerne Mauer umschließt einen bedeutenden, an den Fluß stoßenden Raum, und folgt allen Bewegungen des Terrains nach dem Ufer der Wolga. Längs derselben, innerhalb des Kremls, fast in gleicher Höhe mit der Mauer, ist ein steinerner Gang erbaut, der mit der Mauer, bergab und bergauf läuft, und an einigen Stellen aus bald mehr, bald minder steilen Treppen bis zu 60 Stufen besteht. Während man sich an den Aussichten von dieser Mauer herab ergötzt, fühlt man doch unwillkürlich einen Schauder, wenn man mit dem Blick die Höhe mißt, auf der man sich über dem Niveau der Wolga befindet.

Im Kreml erhebt sich eine Kathedrale mit fünf Kuppeln, die auf der Stelle der frühern erbaut und im Jahr 1834 eingeweiht wurde. Hier ruht die Asche mehrer Fürsten und Erzpriester von Nishegorod, so wie die des unvergeßlichen Kosma Minin; auch wird eine Copie der Fahne oder vielmehr des Bildes des Heilands aufbewahrt, mit welchem das Aufgebot von Nishneinowgorod im J. 1612 aufbrach, um Moskau und Rußland von der fremden Herrschaft zu befreien. Ganz in der Nähe, am Rande des Berges, ist kürzlich ein großes, steinernes Gebäude aufgeführt worden, von welchem gleich die Rede seyn wird. Die Gebäude für die Behörden und Casernen des vierten (vorzugsweise zum Unterricht bestimmten) Carabinier-Regiments nehmen die andere Seite des Platzes ein, der von den Mauern der Festung eingeschlossen und durch einen steilen Abhang von dem untern Bazar getrennt ist. Diese Gebäude beherrschen die Umgebung.

An dem durch diese Gebäude gebildeten Platz steht die Kathedrale zum Erzengel Michael, der älteste Bau in ganz Nishnei. In geringer Entfernung davon, am Rande des Platzes, gerade über dem Abhange, wurde im J. 1836 das Denkmal für Minin und Posharski errichtet; es besteht aus einer Granitsäule mit einem gleichartigen Piedestal, und hat auf der einen Seite die Inschrift: dem Bürger Minin die dankbare Nachwelt im Jahre 1826; auf der andern Seite: dem Fürsten Posharski die dankbare Nachwelt im Jahre 1826. Unter den Inschriften sind Kupferplatten eingefügt mit den Abbildungen der Köpfe der Helden, die von allegorischen Figuren umgeben sind.

Links vom Kreml, von der Wolga rechts, erstreckt sich unter einem hohen Berge eine lange Straße, welche an der temporären, die Stadt mit dem Jahrmarkt verbindenden, Brücke endet, und deren Gebäude den sogenannten Pfeil ausmachen, der durch die Vereinigung der Wolga mit der Oka gebildet wird. Diese Straße besteht aus steinernen Gebäuden, dem Kaufhof und einigen steinernen Kirchen. Der größte Theil der Häuser gehört Kaufleuten, und die ganze Straße ist ausschließlich von Handelsleuten bevölkert, und mit Handelsetablissements besetzt. Hier und in den anstoßenden Nebengassen befinden sich die Gasthöfe für die Fremden,

die Traiteurs, die Garköche und die öffentlichen Bäder. Während des Jahrmarkts tritt sie in alle Rechte der ersten Straße der Stadt: um diese Zeit sind die Gasthöfe mit Fremden gefüllt und die Traiteure und Garküchen mit Besuchern. Da sie zugleich den Hauptweg aus der Stadt nach dem Jahrmarkt bildet, so ist sie von den hin- und herfahrenden Equipagen und dem von und nach dem Jahrmarkt strömenden Volke angefüllt. Man nennt sie den untern Bazar, obgleich sie eigentlich nach der Kirche zur Geburt Mariä den Namen der Geburtsstraße (roshdentwenskaja) führt. Leider behält sie ihren Handelscharakter nicht lange, und die übrige Jahreszeit hindurch gebührt der Vorzug demjenigen Theile der Stadt, der am Berge hinliegt, und den man eigentlich zur Vorstadt rechnen sollte. Der Hauptpunkt in diesem Theile, der sogenannte obere Bazar, ist ein großer, von steinernen Gebäuden umgebener, aber nicht ganz regelmäßiger und auch nicht völlig ausgebauter Platz. Auf diesem befindet sich die Kathedrale zur Verkündigung Mariä, und die nach dem Metropoliten Alexeio benannte Kirche. Zu den besten Gebäuden gehört das Seminar, an welches hinten die Wohnung des Archierei mit einem großen Garten stößt, und das Gymnasialgebäude, welches gegenwärtig in großem Maßstabe und in schönem Style aufgeführt wird.

Die übrigen Theile der Stadt, welche über Berge und Schluchten hin einen bedeutenden Raum bedecken, verschönern sie nicht sonderlich: sie bestehen aus hölzernen Häusern, unter denen nur selten ein steinernes hervorschaut. Mit Ausnahme einiger regelmäßigen Straßen werden ungeregelte Häuserhaufen durch zahlreiche, einander durchschlingende Gassen von einander getrennt, die größtentheils ungepflastert und von tiefen, oft unüberschreitbaren Schluchten getrennt sind. Diesem Mangel wird durch die Vorsorge der Regierung bereits mehrfach abgeholfen durch die Anlegung gerader Straßen in vielen Theilen der obern Stadt und neuer Wege zwischen den steilen Abhängen, wobei oft ganze Berge durchstochen werden müssen. Bisher ließ man eine Menge Häuschen aufrichten, wo es jedem einfiel, unten an Bergen, an den Abhängen, in den Schluchten und sogar auf den Hauptplätzen und um die Festungsmauer her. Solche Gebäude hat der Staatsschatz für 700,000 Rubel angekauft und abgebrochen.

Der unterscheidende Charakter der Hauptstraßen im obern Theile der Stadt besteht darin, daß sie fast ausschließlich vom Adel bewohnt sind, und meistentheils aus größern, obwohl großentheils hölzernen Häusern bestehen, welche den dienstthuenden Beamten und dem Gouvernementsadel gehören. Die eine dieser Straßen heißt die große Pokrowka (Fürbittstraße), die andere die große Petscherskaja (Höhlenstraße), die meisten übrigen Straßen der Stadt haben gar keine Namen, und es ist selbst für alte Leute sehr schwer, diese oder jene Häuserreihe genau anzugeben: meist geschieht dieß nur durch Bezeichnung einer Kirche oder der Wohnung eines bekannten angesehenen Mannes; oft haben drei oder vier Straßen einerlei Namen, so daß, wenn man auch den Namen der Straße kennt, es doch fast unmöglich ist, irgend ein bestimmtes Haus aufzufinden. In der großen Pokrowka finden sich hauptsächlich die Regierungsgebäude und das Adelshaus; diese sind alle von Stein aufgeführt. Eben so finden sich im obern Theile der Stadt mehre steinerne Kirchen, die fast alle schon aus älterer Zeit herrühren; auch hat die Stadt zwei Mannsklöster und ein Frauenkloster.

Die hohe Lage von Nishneinowgorod auf Bergen, welche 250 bis 300 Fuß über das Niveau der Wolga sich erheben, sollte wohl der Stadt einen malerischen Anblick geben; dieser ist aber bis jetzt durch die große Anzahl schlechter Häuschen, die am Berge und unterhalb desselben zerstreut sind, verdorben. Doch hat der Kaiser bei seinem Besuch Anordnungen getroffen, um diesem Uebel abzuhelfen. Am meisten Aufmerksamkeit wendet man jetzt auf das östliche Ende der Stadt, welches die Hochfläche eines steilen Berges über der Wolga einnimmt, von welcher Seite aus sich Nishnei am besten ausnimmt. Dies Ufer und der Berg wurde von den kleinen Gebäuden gereinigt, und der steile, regelmäßig abgegrabene Berg in einen gleichförmigen ungeheuren Abhang umgewandelt, der mit Rasen bedeckt und nach Art eines englischen Gartens angelegt worden ist. Unterhalb wurde ein 700 Klafter langer Kai erbaut, der früher von tiefen Schluchten zerrissen war.

In der Veste selbst, neben der Cathedrale, auf dem sichtbarsten und höchsten Theile der Stadt, erhebt sich jetzt das große, steinerne Gebäude, dessen wir oben schon gedacht haben; mehre andere steinerne Gebäude gehören noch dazu, seine Bestimmung aber ist bis jetzt noch unbekannt, obwohl es augenscheinlich das Hauptgebäude der Stadt werden wird. Unterhalb desselben, am Abhange des Berges gegen die Festungsmauer hin, ist ein Park angelegt, und um diese Mauer auf der äußern Seite läuft das Boulevard herum. An dem neu erbauten Kai sollen neue Gebäude für die Behörden angelegt, so wie auch ein steinernes Theater an die Stelle des jetzigen gebaut werden, mit der Façade gegen die Wolga; in einiger Entfernung davon ist das städtische Krankenhaus. Kurz, Nishnei wird, indem der Mittelpunkt der Stadt hierher verlegt wird, in Kurzem eine der schönsten und wohlgebautesten Städte Rußlands werden. Der Anblick vom Kai auf die Wolga ist namentlich im Frühjahre schön, wo der Strom das entgegengesetzte Ufer überschreitet, und sich fast so weit ausbreitet, als man nur sehen kann. In der übrigen Zeit des Jahres verbirgt sich die Wolga unter dem bergigten Ufer, und läßt eine bedeutende Strecke von Sandbänken trocken liegen, aus denen eine Menge kleiner Buchten eine Anzahl öder Inseln bildet, die keineswegs malerisch sind. Die Wolga scheint darum, wenn man sie von dem Berge herab betrachtet, nicht breit. Die Oka, welche durch ihre Vereinigung mit der Wolga die Landzunge bildet, auf welche der Jahrmarkt gehalten wird, vermischt ihren Strom nicht mit derselben, fließt auf einer bedeutenden Strecke noch neben ihr hin, und man kann sie an der Farbe des Wassers unterscheiden, welches weislicher oder trüber erscheint.

Hier muß ich bemerken, daß die Lage der Stadt bei der Vereinigung zweier großer Flüsse sie darum nicht, wie man glauben sollte, reichlich mit Wasser versorgt, im Gegentheil ist Nishnei wegen der hohen Ufer beider

Flüsse oft in großer Noth. An einem bequemen Platz auf dem niedern Bazar hat man einen Abstieg angelegt, aber für viele Bewohner der Stadt ist die Entfernung bis dahin zu groß. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat man vorgeschlagen, von dem neuen Kai aus Abstiege anzulegen. Auch die in der Stadt befindlichen Quellen können nicht alle benützt werden, weil sie vorzugsweise an den Abhängen der Berge hervorspringen, und überdem ist das Wasser nicht ganz gut. Besonders der hintere Theil der Stadt, der sich weiter hinaus in's Feld erstreckt, auf dem Wege nach Kasan hin, entbehrt in dieser Beziehung jeder Bequemlichkeit.

Nach der Lebensweise der Bewohner mittleren Standes zu schließen kann man Nishnei keine reiche Stadt nennen; man bemerkt darum auch in diesem Stande keine Neigung zu Vergnügungen und Lustbarkeiten. Das Leben der Bauern im Gouvernement, das sich durch Wohlhabenheit, Reichthum und selbst einen gewissen Luxus auszeichnet, bildet damit einen scharfen Contrast. Handwerke und Thätigkeitsgeist des Volkes überhaupt sind die Hauptquellen dieser Wohlhabenheit. Die Kaufleute von Nishegorod handeln größtentheils mit sibirischem Eisen, Korn und Salz. Der in der Handelswelt berühmte Jahrmarkt ist für Nishneinowgorod selbst eher schädlich als nützlich. Die hiesigen Einwohner sind gewöhnt, auf dem Jahrmarkt ihre Bedürfnisse für das ganze Jahr einzukaufen, und darum ist der größte Theil der Buden des städtischen Kaufhofes das ganze übrige Jahr hindurch geschlossen. Die Kaufleute der Stadt versetzen ihre Buden auf den Jahrmarkt, der größte Theil der Käufer aber zieht die Fremden vor, indem man bei den eigenen Kaufleuten immer einkaufen könne. Die Jahrmarktszeit erhöht die Preise fast aller Lebensbedürfnisse, und diese Preise halten sich auch noch nach dem Jahrmarkte, so daß man in Nishnei ohne Vergleich theurer lebt, als in dem größten Theile der russischen Städte. Die Quartiere kosten hier bei dem Mißverhältniß der Häuser zur Einwohnerzahl (man rechnet in der gewöhnlichen Zeit 27,000), was sie in Petersburg kosten. Was den Jahrmarkt selbst betrifft, so will ich, da er eigentlich von der Stadt ganz abgeschieden ist, mich nicht näher darauf einlassen, und nur bemerken, daß derjenige sich gewaltig täuscht, der hier Zerstreuungen und Vergnügungen sucht, woran andere ähnliche Handelsplätze so reich sind. Hier herrscht nur der Großhandel, und das Leben ist völlig commerciell; er ist wichtig für die Kaufleute, aber die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens vermehrt er nicht.

Diese sind überhaupt hier nicht sehr reichlich: es gibt hier ein Theater und einen Adelsclub, darauf beschränken sich aber alle öffentlichen Vergnügungen. Das erste ist für eine Gouvernementsstadt ziemlich gut und so viel ich weiß das beste, das jetzt noch besteht. Das Gebäude ist alt und ärmlich. Unter den Gesellschaften ist nur der sogenannte Damenzirkel zu bemerken, der im Winter alle Donnerstage statt findet; doch sind die Versammlungen, einige hohe Feste abgerechnet, selten sehr zahlreich, und die Damen begnügen sich oft, dem Tanze von den Gallerieen zuzusehen; häufig kommt es vor, daß nur wenige Paare tanzen. Oeffentliche Spaziergänge sind hier gleichfalls nicht gebräuchlich; der neu angelegte Garten ist sehr wenig besucht, der neu eingerichtete Boulevard gibt noch keinen Schatten, und nur auf dem Kai sieht man Abends einige Spaziergänger; die Umgegend der Stadt bietet nichts Anziehendes dar. Alles dies macht das Leben in Nishneinowgorod unerträglich langweilig: es ist sehr wenig Munterkeit und Bewegung darin. Handel und Industrie zeigen sich nur in dem niedern Bazar, der, wie eben bemerkt, so zu sagen eine besondere Stadt bildet. Im obern Theile der Stadt befindet sich die Thätigkeit nur auf dem dem Zollhause nahe gelegenen Heumarkt, wo die Bauern der umliegenden Dörfer an gewissen Tagen hereinkommen und ihre häuslichen Erzeugnisse verkaufen; auch Pferdehandel wird hier getrieben.

Nishneinowgorod befindet sich in einer Art Uebergangszustand, und kann noch bei Weitem nicht die Forderungen eines an die Annehmlichkeiten der Hauptstadt und vieler ausgezeichneten Gouvernementsstädte Rußlands gewöhnten Menschen erfüllen. Dieser Mangel erscheint freilich groß, aber wenn einmal die wohlthätigen Plane der Regierung in Vollzug gesetzt seyn werden, so wird auch Nishnei mit seinen natürlichen Vortheilen den ihm gebührenden Rang einnehmen und die Vergleichung mit andern Städten aushalten können.

Der Knabe mit der Zither

von

Theodor Redepennig.

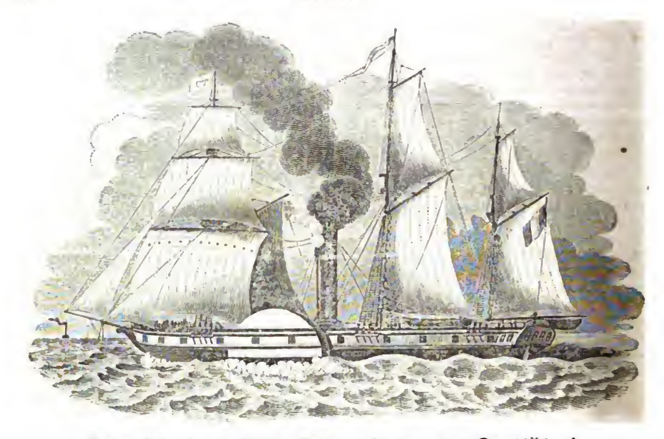
Es zog beim stillen Sternenschein,
Verstoßen und verbannt
Mit seiner Zither ganz allein
Ein Knabe über Land.

Die Wolken dräun,
Es braust der Wind,
Die Welt ist od und leer;
Hohl rauscht der See,
Wie weint das Kind,
Ihm ist das Herz so schwer!

Da wird es still, die Laute bebt,
Der Knabe singt dazu,
Ich hab' geweint, ich hab' gelebt,
O nimm dein Kind zur Ruh'!

Ihm wird so wohl, er legt sich hin
Und blickt zum Himmel auf.
Die hellen Heimathssterne zieh'n,
Und seine Lieben d'rauf.

Und wie er schlaft und froh erwacht,
Sind ihm die Engel nah,
Und unten liegt in stiller Nacht
Die Erde feiernd da.



Ueber die gegenwärtige Auswanderung aus Deutschland

von

Dr. F. Schmidt in Zittau.

Schon seit einem längerem Zeitraume verlassen alljährlich, fast im geregelten Zuge, viele Tausende von Familien Deutschlands wirthlichen Boden, um im fernen Auslande sich eine neue Existenz zu gründen. Sie scheiden von Heimath und Vaterland, von Verwandten und Freunden, von dem Boden, der die Asche ihrer Entschlafenen birgt; sie scheuen nicht die Beschwerlichkeiten der Reise, nicht die Gefahren, mit denen das Meer und seine Stürme sie bedrohen, nicht fremde Sprache und ungewohnte Sitten, um sich fern vom Heimathslande, mitten unter fremden, oft rohen, ja wilden Völkern eine neue Heimath zu suchen, ohne der wirklichen Erreichung dieses Zweckes genau versichert zu seyn.

Was nun ist es doch, was alljährlich so viele Tausende zu diesem gewagten und unsicheren Schritte antreibt? Vergebens sehen wir uns nach einer neuen und auffallenden Erscheinung in Deutschland um, welche zu solchem Ereignisse Anlaß geben könnte. Seit 25 Jahren genießt Deutschland eines tiefen Friedens. Seine Fürsten haben alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die tiefen Wunden, welche lange Kriege den Völkern geschlagen hatten, zu heilen. Ueberall ist die Rechtspflege verbessert, für Belehrung und Ausbreitung der Bildung, auch in den untersten Volksklassen, gesorgt worden; zweckmäßige Handelsverbindungen haben den Verkehr im Innern von den Fesseln der Zoll- und Mauthlinien befreit, und zugleich an den Grenzen einen Wall gegen die Concurrenz des Auslandes errichtet; überall herrscht Ruhe und Sicherheit. Wo ist nun in allen diesen Dingen, in allen diesen offenbaren Fortschritten, die gemacht worden sind, irgend ein Anlaß zu jener Erscheinung? und doch ist sie unleugbar vorhanden, doch ist sie regelmäßig und zunehmend.

Es kann nicht fehlen, daß eine solche Erscheinung, unter solchen Umständen und in solchem Umfange, die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregen mußte, und daß bereits verschiedene Versuche zu ihrer Erklärung gemacht worden sind. Eben so getheilt waren die Stimmen darüber, ob man diese Erscheinung als eine nützliche oder nachtheilige ansehen, ob man sie befördern oder verhindern solle, und sie mußten es seyn, weil nicht selten die verschiedenen Parteien es waren, die sich der Frage bemächtigten, und es dann natürlich versuchten, sie, so viel als möglich, in ihrem Sinne zu beantworten.

Je nach der Verschiedenheit ihres Standpunktes leiteten die Einen die Auswanderung aus religiöser oder politischer Bedrückung ab, während die Anderen sie auf Rechnung der Verführung und Verlockung, die goldene Berge in der Ferne versprach, und der die beschränkte Einsicht allzu leichtsinnig Glauben beimaß, oder die Ursachen theilweise in einer erregten, aber ungerechten Unzufriedenheit mit dem Bestehenden fand.

Eben so verschieden waren die Ansichten über den Erfolg. Die Einen hielten sie für nützlich, weil die große Zahl der arbeitenden Bevölkerung vermindert würde, und wollten sie auf Staatskosten befördert wissen; die Anderen hielten sie für nachtheilig, weil der Staat Kapitale und Hände verliere, und riethen, ihr auf alle mögliche Art entgegen zu wirken. Wieder Andere hatten Mitleid mit dem harten und oft un-

glücklichen Schicksale, welches die Auswanderer treffe, und glaubten ihm aus Menschenfreundlichkeit durch Belehrung und Aufklärung über die Gefahren derselben, durch Nachrichten über die traurigen Schicksale, von welchen Einzelne betroffen worden waren, entgegen wirken zu können und zu müßen. Eigentliche Zwangsmaßregeln dagegen anzuwenden, wie sie in früheren Zeiten, von König Pharao's bis zu König Ludwig's XIV. Zeiten, wohl vorgekommen waren, erlaubte indessen die fortgeschrittene Bildung auch den Machthabern nicht mehr, die sie als ein nachtheiliges Ereigniß ansahen, und die Auswanderung geht alljährlich, nach wie vor, ihren geregelten Gang fort. Sie ist eine Phase der Zeit geworden, die jedoch ihrer Erklärung noch entgegen sieht.

Wir wollen daher gegenwärtig den Versuch machen, einen Beitrag zu Erklärung dieser wichtigen Erscheinung zu geben, und hoffen, daß, selbst wenn wir unser Ziel nicht vollständig erreichen, doch an dem ernsten und aufrichtigen Willen dazu kein Zweifel übrig bleiben soll.

Zu allen Zeiten und in allen Gegenden der Erde hat der Mensch, und das rohe Kind der Natur vielleicht noch mehr als der übercivilisirte und dadurch gegen manche Gefühle abgestumpfte Europäer, die stärkste und unzweifelhafteste Neigung und Anhänglichkeit an den Ort und an die Gegend zu Tage gelegt, die ihn geboren werden sah. Schon der Gedanke an sie hat den Jüngling zu Gesängen, den Mann zu Thaten des Ruhmes begeistert, erweckt noch in dem Greise Erinnerungen, die den Abend seines Lebens verschönen. Daher zeigt uns auch die Geschichte, daß überall, wo ganze Massen, diese schönen und edlen Gefühle bezwingend, Heimath und Vaterland verließen, mächtige Hebel im Spiele seyn mußten, um sie zu einem so schwer zu fassenden Entschluße zu bewegen. Daß dem so sey, davon gibt die Geschichte die unwiderleglichsten Beweise.

Wir wissen, daß die Hebräer ihr Heimathsland mit Egypten vertauschten, und daß sie, trotz ihrer noch sehr geringen Anzahl, der Hunger dazu zwang. In Aegypten im Lande Gosen angesiedelt, blieben sie 430 Jahre. Aber sie wurden von den Pharaonen, die ihre immer wachsende Zahl anfingen zu fürchten, so hart bedrückt, daß sie sich zuletzt zur Auswanderung, und da ihnen diese nicht verstattet werden sollte, zu einer gewaltsamen Auswanderung entschloßen, die sie auch, wenn schon unter den größten Mühseligkeiten, und unter unaufhörlichen Kriegen, zuletzt glücklich durchführten, und in dem ihnen verheißenen gelobten Lande, in Canaan, einen eigenen lange blühenden Staat gründeten.

Griechische Stämme wanderten, theils weil sie in der Heimath keinen Raum mehr fanden, theils von der Sicherheit des Landes angezogen, nach Unteritalien aus, und es entstand dort Großgriechenland. Auch Uebervölkerung einzelner Städte gab zur Anlage von Kolonien Anlaß.

Die Trojaner wanderten unter Aeneas, nach der Eroberung ihrer Stadt durch die Griechen, in Latium ein. Carthago wurde von aus ihrer Vaterstadt vertriebenen Tyriern, unter Leitung der Dido, gegründet. Marseille verdankt seinen Ursprung einer aus Kleinasien vor Cyrus entfliehenden Colonie der Phocaer. Ueberall in diesen Erscheinungen ist es bald Zwang allein, bald Zwang und Begierde, was zu der Auswanderung in Massen veranlaßt.

In Asien mußten, nicht gar lange nach dem trojanischen Kriege, die Scythen vor dem Andrange der Massageten ihr Vaterland verlassen, und wendeten sich westwärts gegen die Cimmerier, die sie ihrerseits aus ihren Wohnsitzen verdrängten.

Im zweiten Jahrhunderte vor Christi Geburt erschien plötzlich ein ungeheurer Schwarm fremder Völker in Steiermark, fiel dann in Gallien, später auch in Italien ein, wo sie von Marius und den Römern in verschiedenen Schlachten völlig vernichtet wurden. Es waren dieß die Cimbern, Teutonen und Ambronen. Die eigentlichen Ursachen ihrer Wanderungen sind nicht bekannt geworden.

Endlich führte überhäufte Bevölkerung, der Andrang anderer Völkerstämme, der Reiz endlich der herrlich angebauten, fruchtbaren römischen Provinzen und die Reichthümer derselben gegen das Jahr 375 die große Bewegung herbei, die wir unter dem Namen der Völkerwanderung kennen. Sie begann mit dem Einfalle der Hunnen in Europa, die die ihnen zunächst liegenden Völkerschaften aus ihren Wohnsitzen verdrängten, und sie dadurch nöthigten, ihrerseits das Gleiche gegen ihre westlichen oder südlichen Nachbarn zu versuchen. Sie erstreckte sich bis an den atlantischen Ocean, und bis nach Nordafrika hin, wo die Vandalen ein Reich errichteten, und erreichte erst im dritten Viertheile des 7. Jahrhunderts ihre Endschaft.

Von dieser Zeit an veränderten die Auswanderungen ihren Charakter. Es waren nicht mehr ganze Völkerschaften, ganze Schwärme und Stämme, die in gemeinsamer Uebereinkunft gezwungen oder verlockt, sich neue Wohnsitze suchten. Je mehr sich die Länder anbauten, um so weniger machten sich die Menschen entschließen, sie, und mit ihnen ihre Habe, die sie nicht mehr, wie jene Horden, mit sich fortführen konnten, zu verlassen, um sich, unter unsäglichen Mühen und Gefahren, neue Wohnsitze zu suchen, und es erst auf den Erfolg der Schlachten ankommen zu lassen, ob sie auch nur so viel erlangen würden, als sie verlassen sollten, und ohne alle Mühe, Arbeit und Gefahr ruhig genießen konnten. Die Reicheren und Wohlhabenderen zogen es daher, selbst bei feindlichen Einfällen, vor, bei ihrer Habe zu bleiben, um zu retten, was zu retten möglich war; bei den Einfällen roher Horden tröstete sie die Hoffnung einer baldigen Entfernung, da ihnen ihre Zerstörungswuth niemals erlaubte, lange an einem Orte zu bleiben. In Kriegen mit gebildeteren Völkern rechneten sie auf eine mildere Behandlung, oder glaubten, sie wohl auch erkaufen zu können. Grund und Boden blieb ihnen denn doch, seit die Kriege mehr zwischen Staaten, als gegen Individuen, geführt wurden, und größere Bildung und Gesittung die Schonung des Privateigenthums gebot. Gegen Hunger schützte sie ihr Wohlstand. Für sie waren also die zwingenden und lockenden Elemente, welche zeither die Auswanderung ganzer Völkerschaften veranlaßt hatten, gar nicht mehr

vorhanden. Sind nun die Massen eine todte Kraft, die erst von den Mächtigen, Reichen, Wohlhabenden und gebildeten Klassen Antrieb und Leitung erhalten kann, so stellt sich damit sogleich auch heraus, warum von einer Auswanderung ganzer Völkerschaften fortan nicht mehr die Rede seyn konnte.

Auf diese Art war Krieg und feindlicher Einfall ganz aus der Reihe der Elemente, welche zur Auswanderung führen konnten, verbannt; Hungersnoth und Aussicht auf Wohlleben und Beute konnte nur theilweise, und im Ganzen mehr auf die ärmeren oder abenteuernden Klassen der europäischen Gesellschaft noch wirken, und es konnte daher fortan nur von einzelnen Auswanderungen, oder von Auswanderungen in kleineren Parteien, die Rede seyn.

So auch war es, und es haben daher mancherlei Erscheinungen des Mittelalters, unter anderen auch die abenteuerlichen Züge der Spanier nach Amerika, ihren Ursprung.

Sollten aber auch für die höheren und wohlhabenderen Klassen neue Veranlassungen zur Auswanderung entstehen, so konnten diese fortan nicht mehr, wie früher, materieller Natur seyn, sondern sie mußten in den Bereich der geistigen Interessen fallen. Auch daran hat es in der neueren Zeit nicht gefehlt. Politische und religiöse Verfolgungen haben zu unterschiedenen Zeiten einzelne Länder in Bewegung gesetzt, und nicht bloß auf die ärmeren, sondern auch auf die reicheren und wohlhabenderen Klassen gewirkt. Doch setzen sie überall einen Zwiespalt im Innern voraus, in welchem die stärkere Partei die schwächere bezwingt, und die letztere in die Nothwendigkeit versetzt, entweder nachzugeben, oder, sobald sie es vermag, ihre Grundsätze zu retten und auszuwandern. Solche Elemente können daher, obwohl sie, vorzüglich bei Religionsverfolgungen, Reiche und Arme gleichmäßig treffen können, unter allen Umständen niemals Völkerwanderungen, sondern nur die Auswanderung Einzelner oder kleinerer Parteien veranlassen. Beispiele davon in größerem Maßstabe hat die neuere Geschichte mehrfach aufzuweisen.

Wir erinnern hierbei nur an die Auswanderungen, welche die Einführung der Inquisition in den spanischen Niederlanden, die Aufhebung des Edicts von Nantes und die darauf folgenden Dragonaden in Frankreich, die Intoleranz des Erzbischofs von Salzburg um die Jahre 1728—32, wegen Gewissenszwang im Salzburgischen, die verschiedenen Bewegungen in Polen, und die Revolution in Frankreich, wegen politischer Grundsätze, veranlaßt haben. Sind wir auf diesem Wege bis zu dem Standpunkte der Gegenwart gelangt, so zeigt sich unsern Blicken, daß das im Alterthume vorzüglich wirksame Element der Auswanderung Krieg und feindlicher Einfall aus der Reihe der sie herbeiführenden Momente in Europa gänzlich verschwunden ist, so wie es überhaupt nur rohen Zuständen angehören kann. Ein zweites im Alterthume sich geltend machendes Element, das des Hungers, ist für die zahlreichen wohlhabenderen Klassen gänzlich verschwunden, während es, bei den früheren Zuständen, ganze Völker in ihrer Allgemeinheit traf. Gegenwärtig wird selbst für die ärmeren und ärmsten Klassen, nöthigen Falls, durch Unterstützung und umsichtige Polizeianstalten so gesorgt, daß eine absolute und allgemeine Hungersnoth, wie sie damals wohl vorkommen konnte, kaum mehr möglich seyn dürfte. Die Aussicht auf Beute durch räuberischen Einfall in reiche fremde Länder ist für Völker durch die Civilisation, für einzelne Abenteurer durch die geordneten Zustände der Völker verschwunden, und es möchte daher gegenwärtig kein einziges der frühesten Elemente der Auswanderung mehr vorhanden seyn.

Verfolgungen um der Religion willen finden gegenwärtig in Deutschland wenigstens in directer Weise nicht statt, und die politischen Verfolgungen haben in Deutschland nur sehr wenige Einzelne betroffen, die noch dazu den Klassen, welche vorzüglich zur Auswanderung hinneigen, fast insgesammt mehr oder weniger fremd sind und fern stehen. So gewinnt es das Ansehen, daß in Deutschland keine einzige der, der Erfahrung und Geschichte nach, zeither in Wirksamkeit gewesener Ursachen der Auswanderung in Thätigkeit seyn kann. Wenn wir aber dennoch gewahren, daß sie regelmäßig vor sich geht, daß sie bedeutend, und, trotz so mancher indirecten Entgegenwirkung, im Steigen ist, daß sie, obwohl isolirt, oder nur in kleineren Vereinen vorgenommen, uns jährlich große Massen der Bevölkerung entführt, so berechtigen alle diese Umstände wohl zu dem Schluße:

daß diese Erscheinung auf gewissen, erst neuerdings entstandenen und in Wirksamkeit getretenen allgemeinen, noch unbekannten, Ursachen beruhe, die erst richtig erkannt werden müssen, ehe man sagen kann, ob diese Auswanderung von der Art ist, daß man sie befördern könne, oder ihr entgegen wirken müsse.

Nur erst, wenn diese allgemeinen Ursachen ermittelt sind, läßt sich mit einiger Gewißheit feststellen, ob der Sache ihr Gang einfach gelassen werden kann und soll, oder ob Maßregeln zu ihrer Förderung oder Behinderung möglich, und wenn möglich, auch rechtlich und räthlich sind.

Die Auswanderungen aus Deutschland gehen gegenwärtig entweder nach Amerika, oder nach Polen, oder nach Rußland. Nach Polen und Rußland können, der Natur der Sache nach, hauptsächlich nur Gewerbtreibende gehen. Der Zustand des Ackerbauers ist durchaus nicht einladend, wogegen sich für den Gewerbsmann, besonders wenn er mit Kenntnissen und mit Kapitalen ausgerüstet ist, wegen der großen Unterstützungen, die die Regierung gewährt, und wegen des starken Schutzes, den die von Rußland befolgte Handelspolitik den Gewerben im Innern zusichert, ein eben so bedeutender als gewinnreicher und belohnender Wirkungskreis eröffnet.

Diejenigen, welche nach Polen und Rußland auswandern, gehören daher vorzüglich dem Gewerbsstande an, und wenn im Allgemeinen dieselben Ursachen, welche die Auswanderung nach Amerika veranlassen, auch wohl bei ihnen wirksam seyn mögen, so ist es doch auch die Aussicht auf baldige und bedeutende Verbesserung ihrer Lage, oder, bei den Vermögenderen, auf schnellen Erwerb großen Reichthums, welche einen bedeutsamen Theil an der Bestimmung ihres Entschlusses hat, oder wenigstens ihrer Auswanderung vor-

zugsweise die Richtung nach Rußland und nach Polen gibt.

Weit die überwiegende Anzahl der deutschen Auswanderer nimmt indessen ihren Weg nach Amerika. Sie ist aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt. Kapitalisten und größere Gewerbtreibende, wie sie wohl, aus den bereits bezeichneten Gründen, nach Polen und Rußland gehen, finden sich weniger unter ihnen.

Dagegen finden sich unter ihnen Sectirer, die sich in Deutschland in der Ausübung ihres Cults auf mannigfache Weise beschränkt fühlen, und daher dem toleranteren Amerika zueilen; auch kommen unter ihnen wohl manche Glücksritter vor, die, weil ihnen in Europa alle Wege verschlossen sind, ihr Heil in einem anderen Welttheile, wo ihrer Laufbahn ein größerer und, in manchen Beziehungen, weniger gefährlicher Spielraum eröffnet ist, versuchen wollen. Einzelne gehen wohl auch, freiwillig oder gezwungen, um politischer Grundsätze willen, oder weil sie ein Opfer derselben geworden sind, in die neue Welt. Aber alle diese Leute bilden nur einen sehr geringern Theil des Ganzen, die Ursachen zu ihrer Auswanderung liegen am Tage, und wir haben es daher nicht weiter nöthig, uns mit ihnen zu beschäftigen.

Die überwiegende Masse derselben, mit welcher wir es daher allein zu thun haben, besteht aus kleinen Grundbesitzern, aus kleinen Handwerkern, und aus solchen Personen, welche den unteren arbeitenden Klassen angehören.

Sie fließen in den Seestädten zusammen, und gewiß mag es wenige Gegenden von Deutschland geben, die nicht ihr Contingent dazu stellen. Die zahlreichsten Beiträge dazu liefern indessen unstreitig wohl Rheinbaiern, Würtemberg, die Hessen, Sachsen und Baden.

Es mag seyn, daß auch unter ihnen es so manche gibt, die der gänzliche Ruin ihres Vermögens, oder der Wunsch, noch etwas davon vor den Gläubigern zu retten und ihren Verfolgungen zu entziehen, nach Amerika treibt. Aber gewiß bilden auch sie nur eine sehr unbedeutende Fraction des Ganzen, und die große Masse besteht immer noch aus Personen, welche nicht gerade durch so zwingende Momente zur Auswanderung genöthigt sind, sondern bei denen sie mehr aus einem freien Entschlusse hervorgeht.

Werfen wir unsern Blick zunächst auf die Länder, welche die stärksten Beiträge zu der Auswanderung nach Amerika liefern, so zeigt sich auch, daß es so ziemlich diejenigen sind, welche in Bezug auf ihren Umfang verhältnißmäßig die zahlreichste Bevölkerung in sich enthalten. Hessendarmstadt zählt durchschnittlich über 4000 Seelen, Baden und Rheinbaiern eben so viel, Würtemberg fast 5000 und Sachsen an 6000 Einwohner auf die Quadratmeile, und die Bevölkerung vermehrt sich in allen diesen Ländern in ziemlich starker Progression.

Man hat lange gestritten, ob die Zunahme der Bevölkerung etwas unbedingt Wünschenswerthes sey, oder ob sie nachtheilig wirke; ob eine, oft behauptete, Uebervölkerung möglich sey, oder nicht, und es sind diese Fragen, nach dem verschiedenen Standpunkte, von welchen aus man sie betrachtet hat, auch verschieden beantwortet worden. Es kann hier nicht der Ort seyn, in diesen, oft mit ziemlicher Heftigkeit und Erbitterung geführten, Streit tiefer einzugehen, doch lassen sich einige Bemerkungen über die Sache selbst nicht wohl beseitigen, weil es außerdem unmöglich seyn würde, über den uns vorliegenden Gegenstand, der dabei wesentlich betheiligt ist, zu einer klaren Ansicht zu gelangen.

Ueberall in der Natur, so weit wir sie zu erkennen und ihre Gesetze zu erforschen vermögen, herrscht ein gewisses Gesetz des Maßes und der Beschränkung, welches entweder, nach physischen Gesetzen, gar nicht überschreitbar ist, oder zwar überschritten werden kann, aber nur so, daß die fortwährende Ueberschreitung zum Unheile führt.

Da, wo eine Ueberschreitung möglich ist, streben die schaffenden Kräfte der Natur, sobald sie sich in einem Gegenstande individualisiren, augenblicklich, in Bezug auf diesen Gegenstand, sich auszudehnen, und ihn zu vermehren. Sie sind unerschöpflich, und würden daher bald die Erde, ja alle Weltkörper mit einem einzigen Erzeugnisse erfüllen, wenn nicht dem letzteren unüberschreitbare physische Gesetze, dem ersteren der entgegenstrebende Conflict anderer Kräfte und das beschränkende Element des Raumes hindernd entgegenträte.

Jede einzelne Pflanze würde nach und nach allein die ganze Erde mit ihres Gleichen bedecken, und sich auch dann noch ins Unendliche vermehren, wenn ihr im ersten Falle nicht die entgegenstrebende Existenz anderer Pflanzen, die das nämliche Ziel verfolgen, hinderlich wäre, und im letzten Falle der endliche Mangel des Raumes, den sie zu ihrer Ausbreitung nicht nur, sondern auch zu ihrer Ernährung bedarf, jede weitere Vermehrung unmöglich machte.

Denken wir uns, daß eine solche Pflanzenart auf gewissen Punkten mit anderen Pflanzenarten, die sich ihrerseits gleichmäßig ausbreiten wollen, zusammentreffen muß, so muß auf beiden Seiten, so wie sie sich berühren, eine Art von Kampf entstehen, in den beide Theile zum Stillstande gebracht werden, bis etwa die eine Art ein entschiedenes Uebergewicht über die andere erlangt, ihren weiteren Fortschritten nicht nur Gränzen setzt, sondern sie auch unterdrückt, und ihr Boden abgewinnt. Ganz den nämlichen Gesetzen folgt die Thierwelt. Jede Gattung von Thieren würde sich bis in's Unendliche vermehren, wenn der Raum, auf dem sie lebt, immerfort vermehrte Lebensmittel erzeugte. Aber sie gelangt gar nicht bis auf diesen Punkt, weil die Natur selbst und andere Thierarten ihr entgegentreten, sie beschränken und ihrer Verbreitung und Vermehrung gewisse Grenzen setzen. Ueberall in der Natur bemerken wir daher auf einer Seite das Gesetz des Maßes und der Beschränkung, auf der anderen Seite das Individuum, welches sich bestrebt und die inwohnende Kraft dazu hat, das Maß zu erreichen, wohl auch bis an die Grenzen physischer Unmöglichkeit zu überschreiten, den Streit, der dadurch entsteht, hartnäckig gegen die entgegengesetzten Bestrebungen, die ihn hervorrufen, verfolgt, bis eben durch den Conflict selbst die Ausgleichung erfolgt.

Wenn wir nun überall in der Natur das Gesetz des Maßes und der Beschränkung, das Anstürmen der widerstrebenden Kräfte dagegen, und das Gesetz der Ausgleichung, das sich bis in den Erscheinungen des Sturmes, der Meereswellen und der wechselnden Ebbe und Fluth, kund gibt, gewahren, sollte dasselbe denn nicht auch auf den Menschen und seine Vermehrung auszudehnen seyn? oder sollte er allein eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze machen? und welches könnten die Ursachen davon seyn? Diese Fragen sind es, mit denen wir uns gegenwärtig kürzlich zu beschäftigen haben.

Allerdings ist dem Menschen die ganze Erde unterworfen, allerdings stehen ihm alle ihre Erzeugnisse zu Gebote, und es gibt kein einziges Geschöpf, welches, im Kampfe mit dem Menschengeschlechte, nicht zuletzt den kürzeren zöge. Die wildesten und reißendsten Thiere ziehen sich in dem Maße zurück, und nehmen in dem Maße ab, in welchem der Mensch in ihrem Bereiche vordringt, und sich ausbreitet. Von Seiten der individualisirten Naturkraft hat er daher überall keinen wirksamen Widerstand zu befürchten. Aber immer noch steht ihm die allgemeine schaffende Kraft der Natur entgegen, beengt ihn das unüberschreitbare Element des Raumes.

Allerdings stirbt der Mensch noch nicht ab, wie die Pflanze, sobald der Boden unter ihm und um ihn her nicht mehr die nöthigen Lebensmittel für ihn hervorbringt; er kann sich dieselben, auch ohne überhaupt unmittelbar sie dem Boden abzugewinnen, vermittelst anderer Arbeit von entfernteren Punkten, ja möglicher Weise von dem entferntesten Punkte der Erde verschaffen. Aus diesem Grund wird jede Möglichkeit einer Uebervölkerung vielfach ab, und auf eine ferne, vielleicht nie eintretende, Zukunft verweisen, und man hat allerdings Recht, so weit von einer absoluten Uebervölkerung die Rede ist, wo der überflüssige Theil der Menschen unbedingt Hungers sterben müßte.

Indessen schließt dies noch nicht die Möglichkeit einer relativen Uebervölkerung aus, vermöge deren einzelne Gegenden verhältnißmäßig zu stark bevölkert seyn könnten, so daß die das Maß überschreitende Bevölkerung mit gewissen Uebeln und Nachtheilen zu kämpfen hätte, wenn sie auch nicht, wie in jenem Falle, nothwendig verhungern müßte.

Wenn wir uns eine bestimmte Gegend von einem bestimmten Umfange denken, so wird auf derselben eine Bevölkerung ganz gut leben können, so lange die für dieselben erforderlichen Lebensmittel auch auf dem Grund und Boden dieses Bezirks erbaut werden können. Von dem Augenblicke an, wo die Bevölkerung dieses Maß übersteigt, müssen die fehlenden Lebensmittel aus dem nächsten Bezirke herbeigeholt werden; dadurch aber entstehen Kosten, und die Lebensmittel steigen allmälig im Preise. Je mehr die Bevölkerung das angegebene Maß überschreitet, eine um so größere Menge von Lebensmitteln muß aus der Ferne, und zwar nach und nach aus immer größerer Ferne, herbeigeschafft werden, wodurch sowohl die Transportkosten als auch die Preise der Lebensmittel, eine weitere Steigerung erfahren.

Auf der anderen Seite wächst bei der steigenden Bevölkerung auch die Zahl der Arbeiter und die Nachfrage nach Arbeit. Der Landbau der Gegend kann nur einer bestimmten Anzahl von Arbeitern Beschäftigung geben, die schon in dem Augenblicke, wo die Bevölkerung die sämmtlichen darin erbauten Lebensmittel verzehrte, vollzählig war. Von diesem Zeitpunkte an muß jede Vermehrung der Bevölkerung auf Beschäftigung bei dem Ackerbaue Verzicht leisten, und aller Zuwachs ist auf die Industrie verwiesen. Die Nachfrage nach Arbeit steigt daher in diesem Zweige doppelt, und diese vermehrte Nachfrage nach Arbeit, die das Angebot übersteigt, verhindert nicht nur, daß der Arbeitslohn eine dem gestiegenen Preise der Lebensmittel entsprechende Höhe erreiche, sondern sie bringt auch eine gewisse Unsicherheit des Erwerbes hervor. Wer heute Arbeit hat, weiß nicht, ob ihn vielleicht schon morgen ein arbeitsbedürftigerer Concurrent durch größere Wohlfeilheit aussticht. Dieses Uebel wächst mit der Bevölkerung, und es bildet sich überhaupt eine immer zahlreichere industrielle Bevölkerung, die, allen Wechselfällen hingegeben, unter jeder Handelsconjunctur leidet, und Entbehrungen aller Art ausgesetzt ist, wenn sie auch, im höchsten Nothfalle vom Staate unterstützt, nicht geradezu Hungers sterben darf. Aber der Lebensunterhalt wird unter solchen Umständen immer schwieriger, und der ärmere Theil der Bevölkerung leidet fortwährend, ohne alle Aussicht auf eine Verbesserung seiner Lage, er hat, da die Kapitale die Hauptrolle in der Industrie spielen, keine Selbstständigkeit, keine Zukunft mehr.

Unsere veralteten socialen Institutionen sind weiter von der Art, daß sie dem einzigen Erwerbsmittel der ärmeren Klassen, ihrer Arbeitskraft, keine freie Entwickelung gestatten, sondern sie auf mannigfache Weise beschränken. Noch nirgends ist der Grundsatz: Jeder darf seine Arbeitskraft ungestört auf diejenigen Gegenstände anwenden, die ihm die vortheilhafteste Aussicht bieten, oder auch nur: Jeder darf die Arbeiten betreiben, die er versteht, zu einer vollkommenen Anerkenntniß gekommen. Ueberall treten seiner Thätigkeit Privilegien, Monopole, Zunftzwang oder Concessionswesen, mannigfach hindernd, entgegen, und mancher wird, bei aller Fähigkeit und Geschicklichkeit, durch deren Anwendung er seine Lage sehr verbessern könnte, blos darum daran gehindert, oder, wenn er sie anwendet, sogar bestraft, weil die Arbeiten, die er verrichten könnte, einer anderen Klasse von Arbeitern von Staatswegen vorbehalten sind, unter welche er, nach seinen Verhältnissen, nicht aufgenommen werden kann. Er muß arm bleiben, weil es die socialen Einrichtungen so wollen.

Die öffentlichen Abgaben und Lasten aller Art steigen immer mehr: sie nehmen einen immer größeren Theil von dem Verdienste der arbeitenden Klassen in Anspruch, und es wirken besonders die indirecten Abgaben dadurch höchst nachtheilig auf den Zustand des ärmeren Theils der Bevölkerung ein, daß sie eine Vertheuerung der Lebensbedürfnisse herbeiführen, die den eigentlichen Betrag der Abgabe, welche der Staat erhält, weit übersteigt. Diese Abgaben sind überdieß zuweilen sehr ungleich vertheilt; sie treffen den Armen zuweilen, sobald sie auf unentbehrliche Bedürfnisse ge-

legt werden, eben so stark wie den Reichen, und sie werden überhaupt, weil zum größten Theile, von den Massen bezahlt.

Die Anforderungen werden fast mit jeder Finanzperiode gesteigert, ohne daß man sich deshalb den geringsten Besorgnissen hingibt. Die Staatsmänner freuen sich über den leichten Eingang der Abgaben, und ziehen daraus allerhand vortheilhafte Schlüsse in Bezug auf das Steigen des allgemeinen Wohlstandes, ohne zu erwägen, daß die indirecten Abgaben zumeist von den Kapitalisten vorgeschossen werden, und bei der directen Pfändung oder militärischen Execution die Säumigen bedroht, und sie zu deren Einzahlung nöthigt, sollte dieselbe auch mit den größten Opfern verbunden seyn, und nur durch Opfer ermöglichet werden können.

Viele Staatsmänner sind überdieß der Ansicht, und verkünden sie laut, um jede Bedenklichkeit gegen solche Abgaben gleich von vorne herein niederzuschlagen, die arbeitenden Klassen würden von den auf sie gelegten Abgaben, wie von den durch dieselben veranlaßten Steigen der Preise der ersten Lebensbedürfnisse, gar nicht getroffen, weil sich der Arbeitslohn solchen Falles verhältnißmäßig erhöhe. Der Arbeiter, sagen sie, muß soviel Lohn erhalten, daß er leben kann, woraus dann freilich von selbst folgt, daß, wenn die Lebensmittel, deren er nicht entbehren kann, im Preise steigen, oder die neuen ihn treffenden Abgaben ihm von seinem zeitherigen Arbeitslohne nicht mehr so viel, als zu Bestreitung des nothwendigen Lebensunterhalts erforderlich ist, übrig lassen, auch eine entsprechende Steigerung des Lohnes eintreten müsse.

Indessen stellen sich leider die Sachen in der Erfahrung anders. Wer Arbeit verlangt, bezahlt nur das, was sie ihm werth ist, nicht was sie dem Arbeiter gelten mag. Er bezahlt sie nur, wenn und so lange sie diesen Werth für ihn behält, mit gleichem Lohn; er zahlt weniger Lohn, oder entläßt den Arbeiter ganz, wenn sie für ihn an Werth verliert, oder wenn in seinem Interesse liegt, sie aufhören zu lassen, unbekümmert darum, ob und wie der Arbeiter mit seiner Familie bestehen könne. Fällt aber auf solche Weise der Vordersatz zusammen, so fällt mit ihm der ganze Schluß, das Irrthümliche jener publicistischen Ansicht tritt zu Tage, und es zeigt sich, daß vermehrte Abgaben auch vermehrte Lasten auf die ärmeren Klassen wälzen, ohne daß ihnen die Möglichkeit gegeben ist, sich denselben zu entziehen.

Wenn nun, fragt man sich, diese Lasten mitten im Frieden gesteigert werden, was soll geschehen, wenn es dereinst wieder zu Kriegen kommt?

Indessen zeigen sich schon jetzt, und noch während des Friedens, die nachtheiligen Folgen des Zusammenwirkens der eben angedeuteten Verhältnisse; sie sprechen sich auf die unzweideutigste Weise aus in der Zunahme der Verarmung unter den Massen, die selbst von den Staatsmännern nicht mehr weggeläugnet werden kann, und in der unverhältnißmäßig steigenden Anzahl der Concurse oder Gantwesen.

Mit den mannigfachen Entbehrungen, denen sich die Massen auf diese Weise in immer steigendem Maße unterwerfen müssen mit den Schwierigkeiten, gegen welche sie anzukämpfen haben, um nur den nothwendigsten Lebensunterhalt zu erringen, und mit ihrer gänzlichen Hoffnungslosigkeit steht der Ueberfluß und die Ueppigkeit, in welcher die vom Schicksale begünstigteren Klassen leben, in deren Händen sich, vermöge des überwiegenden Einflusses, den die Kapitale auf die Industerie erlangt haben, immer größere Reichthümer zusammenhäufen, in grellem Contraste, und jene fühlen ihre Entbehrungen nur um so tiefer und schmerzlicher. Vergleichungen können nicht ausbleiben, und eben so wenig zu etwas anderem, als zu Unzufriedenheit mit ihrer gedrückten Lage führen. Davon aber ist natürlich der Wunsch, eine Verbesserung derselben herbeizuführen, nicht sehr weit entfernt.

Freilich aber sind in Deutschland die Aussichten darauf, aus den bereits angegebenen Ursachen, die eben in den am dichtesten bevölkerten Gegenden am stärksten hervortreten, nur sehr gering, oder sie sind eigentlich, wenn es auch einzelne glückliche Ausnahmen geben mag, für die Massen so gut wie gar nicht vorhanden. Unter solchen Umständen müssen sich natürlich die Blicke derer, bei denen die Wünsche zu Verbesserung ihrer Lage lebhafter werden, nach außen hin richten, und zwar vorzugsweise nach Amerika, wo es, wie sie hören, noch freien Grund und Boden im Ueberfluß gibt, wo der Arbeitslohn hochsteht, und wo keinerlei künstliches Hinderniß der freien Anwendung der Arbeitskraft entgegensteht.

In den sämmtlichen eben angegebenen Verhältnissen und in ihrem Zusammenwirken dürften daher die hauptsächlichsten Ursachen der Auswanderung aus Deutschland zu suchen seyn.

Es ist möglich, daß außerdem wohl auch noch andere Ursachen bei der Auswanderung in Wirksamkeit treten, wie das fast nach allen Richtungen hin übertriebene Bevormundungssystem, manche polizeiliche Plackereien, Willkürlichkeit und Anmaßung der niederen Polizeidiener, die Erbschaft der Gensdarmerie und ihre Folgen u. s. w., aber gewiß werden alle diese Dinge nur bei Wenigen, und vielleicht immer noch nur in Verbindung mit den bereits angezeigten Ursachen wirksam werden, so daß sie für das Ganze füglich außer Berechnung bleiben können.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit darauf, was sich etwa zu ihrer Beseitigung thun lasse, so ergibt sich allerdings, daß gegen die relative Uebervölkerung und gegen die aus dem immer greller sich herausstellenden Contraste zwischen Reichthum und Armuth, Ueberfluß und Entbehrung entstehende Unzufriedenheit eigentlich gar nichts Wirksames geschehen könne. Der fortwährenden Erhöhung der öffentlichen Abgaben und Steigerung der Anforderungen an die Staatsbürger könnte Einhalt geschehen, die künstlichen Schranken, welche die freie Entwickelung der Arbeitskraft hindern, könnten beseitigt werden. Aber es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß das Eine oder das Andere geschehen werde. Die fixen Ideen und Besorgnisse, welche zu beiden Veranlassung geben, sind so sehr mit dem ganzen Gedankengange und Wesen unserer Staatsmänner verwebt, ja verwachsen, daß man in diesen Beziehungen jede Hoffnung auf eine gründliche Heilung aufgeben muß. Noch immer müssen

die Achiver büßen, wenn die Könige stehlen, und schon der Gedanke daran, daß Jemand irgend etwas vom Belange vornehmen könne ohne Erlaubnißkarte des Staats, erfüllt das Herz jedes wohlgesinnten Beamten mit einem heilsamen Schrecken. Nur die endlich unabweisliche und eiserne Nothwendigkeit kann hier endliche Aenderungen erzwingen.

Unter solchen Umständen bleibt nur noch übrig, die Folgen dieser Auswanderung zu erörtern, und zu untersuchen, ob und was etwa zu Sicherung des Schicksals der Auswandernden geschehen könne.

Allerdings verliert Deutschland durch die Auswanderung Menschen und auch Kapitale. Der Verlust an Menschen hat indessen keinen nachtheiligen Einfluß auf den Stand der Bevölkerung, denn sie nimmt immer noch, selbst in den Ländern, welche von der Auswanderung am stärksten betroffen werden, wie die Bevölkerungslisten ausweisen, alljährlich und regelmäßig zu. Von dieser Seite her ist also ein Verlust nicht zu befürchten.

Kapitale mögen zwar allerdings verloren gehen. Aber gewiß reichen sie nicht hin, auch nur so vielen Menschen Beschäftigung zu geben, als auswandern. Die Allerwenigsten nehmen Kapitale von größerer Bedeutung mit, viele aber entbehren derselben gänzlich und können oft nicht die Ueberfahrtskosten bezahlen. Die Auswanderer gehören in der Mehrzahl den arbeitenden Klassen an, die schon in Deutschland nicht durch eigenes, sondern durch fremdes Kapital beschäftiget wurden. Dieses Kapital wandert nicht mit aus, sondern bleibt nach wie vor in Deutschland, und beschäftigt daher fortwährend deutsche Arbeiter.

Man darf daher wohl mit Gewißheit annehmen, daß die Kapitale Deutschlands durch die Kapitale, welche die Auswanderer mit fortnehmen, im geringeren Verhältnisse vermindert werden, als es die Bevölkerung durch die Zahl der Auswanderer wird.

Unter solchen Umständen rechtfertigt sich auch die Annahme, daß, da die Menschenzahl in Deutschland durch die Auswanderung stärker vermindert wird, als die Summe der Kapitale, und Kapital überall nicht nur Arbeit sucht, sondern auch durch seinen Umfang die Quantität Arbeit bestimmt, welche bezahlt werden kann, die in Deutschland zurückbleibenden Arbeiter in Folge der Auswanderung in eine bessere Lage kommen, weil sich das Angebot der Arbeit in einem stärkerem Grade als das, die Nachfrage nach derselben bedingende, Kapital vermindert.

In so weit erscheint daher die Auswanderung auch in dieser Hinsicht nur vortheilhaft; und, wenn die zeitweisen Vortheile, welche für die zurückbleibenden Arbeiter daraus entstehen, dessenungeachtet durch die starke natürliche Zunahme der Bevölkerung wieder ausgeglichen werden mögen, so muß doch dagegen in Anschlag gebracht werden, daß die Auswanderung in keinem Falle die Schuld davon trägt, und daß, wenn sie nicht stattfände, die Bevölkerung noch dichter, und die Lage der Massen immer noch schwieriger werden würde.

Kurzsichtige fürchten wohl, es möchten durch die Auswandernden auch diejenigen Industriezweige, welche gegenwärtig in Deutschland blühen und für die Ausfuhr arbeiten, nach Amerika verpflanzt werden; sie sehen in den Auswanderern eben so viele künftige Concurrenten. Allein noch fehlt es in Amerika nicht an freiem und unangebautem Grund und Boden, und noch wird es Jahrhunderte hindurch nicht daran fehlen. Bei einem Volke aber, welches noch so ungeheure Strecken unangebauten Grund und Bodens hat, wendet sich naturgemäß die Hauptkraft auf die Bebauung desselben, und die Furcht vor dieser künftigen Concurrenz ist, wenn sie überhaupt gegründet ist, so weit entfernt, daß sie gegenwärtig gar nicht in Beachtung kommen kann.

Sehen wir aber überhaupt auf die endlichen Folgen der friedlichen Völkerwanderung, welche gegenwärtig von Europa aus begonnen hat, so können sie keine andere als erfreuliche seyn. Europäische Cultur und Gesittung wird sich auf diesem Wege, wie durch dieses Mittel viel schneller, als außerdem möglich seyn würde, zunächst über Amerika und Australien, später vielleicht auch über Afrika und Asien verbreiten; die zahlreiche Bevölkerung einer neuen Welt, der es nicht an Grund und Boden, noch an Reichthümern desselben gebricht, wird, weit entfernt, selbst als Europa's Concurrent aufzutreten, noch auf lange hin seiner Industrie zinspflichtig bleiben, und die Menge neuer Produkte, die sie erzeugt, wird, noch auf lange Zeit hin, eine erneute und stets wachsende Nachfrage nach europäischen Erzeugnissen hervorrufen. Gesetzliche Ordnung, Kunst und Wissenschaft werden sich in jenen fernen Reichen ansiedlen und erblühen; die erste wird den Zutritt in Gegenden aufschließen, die gegenwärtig der fremde Wanderer noch nicht zu betreten wagen darf, weil er keine Sicherheit, keinen Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der rohen Bewohner hat. Die letzteren werden manche wichtige Entdeckungen, die vielleicht nur durch gleichzeitige Beobachtungen unter verschiedenen Himmelsstrichen möglich sind, hervorrufen; sie werden uns so manche Aufschlüsse über noch wenig bekannte Völkerschaften und Gegenden, über merkwürdige Thiere und Pflanzen, ihre Kräfte und Eigenschaften geben, und es wird in dem Maße, in welchem sich die neue Welt, und besonders, wegen der größeren Nähe, Amerika stärker bevölkert, in jeder Beziehung zwischen dem jugendlich frischen Amerika und dem alternden Europa eine polare Wechselwirkung entstehen, die, besonders für letzteres, nur heilsam seyn kann.

Alle diese Betrachtungen führen zu der Ueberzeugung, daß die Auswanderung viel eher nützlich als nachtheilig ist, und daß sie viel eher befördert als behindert werden sollte. Demnach geschieht eher das Letztere, als das Erstere. Nicht zwar daß das unbegränzte Recht zur Auswanderung bestritten, oder die Auswanderung untersagt würde, aber es wird ihr zuweilen durch Abmahnung, durch Hinweisung auf zufällig bekannt werdende unglückliche Schicksale einzelner Auswanderer und durch Bekanntmachung derselben, wenigstens auf indirectem Wege, entgegen gearbeitet, und die Absichten dabei sind gewiß gut. Geschieht es von Staats wegen, so läßt sich dabei die Fürsorge für das Wohl derer, die ihm zur Zeit noch angehören, nicht verkennen. Immer ist es um die Auswanderung etwas Mißliches, und der neue Ansiedler in Amerika

hat allerdings mit Schwierigkeiten zu kämpfen, an die die Auswanderer, so lange sie noch in Europa sind, größtentheils wohl gar nicht denken mögen. Daher ist kein Wunder, wenn so Mancher, der in der Meinung, die gebratenen Tauben flögen in Amerika so zahlreich umher, daß man nur den Mund aufmachen dürfe, um des Erfolges sicher zu seyn, hinzog, sich in seinen Erwartungen betrogen sieht und in seinen Unternehmungen scheitert, und eben so natürlich ist, daß er in der etwaigen Schilderung seiner Unfälle die Schuld nicht sich beimißt, sondern die amerikanischen Zustände anklagt.

Aber diese Fälle sind immer nur vereinzelt, und wenn man erwägt, daß bereits ganz große Districte von Amerika nur von Deutschen bevölkert sind, daß sie im Wohlstande leben, und bereits zu einer solchen politischen Bedeutung gelangt sind, daß das „german vote" schon eine hohe Wichtigkeit erlangt hat, so läßt sich, wenn auch Einzelne scheitern mögen, über den guten Erfolg der Auswanderung im Allgemeinen nicht der geringste Zweifel hegen.

Wenn es daher allerdings zu den Pflichten der Regierungen gehören mag, den Auswanderern das mögliche Mißlingen ihrer Pläne vorstellig zu machen, so sollte doch nirgends weiter gegangen werden, ja man sollte eher der Auswanderung förderlich seyn. Auch ist dies wirklich in manchen Staaten, und zwar ganz besonders in Sachsen, bereits in Frage gekommen, und es war die Rede davon, besondere Commissionäre nach Amerika zu senden, große Strecken Urwaldes anzukaufen, diejenigen, welche auswandern wollen, förmlich zu organisiren, die angekauften Landstrecken durch die Colonisten klären und anbauen lassen, und man glaubte auf diese Weise nicht nur die aufgewendeten Vorschüsse endlich wieder zu gewinnen, sondern vielleicht auch Sachsen eine Art von Colonie zu gewinnen, und ihm in derselben gewisse Handelsvortheile sichern zu können. Es wurden deshalb specielle Erörterungen über folgende Fragen angestellt:

1) In welchen überseeischen Ländern und Gegenden ist für sächsische Auswanderer vorzugsweise ein Unterkommen zu hoffen?
2) Welches Minimum von Geldmitteln muß eine auswandernde Familie besitzen, um die Reisekosten zu bestreiten, und sich, gleich nach der Ankunft an dem vorzugsweise hierzu zu empfehlenden Seeplatz, ein bleibendes vortheilhaftes Unterkommen zu verschaffen?
3) Ist es nothwendig, daß dasselbe gleich anfangs mit Ansiedelung oder mit Erwerb von Grundbesitze verbunden werde?

oder haben

4) dergleichen Familien die Aussicht, in der ersten Zeit sich ohne eigenen Grundbesitz zu ernähren, und sich nach und nach die Mittel zu Erwerbung eines solchen zu erübrigen, oder auch bleibend ohne Grundbesitz ein leidliches Auskommen zu finden?
5) Welche Arten von Arbeit und Arbeitsfähigkeit gewähren vorzugsweise diese Aussicht, und welche Handwerker haben insbesondere auf sicheren und ausreichenden Erwerb zu rechnen?
6) Ist zu hoffen, und auf welchem Seeplatz ist zu hoffen, daß sächsische Auswanderer durch, ihnen mitzugebende, Adressen und Empfehlungen Unterstützung für ihre Zwecke mit Rath und That finden würden?
7) Welche nicht zu kostspielige und schwierige Mittel können von hieraus ergriffen werden, um, besonders mittellosen, von hier auswandernden Familien an bestimmten überseeischen Plätzen eine vortheilhafte Niederlassung zu sichern und zu erleichtern?
8) Welche europäische Seeplätze sind vorzugsweise zur Einschiffung der Auswanderer geeignet?
9) Welches ist das Minimum der Kosten, wofür einzelne Auswanderer und ganze Familien mit ihren Kindern die Ueberfahrt bewerkstelligen können?

und

10) Welche Maßregeln können vielleicht von hieraus ergriffen werden, um hiesigen armen Auswanderern die Ueberfahrt zu erleichtern?

Die Fragen wurden zunächst an den sächsischen Industrie-Verein gerichtet und von demselben ihre Beantwortung verlangt. Zwar versprach derselbe die nöthigen Erkundigungen darüber einzuziehen, legte aber dabei zugleich die Besorgniß an den Tag:

Es möchte durch Begünstigung der Auswanderung dem Lande, durch Entziehung einer Anzahl tüchtigen, den Nationalreichthum durch Arbeitsamkeit vermehrender Bürger, geschadet werden.

Zwar kam auf dem bald darauf folgenden Landtage von 1833 diese Angelegenheit noch einmal zur Sprache, indessen fand sich Widerspruch, und sie wurde endlich definitiv aufgegeben, ohne daß bekannt geworden ist, ob jene Fragen von dem Industrie-Vereine für das Königreich Sachsen wirklich beantwortet worden sind oder nicht.

Eine directe Unterstützung der Auswanderer würde offenbar eine Prämie auf die Auswanderung seyn, es würden sich dadurch sehr bald eine Menge von Personen zur Auswanderung bestimmen lassen, die außerdem nicht daran gedacht haben würden, und es könnten dann leicht Summen erfordert werden, deren Verausgabung die Zurückbleibenden drückend empfinden würden, schon darum, weil voraussichtlich große Mißbräuche dabei gar nicht zu vermeiden seyn würden.

Die Organisation der Auswanderer in Europa wird darum immer eine mißliche Sache bleiben, weil die freie amerikanische Verfassung und die derselben natürlich entsprechende Gesetzgebung so manche in Europa unbezweifelte Zwangsverbindlichkeit entweder überhaupt, oder wenigstens dann nicht anerkannt, wenn sie auf in Europa bereits abgeschlossenen und für Amerika berechneten Verträgen beruht, und es daher an der Möglichkeit sehr oft fehlen würde, die Hülfe der amerikanischen Gesetze gegen widerspenstige Colonisten in Anspruch nehmen zu können.

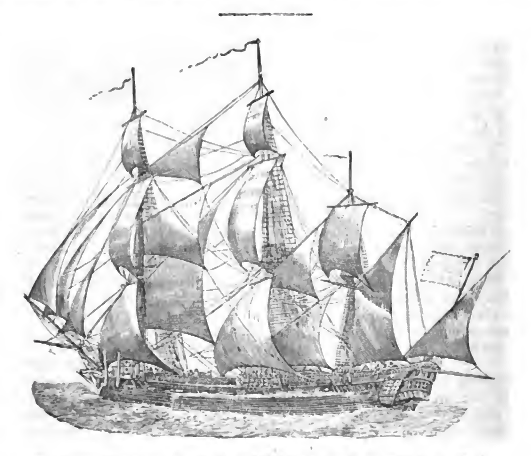
An dieser Klippe sind schon manche in Europa organisirte Verbindungen unter den Auswanderern gescheitert, und nur etwa solche Verbindungen haben sich erhalten, und dann natürlich auch ausgezeichnete Erfolge gehabt, die durch ein inneres Band, z. B. durch religiöse

Ansichten, wie die Colonie Würtemberger unter Rapp, zusammen gehalten wurden. Andere Vereine, stünden sie auch unter der Leitung einer europäischen Regierung, würden, so lange sie kein inneres Band zusammen hält, welches ihnen zu geben nicht in der Macht der Regierungen steht, auch das Schicksal aller übrigen nicht auf ein solches Band gegründeten Vereine theilen.

Kann man daher, unter solchen Umständen, im Ganzen allerdings nicht bedauern, daß in Sachsen die Idee wieder aufgegeben worden ist, die Auswanderung direct durch Unterstützungen zu befördern, so gibt es doch noch andere Mittel, der Auswanderung, wie sie sich auf natürlichem Wege gestaltet, indirect förderlich zu werden. Dies kann auf die zweckmäßigste Weise geschehen: durch Belehrungen über die zweckmäßigste Art und Weise, die Auswanderung zu bewerkstelligen, durch Angabe der besten Districte und Plätze, sey es um Grundbesitz zu erwerben, oder um durch Arbeiten den Unterhalt zu gewinnen, durch Bezeichnung der Gewerbszweige, welche mit dem größten Vortheile betrieben werden können, durch Nachweisung der Plätze, wo die anlangenden Auswanderer Auskunft oder Unterstützung durch Rath und That erhalten können u. s. w., wie die darauf abzielenden Punkte in den oben mitgetheilten von der sächsischen Regierung aufgestellten Fragen sehr zweckmäßig bezeichnet sind.

Es ist daher wahrhaft zu beklagen, daß die Erörterungen über jene Punkte entweder ganz unterblieben sind, oder daß die erhaltene Auskunft dem Publikum nicht bekannt geworden ist. Gewiß würde sie vollkommen geeignet seyn, den Auswandernden jene Belehrung über ihnen noch unbekannte Verhältnisse zu geben, deren der größte Theil derselben noch so sehr bedarf. Ihre Auswanderung würde dadurch auf das Wesentlichste erleichtert, sie würden vor so manchen Mißgriffen und Klippen, an denen, aus bloßer Unerfahrenheit, so manche Auswanderer scheitern, gewarnt, bewahrt und in den Stand gesetzt werden, überall den richtigsten Weg einschlagen zu können, und die Regierungen würden sich dadurch ihrer Pflicht, für die Auswanderer, so lange sie ihr noch angehören, Sorge zu tragen, und, so viel es möglich ist, auch sogar ihre Zukunft sicher zu stellen auf das Vollständigste nachkommen.

Weiter zu gehen muß jedenfalls bedenklich fallen, indem es auf die eine oder die andere Weise auf den natürlichen Lauf der Auswanderung einwirken muß, und somit leicht nachtheilige Wirkungen hervorrufen kann.



Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

Nach fremder Quelle.

Die Entwicklung der Menschheit schreitet unaufhaltsam fort, und rasch strömen die Elemente europäischer Sittigung nach der östlichen und westlichen Erde. Im Angesichte Asiens entfalten sich jetzt die Banner der Nachkommen längst entfremdeter Landeskinder, und der Völkerkreis, welcher den Erdball umgürten soll, wird geschlossen. Nicht von Italien, auch nicht von Frankreich, noch weniger von den nordöstlichen Ländern Europa's, verbreiten sich die Völkerzüge über die abendländische Welt; der englisch deutsche Stamm, kräftig und thätig, mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begabt und allen Schwierigkeiten trotzend, vermehrt sich wie

Land am Meer. Zwanzig Millionen Menschen haben in den letzten 70 Jahren aus englisch-deutschem Blute auf fremdem Boden sich entwickelt, der großen Vermehrung der Mutterländer nicht zu gedenken.

Fünf Himmelsstriche sind es jetzt, wohin sich die Völkerströme richten: Canada und die vereinigten Staaten, Australien mit Tasmania und Neuseeland. Die Auswanderung aus Großbritannien nach Canada von 1831 bis 1839 hat sich also gestellt:

1831	— 49,783	Seelen
1832	— 51,185	"
1833	— 21,725	"
1834	— 30,935	"
1835	— 12,527	"
1836	— 27,728	"
1837	— 21,901	"
1838	— 3,266	"
1839	— 15,000	"
	234,050	Seelen.

Nach den vereinigten Staaten betrug die Auswanderung von 1831 bis 1837 durchschnittlich 30,000; im Jahr 1838 nur 14,322 und 1839 etwa 25,000. Der ganze Strom aus Britannien nach den vereinigten Staaten innerhalb 9 Jahren kann auf 25,000 Seelen berechnet werden. — Nach Australien und Tasmania sind von 1831 bis 1837 im Durchschnitt 3,500 gewandert. Im Jahr 1838 wird die Auswanderung auf 14,201, 1839 ungefähr eben so hoch angegeben. Daraus ergibt sich eine Strömung von 52,000, und mit Inbegriff der Verbrecher von 84,000 Seelen nach der australischen Erde. — Nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zogen sich nur wenig Auswanderer; im Ganzen etwa 300 jährlich. Im Ueberschlage genommen kann man die Volksströmung aus Großbritannien in den letzten 9 Jahren auf 570,000 Seelen berechnen.

Aus Deutschland sind in den Jahren 1836 bis 1838 6,002 Auswanderer über Hamburg verschifft worden. Mit Ausnahme von 595 nach Australien, 55 nach Montevideo und 71 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung war der übrige Theil nach den vereinigten Staaten bestimmt. Ueber Bremen war die Zahl viel bedeutender. Dort sind in den beiden Jahren 1837 und 1838 23,534 nach den vereinigten Staaten geschifft worden. Rechnet man dazu, was seinen Weg über Holland und Havre findet, so werden 18 bis 20,000 der Wahrheit so ziemlich nahe kommen. Der Strom deutscher Auswanderer dürfte sich also in den letzten 9 Jahren auf 150,000 berechnen lassen. Daraus ergibt sich eine jährliche Wanderung von 80,000 Seelen aus Großbritannien und Deutschland nach den bezeichneten Ländern.

Das britische Nordamerika, mit Ausschluß der westlichen Gebiete, umfaßt etwa 16,000 □ Meilen mit 280 Millionen Acker Land, den Acker zu 43,560 rheinländischen Geviertfuß berechnet. Die Bevölkerung kann jetzt auf 1,500,000 Seelen angenommen werden.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika kann man auf 100,000 □ Meilen annehmen, wovon 40,000 östlich vom Mississippi liegen. Sie enthalten etwa 1,300 Acker Land mit 18,000,000 Einwohnern.

Australien und Tasmania werden auf 140,000 □ Meilen berechnet, und zählen jetzt 286,000 Seelen mit 320 Millionen Acker Land. Die geographische Eintheilung dieses Landes ist auf folgende Weise gemacht worden:

1. Neusüdwales oder die Ostküste, von 28° bis 36° S. B. und 112° bis 148° O. L. v. Gr., mit 85,000 Einwohnern.

2. Tasmania, von 41° bis 43° S. B. und 1444 bis 148° O. L. mit 45,000 Einwohnern.

3. Schwanenfluß (Swan-River), oder das westliche Gebiet von 31° bis 35° S. B. und 115° bis 129° O. L. mit 52,500 Einwohnern.

4. Südaustralien, von 24° bis 34° S. B. und 132° bis 141° O. L. mit 103,000 Einwohnern.

Neuseeland umfaßt etwa 3000 □ Meilen, mag ungefähr 3000 Europäer zählen, und wird auf 70 Millionen Acker Land berechnet.

Vergleicht man Größe und Bevölkerung dieser Länder mit einander, so kommen auf:

das britische Nordamerika	94	Menschen	auf	die	□ M.
die Vereinigten Staaten	180	"	"	"	"
Australien und Tasmania	2	"	"	"	"
Neuseeland . .	1	"	"	"	"

Da die Fortdauer der Auswanderung für mehre Länder unter den jetzigen Verhältnissen zur Nothwendigkeit geworden, so entsteht die Frage, welches von den genannten Ländern den Vorzug verdient? Canada, Neuschottland und Neufundland sind ihrer Lage wegen wichtig, ihre Erzeugnisse kommen mit den europäischen überein; allein der Winter ist entsetzlich streng, und dauert vom November bis in April. Die nördliche Hälfte der Vereinigten Staaten ist fast in demselben Fall; die südliche außerordentlich heiß, und der Sklaverei wegen nicht für den Ansiedler geeignet. Was für den europäischen Einwanderer am tauglichsten ist, liegt in der Ausdehnung von Pensylvanien und New-York gegen den Mississippi hin; allein dort sind die Vortheile früherer Niederlassungen nicht mehr zu finden, ausgenommen man zieht sich weit gegen Abend zurück. Ueber Nordamerika überhaupt ist in Beziehung auf Auswanderung so viel geschrieben worden, daß man nichts Neues darüber sagen kann. Raum ist noch genug vorhanden und Auskommen für den geschickten und fleißigen Arbeiter immer zu finden.

Weniger bekannt als Nordamerika sind Australien und Neuseeland. Beide Länder hat man erst neuerlich berücksichtigt, das letztere kaum seit einigen Jahren. Australien, wäre es auch zehnmal größer, hat mit so viel Schwierigkeiten zu kämpfen, daß es nie ein ackerbauendes Land werden kann. Die unglaubliche Dürre, der Mangel an hohen Gebirgen, an Wasser und Holz, der Mehlthau und die Fehlerndten sind unübersteigliche Hindernisse. Was man in öffentlichen Blättern über große Ströme faselt, nimmt sich recht gut auf dem Papier aus; allein was ist ein Strom, den man 20 oder 30 Stunden aufwärts befahren kann? Wäre der Boden gut und könnte man auf den Graswuchs nur einigermaßen zählen, welcher Viehzüchter würde ein Nomadenleben mit seinen Schaafen führen, und 50 bis 100 Stunden weit in's Innere ziehen? Welche Vor-

züge das Land noch bergen mag, ist allerdings unbekannt; allein es ist klug, an das Bekannte sich zu halten, und Träumereien keinen Spielraum zu lassen. Sidney wäre nie geworden, was es ist, hätte nicht die Regierung große Summen zur Errichtung der Verbrecher-Colonie verwendet, und die Arbeit dieser Menschen bei der Anlegung von Straßen u. s. f. sich zu Nutzen gemacht. Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind überdieß höchst unangenehm, und bei dem jährlichen Zuflusse von 3500 Verbrechern keineswegs ermunternd.

Englands System besteht gegenwärtig darin, alle tauglichen Stellen dieses großen Landes an den Küsten zu besetzen, weil die Natur freiwillig ihre Gaben durch den Fischfang reicht, und die Verbindung der verschiedenen Niederlassungen zur See leicht zu unterhalten ist. Treten Mißjahre ein, so ist es nicht zu vermuthen, daß sie überall gleich schlecht ausfallen werden, sondern eine Colonie kann der andern beistehen, und ihren Ueberfluß mit Hülfe von Dampfschiffen schnell nach den bedrohten Stellen werfen. Hat man die tauglichsten Stellen besetzt, und eine genaue Kenntniß vom Lande erlangt, so rückt man nach Umständen weiter ins Innere vor, und thut keinen Schritt ohne genaue Erwägung der Oertlichkeiten. Bereits sind mehre übereilte Niederlassungen wieder zu Grunde gegangen, während andere sichtbar sich heben. Port Philipp, am südlichen Ende Australiens, ist in gutem Flor. Dieser Hafen liegt etwa 120 Stunden südwestlich von den nächsten Niederlassungen in Neusüdwales. Der Hauptort Melbourne ist im 38. Grade der Breite zu suchen, und beherrscht eine prächtige Bucht, die auf beiden Seiten sieben Stunden lang und von hohem Lande eingeschlossen ist. Im Oktober 1838 lebten dort bereits 3,000 Menschen. 39,880 Acker Land waren für 42,478 Pf. Sterling verkauft worden, was doch schon 13 Gulden für den Acker beträgt, und um die Hälfte zu theuer ist. Durch Landspeculanten (land sharks) wird der Werth vertheuert, und in kleinen Grundstücken zu unglaublichen Preisen wieder verkauft. Was noch im Jahre 1837 bei einer öffentlichen Versteigerung für 7 und 27 Pf. erstanden worden, hat im Jahre 1839 zu 600 und 930 Pfd. abermals Käufer gefunden. Zur Verbindung zwischen Sidney und Port Philipp sind 16,000 Pfd. nach England übermacht worden, um ein Dampfschiff von 600 Tonnen kommen zu lassen.

Außer Port Philipp ist nun auch seit Februar 1839 Port Lincoln in Aufnahme gekommen. Bereits waren 15,000 Acker Land vermessen worden, und etwa 300 Ansiedler an Ort und Stelle. Port Lincoln besteht eigentlich aus drei Häfen. Lincoln selbst liegt an einer Bucht, die sich 80 Stunden weit in's Land hinein erstreckt, und die Ansiedlung besonders begünstigt. Lincoln gegenüber, an der östlichen Küste, soll Port Victoria, und westlich von jenem Port St. Vincent angelegt werden. — Die Niederlassung am Schwanenflusse ist im Jahr 1829 gegründet worden, und scheint nur geringe Fortschritte zu machen. Aus 14,002 Einwohnern vom Jahre 1838 haben sich nur 115 dahin gewandt. Die Nachrichten über den Erfolg des Ackerbaues und der Viehzucht sind so zweideutig, daß man sie nur mit der größten Vorsicht aufnehmen kann. Der Wallfischfang scheint dagegen mehr Aufmerksamkeit zu erregen, weil diese Thiere in den dortigen Gewässern in der That zahlreich sind.

Auf der Ostküste von Australien liegt Sidney mit seinen stets sich mehrenden Verbrechern. Hier herrscht die größte Thätigkeit, und der Mangel an Arbeitern aller Art ist fühlbar. Sir Georges Gipps, der dortige Statthalter, verlangt jährlich 3000, die mit Weibern und Kindern auf 12,000 Seelen sich belaufen sollen. Im Jahr 1838 sind 6463 auf Kosten der Regierung geschickt worden. Um 12,000 Menschen von England nach Sidney zu schaffen, werden 250,000 Pfd. St. erfordert. Der ursprünglichen Verordnung gemäß sollte eigentlich der Kaufschilling, welcher aus den Ländereien genommen wird, zur Herbeischaffung von Arbeitern verwandt werden; allein es scheint, daß bisher dieses Geld immer zu andern Zwecken bestimmt worden ist. Die Einkünfte von 1838 werden auf 202,519 Pfd. angegeben, und weisen einen Ausfall von 24,320 Pfd. gegen 1837 nach. Dies wird dem Schmuggeln von Taback und Branntwein zugeschrieben, und ist eine natürliche Folge der hohen Zölle dieser beiden Artikel, wovon der erstere mit 6 fl. die Gallone von 3 Maas und der letztere mit 2 fl. 24 kr. das Pfund besteuert ist. Der Landverkauf hat im nämlichen Jahre 131,499 Pfd. eingebracht, woraus man schließen kann, daß etwa 220,000 Acker veräußert wurden, weil die Regierung neuerlich den Preis auf 12 Schilling (7 fl. 12 kr.) festgesetzt hat. Dieses Verkaufes ungeachtet und der bereits erwähnten übrigen Einnahme hat die Summe doch nicht hingereicht, die Ausgaben zu decken, die sich auf 463,161 Pfd. belaufen haben. Dazu kommen noch die Auslagen des Commissariats von 286,000 Pfd., welche aus der Kriegekasse bestritten werden.

Tasmania wird zu Neusüdwales gerechnet. Hier ist seit 1803 eine Niederlassung gegründet worden, die ebenfalls aus Verbrechern und freien Ansiedlern besteht, doch aber den Vortheil hat, daß die Sträflinge einer bessern Klasse angehören. Das Clima ist in Tasmania feuchter, als in Neusüdwales, und eben deshalb auch fruchtbarer. Der Ackerbau gedeiht besser, die Felder sind gut bestellt, und die Gärten reichlich mit Obst und Gemüse versehen. Das Land hat viel Aehnlichkeit mit jenem von Sidney, das Pflanzenreich aber hat ein grüneres Ansehen. Doch scheint es, daß auch hier aus Mangel an Regen Mißjahre eintreten. Im verflossenen Jahre wurde aus diesem Grunde der Buschel Weizen für 12 fl. verkauft. Alle übrigen Lebensmittel waren ebenfalls theuer. Hammelfleisch kostet 24 kr., Rindfleisch 21 kr. das Pfund, Kartoffeln 12 bis 15 fl. die Tonne von 20 Centnern. In Launceston, einer der neuern Niederlassungen, und im Hafen der Adelaide sind die Preise 1839 noch höher gewesen, Fleisch kostete 36 kr., Butter 1 fl. 48 kr. und Schinken 45 kr. das Pfund.

Es wird nicht überflüssig seyn, die jährlichen Abgaben und den Handelsverkehr der australischen Länder zusammenzustellen, woraus ihr gegenseitiger Werth entnommen werden kann.

	Steuer pr. Kopf.	Handel.
Neusüdwales	46 fl. 30 kr.	23,838,000 fl.
Tasmania	35 „ 20 „	11,736,000 „

	Steuer pr. Kopf.	Handel.
Schwanenfluß	16 fl. 48 kr.	624,000 fl.
Südaustralien	— „ 21 „	15,600,000 „

Unter dem Artikel Handel, der sich auf 51,798,000 fl. beläuft, ist Aus- und Einfuhr begriffen. Darunter bildet Schafwolle allein die Hälfte der Summe. Die Zahl der Schafe beträgt über 600,000 Stück. Die Steuern bestehen meistens aus Zollgefällen.

Von Australien wenden wir uns nach Neuseeland. Schon lange hat die englische Regierung ein wachsames Auge auf diese Insel gerichtet, und zwei Residenten dort ernannt, wovon der eine, James Busby, in der Insel-Bay (Bay of Islands) und der andere, Thomas M'Donnel, zu Hokianga seinen Wohnsitz hatte. Neuerlich ist Herr Hobson ebenfalls zu dieser Stelle ernannt worden; ob es aber in der Absicht geschehen, einen dieser beiden Residenten zu ersetzen, oder ob er ein neuer Zuwachs in der Residentenzahl ist, verlautet nicht. Gewiß aber kann man ihn als den bevollmächtigten Minister-Residenten von Seiten Großbritanniens betrachten, und von nun an ist der Grund zu einer neuen englischen Besitzung von 3090 Geviertmeilen gelegt.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Australien bei steigender Bevölkerung sich nicht erhalten kann, und daß vor allen Dingen an eine neue Korn- und Holzkammer in den dortigen Gewässern zu denken ist, wozu Neuseeland von der Natur selbst auserkoren wurde. Außer einer 23jährigen Anwesenheit der englischen Missionäre auf dieser Insel und ihren mannigfaltigen Berichten hat die englische Regierung alle erdenklichen Erkundigungen einziehen lassen. Ein Ausschuß wurde in dieser Absicht ernannt und viele Personen vorgeladen. Eine derselben, Herr Montefiore, drückte sich dabei also aus: „Neuseeland ist ungemein schön. Ich habe Brasilien, Australien und Europa gesehen, aber Alles zusammen kann nicht mit dieser Insel verglichen werden. In Beziehung auf Clima, Naturschönheiten und Fruchtbarkeit ist es ein wahres Paradies.“

Neuseeland erstreckt sich von 34° bis 48° S. B. und nimmt daher in der mittäglichen Halbkugel den nämlichen Himmelsstrich ein, den man sich von Paris durch Südfrankreich und Spanien hindurch bis nach Marokko denken kann. Alle diese Länder haben bekanntlich ein schönes Klima, und leiden mehr oder weniger von großer Hitze, Frankreich aber auch ausnahmsweise von großer Kälte. Neuseeland besteht aus zwei Inseln, der nördlichen und südlichen, und ist an Größe mit Großbritannien und Irland zu vergleichen. Auf dem ganzen Erdball hat der große Ocean die gleichförmigste Temperatur in der südlichen Hälfte, und diese Gleichförmigkeit ist auch diesen Inseln zu Theil geworden. Im Sommer steigt der Thermometer nie über 18° bis 21°, im Winter fällt er selten unter 0°, und zwar nur bei Nacht, während er bei Tag gewöhnlich auf 4° bis 5° R. steht. Häufige Regenschauer führen die Dünste des Meeres herbei, und kaum sind sie vorüber, so tritt die Sonne schnell mit ausgezeichnetem Glanze hervor. Eine hohe Gebirgskette, deren höchste Spitzen 14,000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben und weithin schöne Wälder tragen, durchstreicht das Land in jeder Richtung. Wer in unbebauten Himmelsstrichen gelebt hat, und den Einfluß des Klima's auf den menschlichen Körper kennt, muß sich wundern, daß die englischen Missionäre während ihres Aufenthaltes in Neuseeland fast auf 100 Mitglieder herangewachsen sind, und mit Ausnahme von Kindern nur einen Sterbefall erlebt haben. Es scheint, daß die Natur der Fortpflanzung ungemein günstig ist, und die rosigen Wangen der Jugend selbst jene des Mutterlandes übertreffen.

In Beziehung auf Fruchtbarkeit ist der Boden zu allen europäischen Gewächsen geeignet. Ueberall, wo 5 bis 6 Fuß hohe Farrnkräuter dicht gehäuft beisammenstehen, womit das Land gleichsam besäet ist, kann man auch annehmen, daß der Landbau reichlich lohnt. Was die Missionäre gekauft und angebaut haben, trägt Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste und alle Gemüse im Ueberflusse. Die Obstgärten sind mit Aepfeln, Birnen, Feigen, Pfirsichen, Aprikosen, Trauben, Oliven, Stachel- und Johannisbeeren bepflanzt, und selbst Hopfen ist darin gezogen worden. Unter der Leitung der Missionäre haben die Eingebornen diese Arbeiten verrichtet, eine Mahlmühle angelegt, gedroschen und als Müllerknechte gedient. Eine Dreschmaschine ist erst kürzlich von England nach Neuseeland abgegangen. Zur Viehzucht sind die besten Aussichten vorhanden, weil das Vieh das ganze Jahr auf der Weide bleiben kann. Die Wolle wird schöner als in Australien, und die nach England gesandten Proben sind besser verkauft worden. Ausgezeichnet fruchtbar scheinen die vielen Flußthäler zu seyn. Am Waimate zieht sich ein solches Thal über 30 Stunden weit in das Land hinein. Herr Flatt, ein englischer Landwirth, der sich zum Behufe näherer Bekanntschaft mit Neuseeland zwei Jahre lang daselbst aufgehalten hat, versichert, daß der Landstrich am Waimate größer und besser sey, als der wegen seiner Fruchtbarkeit so sehr gerühmte Boden zwischen Cambridge und Hull. Die Angaben über Clima und Gesundheit des Landes bestätigt er vollkommen. Kartoffeln gerathen zweimal im Jahre; die Bäume verlieren ihre Blätter nur alle zwei Jahre, bleiben aber immer grün. Die berühmte Fichte, Kauri genannt, erreicht einen Umfang von 30 bis 40 Fuß, und der Stamm steigt säulenförmig und astlos bis auf 90 Fuß hinan. Von hier entfalten sich die aufwärts gerichteten Aeste. Der Weltumsegler Fitzroy und der Naturforscher Darwin vom königlichen Schiffe Beagle haben einige dieser Stämme noch kürzlich gemessen und diese Angaben bestätigt.

Die Wälder scheinen an einigen Stellen fast undurchdringlich. Erst kürzlich ist ein 14 Stunden breiter Wald 6 Stunden von der Küste zugänglich gemacht worden. Hundert Arbeiter sind 14 Tage damit beschäftigt gewesen, das niedere Gesträuch umzuhauen. Die Farrnkräuter haben gute eßbare Wurzeln, und waren ehemals die Hauptnahrung der Eingebornen. Flachs (Phormium tenax) ist in Menge vorhanden. Diese Pflanze wächst nicht in Sümpfen, sondern auf feuchtem Boden. Ihre Blätter gleichen jenen unserer Schwertlilie (Iris), und aus den Fasern dieser Blätter wird der sogenannte Flachs gewonnen. Zu diesem Behufe werden die Blätter mit einer Muschelschaale ge-

rieben, der fleischige Theil fällt ab, und die Fasern bleiben zurück. Den Europäern ist es jedoch noch nicht gelungen, ihn eben so dauerhaft und geschmeidig als unsern Hanf zu machen; die Neuseeländer aber verfertigen die schönsten und dauerhaftesten Matten daraus, die man wie Leinwand waschen kann. Fitzroy betheuert, daß er eine solche seit 15 Jahren habe, und daß sie unverwüstlich sey. — Von wilden Thieren ist in diesem Lande nichts zu fürchten, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Natur diesen Inseln alle Vierfüßer versagt hat, Ratten ausgenommen. Ob diese Thiere mit den frühesten Seefahrern dahin gekommen oder im Lande einheimisch gewesen sind, ist nicht ausgemacht, so viel aber ist erwiesen, daß die zuletzt dahin gekommenen europäischen Ratten das eingeborene oder ältere Rattengeschlecht in kurzer Zeit vertilgt haben.

In dem erst kürzlich in Edinburgh erschienenen Werke: „Emigration Fields," wird Neuseeland besonders herausgehoben. Ueber die balsamische stärkende Luft kann sich der Verfasser nicht kräftig genug ausdrücken; den reinen Himmel vergleicht er mit dem sonnigen Italien. Den Reichthum der Wälder kann er blos im asiatischen Archipel wieder finden, die Naturschönheiten blos in der Schweiz. Er glaubt, daß die britischen Nachkommen in diesem Lande einer ausgezeichneten physischen und moralischen Entwicklung entgegen gehen müssen. Der Lage nach könne es ein zweites England werden, die Keime höherer Sittigung nach Amerika und China tragen. Der Handel könne außerordentlich werden. Was die Gegenwart betrifft, so ist der Anfang bereits gemacht. Handelsverbindungen bestehen schon mit Taheiti und Sidney und vielleicht in diesem Augenblicke auch mit Singapur. Flachs geht zum Werthe von 250,000 fl. nach Australien, Holz von noch größerer Bedeutung. Mehre hundert Wallfischfänger besuchen die Küsten mit einer Besatzung von 15.000 Mann und einer Trächtigkeit von 150,000 Tonnen.

Vergleicht man die Vortheile, welche Neuseeland darbietet, mit jenen von Canada und den Vereinigten Staaten, so neigt sich die Wagschaale in mancher Beziehung zu Gunsten des neuen Landes hin. Canada und die Vereinigten Staaten werden im Sommer von drückender Hitze, im Winter von norwegischer Kälte geplagt. Hier hat der menschliche Körper das Aeußerste klimatischer Veränderung zu ertragen, einen wechselnden Thermometerstand von 50° bis 60° R. zu durchwandern. In Neuseeland dagegen herrscht ein beständiger Frühling; die Temperatur schwankt blos zwischen den beiden Enden von 0° und 20°. In Canada muß der Einwanderer während der Sommerhitze das Feld bebauen und Winterfutter für den langen Winter herbeischaffen. Dazu sind große Gebäude und eine ungewöhnliche Anstrengung nöthig. In den Vereinigten Staaten ist es nicht viel besser; den ganzen Sommer hindurch in der größten Hitze hat man nichts als Plackerei. In Neuseeland dagegen kann man fast zwei Erndten in einem Jahre halten, und an Winterfutter für das Vieh braucht man nicht zu denken. Der einzige Umstand, welcher Neuseeland in Vergleich mit Canada und den Vereinigten Staaten zum Nachtheile gereichen könnte, wäre der Mangel an Bevölkerung. Diesem Mangel kann jedoch leicht abgeholfen werden, und bereits hat die Wanderung nach diesem fremden Boden begonnen.

Ueberall, wo eine Nahrungsquelle sich eröffnet, fallen die Reichen darüber her, und benutzen den Augenblick, um die ärmere Volksklasse zu berauben. Kaum waren die parlamentarischen Untersuchungen in Beziehung auf Neuseeland geschlossen, durch die englischen Geistlichen und andere Reisende über die Vortheile des Landes mit Bestimmtheit entschieden, so bildete sich in London sogleich eine Neuseeländische Landgesellschaft (New Zealand Land Company), läßt große Strecken kaufen, ohne sie je gesehen zu haben, und verkauft schnell 100,000 Acker davon zum Preise von 12 fl. für den Acker, mit einem muthmaßlichen Gewinn von 75 Procent. Den Käufern kann die Gesellschaft keine Auskunft geben über das veräußerte Land, nicht sagen, wo es liegt, wie es beschaffen ist und wozu es taugt; nicht einmal Bürgschaft kann sie leisten, ob der Auswanderer auch wirklich in den Besitz seines Eigenthums gelangen wird, weil mancherlei Umstände vorwalten, die man kennen muß. Diese Umstände wollen wir kurz zusammenfassen.

Die Eingeborenen in Neuseeland mögen noch etwa 100,000 Seelen, also 33 auf die Quadratmeile, betragen. Ihr Volksleben ist in hohem Grade demokratisch. Die sogenannten Häuptlinge haben nichts zu befehlen. Das Land ist nach Stämmen und Bezirken abgetheilt und Eigenthum aller Freigeborenen. Jeder unter ihnen kann nach Belieben wirthschaften, wo eine freie Stelle ist. Häuser und angebauter Boden sind Privateigenthum. Weder das Land im Allgemeinen, noch Privateigenthum können ohne Bewilligung des ganzen Stammes verkauft werden. Wer daher unbebautes Land in Neuseeland erwerben will, muß den ganzen Stamm zusammenkommen lassen, und was man an Waaren dagegen zu geben geneigt ist, muß zur Einsicht vorliegen. Ist der Stamm zufrieden, so wird das Jawort gegeben, auch wohl ein Kaufbrief gezeichnet, und jedes von den anwesenden Mitgliedern nimmt von den Waaren, was ihm gefällt. Da die Eingebornen von Neuseeland, aus Mangel an Wild, nicht wie ihre amerikanischen Brüder von der Jagd leben konnten, so haben sie eine Art Ackerbau treiben müssen. In dieser Absicht haben sie große Waldstrecken niedergebrannt und den Wachsthum der Farrenkräuter mit nahrhafter Wurzel befördert. Auf der andern Seite machten sie Anspruch auf die in ihrem Gebiete schwärmenden Ratten, und wer diese Thiere auf einem noch unbesetzten Boden zuerst verzehrt, ist Grundherr desselben. Werden Ratten von einem fremden Stamme auf dem Gebiete eines andern erschlagen, so entsteht Krieg, gerade wie es auch in Amerika wegen verletzter Jagdbezirke und in Europa um anderer Dinge willen geschieht. Da nun die Europäer an den Rattenschmaus nicht gewöhnt sind, und die Eingebornen auf der nördlichen Insel zum Feldbau sich willig zeigen, so hat der Auswanderer wenig von ihnen zu fürchten. Im Gegentheil wird er durch rechtschaffenes und billiges Betragen eher ihre Zuneigung gewinnen, obgleich ihnen

ihr bevorstehendes Loos gänzlicher Ausrottung klar genug vor Augen schwebt.

Nach dieser Abschweifung ist es Zeit, wieder einzulenken. Unter den Völkern, welche der englischen Herrschaft in Europa gehorchen, können wir die Schotten ihrer Rechtlichkeit und Kenntnisse wegen obenan stellen. Unermüdet in der Arbeit, fest und besonnen in ihren Thaten, menschenfreundlich und gerecht, verdienen sie allgemeine Achtung. Nirgends werden die gefahrdrohenden Verhältnisse des Mutterlandes mit solcher Klarheit durchschaut, als in Schottland. Auswanderung in Masse wird als das einzige Rettungsmittel betrachtet, um die jährlich nachwachsenden 400,000 Mäuler zu stopfen. Es hat sich daher in Edinburgh eine schottische Neuseeland-Gesellschaft (Scots New Zealand Land Company) zum Behufe der Auswanderung gebildet, welche auf rechtlichem Wege wandeln und selbst Hand an's Werk legen will. Sie besteht aus Landwirthen und Professionisten, welche der Mittelklasse angehören, und sie wollen sich selbst verwalten und ihr eigenes Schicksal lenken, bis das Mutterland eine regelmäßige Regierung ernannt haben wird. Die Vorschläge, unter welchen die Auswanderung stattfinden soll, sind folgende:

1. Das Unternehmen wird auf Actien gegründet. Jede Actie besteht aus 50 Pfd., wovon 28 Pfd. zum Ankauf von Land, 16 Pfd. zur Ueberfahrt und 6 Pfd. zum ersten Jahresunterhalt und zur Verschiffung von Mehl, Reis u. s. w. bestimmt sind.

2. Jede Actie berechtigt zur Auswanderung eines erwachsenen oder über sieben Jahre alten Menschen; unter sieben Jahren gilt die Actie für zwei Kinder. — Kinder unter einem Jahre bezahlen nur 30 Schilling Ueberfahrt und Unterhalt; unter zwei Jahren 45 Schilling, unter drei Jahren 70 Schilling und für jedes weitere Jahr eine fernere Zulage von 30 Schilling bis zum vierzehnten Jahre. Für den ersten Jahresunterhalt in Neuseeland müssen für Kinder unter drei Jahren 30 Schilling, unter sechs Jahren 60 Schilling, unter neun Jahren 90 Schilling, und was darüber ist, den Erwachsenen gleich, 6 Pfd. bezahlt werden.

3. Jeder Actienbesitzer muß 10 Pfd. bei der Unterschrift erlegen. Fernere Zuschüsse werden von dem zur Leitung der Geschäfte ernannten Ausschusse nach Umständen verlangt werden, jedoch jedesmal unter vorher zu bestimmender Frist.

4. Wer das achtzehnte Lebensjahr überschritten und vier Jahre in Neuseeland gelebt hat, wird stimmfähig bei der Regierungswahl. Jede Actie gibt das Recht zu einer Stimme; zehn Actien zu zehn Stimmen, aber auf keinen Fall weiter, wie groß auch der Actienbesitz seyn mag. Bei politischen Angelegenheiten soll das Stimmenrecht erst mit dem einundzwanzigsten Jahre beginnen.

5. Sobald die erste Verschiffung der Auswanderer statt findet, werden von der unterzeichneten Summe auf jede Actie 28 Pfd. zum Ankaufe von Land verwandt; der Ueberrest soll auf die besagte Weise seine Anwendung finden. Diese 28 Pfd. sollen in wollenen Decken, Eisen, Handwerkszeug, Geräthschaften, Piastern und andern zum Austausche mit den Eingebornen tauglichen Gegenständen angelegt werden.

6. Ist eine hinlängliche Anzahl Unterschriften eingegangen, so soll ein Verwaltungsrath gewählt werden, dem es auferlegt wird, ein Schiff zu kaufen oder zu miethen und die erste Verschiffung zu besorgen. Mit den Auswanderern wird zugleich ein Verwaltungspersonal sich einschiffen, und ein anderer Theil in Schottland zur Leitung der Auswanderung bleiben.

7. Bei der Ankunft in Neuseeland wird eine gute Stelle zur Anlegung einer Stadt gewählt, und jedem Einwanderer, nach Maßgabe seiner Actien, 1/4 oder 1/2 Acker Stadtland und 5 bis 6 Acker Gartenland in der Umgebung der Stadt zugemessen. Ackerland soll später vertheilt werden, und auf jede Actie 100 Acker kommen. Die Vertheilung wird durch Verlosung geschehen. Wer mehrere Actien besitzt, hat Anspruch darauf, daß sein Ackerland in Einem Stücke liegt.

8. Sobald die Ansiedlung festen Fuß gefaßt hat, soll eine kleine Steuer auf jede Actie erhoben oder nicht vertheiltes Land verkauft werden, um ein Hospital für die Eingebornen zu gründen, wo sie in Krankheitsfällen kostenfrei besorgt und verpflegt werden. In jeder Beziehung sollen sie mit wahrer Christenliebe behandelt und zum Anbau des Bodens und eigenen Erwerbe aufgemuntert werden.

9. Kein Grundstück soll einzeln von den Eingeborenen erstanden werden, sondern die verwaltenden Räthe werden die Einkäufe im Großen besorgen, damit keine nachtheilige Mitbewerbung eintritt. Jedes männliche über 14 Jahre alte Mitglied muß auf eigene Kosten regelmäßig bewaffnet seyn und sich einüben lassen. Ihnen ist die Pflicht auferlegt, nöthigenfalls die Colonie zu vertheidigen.

10. Die Mitglieder der Verwaltung sollen billig bezahlt werden, aber auf keinen Ruhegehalt Anspruch machen können. — Ein Landregister mit den genauesten Angaben soll gehalten und in einem feuerfesten Gewölbe verwahrt werden.

11. Die Verwaltung soll aus folgenden Mitgliedern bestehen:

1 Gouverneur oder Statthalter, welcher jederzeit von den Actienbesitzern abgesetzt werden kann.

1 Unterstatthalter.

1 oder mehre Schreiber.

1 Schatzmeister.

1 Landmesser nebst Gehülfen.

4 bis 10 Räthe.

Alle diese Personen sollen dem Statthalter zur Ernennung oder Absetzung überlassen bleiben, und die Macht des Statthalters überhaupt noch näher bezeichnet werden. Sollte die Zahl der Actienbesitzer zu groß werden, so sollen je 10 das Recht haben, bei Wahlen einen Abgeordneten zu stellen. Außer dem vollziehenden Rathe sollen noch mehre andere Räthe, je aus 4 Mitgliedern bestehend, von den Actienbesitzern gewählt werden. Sie sollen blos beobachtend sich verhalten, über politische Verhältnisse, öffentliche Arbeiten, Handel, den moralischen und physischen Zustand der Colonie berichten und die Eingeborenen schützen. Ferner sollen 1 Buchhalter zur Führung des Landregisters,

3 Pfleger für Wittwen und Waisen, 1 Vermittler, 2 Schiedsrichter, 1 oder 2 Aerzte gewählt werden. Sollte dieser Vorschlag zur Ausführung kommen, wie es kaum zu zweifeln ist, so wird die Auswanderung nach einem großen, geregelten Maßstabe erfolgen, wobei alle Theile gewinnen werden.

Zum Schlusse sollen einige Bemerkungen über die Neuseeländer und den dortigen Zustand folgen, wie sie von neuen Reisenden und den englischen Missionären geschildert werden.

Die Eingeborenen sind groß und stark und mit guten Verstandesgaben ausgestattet. Die Abbildungen, die man in Europa von diesen Menschen besitzt, sind falsch und geben keinen richtigen Begriff von den Urbewohnern dieses und anderer polynesischen Länder. Beide Geschlechter sind von kupferbrauner Farbe, die aber zwischen lichtheller Kupfer- und dunkler Mahagony- oder Chokolade-Farbe wechselt, auch manchmal fast in's Schwarze übergeht. Die natürliche Farbe der Haut wird durch das Bemalen des Körpers, durch Schmutz und den Einfluß der Luft verändert. Ihre Gesichtszüge tragen das Gepräge der Wildheit. Darwin sah einen Unterhäuptling, dessen ganze Gesichtsbildung er mit einem der beiden Knechte vergleicht, welche Robert in Schillers Fridolin in den Ofen stecken, wozu Retzsch die meisterhaften Randzeichnungen geliefert hat. Ein vollkommneres Gleichniß als zwischen dem Neuseeländer-Häuptling und dem Brandgesellen, welcher Robert bei der Brust faßt, könne nicht gefunden werden. Die Gestaltung der Zähne ist bei den Neuseeländern von jener der Europäer verschieden. Sie sind nach innen abgekantet, wie bei einem Pferde, und dies wird sogar bei jungen Wilden bemerkt. Bei den Feuerländern, Araucaniern und Neuholländern hat man dieselbe Erscheinung beobachtet; ob sie aber zufällig oder natürlich ist, muß erst nachgewiesen werden.

Die Wohnungen der Neuseeländer sind wahre Schweinställe. Selten waschen sie ihre Person, noch seltener ihre Kleidung. Fragt man sie, warum ihre Kleider so schmutzig sind, so geben sie dem langen Tragen die Schuld. Die meisten hüllen sich in wollene Decken. Bloß einige Häuptlinge sind anständig englisch gekleidet, aber nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Viele unter den Eingebornen bedecken sich mit Matten, die sie aus ihrem Flachse weben. Bei Nacht, oder wenn es regnet, wird diese Matte um den Hals gebunden. Auf diese Weise, gleichsam mit einem Dache bedeckt, hocken sie nieder, und gleichen in der Entfernung eben so vielen Bienenkörben. — Das Tättowiren wird unter ihnen bis zur höchsten Kunst getrieben. Jedes Zeichen hat seine Bedeutung, und bei einem wilden Krieger bilden die zahllosen Figuren gleichsam die Geschichte seiner Thaten. Junge Leute haben nur wenig solche Zeichen; geborne Sclaven fast gar keine, aber die ältern Leute, und hauptsächlich die Oberhäupter, sind dergestalt damit bedeckt, daß ihr Gesicht unter einer Maske zu liegen scheint. Bei den Weibern geschieht das Tättowiren aus Eitelkeit, damit ihre Züge sich nicht verändern. Selbst wenn sie unter den Europäern leben, wollen sie wenigstens die Lippen tättowiren, damit sie im Alter nicht einschrumpfen. Ihr natürlich gelockter Haarwuchs ist sehr stark, und sie sparen weder Mühe noch Oel zu ihrem Kopfputze. Viele unter den Mädchen sind sehr anziehend.

Ehemals war es gebräuchlich, die Nasen sich zu drücken, wenn entfernt wohnende Bekannte einander besuchten. Bei solchen Gelegenheiten grunzten die Weiber, legten sich halb gebogen auf den Boden nieder, und der Ankömmling drückte seine Nase quer über jene seiner Freundin. Mehr und mehr wurde zum Zeichen der Liebe gedrückt, immer mehr wurde gegrunzt, bis der Genuß den höchsten Grad erreicht hatte. Jetzt kommt diese zarte Sitte in Abnahme, man schüttelt sich gewaltig die Hände. — Von den Waffen und Kriegsbooten der Neuseeländer ist schon so viel erzählt worden, daß man sie füglich übergehen kann. Europäische Feuergewehre haben die alten Waffen verdrängt, und die größten jetzigen Boote sind noch 70 Fuß lang, 3 bis 4 Fuß breit und eben so tief. Sie sind aus einem einzigen Stamme der Bergfichte (Kauri) gehauen, vorn und hinten hochaufragend, wie die alten Gallioten ausgeschnitten und mit häßlichen Gesichtern, hervorgereckten Zungen und Perlmutteraugen versehen. Auf den Seiten sind dagegen ziemlich geschmackvolle Arabesken eingegraben. Auf dem Grunde der Boote liegt Ballast, von einem Korbgeflechte bedeckt, das von einem Ende des Bootes bis zum andern reicht. Dieses Geflecht bildet den Boden, auf welchem gefochten wird. Ein solches Boot kann 40 bis 80 Mann fassen. Die ältesten Zeugen der jetzt lebenden Urbewohner sprechen von Booten, die 90 Fuß lang, 7 Fuß breit und fast eben so tief gewesen sind. Man darf dies um so weniger bezweifeln, als es jetzt noch Kauri-Stämme gibt, die in der Nähe der Wurzel 42 Fuß im Umfange messen.

Menschenfresserei und Kindermord sind auf der nördlichen Insel vorüber, scheinen aber in der südlichen noch immer zu herrschen. Der kriegerische Hang unter diesen Volksstämmen ist so groß, daß die geringste Beleidigung gerächt wird. Vor nicht sehr langer Zeit, noch unter den Augen der Missionäre, wurde von einem Häuptlinge und seinem Stamme Krieg gegen einen andern beschlossen. Einer der Missionäre wollte das Blutvergießen verhindern, hielt eine Anrede an den Häuptling über die Grausamkeit des Krieges und die Geringfügigkeit der geschehenen Beleidigung. Im ersten Augenblicke wurde er davon ergriffen und schien zu wanken. Plötzlich aber fiel es ihm ein, daß er noch ein Fäßchen Pulver habe, das nahe daran sey, zu verderben, wenn es nicht bald gebraucht werde. Dieser Umstand war so wichtig, und die Nothwendigkeit des Krieges ging so klar daraus hervor, daß er auch unwiderruflich beschlossen wurde.

Der berühmte Schongi, einer der Häuptlinge der nördlichen Insel, athmete sein ganzes Leben hindurch nichts als Krieg. Er und sein Stamm wurden einst von einem an der Themse wohnenden Stamme hart mitgenommen. Sie schwuren einen feierlichen Eid, daß die Schande gerächt werden müsse, sobald die jungen Kämpfer herangewachsen seyen. Schongi machte sogar in dieser Absicht eine Reise nach England. Alle Geschenke, die ihm dort gereicht wurden, hatten nur dann

Werth für ihn, wenn er sie gegen Waffen vertauschen konnte, und nur diejenigen Künste erregten seine Neugierde, die in unmittelbarer Verbindung mit der Verfertigung von Waffen standen. Schongi begab sich über Sidney nach Hause, und traf bei Herrn Marsden, einem englischen Missionär, seinen Todfeind an. Beide betrugen sich anständig, aber Schongi erklärte ihm sogleich, daß er bei seiner Ankunft in Neuseeland nie aufhören werde, Krieg gegen ihn zu führen. Die Herausforderung wurde angenommen, und Schongi hielt Wort. Der Stamm an der Themse wurde gänzlich geschlagen, und der Häuptling selbst verlor dabei sein Leben.

Ganz Neuseeland scheint ehemals im Vertheidigungszustande gewesen zu seyn. Auf jeder Anhöhe findet man Ueberbleibsel von Verschanzungen, die mit hölzernen Pfählen und bisweilen auch mit einem Graben umgeben sind. An vielen Stellen ist die Erde stufenförmig abgegraben, und auch hier mit Gräben durchschnitten. Die Einführung der Feuergewehre hat den Verschanzungen auf den Hohen ein Ende gemacht, und man legte sie in den Ebenen an. Eine doppelte Reihe Pallisaden umgeben sie in ein- und ausspringenden Winkeln zur Beherrschung der ganzen Gegend. In der Mitte steht ein Erdhügel, hinter welchem die Belagerten Schutz suchen und darüber hinwegfeuern. Unter der Verpfählung führen einige Oeffnungen in's Freie zur Auskundschaftung des Feindes. Einige von den Erdhügeln sind mit Gewölben versehen, worin die Todten verborgen wurden. Wenn ein Stamm in den Krieg geht, hat der Häuptling keinen Befehl über die versammelte Mannschaft. Jeder kämpft nach eigenem Gutdünken, und was den Häuptling von den übrigen Streitern unterscheidet, liegt in seiner größeren Tapferkeit und seinem beispiellosen Muthe.

Vielweiberei ist noch immer ein hervorstechender Familienzug der Neuseeländer. Darwin hatte einen Häuptling, der ihm als Führer nach Waiomio diente, welcher einige Zeit zuvor eine seiner Frauen und einen Sclaven mit eigener Hand aufgehängt hatte, weil sie in vertraulicher Verbindung lebten. Als einer der Missionäre ihn deßhalb zur Rede stellte, schien er ganz erstaunt, und erwiederte: „Er habe geglaubt, man mache es in England eben so!" der bereits erwähnte Schongi war gerade in England, als die Geschichte der Königin Karoline im Parlament verhandelt wurde. Schongi tadelte den ganzen Verlauf der Sache, und bemerkte ganz kalt: „Er habe fünf Weiber, würde aber zuvor allen den Kopf abschneiden, ehe er sich von einer einzigen so plagen ließe."

Gesetze scheinen unter diesen Menschen nicht eingeführt zu seyn. Gewisse Handlungen werden als recht oder unrecht betrachtet, und durch eigenes Vergeltungsrecht belohnt oder bestraft. Ein einziger Vorfall, der zur Rechtssache mehrerer Stämme geworden, hat vor mehreren Jahren statt gefunden und großes Aufsehen gemacht. Der brittische Resident, Herr Busby, wurde bei Nacht von einem Häuptling und einigen seiner Gehülfen angegriffen, in der Absicht zu plündern. Er leistete Widerstand, und wurde leicht verwundet, aber es gelang ihm mit Hülfe seiner Dienerschaft, die Angreifer in die Flucht zu treiben. Bald darauf wurden die Thäter entdeckt, und die Häuptlinge zusammenberufen, um diesen Gegenstand zu berathen. Zwei Dinge erschienen den Neuseeländern höchst strafwürdig, nämlich der Anfall bei Nacht, noch mehr aber der Umstand, daß Madame Busby gerade krank im Hause gelegen habe. Es wurde daher einstimmig beschlossen, dem Thäter seine ganze Habe zum Vortheil des Königs von England einzuziehen und ihn der öffentlichen Verachtung Preis zu geben. — Die treffenden Bemerkungen, welche man von diesen Menschen hört, geben Veranlassung zu vielfältigem Nachdenken. Ein alter Mann, indem er sich an den Seefahrer Fitzroy wandte, trug die Frage vor: „Wie denn das Christenthum mit dem Pulverhandel und den siebenläufigen Flinten sich vertrage?" Die Sclaven, welche ehemals im Kriege gemacht und verzehrt wurden, werden jetzt zum Landbau angehalten oder zur Arbeit verdungen. Alle Freigeborenen führen den Namen Rangatira.

Man kann sagen, daß der größere Theil der nördlichen Insel unter dem Einflusse der englischen Missionäre steht, und gegen 40 Häuptlinge mit ihren Stämmen auf dem Wege sind, ihren gesellschaftlichen Zustand zu verbessern. Die landwirthschaftlichen Einrichtungen dieser Religionsboten haben besonders auf die Eingeborenen gewirkt, und in allen Richtungen werden jetzt Kartoffeln und Mais gezogen. Im Allgemeinen scheinen diese Menschen gutmüthig zu seyn, sind aber schnellen Aufwallungen unterworfen, wovon die Ursache in ihrem kriegerischen Geiste zu suchen ist. Durch den Ankauf einiger Grundstücke, welche die Missionäre um eine Kleinigkeit erworben haben, werden sie von den verschiedenen Stämmen in Schutz genommen, weil jeder Erwerb bei einem oder dem andern Stamme den Schutz desselben auf den Käufer überträgt. Es ist übrigens Thatsache, und die Missionäre haben es selbst gesagt, daß die Eingebornen zu jeder Zeit sie beschützt haben, und sie längst von dem englischen und amerikanischen Gesindel erschlagen worden wären, welches die Wallfischfänger ans Land werfen. Dazu kommen noch von Zeit zu Zeit Ueberläufer aus dem neuen Verbrechergehäge der Britten auf der Norfolk-Insel, die sich alle in Kororarika, dem bevölkertsten Orte in der Nähe der Nordküste, vereinigen und alle Laster unter den Eingebornen verbreiten. Der neue Resident Hobson ist ermächtigt, diesem Unfuge zu steuern, und wie es den Anschein hat, wird künftig ein Kriegsschiff in den dortigen Gewässern kreuzen.

Sprüche.

Du schöne Natur bist nicht einerlei,
Und bist doch immer die gleiche.
Und Alles ist alt und Alles neu,
In deinem bluhenden Reiche;
Strebt weiter und weiter, doch haltet nur
An der ewig wahren, an der alten Natur.

Verheerend ist des Feuers Glut,
Verheerend ist des Wassers Flut,
Verheerend ist des Sturmes Kraft
Verheerender der Mensch jedoch
Im Taumel seiner Leidenschaft.

Gedichte in pfälzischer Mundart.

Aus den lieblichen Gedichten des Herrn v. Kobel.

1. Die Mädcher.

Es sitze drei Mädcher beinanner am Hauf,
Un plaudre un singe un spinne.
Do sacht die een', so schön wie mei Schatz,
So werd' mer kenn' zweete mehr finne,
Mich freut's nor, daß er Trumpeter is,
Do is aach die Uneform schöner
Als beim a Gemeene, er macht so en' Staat
Un steicht der darher, wie nor eener.
Do sächt die anner, des is schun wohr,
Doch will ich dich d'rum nit beneide,
Dann bei eme Kuß hescht's G'sicht voller Hoor,
Ich kann die Schnorrbärt nit leide;
Mei Ferdinand sich, des is a Jung,
Is fei und glatt wie a Madche,
Is aach nit so wild un flucht nit a so
Un folcht wie a Lamm am a Fadcha. —
Die dritt' sächt nix un spinnt un spinnt,
Is fleißich grad wie a Bienche,
Die is noch gar jung, weeß nix vun der Lieb',
A gar niedlich Blondinche,
Jetz' reißt ihr der Fad'n, do buckt se sich,
Ei was, wie is mir geschehe,
Do hab' ich a Briefche vun Rosepapier
Versteckt unner'm Halstuch gesehe,
Ei Dunner, jetz' hot die aach en' Schatz,
Wie kann mer so leicht sich betrieche! —
Die's länger schun treibe, die rede darvun,
Die anfange sin gar verschwieche!

2. Vun der Natur.

O Reichthum der Natur: —
Jo wart' aweil, 's is nit viel dran,
Guck nor deß Ding genauer an,
Es is mit all' dem viele Glanz
Doch alsfort nor der alte Tanz.
Geb' Acht, a Persching bluht als roth
Und geel a Butterblum,
A Elephant wiegt nie a Loth,
A Esel is halt dumm;
Die Sunn' geht noch de alte Gang,
Grad' wie vor hunnert Johr,
Der Taah is als im Summer lang,
De Vöchl wachst kee Hohr;
A Lerch' singt noch des nämlich Lied,
Als wie zu Adams Zeit
Un singt's noch ohne Unnerschied
Wie dort vor Vieh und Leut. —
Un do d'rum macht mer so a G'schrei
Un ruft: Wie reich, wie schee! —
Wär' nit a Schelmerei darbei,
Es thät bal anners geh;
Weescht aber Freund, wie schlau sie's macht
Die goldich schee Natur,
Sie zählt, wie lang mer se betracht'
Genau noch ihrer Uhr,
Un meent se, eener hätt genuch
In ihr'n Kram geguckt,
So muß er fort ohne Verzuch
Un wird vun ihr geschluckt,
So halt' se sich de Buckl frei
In ihr'm Hoffahrtsdunscht,
Do bleibt mer freilich ewich neu,
Deß is a rechti Kunscht! —

3. Rees'hinnerniß.

Ich kann halt gar nit weiter kumme,
Es is a wahri Noth,
Uf heut hatt' ich mer's vorgenumme,
Do war die Sunn' so roth;
Un geschtert, wie ich's überleech',
Laaft so a Sapperlott,
A dummer Haas mer über'n Weech,
Do reesa? — b'hut' mich Gott!
Am Mondtach fangt mar nie was an,
Am Sunntach wollt' ich geh'n,
Do muß, als wär's mer angethan,
A Schwein am Stadtthor steh'n,
Uf morche do werd's juscht a Johr,
Daß mer der Waache brecht,
Der Tach kann freilich nix darvor,
Doch weeß mar's als nit recht;
Drum weß ich nit, was anzufange,
For deßmol geht's mer bos, —
Dann deß werd' doch kee Mensch verlange,
Daß ich am Freitach rees'!

Die Bergwerke zu Franiont in den Vogesen.

Ein neuerer Reisender erzählt Folgendes: In den Vogesen vernimmt der Reisende, der Frankreichs Boden den Rücken kehrt, zum ersten Male die Töne der deutschen Sprache, obgleich die Mundart, deren sich die Gebirgsbewohner bedienen, eine sehr verderbte ist. Diese Gegend ist eine der reizendsten, die man finden kann. Zwar empfängt man hier keine so überwältigende Eindrücke, wie in den Alpen und Pyrenäen, aber es entrollt sich dem Auge des Beschauers eine Reihe der reizendsten landschaftlichen Bilder. Vor der Schweiz hat dieser Landstrich das zum Voraus, daß er nicht von dem Schwarm der Neugierigen heimgesucht wird. Seine Unberühmtheit schützt ihn vor dem Besuche der Engländer und Handlungs-Reisenden. Es ist so zu sagen ein jungfräulicher Boden, wo man das Vergnügen einer schönen Aussicht noch ungestört genießen kann. Nichts hindert uns, den wunderbaren Lauten der Einsamkeit zu lauschen, welche die Seele in eine so träumerische Stimmung wiegen. Nur zuweilen vernimmt man von den Ufern der Bäche her tönende Schwingungen, welche von den Sägen der Brettschneidemühlen herrühren. Außer dem ununterbrochenen Schäumen der Gußbäche, deren Lauf sich an den Felsspitzen bricht, ist dies das einzige Geräusch, welches hier ertönt. Man kann indeß ganz unbesorgt seyn, denn der Rauch, welcher über den Gipfeln der Bäume aufsteigt, die Lichter, welche Abends durch des Waldes Dunkel hervorblitzen, das Bellen der Hunde verkünden überall die Nähe menschlicher Wohnungen und geben die Aussicht auf eine gastliche Aufnahme für die Nacht. Fast jeder Flecken enthält ein Hüttenwerk, welches das Interesse in mehr als einer Beziehung in Anspruch nimmt. In diesem Falle läßt das Gasthaus nichts zu wünschen übrig, denn die Beamten, welche es besuchen, sorgen dafür, daß Alles reinlich und in gutem Stande gehalten werde. So kommen dem Reisenden die Vortheile der Bildung, die Wunder der Industrie, und die Schönheiten der Natur zu gute.

Ich erinnerte mich, daß ich einst eine Thalsenkung durchwanderte, deren Ausgang ich sowohl wie meine Reisegesellschafter sehnlichst herbeiwünschten. Es war ein schreckliches Wetter, der Regen goß in Strömen, und die Wege verwandelten sich unter unsern Füßen in Bäche. Zum größten Unglück hatte uns die Nacht überfallen. Wir befanden uns in der That in keiner erfreulichen Lage, und wenn wir mehr Anlage zum Aberglauben gehabt hätten, so würden die bleichen Schatten, welche sich auf den Abhängen der Berge schaukelten, unheimliche Gefühle in uns erweckt haben. Endlich drang ein dumpfes Pochen zu unsern Ohren, und weit entfernt, uns hiedurch, wie Sancho durch das Klappern der Walkmühlen, schrecken zu lassen, fühlten wir uns zu neuer Anstrengung ermuthigt. Wirklich sahen wir bald den Schein von Lichtern, und in Kurzem saßen wir alle ganz behaglich in der Nähe eines großen Ofens, der mit den Darstellungen des Todes des Holofernes, des Untergangs von Sodom und der drei Männer im feurigen Ofen geziert war. Hier erfuhren wir, daß ganz in der Nähe eine bedeutende Eisengrube sey, welche nicht weniger als 1200 Menschen beschäftige. Wir beschlossen, dieselbe zu besichtigen, und begaben uns zu diesem Zwecke am folgenden Morgen nach dem Versammlungshause der Bergleute. Da diese nur während eines Theiles des Tages arbeiten, so bringen sie den andern hier zu.

Wir mußten zuerst alle nur irgend entbehrliche Kleidungsstücke ablegen, und unsern Kopf mit Tüchern umhüllen; dann erhielt jeder von uns eine Lampe. Geführt von einem alten Bergmanne kamen wir zu einer niedrigen und dunkeln Oeffnung, dem Eingange des ersten Stollens. Der Anblick, der sich uns hier bot, war nun nichts weniger als ermuthigend: das Gewölbe war höchstens drei Fuß hoch, und um in dasselbe zu gelangen, mußten wir uns bücken und bis an die Knöchel in's Wasser gehen. Je weiter wir vordrangen, desto dichter wurde die Finsterniß um uns her, und vergeblich suchten wir das Ziel unserer Wanderung zu erspähen. Endlich erweiterte sich der Raum nach allen Richtungen, und wir konnten wieder aufrecht gehen. Vor uns sahen wir die Pumpe, welche das Wasser aus dem Grunde der Grube ausschöpft. Dicht daneben eröffnete sich ein Abgrund, dessen Tiefe nicht abzusehen war und über den wir auf einer schmalen und schlüpfrigen Leiter hinwegklettern mußten. Unsern Führer mitgerechnet waren wir fünf Personen; ich war wohlweislich der Hinterste geblieben, um mich der geringstmöglichen Gefahr auszusetzen, denn wenn einer von uns einen Fehltritt that, so riß er unfehlbar auch seinen Vorgänger mit hinab. Ich hatte schon mehrere Sprossen betreten, als ich zu bemerken glaubte, daß einige zerbrochen seyen. In dem Augenblick, wo ich diese angenehme Entdeckung machte, erlosch meine Lampe, und die dichteste Finsterniß umhüllte mich. Ich konnte weder vorwärts noch zurück, ohne mein Leben auf's Spiel zu stellen. Man versetze sich in meine Lage. Links die Pumpe, welche mit einem furchtbaren Lärm ihr Geschäft verrichtete und welche mich 80 Klafter tief hinabgestürzt haben würde, wenn ich ihr zu nahe gekommen wäre; über mir undurchdringliche Nacht, unter mir die Lampen meiner Gefährten, welche sich immer mehr entfernten. Dabei fielen beständig Tropfen eisenhaltigen, röthlichen Wassers auf mein Gesicht, und bedeckten es mit blutähnlichen Flecken.

Glücklicher Weise war mein Vordermann auch nicht frei von Furcht und gern erbötig, mir zu leuchten, während ich die Leiter hinaufklimmte. Wir erreichten das obere Ende der Leiter und waren Beide entschlossen, unsere Neugierde nicht wieder um einen so hohen Preis zu befriedigen; aber der Bergmann suchte uns wieder auf; wir zündeten also noch einmal unsere Leuchter an, und machten uns von Neuem auf den Weg, mit dem festen Entschlusse, um nicht eher anzuhalten, als bis wir todt oder lebend auf dem Grunde dieses Tartarus angelangt wären. Diesmal trat uns kein anderes Hinderniß entgegen, als die Schwierigkeit des Weges. Bald mußten wir von einer Leiter auf eine andere übertreten, bald auf schwankenden Brettern über dreißig bis vierzig Fuß tiefe Gruben hinwegschreiten. Einmal sogar mußten wir über einen Brunnen, ohne eine andere Beihülfe, als die Behendigkeit unserer Füße, hinwegsetzen. Dazu kam bei unserer Unerfahrenheit noch die Furcht vor einem plötzlichen Erdsturze. Und in der That sind die Stützen, auf welchen die Aushöhlungen ruhen, nicht von der Beschaffenheit, daß sie großes Zutrauen einflößen könnten.

Es war uns unbegreiflich, wie ein Lohn von 28 Franken monatlich Menschen bewegen konnte, sich dreißig Jahre lang tief unter der Erde zu begraben. Man glaube aber gar nicht, daß sie das Schreckliche ihrer Lage fühlen: der Sohn folgt dem Vater in seinem Gewerbe ohne das mindeste Widerstreben. Ihre unterirdische Welt birgt alle Elemente des Lebens: Hoffnung, Freude, Schmerz. Wenn sie sich auch eine Woche lang dem Anblicke der Natur entziehen, so denken sie darum nicht minder an den Duft der Alpenblumen, an das Rauschen ihrer geliebten Quellen. Kommt dann aber der Sonntag, so haben sie vollkommene Freiheit, sich im Waldesdunkel zu ergehen. Ist auch ihr Geist ungebildet, so haben sie doch eine desto regere Phantasie, und der Aufenthalt unter der Erde gibt dieser die reichste Nahrung. Wie der Mond, wenn man Ariost glauben darf, sich von dem nährt, was er von der Erde auffangt, so zieht auch der Ocean der Intellectual-Welt Alles ein, was sich aus der Welt der Wirklichkeit verflüchtigt. Einige Monate später erhielt ich einen sehr überzeugenden Beweis davon.

Ich begegnete nicht weit von Rudolstadt einem Greise, der dies Gewerbe seit seiner Kindheit übte. Er saß auf einem Granitblocke, und seine ganze Seelenthätigkeit schien in seinem Blick concentrirt. Ich sah mich nach dem um, was ihn so sehr fesselte. Es war ein kleines einsames Thal, welches man in der Ferne am Horizont bemerkte und welches die letzten Strahlen der Sonne mit einem rosenfarbenen Lichte anhauchten. „Wackerer Mann," sagte ich zu dem Greise, „Ihr denkt wohl an das Leben, das Ihr an einem solchen Orte geführt haben würdet?" — „O gewiß," antwortete er, „was für ein Leben!" Es war der Mühe werth zu hören, mit welchem Tone der Begeisterung er diese Worte sprach.

Bekanntlich spielen die Bergleute in den deutschen Sagen eine wichtige Rolle. Diese Menschen, welche nur in Zwischenpausen und wie die Bewohner einer andern Welt auf der Erde erscheinen, machen einen starken Eindruck auf das Gemüth des Volkes. Dieses legt ihnen theilweise die Attribute der Gnomen zu. Und in der That gewährt eine Grube, erhellt vom Scheine der Fackeln, einen phantastischen Anblick! Rembrand hat gewiß nie fremdartigere Lichtfärbungen ersonnen, als die, welche dann auf die Gesichter der Bergleute fallen.

Wir waren müde und kehrten auf einem andern Wege zurück. Diesmal liefen wir Gefahr, in einen bis zum Rande vollen Brunnen zu fallen. Unser Schutzengel rettete uns jedoch. Nichts gleicht unserer Freude, als wir wieder das Tageslicht schauten: dichte Schneeflocken wirbelten in den Lüften, die Gußbäche brausten in der Ferne, und dennoch wären wir beinahe auf die Kniee gesunken, um das Tageslicht anzubeten.

Ist das Erz aus dem Schacht gezogen, so muß es noch von den fremdartigen Bestandtheilen gereinigt werden. Dies ist das Geschäft der Frauen und Kinder. Sodann wird es gewaschen und geschmolzen, und der rohe Stoff kann zu jedem beliebigen Gebrauche verwendet werden. Die Gewalt des Wassers, welches sich in engen Kanälen ergießt, um die Maschinen zu treiben, so wie das sausende Kreisen der Räder, machen einen eigenthümlichen Eindruck. Im Innern zerstampfen ungeheure Hämmer, welche sich selbst zu bewegen scheinen, das Eisen. Dabei prasselt die Flamme, angefacht von riesenhaften Blasebälgen, in den ungeheuren Oefen, und Scheeren von eigenthümlicher Form zerschneiden die Platten von der Dicke eines halben Zolls. Ein Arbeiter zieht aus dem Feuer ein Stück glühenden Eisens, wirft es in eine länglichte Oeffnung, und alsobald regnet es eine Menge von Nägeln. Dies geht so rasch, daß man in einer Minute 2—300 fabriziren kann. Die erstaunlichste Erfindung ist indeß die Plattmühle; sie besteht aus zwei großen Walzen, die sich um sich selbst drehen, und die von mehreren Rädern, welche alle in einander eingreifen und mit einem großen äußeren Rade in Verbindung stehen, in Bewegung gesetzt werden. In der Nähe ist ein Schmelzofen, in welchem das Eisen glüht, das die Walzen zermalmen sollen. Wenn das Eisen aus dem Ofen kommt, so hat es einen solchen Grad der Hitze, daß man es nicht anschauen kann, und daß die Menschen, welche es transportiren, sich das Gesicht verbrennen. Das glühende Eisen wird zu den Walzen hingerollt, welche es erfassen und mit so furchtbarer Kraft pressen, daß es auf der andern Seite um die Hälfte dünner und breiter erscheint. Man muß über diese wunderbare Wirkung erstaunen.

Als wir den Ort verließen, dessen Namen, wenn ich nicht irre, durch Zusammenziehung aus ferreus mons entstanden ist, schlugen wir die Richtung nach dem Donon ein. So heißt die höchste Spitze der Vogesen im Departement des Nieder-Rheins. Dieselbe gewährt schon eine Aussicht auf dreißig Meilen im Umkreise, und die Rhein-Ebene liegt offen bis zum Schwarzwalde da. Der Rhein theilt sie in zwei gleiche Hälften; er ist wie ein Krokodill anzuschauen, das in der Sonne ruht. Nördlich und südlich sieht man eine Schaar von Hügeln, die um ihr Haupt gelagert sind, welches die Füße des Beschauers betreten. Jeder Höhepunkt ist mit Wäldern und Felsen bekränzt und unterscheidet sich durch Farbe, Gestalt und Größe von anderen. Tief unten liegt das schöne Deutschland, das Vaterland der Dichter und Philosophen, welches die klarsten und die nebelhaftesten Geister erzeugt hat. Mit welchen Empfindungen sah ich in der Ferne die blauen Berggipfel auftauchen!

Tafellied

von

Ludwig Storch.

Wir sitzen im Saal,
Die lustige Zahl,
Beim lockenden Mahl.
Uns winket der perlende Wein.
Begrüßt mit Gesang,
Mit Kling und mit Klang
Den duftenden Gang,
Ihn würdig und würzig zu weih'n!

Was frommte der Gram?
Er macht uns zu zahm.
Wer niemals noch kam
Zum muntern bunten Gelag
Des zechenden Schwarms,
Des tollen Allarms,
Den quält einst des Harms,
Der Reue trübseliger Tag.

Wer solches erkor,
Sein Leben verlor,
Den nennen wir Thor!
Wir aber sind weise und klug.
Wir schlürfen den Wein
Bei Ja und bei Nein
Mit Lachen hinein,
Und haschen die Freude im Flug.

Das Auge, das sprüht,
Die Wange, die glüht,
Das Herz, das erblüht
Als Rose, begossen vom Thau.
Befangenheit weicht,
Und Männerkraft steigt,
Und Männerherz neigt
Sich zum zärtlichen Herzen der Frau.

Auf Fittichen frei
Zu zwei und zu zwei
Durch's Weltengebäu
Entschwebt der entfesselte Geist.
Was dunkel noch war,
Wird leuchtend und klar
Dem liebender Paar,
Das schwärmend das Weltall durchkreist.

Ihr Brüder, drum trinkt,
So lange noch winkt,
So lange noch blinkt
Im Glase ein Tröpfchen des Weins.
Dann geh'n wir nach Haus.,
Gesegneter Schmaus!
Die Gläser rein aus
Zum Wohle noch unsres Vereins!

Patent-Fleisch, oder über ein in England patentirtes Verfahren, Vieh zu tödten.

Der Mensch ist bekanntlich ein vielgefräßiges Thier; sein Zahnsystem stempelt ihn sowohl zum Pflanzenfresser, als zum Fleischfresser, aber im Norden ist er weit mehr letzteres, im Süden weit mehr ersteres. Für uns ist Fleischspeise ein Bedürfniß; sie bildet die Hauptnahrung, ohne die sich in unsern Klimaten nicht gut auskommen läßt, und wir sind daher gewissermaßen gerechtfertigt, wenn wir in diesen Blättern einige Worte über die Beschaffenheit des englischen Patentfleisches sagen, das, so weit mehreren englischen Zeitschriften und einem später zu nennenden Schriftchen zu trauen ist, sowohl dem Käufer und Genießenden, als auch dem Fleischer die außerordentlichsten Vortheile darbieten soll. Wir wollen aber versuchen, diesem, in der That etwas materiellen Gegenstande nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein gewisses wissenschaftliches und psychologisches Interesse abzugewinnen. Wollte uns ein hiesiger, speculativer Fleischer einmal des Versuchs wegen solches Fleisch, wie dessen Beschaffung noch angegeben werden soll, gegen Bezahlung in unsere Küche liefern, so werden wir uns, wenn das Fleisch, wie zu erwarten steht, gut schmeckt, hinreichend für diesen kleinen Aufsatz belohnt finden. — Thiere zu tödten, Behufs der Verspeisung für den Menschen, ist keine Grausamkeit, keine Widernatürlichkeit, sondern es ist dieses von der Natur selber geboten. Der Mensch hat, wie schon im Eingange erwähnt ist, neben den mit breiten Kauflächen versehenen, mühlsteinähnlich wirkenden, darum auch Mahlzähne genannten, Backenzähnen der Pflanzenfresser, die haken- oder keilförmig gestalteten Reißzähne (Augen- oder Hundezähne) der Fleischfresser. Der Magen des Menschen, sein Darmkanal, nähert sich auch mehr dem der Fleischfresser, als dem der Pflanzenfresser. Thiere tödten, um sie als Nahrungsstoff zu benützen, ist also gewissermaßen ein Naturverlangen. Ob aber: die Thiere zu diesem Zweck gerade immer abgeschlachtet, das heißt, durch einen Schnitt in den Hals, oder vielmehr in die Blutgefäße des Halses, oder sonst durch furchtbar blutende Wunden getödtet werden sollen, ist eine Frage, die gewiß noch nicht oft Gegenstand des Nachdenkens gewesen ist. Wenigstens hat bis dahin noch keiner, als Dr. Carson, ein tüchtiger Arzt in Liverpool, dessen Werkchen unter dem Titel: „A new method of staughtering animals for human food (ein neues Verfahren, Thiere zum Verspeisen für den Menschen zu schlachten). London 1839. 8. S. 32." — Warum also die Thiere gerade so zugerichtet werden, daß durch völliges Abbluten ihrem uns zur Nahrung dienenden Fleische der ernährendste Theil desselben, das eigentliche pabulum vitae, der wahre Lebenssaft, das Blut nämlich, gänzlich oder größtentheils entzogen wird, ist nicht leicht einzusehen. Allgemein weiß man, daß abgeblutetes, bleiches, blutleeres Fleisch lange nicht so kräftig und nährend ist, als das in Saft und Kraft, in seiner ganzen Blutfülle strotzende: und doch ist das übliche Verfahren in unsern Schlachthäusern darauf berechnet, das geschlachtete Thier vollständig und größtentheils abbluten zu lassen. Es ist hier offenbar ein uraltes, obwohl von Keinem jetzt so eigentlich mehr geglaubtes Vorurtheil noch im Spiele. Die ältesten Gesetzgeber, Brama, Moses und wahrscheinlich auch die ägyptischen Priester, deren Lehren mit denen des Moses und Brama gewiß nahe verwandt waren, haben das Genießen des Blutes strenge untersagt, und eine Menge Vorschriften gegeben, die, wenn man sie genau besieht, auch nur darauf betrachtet zu seyn scheinen, dieses Gebot zu unterstützen. Moses, von dem wir das Meiste wissen, gestattete nicht das Verspeisen solcher Thiere, die das Blut anderer Thiere genießen; kein reißendes Thier darf von den Juden gegessen werden, kein Schwein, weil dieses gefräßige, schmutzige Thier Alles, Lebendes und Todtes, Pflanzloses und Thierisches, Blut und Unreinigkeiten unter einander verzehrt und darum auch ein von vielen Krankheiten heimgesuchtes Fleisch hat; kein Wild, welcher Art es auch sey, darf der Jude essen, weil dasselbe nur durch Schuß, Stich oder Schlag, also nur auf eine Weise getödtet zu werden pflegt, die das völlige Abbluten nicht gut möglich macht. Gespeist darf von den Juden nur ein Thier werden, das wiederkäuet und gespaltene Klauen hat, Classificationsmerkmale, wie sie selbst ein Cuvier nicht besser aufstellen konnte; denn diese Merkmale stellen die reinsten und von den gesundesten Kräutern und Pflanzenstoffen lebenden Thiere dar, die nicht nur streng allen thierischen Nahrungsstoff zurückweisen, sondern auch Hausthiere sind, oder wenigstens bald zu Hausthieren gezähmt und dann beliebig abgeschlachtet werden können. Das Abschlachten muß bei den Juden so geschehen, daß die Hauptblutgefäße des Halses sämmtlich durchschnitten sind, und das an den Beinen aufgehängte und geöffnete Thier sich vollständig abbluten könne. Da aber anzunehmen ist, daß auf diese Weise nur die Vorderviertel sich vollständig ihres Blutes entledigen können, so dürfen die Juden von den größeren Thieren die Hinterviertel eigentlich nur dann genießen, wenn diesen die größeren Blutgefäße durch einen darin besonders Geübten sauber heraus präparirt werden. Auch dann noch muß das Fleisch eine längere Zeit gewässert werden, damit es durchaus blutleer werde. Woher nun diese große, gewaltige, bis zur Aengstlichkeit getriebene Scheu vor dem Genießen des Blutes bei den alten, weisen, weit über ihre Zeit hinausragenden Gesetzgebern? Nach Einigen, weil sie das Blut für den Sitz der Seele hielten und es für vermessen erachteten, wenn Einer die Seele eines Andern frißt. Aber einmal ist noch gar nicht erwiesen, ob die uralten Gesetzgeber wirklich eine Seele annahmen, oder ob sie Seele und Leben (Ruach, Phaj und Nephesch) überhaupt nicht für gleichbedeutend erachteten. Letzteres ist das Wahrscheinlichste, und wenn sie sich nun Leben im Blute dachten, so dachten sie sich auch Leben im Fleische, und wenn sie nun Fleisch eines abgeschlachteten Thieres zu genießen erlaubten, warum nicht auch das in den Adern desselben Thieres oder sonst wo erstarrte, also seines Lebens beraubte Blut? Auch würden sie, hätten

sie das Blut für so werth und für den alleinigen Sitz der Seele gehalten, gewiß verboten haben, bei dem Abschlachten des Viehes das Blut auf die Erde laufen zu lassen, oder es mit Sand zu vermischen u. s. w. — Schon mehr Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht, daß die alten Gesetzgeber das Blut für ein Monstrum hielten, das alle Unreinigkeit aus dem Körper, wie eine strömende Cloake aufnehme und wegführe, und deßhalb als Speise ungesund sey; aber auch diese Ansicht ist noch sehr zu bezweifeln. Vielleicht gibt eine Meinung, die Bruce, der berühmte abyssinische Reisende, aufstellt, eine noch bessere Auskunft über den Grund aller jener Gebote der alten Gesetzgeber. Bruce fand nämlich unter den Abyssiniern die uralte Sitte, aus lebenden Thieren Stücke Fleisch auszuschneiden, und sie ein wenig zubereitet, aber bluttriefend, als herrliche Leckerbissen zu verzehren. Solches Fleisch soll allerdings köstlich schmecken, aber wen schaudert nicht vor dieser Grausamkeit, vor diesen bluttriefenden Mäulern dieser kannibalischen Abyssinier? Wie gering ist nur der Schritt von diesem Kannibalismus bis zur wahren Menschenfresserei? Die alten weisen Gesetzgeber, deren ganzes Streben offenbar nur dahin ging, die Menschen zu milden Sitten, zu ruhiger Verträglichkeit, zu schöner menschlicher Entwicklung zu führen, die aber alles dieses nicht direct, sondern bei dem noch kindlich rohen Culturstande nur auf Umwegen, nur durch schreckende mystische Gebote bewirken konnten, haben, meint Bruce, solche ängstliche Satzungen gegen den Genuß des Blutes unter allerlei Vorwänden nur erlassen, um Grausamkeit zu verhüten, um die Menschen vom Kannibalismus zu entwöhnen, und um ihnen mildere Gewohnheiten einzuimpfen. — Welche Vermuthung aber auch die richtige sey, ob der Glaube, das Blut sey der Sitz der Seele, oder das Blut sey eine abschwemmende Unreinigkeit, oder ob die Absicht, mildere, menschlichere Gewöhnungen herbeizuführen, jenen heiligen Geboten zum Grunde gelegen habe, so ist klar, daß in unsern Tagen keiner dieser Gründe mehr Stich zu halten vermag. Weder dürfen wir fürchten, zum Kannibalismus zurückgeführt zu werden, noch halten wir das Blut mehr für den Sitz der Seele, noch erachten wir das Blut für eine ungesunde, unreine Flüssigkeit. Im Gegentheil halten wir das Blut für einen der nahrhaftesten Stoffe, und wir unseres Theils bedauern immer sehr, wenn wir ein bleiches, völlig aber zum größten Theil ausgeblutetes Rindfleisch zu essen bekommen, während wir von unsern Nachbarn in Hamburg, und besonders von den Fleischfressern jenseits des Kanals, schon längst hätten lernen sollen, wie wohl es thut und wie wichtig es ist, alles Blut im Fleische zu lassen, und daß solches Fleisch viel zarter, saftiger und kräftiger nährend ist. — In England hat man hierauf eine Sorgfalt verwendet, von der wir hier kaum eine Ahnung haben, und diese Sorgfalt beginnt schon bei dem Auffüttern des Schlachtviehes. Nicht fettes Rindfleisch will der Engländer, sondern saftiges, das heißt blutreiches; nicht kleines, bis zu unmäßiger Fettumschichtung gemästetes Vieh, auch nicht großknochiges wählt der englische Fleischer zum Schlachtvieh, sondern Thiere mit derbem, vollem, prallem Fleische, die kräftig und gut genährt seyn müssen, aber nicht in zu großen Fettmassen stecken, nicht träge, dumm und faul liegen und sich nicht bewegen dürfen, sondern die beweglich-munter, lebendig und in Kraft und Blutfülle strotzend (swelling in its own blood) seyn müssen. Von da wendet sich die Sorgfalt auf die Art des Schlachtens: daß wenig Blut verloren gehe, daß höchstens aus den großen Gefäßen, nichts aber aus den kleinen und kleinsten Adern auslaufe, dahin geht alles Trachten und Nachdenken, und eine Tödtungsmethode, die den meisten Beifall gewonnen hat, ist die, von der uns Dr. Carson in seinem oben erwähnten Werkchen Nachricht gibt. Dieses Werkchen zerfällt in vier Abschnitte. 1) Grundsätze für das neue Tödtungs-Verfahren. Das Prinzip, worauf das patentirte Verfahren, Vieh so zu schlachten, daß ein recht saftiges, kräftiges Fleisch gewonnen werde, ist nach Dr. Carson leicht zu ermitteln. Die Tendenz nämlich, das Thier so zu tödten, daß der Strömung des Blutes aus den kleinsten und kleineren Adern (Venen) in ihre größeren Aeste und Stämme ein Hinderniß entgegengesetzt werde, damit die feinsten Würzelchen oder Enden der Blutgefäße (Copillargefäße) und die feinen, den Milchsaft führenden Gefäße (Lymphgefäße) gefüllt bleiben. Nun haben aber mehrere Physiologen und durch neuere Versuche besonders Dr. Carson gefunden, daß je kräftiger die Elasticität der Lungen bei allen Säugethieren wirkt, das heißt, je kräftiger und vollständiger bei ihnen die Ausdehnung und Zusammenziehung der Lungen während des Athmungsactes geschieht, und je länger dieses während des Sterbens dauert, desto mehr das Blut das Streben zeigt, aus den feinsten Würzelchen und Aestchen der Adern (Venen) in die großen Aeste und Stämme einzuströmen. In den Fällen, wo der Tod bei den Menschen oder bei einem Säugethier so erfolgte, daß nach dem Tode die Lungen voll, ausgedehnt und von einer bedeutenden Resilienz (Elastizität) sich zeigen, findet sich fast die ganze Blutmasse in den größten Aesten und Stämmen des Venensystems zusammengehäuft, während in den Fällen, wo der Tod in der Art statt fand, daß die Lungen zusammengefallen oder zusammengedrückt waren, dieses in bedeutend geringerem Grade der Fall ist. Wird nun ein gesundes, kräftiges Thier auf die gewöhnliche Weise geschlachtet, so arbeiten die Lungen und das Herz bis zum letzten Augenblick mit ihrer gewöhnlichen, ja endlich im Kampfe gegen den feindlichen Eingriff mit gesteigerter Energie. Das Blut strömt mit aller Gewalt in die größeren Aeste und Stämme des Adersystems; und da die Schleusen durch den Schnitt in die Halsgefäße geöffnet sind, so fließt es, so lange das Thier nur noch warm ist, nach Außen ab. Höchst wahrscheinlich hat Moses, dieser tiefe Kenner der Natur, in seinem Bestreben, den Menschen das Bluteſſen abzugewöhnen, darum das Gebot gegeben, daß nur solche Thiere gegessen werden dürfen, deren Lungen nicht angewachsen sind; denn bei angewachsenen Lungen, was doch kaum als Krankheit angesehen werden kann, können die Thiere nicht mit derselben Energie athmen, und keine so volle und freie Blutzuströmung veranlassen. — Daß die Blutzuströmung nach den Aesten und Stämmen und der Abfluß des Bluts aus

den durchgeschnittenen Halsgefäßen bei vollkommen nach dem Tode noch ausgedehnten Lungen größer seyn muß, als wenn diese Organe collabirt sind, läßt sich schon daraus entnehmen, daß die Reizbarkeit der Muskelfasern und der Gefäßwände erst zuletzt erlischt, und daß vermöge dieser sogenannten Irritabilität das Blut noch immer weiter getrieben wird, während alles Uebrige schon todt ist. Sind die Lungen aber collabirt oder zusammengepreßt, so bilden sie einen mächtigen Gegendruck gegen diese Wirkung der Irritabilität, sie verschließen dann gleichsam, wie mit einer Barre, das andere Ende des großen Systems der Blutgefäße. — Auf diese Grundsätze nun basirt sich das patentirte Tödtungsverfahren: es wird nämlich das Thier nicht auf gewöhnliche Weise geschlachtet, sondern es wird der äußern Luft ein solcher Eingang in die Brusthöhle verschafft, daß durch sie die Lungen vollständig comprimirt werden. Dieses kann ganz einfach bewirkt werden, aber ein schneller Tod ist auch nothwendig, und deshalb eine kleine Vorbereitung erforderlich. — 2) Beschreibung des patentirten Verfahrens, Vieh für das Verspeisen zu tödten. An einen luftdicken Sack oder eine starke Rindsblase wird eine einfache, wenige Zoll lange und wenige Linien im Durchmesser habende, knöcherne, elfenbeinerne oder hörnerne Röhre so genau befestigt, daß an der Seite keine Luft entwischen kann, vorn bleibt das Röhrchen offen. Die Blase oder der lufthaltende Sack muß, wenn große Thiere getödtet werden sollen, wenigstens drei Kubikfuß Luft aufnehmen können. Das Röhrchen hat etwa in der Mitte seiner äußeren Fläche einen erhabenen, nach vorn etwas ausgehöhlten Rand oder Knopf, um anzudeuten, bis wie weit das Röhrchen hineingesteckt werden soll. Nun wird, mittelst eines Blasebalgs, der luftdicke Sack oder die Rindsblase mit Luft gefüllt und derselbe dicht unter dem Röhrchen zugebunden. (Man muß zwei solche Apparate haben.) Hierauf macht der Fleischer, zwischen der fünften und sechsten Rippe und um zwei Drittheile des Raumes zwischen Brustbein und Wirbelsäule von letzterer entfernt, mit einem kleinen scharfen Messer, einen nicht viel über zwei Zoll großen, aber so tiefen Einschnitt, daß nicht nur das Fleisch, sondern auch das Brustfell oder die die Lungen umkleidende Haut durchdrungen ist. So wie dieses an beiden Seiten des Thieres geschehen ist, dringt augenblicklich die äußere Luft ein, die Lungen fallen zusammen und das Thier sinkt. Da aber die Oeffnung nur klein ist, so könnte leicht die Communication mit der äußeren Luft unterbrochen werden. Um dieses zu verhüten, und um den Tod zu beschleunigen, wird in jede Oeffnung das Röhrchen des Luftsackes oder der mit Luft gefüllten Blase hineingedrückt, das um den Hals dieser Blase gelegte Band gelöst, und die Luft in die Brusthöhle des Thieres hineingepreßt. Ein gänzliches Zusammensinken der Lungen ist die Folge, und in 1 bis 4 Minuten nachher ist das Thier vollkommen todt. Es versteht sich von selbst, daß während dieses Verfahrens das Thier gehörig gefesselt seyn muß. — 3) Resultate dieses neuen Verfahrens. a) Das Fleisch der so getödteten Thiere wiegt 7 bis 10 Procent mehr als das Fleisch der auf gewöhnliche Weise geschlachteten. b) Es hält sich weit länger, wie die Erfahrung gelehrt hat; im Verlaufe des vergangenen Sommers nämlich zeigte sich, wie Dr. Carson gefunden hat, jenes Fleisch noch mehrere Tage lang frisch und gut, nachdem das Fleisch der Thiere, die an demselben Tage auf gewöhnliche Weise geschlachtet waren, schon in Verderbniß übergegangen war. c) Das nach dem neuen Verfahren erlangte Fleisch ist viel ökonomischer; aus den von Dr. Carson gesammelten Thatsachen über das erste Halbjahr 1839, in welcher Zeit zuerst eine allgemeinere Benutzung des Patentfleisches begonnen hat, ergibt sich, daß dieselbe Anzahl von Verzehrern durchschnittlich gegen 20 Procent weniger Fleisch gebraucht, um sich auf ihre gewohnte Weise in Fleischspeisen, guter Suppe u. s. w. zu genügen. d) Nach dem patentirten Tödtungsverfahren wird das Fleisch alter Thiere fast eben so schmackhaft, wie das jüngerer; denn es zeigt sich zart, vollsaftig und angenehm duftend. e) Umgekehrt wird auch das Fleisch jüngerer Thiere fester, nährender, als wenn diese Thiere auf gewöhnliche Weise geschlachtet werden; Dr. Carson behauptet, er habe patentirtes Lammfleisch dem Geschmack nach, nicht von gewöhnlichem, gutem Hammelfleische zu unterscheiden vermocht. f) Patentfleisch kocht schneller und gleichförmiger und mehr in seinem eigenen Saft und Duft, als anderes Fleisch. g) Carson glaubt auch, daß die Felle und Vließe durch das neue Tödtungsverfahren nur gewinnen können. h) Kalbfleisch und Lammfleisch wird allerdings nicht mehr so bleich aussehen, aber es ist die Frage, ob letzteres gar einen so angenehmen Anblick gewährt; dagegen wird aber alles andere Fleisch desto kräftiger und schöner roth aussehen. i) Schlachthäuser und Schlachtbänke werden nicht mehr nothwendig, da bei den größten Thieren nur wenige Pfund Blut (aus den Lungen-Arterien) abgehen. — 4) Menschlichkeit bei dem Tödtungs-Verfahren. Einige haben das neue Verfahren grausam genannt, aber es ist gerade das Gegentheil der Fall; denn die beiden geringen, schnell zu machenden Schnitte sind doch wahrlich weit weniger schmerzhaft, als der Schnitt durch den Hals, oder der gräuliche Hieb mit der Axt auf den Kopf, der bisweilen mehrmals wiederholt werden muß, oder der in manchen Gegenden übliche Stich in die Brust, der oft das Herz nicht trifft, und dann auch mehrmals gemacht werden muß. Dabei das widrige Blutvergießen und das viel langsamere Absterben oft unter widrigen Zuckungen, — Alles dieses zusammengenommen läßt das neue Tödtungsverfahren offenbar viel milder und menschlicher erscheinen, als das gewöhnliche. Schon haben zwei Fleischer in Liverpool und einer in London Läden eröffnet, wo nur solches Patentfleisch zu haben ist, das äußerst begierig gekauft wird.

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche.

Manchen Geschmack gibt es auf Erden,
Der verdient geprügelt zu werden.

Es wahret die gebrühte Katze
Vor kaltem Wasser schon die Tatze.

Die stille Katze speist Leckerbissen,
Die miauende hat noch kein Mäuschen zerrissen.

Schnell ahmet sich das Böse nach,
Das Gute aber nur gemach.

Der Fisch wird stets in's Wasser trachten,
Die Gems' die Eb'ne stets verachten.

Was nicht geschah in meinem Jahr,
Dafür bin ich der Hoffnung baar.

Der Weinberg und das Roß braucht zum Erziehen Zeit,
Erwachsen kaufe sie, und bei Gelegenheit.

Den Sack zersprengt der Habsucht Gier,
Mach' ihn nicht voll, ich rath' es Dir.

Das Jahr ist lang, der Vorrath klein,
Drum greif' nicht oft in Sack hinein.

Mein lieber Hund, ich will dir wohl,
Doch kriegst Du nie die Schüssel voll.

Zieh an ein Hemd von zwanzig Ellen,
Curios wirst dich zum Gehen stellen.

Leicht ist's zu lugen von den Sternen,
Man fragt sie nicht in solchen Fernen.

Viel klüger ist's, das Uebel zu ertragen,
Als neuem unbekanntem Guten nachzujagen.

Freund traue nicht den Katzen,
Sie werden Dich in jedem Fall,
Selbst nach der abgeschnitt'nen Krall',
Noch mit dem Schweife kratzen.

Besser ist's, sich durch Bescheidenheit lieben zu machen,
Als der Gesellschaft durch Possen geben zu lachen.

Wirf keinen Stein auf Nachbars Dach,
Wenn deines ist von Glas und flach.

Dem Kinde, das nicht weint, und schweigt,
Wird nimmermehr die Brust gereicht.

Ich hab' noch keinen Dummkopf geseh'n
Den eigenen Vortheil nicht bestens versteh'n.

Der Löwe ist nicht lang so wild,
Als man ihn malet auf dem Bild.

Nur dem, der ihn von Nöthen hat,
Und Dich d'rum bitt't, gib Deinen Rath.

Als Glück magst Du ein jedes Unglück achten,
Du mußt es nur beim rechten Licht betrachten.

Je ferner das Land, je blauer die Lügen,
Mit denen die Reisenden uns betrügen.

Zu hart ist schon das Rohr zum Pfeifenschnitzen,
Und ich zu alt, um in der Schul' zu schwitzen.

Wenn den Erben etwas bleibt,
Mindert sich das Trauerleid.

Sobald Du Dir ein Weib genommen hast,
Nimm auch ein Haus, sey nicht des Schwähers Gast.

An Weibes Rath ist nicht viel dran,
Doch hört ein kluger Mann ihn an.

Willst vergessen böse Dinge,
So zerstreue Dich und singe.

Mann und Weib sind Schwefel und Zunder,
Bläst nun der Teufel, so brennt gleich der Plunder.

Ein Schneider kann vom andern nicht mit Ehren
Für Arbeit wohl ein Macherlohn begehren.

Erzählung eines Soldaten.

Von

M. Houck.

Mit dem Bildnisse des Herzogs von Braunschweig-Oels.

Es mögen jetzt wohl an die zwölf Jahre her seyn, da wurde in einem Dorfe in der Gegend, wo die Gränzen zweier deutschen Länder, nämlich die des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig, sich nahe berühren, das schönste Fest, das der Landmann in seinem mühevollen Berufe kennt, das Erndtefest, gefeiert. Es ist ein tüchtiger, kräftiger Menschenschlag, der diese Gegend unseres gemeinsamen Vaterlandes bewohnt. Die Männer sind ausdauernd, arbeitsam und ohne Falsch; treu hängen sie an dem, was sie einmal als wahr und recht erkannten. Sie lieben das Land, das sie geboren, und bricht Noth und Feindesgewalt über die Fluren herein, denen sie nicht ohne viele Mühe die edelsten Gottesgaben abgewinnen, dann wissen sie nicht minder tüchtig als die Pflugschaar, das blinkende Bajonet und den scharfen Säbel zu führen.

An jenem Tage des Erndtefestes ward in dem braunschweigischen Dorfe N... viel getanzt und die Musikanten durften nur selten feiern und Athem schöpfen. Zu den jungen Burschen und hübschen Mädchen des Dorfes hatten sich noch Viele aus dem kaum eine Viertelstunde entfernten Dorfe F... gesellt, das schon diesseits der hannover'schen Gränze lag. Während das junge Volk nicht müde ward, zu tanzen, saßen die Alten an den blankgebohnten Tischen im Wirthshause und ergötzten sich am Gespräch von dem und jenem, was dem Kreise ihrer Beschäftigungen nahe lag, und theilten sich Erfahrungen mit über den Bau der Felder und was sie beobachtet hatten, das förderlich seyn könne zum fröhlichen Gedeihen der lieben Frucht. Dann sprachen sie auch von der schweren Kriegszeit, die sie Alle mit erduldet hatten, und wie es der Himmel vergönnt, daß diese deutschen Länder nicht länger von Franzosen regiert würden, die des Volkes Sitte nicht kannten und kein Herz haben könnten für sein Wohl und Wehe.

„Auch jetzt sind wir mit Steuern viel geplagt," sagte ein alter Mann. „Heißt es ja doch im Sprüchworte: „und der Bauer, der muß sie Alle ernähren;" aber wir sind doch geschützt gegen die Willkür, und geschieht uns Unrecht, so wissen wir den Weg zu finden auf das Amt, und weiter noch nach Braunschweig und Wolfenbüttel, wo die Herren sitzen, die geschworen haben, Recht zu üben, sonder Rücksicht und Menschenfurcht."

„Ja, das haben wir bei Waterloo erworben," sagte ein Hannoveraner, dessen langen blauen Rock die silberne Medaille mit des englischen Georgs Bildniß zierte.



FRIEDRICH WILHELM

Herzog zu Braunschweig Oels.



„Als wir im Quarrée stunden, und die französischen Cuirassiere unaufhörlich losrasselten und sich mit des Teufels Gewalt Bahn brechen wollten und unsere Schlachtordnung sprengen, da rief unser Commandant: „Schont Eure Patronen nicht, Bursche, und bedenkt, im Hannoverlande beten sie jetzt zum Himmel! Laßt uns Deutsche bleiben!" Und wir hielten Stand, bis Herr Blücher kam, der alte Vorwärts, und die Franzosen zurück mußten. Ihr war't ja auch dabei, Herr Wilm, nicht wahr?"

Herr Wilm nickte mit dem Kopfe; er hatte bisher still da gesessen, die Augen zu Boden gesenkt. Der Mann sah gar nicht recht aus, als passe er in die friedliche Umgebung. Er mochte ein starker Vierziger seyn und war so recht in der vollen Kraft und Blüthe des höheren Mannesalters. Sein Gesicht hatte etwas Ernstes und Kriegerisches, sein Auge war dunkel und feurig; ein pechschwarzer, gewiß mit vieler Vorliebe gepflegter Schnurrbart ließ nur wenig von dem Munde sehen, und doch lag, trotz Schnurrbart und ernstem Ansehen, in seinem Gesichte etwas sehr Gutmüthiges; man sah diesem Manne an, er hatte auf dem Schlachtfelde gewiß wacker gemäht; im Frieden aber war er sanft und nachgiebig, und mochte keinem Kinde etwas zu Leide thun. Er trug nicht wie die andern Bauern einen einfachen langen Rock, sondern ein schwarzes kurzes Kleid, mit Schnüren besetzt, wie es das berühmte Corps getragen, das „die Todtenköpfe" genannt und der Schrecken der Franzosen war. Den rechten Arm hatte Herr Wilm verloren, aber eine goldene Verdienst-Medaille hatte ihm sein Chef für besondere Tapferkeit ausgewirkt.

„Bei Waterloo, sagt Ihr, ja, da war es schön, und Eure rothen Bataillone, Euer junges Volk, die Landwehr, die noch vorher keinen Feind gesehen hatten, vertheidigten ihre Fahnen und jeden Zoll des blutgetränkten Bodens wie ächte Männer und Soldaten. Aber Waterloo war nur der letzte Kampf; hier erwartete es Niemand anders, als daß wir siegten, oder daß, würden wir geschlagen, Tausende wieder unsere gesprengten Glieder füllten und über unsere Leichen hinweg sich dem Feinde entgegen stürzten. Damals hatte man ja in Deutschland aller Orten schon ausgeschlafen und das Gefühl der Schmach, Fremden unterthan seyn zu müssen, war in allen Landen rege geworden. Früher war es schlimmer. Da mußten wir, ein kleines Häuflein uns durchschlagen von Sachsen und Schlesien her, überall Truppen uns im Wege, hier die flinken, tapfern Franzosen, dort die Westphalen, diese armen Tröpfe, die kein rechtes Herz hatten für ihre Sache; dann wieder Gratiens schwerfällige Holländer hinter uns drein, die immer den Caffeekessel auf ihren Tornister binden. Uns aber führte Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der Herzog war ohne Land, der aber reich an Muth und Ehre, und dem eine Schaar gehörte von zwölfhundert Schützen, siebenhundert Reitern und Kanonieren, die wohl zu treffen wußte, und die alle geschworen hatten, mit ihm zu retten, was allein noch zu retten war, ihres Landes Ehre oder unterzugehen. Und das gelang; wir erreichten glücklich das Meer, das der Franzosenkaiser sich noch nicht zu eigen gemacht hatte, und hinüber ging's, wo noch Freiheit war, nach England; dann schifften sich unsere Truppen nach dem heißen Spanien ein, und auch da ging es oft in's Feuer neben Eurer braven englisch-deutschen Legion, die Hannovers Fahne mit Ruhm umgab, wie wir Schwarzen für unsers Braunschweigs Ehre fochten und bluteten. In Spanien war ich damals nicht mit. Mir hatten noch zu guter Letzt westphälische Kugeln einen Denkzettel gegeben, daß ich, während meine Cameraden schon wieder nach Spanien geschifft waren, noch lange im Spital liegen mußte. Auch der Herzog war in England bei seinem Schwager, der damals Prinz-Regent war, geblieben. Herzog Wilhelm war ein herrlicher Mann; seinen Ahnherrn, den alten Herzog in Braunschweig, nannten sie den Löwen, weil er tapfer war und großmüthig, wie dieser oberste Herrscher über die Thiere, und weil er aus dem heiligen Lande einen Löwen mitgebracht hatte, der ihm treu war und der noch heute zu sehen ist in Erz gegossen in Braunschweig auf dem Burgplatze. Unser Wilhelm war auch ein Mann wie ein Löwe, großmüthig und edel, und sein tapferer Sinn nur darauf gerichtet, wie er die Ehre wahren möchte. Unsere schwarze Schaar durfte man gleichfalls wohl jenem Löwen vergleichen, den der alte Heinrich gehabt, denn sie war ihrem Herrn treu und ergeben, und folgte dem Winke seiner Hand, und führte dieser Wink auch gegen des Feindes Gewalt und seine Kartätschen sprühenden Batterien. Kommt, stoßt an, sein Andenken und das Andenken derer, die mit ihm und für ihn und des Landes Ehre gefallen sind, lebe in dem Gedächtnisse Aller, so lange diese Felder alljährlich grünen und blühen, so lange man diese deutsche Sprache spricht, so lange diese Sonne an Gottes Himmel scheint! Er und die Schwarzen leben!" riefen die Bauern kräftig, daß die Musikanten draußen auf dem Tanzplatze ihren frischen Walzer unterbrachen und einen lauten Tusch bließen dem Herzog und den Schwarzen zu Ehren.

Als es spät Abend geworden war und die Hannoveraner Abschied nahmen und sich zum Gehen rüsteten, trat der Mann mit der Waterloomedaille zu dem Schwarzen: „Ist es nicht Unrecht von Euch, Herr Wilm," sprach er, „daß Ihr so wenig gute Nachbarschaft mit uns jenseits der Gränze haltet? Kommet doch einmal hinüber zu uns, die Abende werden jetzt länger. Ich bin Wittwer, und Söhne und Töchter wachsen mir zu dem Alter heran, da sie der älterlichen Aufsicht zumeist bedürfen. Da mag ich nun nicht Abends mein Haus verlassen und in den Krug gehen zu meinen Nachbarn und Gevattersleuten, und es wäre schön, wolltet Ihr mir die Liebe thun, zuweilen zu mir zu kommen, daß wir ein paar Stündchen verplaudern könnten, und Ihr mir erzähltet von den Schlachten und Gefechten, den Gefahren und Entbehrungen, die so viele Jahre hindurch Euer Loos waren." Wie der Hannoveraner so freundlich sprach, kamen zwei junge Mädchen herbei, hübsche, frische Jungfrauen, voll Heiterkeit und Freude über das Fest, wo sie keinen Tanz überschlagen hatten. „Seht, Herr Wilm," sagte der Vater, „das sind meine Töchter; ein paar wackere Mädchen, im Hausstande

und bei der Arbeit nicht minder flink, als sie es heute beim Tanze waren.“

„Schön, lieber Herr Karsten,“ erwiederte Wilm, und schüttelte mit der Linken, die ihm noch geblieben war, des Andern Hand; „ich komme einmal zu Euch und das bald; verlaßt Euch darauf.“

Und wenige Tage darauf saßen die beiden Männer Abends in Karstens netter, reinlich gehaltener und selbst zierlich geschmückter Wohnung in traulichem Gespräch. Der Hannoveraner hatte seinen Gast gebeten: er möge ihm erzählen, wie er zum Kriegsdienst gekommen, und wie es ihm in einem Stande ergangen sey, dem er selbst, jedoch nur kurze Zeit, angehört hatte. Wilm ließ sich nicht lange bitten; es ist ein natürlicher, auch dem bescheidensten Menschen innewohnender Trieb, daß er gern bei einer für ihn ehrenvollen Vergangenheit verweilt, sie im Geiste noch einmal zurückführen mag, und es liebt, Andern von den Mühen, die er erduldet, von den Gefahren, denen er die Stirne geboten, zu erzählen.

„Ich war ein Bursch von zwanzig Jahren, als unser Land von den Franzosen überfallen ward, als unser guter braver Herzog, der alte Herr Karl Ferdinand, Land und Leben verlor. Ihr kennt die traurigen Zeiten, die dazumal hereinbrachen. Ihr wißt, wie schnell diese Gegenden, die unter der milden Herrschaft der Braunschweiger ein blühendes und zahlreiches Geschlecht genährt hatten, alle Drangsale des Krieges erfahren, allen Uebermuth der fremden Sieger erdulden mußten. Ich war einer Wittwe einziger Sohn; meine gute Mutter war schon alt, da jenes Unglück hereinbrach. Wir hatten ein schönes Besitzthum, ein nettes Häuschen, eine gute Anzahl von Morgen Ackerlandes. Jetzt sah die alte Frau den Wohlstand, der ihr ein behagliches Leben sicherte, rasch dahin schwinden, Fremde in ihrem Eigenthum walten, und in ihrem Uebermuth in Stunden vergeuden, was lange Jahre voll Mühen geschafft und gesammelt hatten. Ein schleichendes Fieber überkam sie; unser Häuschen war mit französischer Einquartirung überfüllt, nur das schlechteste Kämmerlein blieb ihr dort, ihr Krankenlager aufzuschlagen. Es ging alle Tage schlechter mit ihr; bald war alle Hoffnung, sie würde noch vom Schmerzensbette aufstehen, verschwunden. An dem Tage, da sie fühlte, sie werde die Erde verlassen müssen, feierten die Franzosen, die in unserem Dorfe lagen, ich weiß nicht welches Siegesfest mit Trinken und lautem Gejubel und Gesang. Wir hatten fünf Mann im Hause, darunter einen Trommler, einen Burschen von siebzehn, achtzehn Jahren, der aber der wildeste und übermüthigste unter Allen war, und so auch an jenem Tage am lautesten lärmte und jubelte. Wie meine Mutter in Todesschmerzen eben in ihrem Kämmerlein lag und in Gebet und frommer Betrachtung von der Erde zu scheiden wünschte, drang der wüste Lärm immer hinauf zu ihr und steigerte den Schmerz, den sie leiden mußte. Ich ging also hinunter in den Hof und bat die Franzosen, sie möchten Mitleid haben mit einer Sterbenden Schmerz und ihr Singen und Schreien einstellen, da langte der kleine Tambour nach seiner Trommel und schlug die Takte zu einem wilden Siegesliede, brüllend stimmten sie es Alle an, und in dem wüsten Lärm verhallte das Gebet meiner sterbenden Mutter und der Segen und die Ermahnungen, die mir ihre bleichen Lippen zuflüstern wollten.

Ich stand jetzt allein — allein mußte ich der Aecker warten, dem Hausstande vorstehen. Ein junger Mensch verzweifelt nicht sobald, und so gedachte auch ich, trotz Kriegsgetümmel und der Noth, die täglich drohender ihre Geißel über unsere Gegend schwang, mir eine Häuslichkeit zu gründen. Mit Marie, unsers Nachbarn Tochter, war ich aufgewachsen; seit frühester Jugend war ich an sie gewöhnt; jetzt älter geworden, liebte ich sie herzlich — ihre Aeltern freuten sich, uns ein Paar werden zu sehen: vereint hofften wir leichter die Kriegsplage überstehen zu können: aber Niemand durfte damals bestimmen, Niemand einen Willen haben, unser Loos, unsere Zukunft lag ganz in den Händen jener Fremden. Der Commandant der Truppenabtheilung in unserem Dorfe war, wie die meisten seiner Soldaten, gewaltthätig und ohne Achtung vor fremdem Glück, fremdem Besitzthum. Ihm gefiel meine Braut, und was konnte ich, was konnten ihre jammernden Eltern seinem Willen entgegensetzen; er wußte es bei seinem Obersten auszuwirken, daß er in eine nahe Stadt versetzt wurde. Die Nacht, da er abreiste, verschwand auch meine Marie: er hatte sie von ein Paar Soldaten aus ihrem elterlichen Hause rauben lassen. Seitdem litt es auch mich nicht mehr daheim. Ich machte von meinen Grundstücken, so viel ich konnte, zu Gelde, und wanderte fort aus dem Lande, das jetzt einen neuen Herrn bekommen hatte, der in Cassel verschwenderisch und prachtvoll Hof hielt. Ich hatte keinen rechten Vorsatz, was ich draußen in der Fremde beginnen, wohin ich mich wenden sollte. Es waren fast drei Jahre, daß im Lande die übermüthigen Franzosen herrschten und ihrer Bedrückung war kein Ziel abzusehen. Unsere besten jungen Männer mußten zu des neu geschaffenen Königs von Westphalen bunt zusammengewürfeltem Heere; unser Wohlstand unterlag unter der drückenden Last der Abgaben und Leistungen, die man von uns Bauern erheischte, und jener Raub, der mich um eine geliebte Braut brachte, war nur eine von tausend Frevelthaten, die ungestraft und wie den Besiegten zum Hohne recht öffentlich verübt wurden.

Es ist um das Reisen eine eigene Sache. Wer etwas zu hoffen hat, wem ein Ziel, ein freudiges winkt, der freut sich der Wanderung, der Sonnenschein lächelt ihm, Feld und Flur durchschreitet er mit fröhlicher Eile, Pläne, Hoffnungen, Erwartungen sprossen wie bunte Blumen in seiner Seele auf; hinter dem Berge, der den Horizont umschließt, jenseits des dunkeln Forstes, der sich vor ihm ausbreitet, harrt das Glück, wie seine Braut, sich ihm eigen zu geben und seine Gefährtin für alle Zukunft zu seyn. Wie ganz anders aber wandert der, dem sich der Gram als zudringlicher Gesellschafter gemeldet hat, dem schleichen die Stunden langsam; er muß immer und immer der Heimath gedenken, die seines Leibes Wiege und Stätte war und kann nicht mehr frischen Lebensmuth gewinnen.

Ich wollte gen Süddeutschland wandern, von dessen üppigen Fluren, von dessen Weinbergen mir oft der alte

Schmidt in unserem Dorfe erzählt hatte, der aus Schwaben gebürtig war und noch immer unseres flachen Landes spottete, wo kein Wein wächst und sich meilenweit Heiden dehnen. Als ich so auf der staubigen Heerstraße hinwanderte in stummem Brüten, begrüßte mich ein junger hübscher Mann, der, wie er sagte, desselben Weges wie ich zu wandern gesonnen war. Er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und ich erzählte ihm, welch' schwerer Gram schon mein junges Leben betroffen habe. „Nun so helft mir die Franzosen aus dem Lande jagen," sagte der Fremde, und erzählte mir, wie Oestreich, unser altes deutsches Kaiserhaus, in Waffen stehe, und Alles, was es an Kraft und Tapferkeit sein nenne, aufbiete zum heiligen Kampfe, er sprach mir von dem Erzherzog Carl, der an des Heeres Spitze stehe, und wie der Hochgeborenste, so auch der Beste seines Heeres sey, und der Würdigste durch Tapferkeit und hohe kriegerische Weisheit. „Seht," sprach er dann weiter, „auch ich will jetzt des Studenten Mappe und Feder und den leichten Schläger unserer Duelle mit der Büchse und dem Hirschfänger vertauschen. Euer rechtmäßiger Landesfürst, der tapfere Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, hat im Böhmischen eine Freischaar geworben, wackere, tüchtige Männer, die der Franzosen blaue Jacken nicht lieber sehen, als das Festkleid von des Teufels Großmutter. Geht mit mir, dort wollen wir uns anwerben lassen, und denkt dann bei jedem Franzosen, auf den Ihr anlegt, er habe Eure schöne Marie mit rauben helfen."

„Ihr habt recht," antwortete ich, und drückte ihm kräftig die Hand, die er mir geboten, „wo mein Herzog ist, da will auch ich seyn; wo seine Fahne weht, sey fortan meine Heimath, und Ihr sollt an mir einen guten und getreuen Kameraden finden."

In wahrhaft brüderlicher Eintracht wanderten wir weiter; jetzt war mein Gram und der traurige Ueberdruß, der mich niedergedrückt hatte, verschwunden: jener Student, er hieß Friedrichs, war ein liebenswürdiger Mensch, heiter und gutmüthig, ihn vermochte nur Eines ernst und trübe zu stimmen, des Landes Schmach, das den Fremden ein Spielball geworden war. Eine Mutter, sagte er oft, die der Söhne viele hat, sollte vor jeglicher Schmach gesichert seyn, ihre Söhne sollten sich um sie schaaren, daß kein Lüftchen sie umsanft berührt, nicht das geringste Ungemach ihren Frieden trübt, und dieses Deutschland, unser Aller gemeinsame und ehrwürdige Mutter, es hat Söhne die Millionen, und dennoch beschimpfen die leichtsinnigen Franzosen es, und nur Wenige erröthen ob dieser ungeheuern und unerträglichen Schmach und begehren sie mit ihrem Blute abzuwaschen. Dann erzählte er mir viel von unserem Herzog, dem wir jetzt dienen wollten, wie er, da sein ehrwürdiger Vater, der edle Carl Wilhelm Ferdinand, jetzt auf dem Kirchhofe im Dorfe Ottensen schlafe und seine ältern Brüder auf die Nachfolge in der Regierung verzichtet haben, rechtmäßiger und alleiniger Herr des Herzogthums Braunschweig sey, das ihm nur übermächtige Gewalt entrissen habe, und wie er schon gegen diese Feinde durch seine Tapferkeit bewiesen, daß er des Erbes der Braunschweiger würdig sey; auch ich selbst hatte ihn als junger Mensch schon oft gesehen, da er zuweilen von Halle her, wo er sein preußisches Regiment commandirte, in's Braunschweigische zu kommen pflegte.

So kamen wir, Dank unserem guten Glück! ungehindert und von den vielen westphälischen, französischen und sächsischen Gensd'armen unbemerkt, bis in's Böhmische, wo der Herzog lag, wir beide ließen uns von einem schwarzen Husaren zu dem hohen Manne führen. Wie hatten Gram um das Vaterland und sein erlauchtes Haus ihn, den ich noch vor wenig Jahren blühend und heiter gesehen hatte, verändert! welcher Ernst lag in diesen edlen Zügen, die ein dichter und dunkler Bart beschattete, wie ernst und sinnend ruhten seine Blicke auf uns! Die Braunen über seine Augen waren grau geworden, zum Zeichen, wie viel des Grames diese schon geschaut. Mein Gefährte, Friedrichs, führte das Wort und schilderte beredt die Liebe zum Vaterlande und zu dessen Freiheit, die uns beide zu ihm und seiner Schaar geführt. Ein Lächeln glitt über des Herzogs Züge. „Sie scheinen ein wackerer Studio," sprach er freundlich, „Sie werden Commilitonen unter meinen Schwarzen finden. In dieser schweren Zeit fühlt Mancher, daß nicht die Feder, nur das Schwert jetzt mit Ehren geführt werden kann. Ich habe die Musensöhne gern. Früher, da ich noch Oberst in Halle war, hatte ich manche Fehde mit ihnen, aber jetzt weiß ich, haben sich alle Studenten in Deutschland mit mir ausgesöhnt und halten etwas auf mich."

Dann wandte er sich an mich. „Auch Du, wackerer Bursch, willst mir dienen?" — „Herr Herzog," antwortete ich, „ich bin Ihr Unterthan, und mag nicht Westphale heißen. Ich habe nicht gelernt schön reden, aber fechten will ich unter Ihren Fahnen und Ihnen folgen bis in den Tod." Der Herzog reichte mir die Hand und wandte sich an einen Offizier, der neben ihm stand: „Nicht wahr, Korfes, so lange solche Rekruten, wie diese, sich zu unserer Schaar finden, dürfen wir auf Sieg und Ehre rechnen?"

Noch in derselben Stunde leisteten Friedrichs und ich den Fahneneid und traten unter die Schützen. Unser Hauptmann war ein freundlicher, sanfter Mann. Mit dem Erlernen des Exercirens ging es rasch, und bald hatten wir beide uns schon ganz an die Regelmäßigkeit und strenge Ordnung gewöhnt, welche unser neuer Stand bedingte.

Am 30. Mai 1810 stand ich zum ersten Male im Feuer. Die Unsern hielten das Städtchen Zittau besetzt, und die Sachsen, die zu Napoleon hielten, griffen uns mit überlegener Macht an. Lebhaft knatterte das Feuer der Plänkler rings um mich her. Ich kann das Gefühl, das mich damals ergriff, nicht recht erklären, Haß gegen die weißen Röcke, die uns, ihren Stammesgenossen gegenüber der Fremden Handlanger spielten. Das Streben, meinen neuen Kameraden mich als muthiger Bursch zu zeigen, und dann wieder eine Anwandlung von Furcht um mein junges Leben, das Alles ließ mein Herz höher klopfen. „Nur vorwärts, Kamerad," rief ein alter Schütz neben mir, „ich war schon oft mit dabei, wo zu solchem Tanz aufgespielt ward, nicht jede blaue Bohne trifft." — „Die ich jetzt lade," rief ich ihm zu, „soll treffen," und damit spannte

ich den Hahn meiner Büchse, zielte auf einen Offizier, der gegenüber hinter der Linie der feindlichen Plänkler stand, und drückte ab. Es war das erste Menschenblut, das ich vergoß. Der Offizier stürzte zusammen. „Brav, mein Sohn!“ rief der alte Schütz, „Du wirst unsern Schwarzen noch Ehre machen. Ich glaube aber, heute wird's Ernst. Sieh, da biegt ein neues Bataillon Sachsen um die Waldecke, und jetzt wird's heiß hergehen.“ Hinter uns ertönte das Horn des Hornisten. „Ein fatales Signal!“ rief mir mein Nachbar zu und lud seine Flinte, die schon mehrere Feinde zu Boden gestreckt hatte, von Neuem, „dieses Blasen zum Rückzuge. Jetzt bilden sich die Gevattern da drüben wohl gar ein, wir fürchten uns vor ihnen. Wart! der Mann mir gegenüber scheint besonders siegeslustig, der soll heute Abend nicht sagen können: ich habe der Braunschweiger Rücken gesehen.“ Seine Flinte knallte und der Sachse lag in seinem Blute. Jetzt wurden wir selbst aber das Ziel vieler Schüsse. Mir durchlöcherte eine Kugel den Tschako, der Unteroffizier unserer Abtheilung erhielt einen Schuß in's Bein, und der alte Schütz stürzte, von mehreren Kugeln getroffen, zu Boden. Ich und ein Paar andere Kameraden sprangen herzu, ihn aufzuheben und zum Feldarzte zu tragen, aber er wehrte es uns. „Laßt's gut seyn, laßt's gut seyn,“ sprach er lächelnd, „der Doktor, der mich wieder zusammen flickte, müßte noch geboren werden. Von mir heißt's in fünf Minuten: er hat gelebt. Gebt mir die Hand, gute Jungen, und kommt mal einer von Euch wieder nach Wolfenbüttel, wo ich geboren bin, so erzählt, ich sey, ein wackerer Soldat, gestorben, und hoffe auf das ewige Reich.“ Das Signal des Hornisten rief von Neuem, die Sachsen suchten uns zu überflügeln, und wir mußten zurück. Wir legten unsern Freund unter eine alte Eiche, und in ihrem Schatten ist er ruhig gestorben.

Schritt vor Schritt und in bester Ordnung wichen unsere Colonnen vor den Sachsen. Diese getrauten sich denn doch nicht recht heran, und wir zogen, ohne sehr beunruhigt zu werden, nach Krottau, wo eine ziemlich starke Besatzung von den Unsern lag. Das Gefecht hatte uns mehrere Todte und Schwerverwundete gekostet; aber die Sachsen hatten einen stärkern Verlust als wir, und das Terrain, das sie gewonnen, hatten sie theuer genug erkaufen müssen. Auch war ihres Bleibens nicht lange in Zittau. Unser Herzog liebte das Wort: „Zurück!“ nicht eben sehr. Wir marschirten bald wieder vorwärts, und die Weißröcke hielten es nicht für gerathen, uns den Weg zu verrennen. Unter einzelnen Scharmützeln, Eintreiben von Lebensmitteln und Geld für unsere Schaar vergingen etwa zehn Tage. Am 11. Juni dieses Jahres 1809 rückten wir als Avantgarde vor dem österreichischen Corps des Generals Amende, das bis jetzt in Böhmen gelegen hatte, in Dresden ein.

Wie gafften die Dresdener uns an! Sie konnten nicht genug das kleine Corps bewundern und den Herzog, der ihrem hohen Verbündeten, Napoleon, sich entgegen zu stemmen wagte. Wir lebten indessen in ihrer Stadt in Herrlichkeit und Freuden, und dachten, haben sie so lange die Franzosen beherbergt und gepflegt, nun, so können sie auch uns einmal etwas zu Gute thun. Viele unserer Husaren und Uhlanen nahmen sich hier neue Pferde. Wer eine schlechte Uniform hatte, suchte sich beim Kaufmann hübsches schwarzes Tuch aus, und die Händler waren alle so artig, nie um die Bezahlung zu mahnen. Sie haben nachher in ihren Zeitungen schrecklich über die Art, wie wir es in ihrer Hauptstadt trieben, geschimpft; aber sie vergaßen ganz, wie ihre französischen Freunde in unserer Gegend gehaußt, und waren sie, die um ihres kleinlichen Vortheils willen die allgemeine deutsche Sache aufgegeben hatten, nicht mit Schuld, daß sich die Fremden aller Orten zu übermüthigen Herren aufwerfen durften?

Viele jungen Leute ließen sich für unsere Schaar anwerben. Es waren wackere Burschen darunter, deren Gesinnung war, wie die unsrige, und die die allgemeine deutsche Sache zu hoch achteten, als daß sie gegen Oesterreich, gegen dieses letzte Bollwerk des gemeinsamen Vaterlandes, fechten mochten, dann hatten Andere die schmucke Tracht angezogen, die wir trugen, und ich darf Euch jetzt wohl sagen, ich selbst war nicht wenig stolz auf meinen schwarzen, mit Schnüren besetzten Rock, der so knapp anschloß, auf den blank geputzten Hirschfänger, die weittreffende Büchse und den Tschako mit dem schwarzen Roßschweif und dem Todtenkopf mit den Gebeinen, die uns erinnern sollten: es sey das Einzige nur, das wir erringen konnten — Tod für unseres Landes Ehre. Leider schloß sich damals aber auch ein mancher unnützer Geselle und einiges von dem Gesindel unserem Corps an, dessen Stelle besser im Zuchthause und beim Karrenschieben als in den Reihen ehrlicher Soldaten gewesen wäre.

Eine gute Weile ruhten wir in der schönen Stadt Dresden. Viele Fürsten haben sie mit Palästen geschmückt, Schätze sind da gesammelt worden, Bilder und Kunstsachen aufgehäuft; nur eins haben sie dabei zu erwerben vergessen, was der schönste Schmuck aller Städte und Länder ist — die Zufriedenheit der Unterthanen. Der König Friedrich August freilich war der Freund seines Landes; er hätte gern gut gemacht, was frühere Herrscher, was besonders der starke August von Polen gesündigt hatte, der viel Unglück über sein Land gebracht. Aber die schweren Kriegszeiten ließen die gute Saat, die Friedrich August seinem Sachsen gern gönnen mochte, nicht recht aufkommen, und das Land litt von Freund und Feind furchtbar.

Der Mann, der in Kassel Hof hielt und sich König nannte, Hieronymus Napoleon, war indessen mit vielen Truppen nach Sachsen gerückt. Es schien ihn zu gelüsten, sich mit unserem Braunschweig zu messen, dem er seiner Väter Erbe genommen hatte. Der ließ nicht lange auf sich warten, und wir rückten wieder von Dresden aus. An die deutschen Truppen, die Hieronymus befehligte, erließ der Herzog einen herrlichen Aufruf. Wir lasen ihn oft auf der Wache und beim Scheine der Lagerfeuer, und noch heute, nach so viel Jahren, weiß ich ihn Euch Wort für Wort zu sagen. „Ihr Deutsche,“ so waren die Worte, „wollt gegen Deutsche fechten? Ihr, deren Eltern, Schwestern und Brüdern von den Franzosen gemißhandelt wurden, Ihr wollt eben diese Fremdlinge mit Eurem Blute schützen,

Eure Brüder, Soldaten sind es, gegen die Ihr jetzt zieht, die gekommen sind, Eure Fesseln zu zerbrechen und Deutschlands Freiheit zu erkämpfen. Auf denn, Hessen, Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner, und Ihr Alle, die Ihr den hohen Namen Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen, und unser unglückliches Vaterland von dem Joche zu befreien, unter dem es schon lange seufzt. Der Augenblick der Befreiung ist gekommen, kein günstigerer erscheint wieder." — Braunschweiger und Hannoveraner, die unter den Westphalen waren, gingen zu uns über, einundzwanzig, zweiundzwanzig Mann etwa. Die Andern blieben, wo der westphälische König gebot. Habt nur erst einmal den Menschen gewöhnt, daß er Mißhandlungen erträgt, dann folgt er ganz wie der Hund, dem, der ihn mißhandelt.

Wir sollten indessen auch Leipzig besehen. Noch einmal schlugen wir uns vor der Stadt mit den Sachsen herum. Sie hatten indessen im Retiriren mehr Uebung als wir, und wir marschirten ruhig nach Leipzig hinein, konnten aber dort nicht bleiben, weil der westphälische General d'Albignac mit Uebermacht heranrückte. Herzog Wilhelm zog dann mit uns nach Chemnitz, wo sie früher manch' schönen Dukaten geschlagen haben. Zwei westphälische Reiterregimenter und auch eine gute Anzahl Infanteristen folgten uns, bezeugten aber wenig Lust, sich ernstlich an uns zu wagen.

Wir hofften, in Dresden, wo es uns gar wohl gefallen hatte, und wo es uns recht erging, wie ungern gesehenen Gästen, denen das Essen immer am besten schmeckt, uns wieder einige Wochen ausruhen zu können. Da überraschte uns Alle eine finstere Kunde: Oesterreich hatte mit den Franzosen Waffenstillstand geschlossen.

Auch unser Corps sollte mit Theil daran haben; aber nur als österreichischen General, nicht als Herzog von Braunschweig wollten die Franzosen unsern Führer anerkennen. Er sammelte nun seine getreuen Schwarzen, trat vor die Fronte der einzelnen Abtheilungen, und theilte Offizieren und Mannschaften seinen Entschluß mit, nie und nimmermehr Waffenstillstand oder Frieden zu schließen, so lange Fremde in seinem Herzogthume als Herren schalteten. Er wolle, rief er, sich durchschlagen, bis an die Mündung der Weser, dort würden uns befreundete englische Schiffe auf jene Insel führen, die noch allein frei geblieben sey von der Last der französischen Herrschaft. Wer die Gefahren dieses Zuges scheue, solle ruhig das Corps verlassen. Wir Alle, seine Schützen und Reiter, jubelten ihm zu, kein Soldat verließ seine Fahne; nur einige Offiziere gedachten mehr an ihr Eigenthum, an Gut und Geld, als an ihre Ehre, und legten Schärpe und Rock des Braunschweigers ab, deren sie nie werth gewesen waren.

Vorwärts ging es jetzt auf unsere eigene Hand. Zuerst jagten wir den Leipzigern, die sich unseres Besuches gar wenig versahen, den tödtlichsten Schrecken ein. An einem schönen Julimorgen rückten wir dort ein. Es war viel Geld in der königlichen Kasse, die dort auf einem alten Schlosse lag. Das konnte unser Herzog brauchen. Von da gings in raschem Zuge nach Halle. Jetzt aber hatten die Westphalen gehört, wie wir gedächten, sie auf unserem Marsche nach Norddeutschland zu besuchen. Ihr General Reubel wollte uns entgegen kommen, sich diesen Besuch zu verbitten. Auch die Holländer unter Gratien sollten uns den Paß verrennen. Wir wollten ihnen die Mühe ersparen, uns so weit entgegen zu gehen, und marschirten nach einer Rast von einigen Stunden wieder von Halle ab. Einige brave Studenten waren unsere Kameraden geworden. In Halberstadt, wohin uns unser Weg führte, war ein westphälisches Regiment eingerückt. Sie hatten sich eilig in der Stadt verschanzt, die Thore besetzt, und einige Kompagnien marschirten uns entgegen. Es war fast Abend geworden, als wir auf sie trafen. Sie mußten sich bald zurückziehen. An den Thoren aber ward das Gefecht ernst; hier vertheidigten sich die Westphalen mit einem Muthe, der besserer Sache würdig gewesen wäre. Sie hatten kein Geschütz; aber die Musketiere tödteten und verwundeten viele der Unsrigen, die ungestüm vordrangen. Es war schon Nacht geworden, da brachen unsere Schützen endlich durch ein Nebenthor in die Stadt. Jetzt setzten sich die Feinde in den Häusern fest und schoßen aus Thüren und Fenstern; einzelne Häuser mußten wie Schanzen gestürmt werden. Besonders aus einem kleinen einstockigen Hause fielen viele Schüsse. Drei der Unsern waren von tödtlichen Kugeln vor ihm gefallen. Endlich drangen wir ein. Vier Männer nur hatten das wirksame Feuer unterhalten und sich zuletzt noch, von Zimmer zu Zimmer Widerstand leistend, auf den obersten Boden geflüchtet. Ein Franzose, seiner Uniform nach ein Stabsoffizier, lud noch einmal sein Gewehr, als wir auch hieher ihnen nachgekommen. „Ergebt Euch!" rief unser Lieutenant ihm zu. Statt der Antwort schoß er auf ihn. Seine Kugel streifte aber nur dessen Arm, und er stieß ihn nieder. Zwei Andere fielen gleichfalls, der dritte floh die Treppen hinunter, ich ihm nach, bis in einen Keller, wo er sich verstecken wollte. Hier sah ich in der Dunkelheit eine weibliche Gestalt. Sie flehte mich an, ihres jungen Lebens zu schonen — diese Stimme kannte ich, es war meine Marie, meine mir geraubte Braut — der sie mir geraubt, schwamm jetzt in seinem Blute. Ich schloß sie in meine Arme, ich nannte ihr meinen Namen. Die Unglückliche weinte bitterlich; ihr war ihre Heimath, ihre Liebe, ihre Ehre gestohlen worden. Auch meine Augen wurden naß, ich wollte ihr helfen, sie trösten, sie nicht mehr von mir lassen. Da tönte das Signalhorn von der Straße her. „Wilm, zu mir her!" rief der Lieutenant oben im Hause; „Wilm, Wilm!" riefen meine Kameraden. Noch einen Händedruck hatte ich für die arme Marie; dann stürmte ich fort zu den Meinen. Noch wüthete der Kampf; meine Lippen lispelten ein Gebet: mich möge eine gnädige Kugel treffen. Es hielten sich am Magdeburger Thor noch vierhundert Westphalen. Ich steckte den Hirschfänger auf die Büchse und rannte hinein in die dichtesten Haufen. Da sprengte der Herzog vor, mit dem Säbel wieß er mich und die Kameraden, die mir folgten, zurück. „Nicht chargirt, Schützen! zurück, zurück! Kortes soll die Wahnsinnigen mit Kartätschen niederschießen!" Geschütze rasselten herbei, die Kanoniere feuerten, daß die Feinde reihenweise niederfielen. Da baten sie um Gnade und ergaben sich. Wir mußten

gleich weiter marschiren auf der Straße nach Braunschweig. Viele Todte ließen wir in Halberstadt zurück; mancher Schwerverwundete schleppte sich noch mit unserem Zuge, aber auch viele Gefangene hatten wir gemacht. — Marie habe ich nicht wieder gesehen!

Wilm hatte diese letzten Worte langsam und halb für sich hin gesprochen. Er schwieg eine Weile und sah still seinen Freund an. Karstens beide Töchter waren schon seit einer halben Stunde ins Zimmer getreten und hörten seiner Erzählung zu. — „Nach Braunschweig, sagte ich, gings von Halberstadt," sprach der alte Soldat, als müsse er sich ermannen, rasch weiter. „Am ersten Juli zogen wir in unsers Herzogs Hauptstadt ein. Seiner getreuen Bürger viele waren ihm entgegen gezogen. Sie begrüßten ihn ernst; jeder wußte, nicht konnte des Herzogs Bleibens lange in Stadt und Land seyn, das tausendfache Uebermacht ihm entrissen hatte. Nachts bei Fackelschein besuchte Friedrich Wilhelm die Gruft seiner Voreltern, die tapfer im Kriege, milde im Frieden gewesen waren. Von Feinden umringt, vom Unglück hart getroffen, durfte er sich an dieser Stätte sagen: er sey ihnen ein würdiger Enkel. Unser Corps bivouakirte am Thore. Mitten unter uns schlief der Herzog; nicht in seinem Schlosse kehrte er ein. Wir seine Getreuen sollten ihm Mauer seyn und Schutz. Durch öffentlichen Anschlag an allen Straßenecken, wie es alte Sitte und alter Gebrauch ist, nahm er noch einmal Besitz vom Herzogthum, das ihm gebührte von Rechtswegen, und that so gegen Gewalt und Raub des französischen Kaisers noch einmal Einsprache. Dann ging unser Zug weiter, da Westphalen von allen Seiten heranrückten und wir ihnen, wollten wir die rettende Weser erreichen, einen weiten Vorsprung abgewinnen mußten. Brave Söhne Braunschweigs schlossen sich manche uns an, und gleich folgenden Tages konnten sie ihren Muth und ihre Treue bewähren.

Bei Oelzer war's, auf der Landstraße von Braunschweig nach Celle, wo wir einen harten Stand hatten. Hier warf sich der General Reubel mit überlegener Macht uns entgegen. Die Holländer, unter ihrem General Gratien, rückten uns in Eilmärschen nach. Der Westphalen nahmen fünftausend an dem Gefechte Theil; wir waren unserer nur fünfzehnhundert. Hinter Hecken und Gräben feuerten wir Schützen unermüdlich auf die andringenden Feinde. Leider hielten unsere Reiter, um den Weg nach Hannover zu decken. Unsere Geschütze spielten unermüdlich auf die Westphalen, die mit aller Gewalt über uns herfallen wollten. Von fünf Uhr Nachmittags bis zur dunklen Nacht dauerte das Gefecht, der bloße Vertheidigungskampf war nicht des schwarzen Herzogs Sache; er wollte nicht blos die Uebermacht abwehren, er wollte selbst die Rolle tauschen und die Angreifer zwingen, sich zu vertheidigen. An der Spitze einer Abtheilung versuchte er zu mehreren Malen das Dorf Oelzer zu stürmen, ein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen; neben ihm fielen brave Schützen von den feindlichen Kugeln. Hier starb auch Friedrichs, der wackere Freund, der mich unter des Herzogs Fahnen geführt hatte. Endlich ward es so dunkel, daß man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte. Das Feuer des Geschützes, das Knattern der Flinten schwieg, und schauerlich tönte durch die Nacht das Aechzen der Verwundeten. — Offiziere befleckten in dieser Nacht unsere Fahnen, sie, die die Ersten hätten seyn sollen, ihre Pflicht zu erfüllen, murrten jetzt: es heiße dem sichern Tode entgegen gehen, wolle man sich noch länger gegen die Uebermacht stemmen. Der Herzog knirschte mit den Zähnen; der Strick wäre diesen Meuterern die gerechteste Antwort gewesen, aber die Zeit drängte, es galt, schnell mit den Treuen weiter zu ziehen. Sechszehn Offiziere verließen uns. Wir eilten weiter. Hinter uns waren dicht schon die Holländer; vor Reubel aber hatten wir eine Weile Ruhe, der hatte uns bei Oelzer zu gut kennen lernen, als daß er sich sobald an uns machen möchte.

Von der Wahlstatt bei Oelzer ging es im raschen Marsche über den netten Ort Burgdorf nach Hannover. Präfekt und Gouverneur, und wie die französischen Machthaber alle hießen, waren eiligst vor uns Schwarzen davon geflohen. Wie wir einzogen, drängten sich dichte Volkshaufen um unsern Herrn. Die Hannoveraner hatten in wenig Jahren bitter lernen müssen, was Noth und Schmach einer Fremdherrschaft sey. Ihre frommen Wünsche waren mit dem Fürsten, der jetzt einem Lande zueilen wollte, das ihren besten Söhnen Waffen geliehen gegen den gemeinsamen Unterdrücker. In Hannover speiste der Herzog in dem großen Wirthshause, die Londonschenke, öffentlich. Vier neue Kanonen mußten uns die Franzosen lassen; sie sollten ihre Kugeln nicht gegen Deutsche senden.

Am 4. August marschirten wir weiter von Hannover der Wesermündung zu nach Syke. Von hier aus wurde unser braver Commandant der Artillerie, Korfes, mit vierzig Husaren, hundertfünfzig Schützen und zwei Geschützen nach Bremen detaschirt, um die uns verfolgenden Westphalen zu täuschen und sie glauben zu lassen, wir wollen uns in der Nähe von Bremen einschiffen. Bei dieser Abtheilung war auch ich. Während dessen wurden von den Unsern bei Elsfleth alle dort liegenden Fahrzeuge, die zur Einschiffung dienen konnten, fortgenommen. Korfes marschirte jetzt wieder auf das Hauptcorps zu. Dicht hinter ihm waren die Westphalen, die jedoch nicht recht anzugreifen wagten. Nur ihre Plänkler neckten uns noch, und mich, der bei der Nachhut commandirt war, trafen noch zuletzt zwei der wenigen Schüsse, die sie uns nachsandten. Eine Kugel drang mir in's Bein; eine andere verwundete mich hart an der Schulter. Ich stürzte bewußtlos nieder.

Viele Tage lag ich in schwerem Fieber in der Hangematte eines Schiffes. Als es wieder lichter in mir ward, hörte ich Kanonendonner. Es waren englische Schiffe, die unser Corps begrüßten. Wir, unseres Landes Ehre, waren gerettet; England nahm uns gastlich auf!

Ihr wißt, Herr Karsten, wie unsere Braunschweiger dann später nach Spanien gingen, dort gemeinschaftlich mit Eurer hannover'schen Legion den rühmlichen Kampf mitzumachen. Unser Herzog blieb in London, auszuruhen von der schweren Kriegsarbeit, die er gethan. Von Sachsen und Böhmen her hatte er uns geführt,

eine kleine Schaar von nicht zweitausend Mann. Oftmals hatte er den Feinden die Stirn geboten auf diesem Zuge. Fünfzehntausend Westphalen und Holländer hatten uns den Weg verrennen wollen, und wir waren es, die ihnen noch Gefangene nahmen, und das fünfte westphälische Regiment, das wir bei Halberstadt schlugen, mußte ganz neu errichtet werden.

„Nach Spanien durfte ich nicht mit. Unser Bataillons-Chef erklärte, meine Wunden hätten mich zu sehr geschwächt für den Dienst in jenem heißen Lande, und trotz aller meiner Bitten und Versicherungen, ich fühle mich stark und sey kräftiger, als der Arzt glaube, wollte mich unser Hauptmann, der sonst viel auf mich hielt, nicht mitnehmen. Die Engländer setzten mir eine schöne Pension aus, so lange ich bei ihnen lebte, und ich muß sagen, sie sind ein wackeres Volk, das den Muth und die Liebe zum Vaterlande immer zu ehren weiß."

„Aber später nahmt Ihr doch noch einmal die Büchse? Bei Waterloo war es, wo Ihr den Arm verlort?"

„Ja, da hätte mich kein Arzt und kein Feldherr zurückhalten dürfen, als die Franzosen den schwererrungenen Frieden noch einmal stören wollten." Als wir damals von Braunschweig, der lieben, wieder gewonnenen Heimath auszogen, durchritt der Herzog unsere Reihen: „Kinder!" rief er, „jetzt geht's wohl zum letzten Male gegen den Feind. Ich werde Euch zum letzten Male führen." Ach, er sollte die Stadt seiner Väter nicht wieder sehen. — Von Brüssel mußten wir, wie Ihr wißt, in aller Eile aufbrechen, da der Franzosenkaiser in furchtbarer Hast vorgerückt war. Mit uns marschirte das vierte englische Regiment und ein Regiment Hochländer, herrliche Soldaten. Löwen in der Schlacht, Männer im Hause nannten sie die Wirthe, bei denen sie im Quartiere lagen. Die Schäferei bei Quatre Bras sollte manchen braven Mann verbluten sehen. Hier stürzten Schaaren von französischen Cuirassieren auf unsere leichten Reiter ein; sie mußten zurück. Die Hochländer kamen ihnen zu Hülfe und drängten die Cuirassiere. Eine französische Infanterie-Division rückte jenen zur Hülfe heran. Sie befehligte Jerome Napoleon, der einst in unseres Herzogs Lande befohlen hatte. Ihr entgegen sprengte der Herzog mit seiner Cavalierie. Unsere Geschütze protzten ab, unsere Infanterie ging vorwärts unter Hörnerschall und Trommeln. Da durcheilte der Ruf: „der Herzog ist verwundet, ist erschossen!" unsere Linien. Uns gegenüber fing eine Batterie an zu spielen. — „Ist der Herzog todt, so mögen auch wir ihn nicht überleben!" hieß es neben mir, hinter mir, hinan ging es gegen die feindlichen Geschütze — ich stürzte nieder." —

„So lange Deutsche leben, wird dieses Herzogs Andenken nicht vergehen. Sein Name knüpft sich an die letzte schöne Waffenthat, die den Feind vom Boden unseres Vaterlandes vertrieb; sein Beispiel wird selbst die spätesten Geschlechter noch begeistern. Nie war ein Herr mehr von seinen Soldaten geliebt, die Hölle hätten wir auf seinen Wink gestürmt. Er war streng, aber er achtete und ehrte den Letzten seiner Leute, und war gerecht gegen den jüngsten Schützen, wie gegen seine Offiziere. — Außer dem Herzoge kosteten uns die heißen Stunden von Quatre Bras und Waterloo mancher Mutter Sohn, dreiunddreißig Offiziere und sechshundertsiebenundzwanzig Soldaten von unserem braunschweigischen Corps traf die tödtliche Kugel, das Bajonett oder der Pallasch. — Ich kam mit einem Arm weniger zurück, aber doch zufrieden, denn ich darf's ohne Prahlerei sagen: ich habe tüchtig mitgemacht und redlich den Eid gehalten, den ich meinem Herzoge in schwerer Zeit geschworen."

„Gewiß, das habt Ihr," sagte Karsten. „Alles in der Gegend, Jung und Alt, liebt und ehrt Euch. Doch warum wollt Ihr so allein in der Welt bleiben? Ihr seyd ein schöner und kräftiger Mann, reichlich zu leben habt Ihr von Eurem Ackerlande, das die alte Mutter auf Euch vererbte, und das Euch wieder zugesprochen ist, und von der schönen Pension, die sie Euch in Braunschweig auszahlen. Weshalb heirathet Ihr nicht? weshalb wollt Ihr nicht einen Hausstand gründen?"

„Seht, lieber Herr," sagte der Invalide sehr ernst, „es gibt in südlichen Ländern Pflanzen, die nur einmal blühen, dann nie, nie wieder. Es sind lange Jahre her, und noch kann ich die verzweifelnde Gestalt meiner Marie nicht vergessen, wie ich sie in jener furchtbaren Nacht in Halberstadt sah. Ich kann die Erinnerung an sie nie verlieren, und hätt' ich nicht die Freude erlebt, unser Vaterland wieder frei zu sehen, ich müßte noch wünschen, jene Nacht sey die letzte meines Lebens gewesen. — Die Liebe junger Jahre läßt sich nun einmal nicht vergessen. Nähme ich jetzt noch als alter Junggeselle ein Weib, ich könnte ihr doch nicht mehr mit ganzer Seele angehören."

Der einarmige Wilm und Karsten sind seit jenem Tage Freunde geworden, Karstens Töchter sind in andern Dörfern verheirathet. Die beiden Männer zogen zusammen und sind stets mit einander. Noch oft gedenken sie in ihrem Gespräch einer Vergangenheit, der eine Gegenwart gefolgt ist, die in Vielem so ganz anders ist, als das treue Volk des Landes es verdiente.

Nein, Nee, Na.

Liebchen, höre meine Bitte,
Oeffne mir dein Fensterlein,
Schirmt die Nacht die stille Liebe,
Steig' ich leis' zu dir hinein.
„Nein, nein!"

Mädche, loß dei Zimmer offe,
O versprech's, ich bitt' dich schee,
Hab' dir heut noch viel zu saache,
Aber nor dir ganz allee.
„Nee, nee!"

Dienel, bist ma guet a biel,
Schiebst ma's Rigel heunt nit für,
Schau die Nacht waar' lang zum Sterb'n,
Ließt d'mi nit a wen'g zu dir.
„Na, na!"

Die neue Schafwäsche.

(Aus den Berliner Staats-Nachrichten.)

Behle bei Schönlanke, im Großherzogthum Posen. Nähere Beschreibung der von mir im vorigen Jahre angewandten Schafwäsche, mit dem kaiserl. königl. österreichischen und königl. sächsischen privilegirten Wollwaschmittel von Ph. Straßer und Ab. Heckſch in Pesth, nebst mehreren comperativ angestellten Versuchen über den Erfolg, den etwaigen Verlust des Wollgewichts und genauere Berechnung der verursachten Kosten: Die mehr oder weniger gelungene Schafwäsche, so weit dies bei bloßer Pelzwäsche möglich ist, welche in der jüngsten Zeit so vielfach angeregt wurde, und die Aufmerksamkeit jedes intelligenten Landwirths und Wollproducenten auf sich gezogen hat, bestimmte mich, nachdem ich in den vorhergehenden Jahrgängen die Sturzwäsche, die Spritzwäsche, die warme Wäsche ꝛc. unter den verschiedenartigen Modificationen angewandt, für meine vorjährige Wäsche abermals einen neuen Versuch und zwar mit dem privilegirten Straßer- und Heckſch'schen Wollwaschmittel zu machen. Ich ließ deßhalb von dem Herrn Moreau Vallette in Berlin, der den ausschließlichen Debit für Preußen damit hat, ein angemessenes Quantum verschreiben. Die Vorrichtung der zu dieser Wäsche erforderlichen Utensilien und die Gebrauchs-Anwendung dieses Wollwaschmittels ist einfach und schon hinlänglich veröffentlicht worden; die Repetition derselben ist hier überflüssig, da die verschiedenen Localitäten und die Lage der Schäfereien zur Nähe und Beschaffenheit des Wassers doch hie und da eine Abänderung erfordern würde. Ich beschränke mich deshalb hier nur auf die Anwendung des Mittels selbst, den Erfolg meiner unmittelbaren Beobachtungen nach meiner Anwendungsart und besonders der Resultate, die sich comparativisch bei gewöhnlicher und bei dieser Wäsche in Bezug der Reinheit des äußeren Glanzes und der verschiedenen Gewichts-Ergebnisse der Wolle herausgestellt haben. Etwa eine Achtel-Meile von meinem eigentlichen größeren Schafhofe entfernt, befindet sich in Mitte der Feldmark ein dicht benarbter Anger. Hier ließ ich am 27. Mai vorigen Jahres die Wäsche, von der besten Witterung begünstigt, beginnen; ich hatte bis zur Beendigung derselben warme und milde Luft, die zum Waschen und Trocknen nicht erwünschter seyn konnte. Täglich ließ ich circa 600 Stück Schafe waschen, und vollendete binnen 8 Tagen meine Wäsche mit nahe an 5000 Schafen. Die eigentliche Wäsche begann des Morgens um 6½ Uhr, nachdem die Abtheilung, welche den Tag über gewaschen werden sollte, früh 4 Uhr von einem Sprungbrette in ein Bassin springen, und dies durchschwimmen mußte, wobei darauf gesehen wurde, daß nur der Kopf der Schafe über dem Wasser und der ganze übrige Körper sich unter demselben befand. Von 6½ Uhr an hatten sich diese Thiere der nämlichen Procedur zu unterwerfen, wurden jedoch nur zu 4 und 4 Stück am Sprungbrette herunntergelassen, und auf der entgegengesetzten Seite des Bassins von mehreren daselbst placirten Mädchen aufgefangen, welche die Schafe hier von dem gröbsten, ihnen anhängenden Schmutze reinigen mußten. Wiewohl dies Bassin, nachdem mehrere Heerden darin vorgewaschen waren, eine höchst schmutzige Farbe annahm, so behielt ich doch dasselbe bei, da sich die Heerden immer vorzüglicher darin verwuschen, und um so empfänglicher für die Einwirkung des Wollwaschmittels wurden. Aus dieser Vorwäsche gingen die Schafe in einen unmittelbar vor dem Bassin aufgeschlagenen Heerdenstall, in welchem stets für eine reinliche Unterstreu gesorgt war, damit nicht zu viel Erde und Schmutz den ersten Bottich verunreinige. Aus diesem Heerdenstall holten zwei Männer die Schafe, und hoben dieselben in den ersten Bottich, das Einweichungsbad, in welchem 12 Mädchen je drei ein Schaf zu besorgen hatten. Strenge ließ ich darauf achten, daß die Bottiche stets ganz voll gehalten wurden, und daß die Wolle stets unter Wasser nur in der Hand sanft gedrückt wurde, um so jedes schonungs- und zwecklose Zerraufen derselben zu vermeiden. Wiederum zwei Mann bildeten die Verbindung durch Zureichung der Schafe vom ersten zum zweiten Bottich, dem Auflösungsbad, an welchem ebenfalls 12 Mädchen ganz dieselbe Beschäftigung fanden, nur daß sie gewissermaßen eine Revision bildeten, um die übersehenen Stellen sorgsam zu säubern. Aus dem zweiten in den dritten Bottich, das Reinigungsbad, hoben darauf nochmals zwei Mann die hier fast schon rein gewordenen Schafe, welche da die letzte Politur erhielten, und wozu die sorgsamsten Wäscherinnen ausgesucht wurden. Hierauf begann die Schwemme der Schafe in gewöhnlichem klarem Wasser, um den letzten Rest des noch in der Wolle vorhandenen aufgelösten Wollwaschmittels durch die eigene Bewegung der Thiere ausfließend zu machen, die wie frischgefallener Schnee auf der anderen Seite heraustraten und sofort auf dem vor ihnen liegenden Anger ihre Nahrung fanden. Mit dem Kochen des Mittels verfuhr ich übrigens ganz nach der schon veröffentlichten Vorschrift, jedoch ließ ich die Ingredienzien von verschiedenen Abkochungen nochmals in einer Blase kochen, um daraus die letzte Kraft zu entwickeln, welches Fluidum ich besonders dazu benützte, die Bottiche immer gehörig voll und in der angemessenen Temperatur zu erhalten. Nach eben der Vorschrift ließ ich das Bad des ersten Bottichs zu 18°, das des zweiten zu 19° und das des dritten zu 20° Reaumur stellen, ja ich stieg versuchsweise bis zu 24°, fand aber, daß die Wolle nicht blendender, wohl aber spröder wurde, ging deßhalb noch tiefer herunter und ließ das Wasser zu 15, 16 und 17° stellen, welche Temperatur mir die zweckmäßigste schien, und bei der ich meine Wäsche zur allgemeinen Zufriedenheit sämmtlicher Sachkenner, die meine Wolle besichtigten und prüften, beendigte. Nach dieser Verfahrungsweise genügten 10 Pf. dieses Wollwaschmittels auf 100 St. Schafe oder 1 Centner für 1100 bis 1200 St. ganz vollkommen. Der Versuch, die halbe Portion um 5 Pfund pro 100 anzuwenden, mißglückte, da die mit diesem Quantum gewaschenen Thiere bei Weitem nicht so weiß wurden. Nur bei den Lämmerhaufen reichte das halbe Quantum zu, deren Wolle auch danach schon von der weißesten Baumwolle nicht zu unterscheiden war. Von

besonderer Wichtigkeit bei diesem Wollwaschmittel, welches hinsichtlich der Weiße der Wolle nichts zu wünschen übrig ließ, war es mir wünschenswerth, auch gleichzeitig zu erfahren, wie es sich etwa in Beziehung des Wollgewichts verhalte, und ob möglicher Weise durch die größere Weiße ein namhafter Verlust entstehe. Zu diesem Ende ließ ich zwei möglichst ganz gleiche Jährlingshaufen, nämlich 300 Stück Mutterjährlinge und 300 Stück Hammeljährlinge, dann einen Hammel- und einen Mutterschafhaufen, wieder einen jeden von 300 Stück, auswählen, wovon vor der Wäsche ein jeder Haufen wieder in eine möglichst ganz genaue Hälfte unter Berücksichtigung ihrer Qualität und ihres körperlichen Verhältnisses auf das Gewissenhafteste getheilt wurde. Diese ganz gleiche Heerde ließ ich nun comparativ, die eine Hälfte auf die bereits angegebene Art mit dem Wollwaschmittel, und die andere Hälfte unter übrigens ganz gleicher Manipulation, jedoch in bloß lauwarmem Wasser bei 15, 16 und 17° Reaumur waschen und behandeln. Bei sämmtlichen mit dem Wollwaschmittel gewaschenen Haufen war eine glänzende Außenseite nicht zu läugnen und unverkennbar, der Untergrund war bei beiden Theilen vorzüglich zu nennen. Der Griff der Wolle selbst war bei den ohne Mittel gewaschenen sehr fellig, doch konnte man der künstlich gewaschenen Wolle Geschmeidigkeit nicht absprechen, und sie hatte den vierten Tag, an welchem ich meine Heerde scheeren ließ, ihr natürliches Fett und ihre natürliche Elasticität und Sanftheit in dem Grade wieder, daß sie sich vor der ohne Wollwaschmittel gewaschenen Wolle augenscheinlich hervortrat. Nicht weniger günstig für das Wollwaschmittel stellte sich die Sache in Rücksicht des Gewichts nach der Schur. Die künstlich gewaschene Hälfte des Jährlingshaufens mit 150 Stück wog $17\frac{3}{4}$ Pfund mehr, als die mit reinem Wasser gewaschene; bei dem Mutterjährlingshaufen von 150 Stück pro Hälfte gab der mit dem Wollwaschmittel behandelte Theil $13\frac{20}{37}$ Pfund mehr. Der Hammelhaufen lieferte sogar 23 Pfund mehr, und nur der vierte Haufe tragender Mutterschafe, die im August lammen sollten, schor pro 150 Stück $10\frac{1}{2}$ Pfund weniger von der mit dem Wollwaschmittel gewaschenen Hälfte, als von der auf gewöhnliche Weise behandelten Schafen. Worin ich diese verschiedenen Endresultate suchen soll, weiß ich um so weniger, als ich auch nach der Wäsche meine sämmtlichen Heerden ganz gleich behandeln ließ. Schließlich füge ich noch einen Kostenanschlag der Wäsche, auf 100 Stück reducirt, bei. Wie bereits angeführt, begann die Wäsche Morgens um 6 Uhr und währte in der Regel bis des Nachmittags um 3 Uhr, in welcher Zeit ich 600 Schafe waschen ließ. Die erste Schwemme des Morgens um 4 Uhr besorgten meine Schäferknechte. Die Tageszeit von 3 Uhr bis zum Feierabend füllte ich mit andern nöthigen Feldarbeiten aus, so daß bei der Kostenberechnung der Wäsche nur $\frac{3}{4}$ Tage dieser angerechnet werden können. Jeder männliche Arbeiter erhielt täglich 5 Sgr., und es traten davon 3 Sgr. 9 Pf. zur Berechnung. Die weiblichen Arbeiter bezahlte ich mit 4 Sgr. und es fallen somit 3 Sgr. auf die Waschzeit. Die Wäsche selbst währte acht Tage, und es stellt sich nach diesen Prämissen die Rechnung für 5000 Stücke, wie folgt:

Benennung der Arbeiter.	Täglich.			Auf acht Tage.		
	Thl.	Sgr.	Pf.	Thl.	Sgr.	Pf.
12 Mädchen in der Vorwäsche	1	6	—	9	18	—
26 Mädchen an den drei Waschbottigen	3	18	—	28	24	—
8 Mann zum Zu- und Forttragen der Schafe	1	—	—	8	—	—
2 Mann am Sprungbrette zum Aufhalten der Schafe	—	7	6	2	—	—
2 Mann zur Beaufsichtigung der Schafe während des ersten Durchschwimmens	—	7	6	2	—	—
2 Mann desgleichen bei dem Nachschwemmen	—	7	6	2	—	—
4 Mann zum Wassertragen und Reinigen der Waschbottige	—	15	—	4	—	—
2 Mann zum Kochen des Absuds und zur Unterhaltung der Feuerung	—	7	6	2	—	—
	7	9	—	58	12	—
So viel kosten 5000 Stück, mithin das 100	—	—	—	1	5	$\frac{12}{25}$
Nun kostet der Centner Wollwaschmittel von Straßer und Hecksch 40 Thlr.; 100 Schafe gebrauchen 10 Pfund und diese betragen	—	—	—	3	19	$1\frac{1}{11}$
Mit Auslassung der Brüche	—	—	—	4	24	1

Wenn nun die Aussicht verhanden ist, daß bei dem privilegirten Straßer und Hecksch'schen, als dem vorzüglichsten Wollwaschmittel, in diesem Jahre schon eine erhebliche Herabsetzung des Preises stattfinden wird, die übrigen Kosten für Arbeitslohn bei der gewöhnlichen Wäsche, wenn auch geringer, doch nicht ganz vermieden werden können, so dürfte der Kostenpunkt gegen andere Vortheile dieser Wäsche nicht in Betracht zu ziehen seyn. So viel scheint mir überhaupt bei dieser Wäsche gewiß, wenigstens bei der von mir angewandten Methode, daß eine bedeutende Verminderung des Wollgewichts durch Anwendung dieses Mittels nicht zu befürchten steht, daß der gute Griff der Wolle derselbe bleibt, und daß sie an äußerem Glanze jede andere Wäsche übertrifft. In einem Jahrgange, wie der vorige, wo auf unseren Hauptmärkten durchschnittlich mit 10 Procent Verlust gegen das frühere Jahr abgeschlossen wurde, galt bei einem und demselben Käufer meine Wolle 10 Thaler per Centner mehr, ein Ergebniß, welchen ich dem bewährten Mittel schuldig zu seyn glaube.

Der Oberamtmann und Gutsbesitzer Livonius.



Die Gefängnisse.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht allzulange vorüber, da glaubte man, es lasse sich für den, den sein Leichtsinn oder seine Bosheit zur Uebertretung der Gesetze getrieben, kein Kerker ersinnen, der schlecht genug sey; feuchte elende Winkel, der Aufenthalt des abscheulichsten Ungeziefers waren die Stätte, wo der Gefangene seine traurigen Tage hinbringen mußte, faules Stroh diente ihm zur Lagerstätte, schwere Ketten fesselten seine Glieder, minder um einer Entweichung vorzubeugen, als um dem Verbrecher die Last seiner Lage noch unerträglicher zu machen, er war der Willkür der Gefängnißwärter und Schergen preisgegeben, und Niemand lebte, der sich seiner annahm, Niemand bedachte, daß auch ein Verbrecher oft noch gerechter Gegenstand des Mitleids werden kann. Jetzt haben sich auch in der Behandlung dieser Unglücklichen Grundsätze geltend gemacht, die mit dem Geiste der Milde, der durch die Gnade Gottes in unserer Zeit mehr waltet, als in den Jahrhunderten vor uns, in größerem Einklang stehen. Der Gefangene, welches auch sein Verbrechen sey, wird eines Trostes nicht mehr beraubt, des Trostes, den verirrten Seelen die Hinweisung auf das Bessere gewähren kann, bei allen Strafanstalten in Deutschland sind Geistliche der verschiedenen Bekenntnisse angestellt, welche dann bemüht sind, auf den ödesten Haiden gute Saat auszustreuen, die Gefangenhäuser sind ferner reinlich gehalten, es ist dabei gesorgt, daß die Verbrecher durch zweckmäßige Beschäftigung vor dem Müßiggange, vor jenem finstern und trüben Hinbrüten bewahrt bleiben, das erst peinigende Reue und alle Qualen des Gewissens erzeugt und dann zur furchtbarsten Verstockung führt. Zu Aufsehern der Gefangenen nimmt man nicht mehr die ersten Besten, die sich zu diesem schweren Dienste melden, sondern man ist bemüht, tüchtige und brauchbare Männer von sanftem und wohlwollendem Charakter dafür zu gewinnen, gewöhnlich alte Unteroffiziere, die lange und ehrenvoll gedient haben und Menschen der verschiedensten Art zu behandeln wissen. — Die erste Anregung, das Elend des Verbrechers zu mildern, ging von dem freiesten Lande der Erde, ging von England aus, hier waren es die Quäcker, die Angehörigen jener milden und edlen Secte, die nicht fluchen und schwören dürfen, denen es verboten ist, Menschenblut zu vergießen und die Waffen nie anders als im Falle der äußersten Nothwehr zu gebrauchen, die aber doch immer die edelsten Kämpfer waren, wo es galt, Menschen einer unwürdigen Behandlung zu entziehen, welche, wie sie die Aufhebung der Sklaverei sich zum Ziele eines edlen Strebens setzten, so auch die öffentliche Meinung zu Gunsten der Verbrecher stimmten und darauf hinwiesen, daß auch der schuldigste Mensch noch immer Ansprüche auf das Mitleid und die Theilnahme seiner Nebenmenschen hat. — Ihre frommen Grundsätze verbreiteten sich bald; in Nordamerika, wo es der Quäcker sehr viele gibt, ward in vielen Staaten mit glücklicherem Erfolge eine neue Ordnung in den Gefängnissen eingeführt, namentlich die Absonderung der Verbrecher von einander, die Verhängung einer Einsamkeit über sie, die sie bei zweckmäßiger Beschäftigung zum Nachdenken veranlaßt, ohne sie doch plötzlich dem Brüten und Sinnen zu überlassen, wurden hier als sehr zweckmäßig erprobt.

Außer England mühte sich die französische Regierung viel um verbesserte Einrichtung der Gefängnisse. Aehnliches geschieht in Spanien, in dessen Hauptstadt viele Männer aus den höchsten Ständen zusammengetreten sind, um über die zweckmäßigere Behandlung der Gefangenen Maßregeln zu ergreifen, die um so nothwendiger sind, da nach glaubwürdigen Nachrichten der Zustand der spanischen Gefängnisse äußerst traurig ist und hier Männer, Weiber und Kinder, Verurtheilte und nur in Untersuchungshaft Befindliche demselben Elende preisgegeben sind. — Auch in Deutschland ist besonders in einigen Staaten viel Anerkennenswerthes für die Verbesserung der Gefängnisse geschehen, während leider von andern Orten, zunächst aus zwei süddeutschen Ländern Klagen über harte und grausame Behandlung von Gefangenen laut geworden sind, die der rücksichtsvollen Milde der Aufseher gerade am meisten bedürftig und werth gewesen wären. Der Zustand der Gefängnisse in Baden, Würtemberg, Preußen, Sachsen, so wie die Einrichtung einer größeren Strafanstalt in Hamburg werden sehr gerühmt. Im Laufe des verflossenen Sommers bereiste eine menschenfreundliche Engländerin, Mistriß Fry, einen Theil des nördlichen Deutschlands und theilte dort den Behörden und Männern und Frauen, die Antheil am Wirken der Milde nahmen, Ansichten und Erfahrungen mit, die sie durch langes Besuchen in den Gefängnissen ihrer Heimath erworben hat, und nun auch zum Besten der Verbrecher in Frankreich und England angewendet zu sehen wünschte; auch Mistriß Fry ist eine Quäckerin.

Mit der Verbesserung der Gefängnisse und Arbeitshäuser stehen Vereine, die sich der entlassenen Strafgefangenen annehmen, in der engsten Verbindung. Der Verbrecher, der durch seine Strafe gebüßt hat, was er an der Gesammtheit seiner Mitmenschen verschuldete, steht oft hilfloser da, als zu der Zeit, wo er in dem Gefängnisse mindestens Obdach und Nahrung fand. Ueberall mit Mißtrauen, mit Verachtung angesehen, überall zurückgewiesen, wenn er auch den besten Willen hat, fortan auf ehrliche Weise sein Brod zu verdienen, zwingt ihn häufig die Noth, ein neues Verbrechen zu begehen und so wieder Bewohner jener Mauern zu werden, denen er erst jüngst den Rücken kehrte. — Diese Vereine sollen jenem Uebelstande abhelfen und dem Verbrecher die rettende Hand bieten, die ihn in die bürgerliche Gesellschaft zurückführt; ihre Wirksamkeit kann aber meistens nur eine sehr beschränkte seyn, sie werden sich auf Fürbitte, im letzten Falle auch auf geringe Geldunterstützungen der entlassenen Gefangenen beschränken müssen. — Gewerbtreibende und Alle, die Knechte oder Handlanger bedürfen, können hier ohne Prunk, ohne Anstrengung wahrhafte Milde üben; wer einen solchen Verirrten aufnimmt, ihm den ernsten Willen zeigt, ihn als einen Gebesserten zu achten, wer ihm Vertrauen schenkt, wird Mißbrauch dieses Vertrauens gewiß nur selten zu beklagen haben. Und ist es denn nicht Pflicht, Nachsicht zu üben, selbst an dem, der sich schwer verfehlt hat; wer kann auftreten und sagen, ich gewähre keine Nachsicht, ich bedurfte ja der Nachsicht nie; ich bin nicht zur Milde verpflichtet gegen Verirrte denn ich habe keinen Fehltritt zu beklagen? Gewiß aber ist die letzte Sühne für Alles, was der Mensch in Uebereilung, im Zorn, von Haß und Leidenschaft getrieben, gefehlt, daß er sich milde beweist gegen die, die ohne seine Milde wieder Verbrechen anheimfallen müßten, vor denen ihn selbst ein geläuterteres Erkennen des Rechten und Guten bewahrt hat.



Napoleons Wiegenlied.

Schlummre, schlummre, wilder Knabe,
Schaue nicht so trüb und bleich!
Dir beschied zur Morgengabe
Das Geschick ein Konigreich.

Alles ruht in holdem Frieden,
Seufze nicht und schlummre ein!
Zum Gemahl ist Dir beschieden
Eines Kaisers Töchterlein.

Willst Du nimmer ruhig werden?
Nimm sie hin, die große Welt!
Alle Könige der Erden
Halten Deinen Thron umstellt.

Schläfst Du noch nicht, toller Bube?
Deine Kronen sind zerschellt!
Statt des Throns — die dunkle Grube!
Eine Insel — statt der Welt.

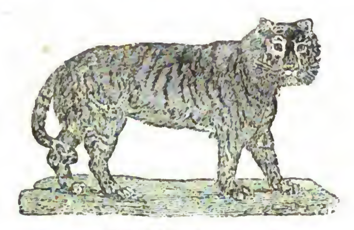


Der Herzog von Reichstadt.

Der Sohn Napoleons sollte seinen großen Vater nicht allzulange überleben! Der einst König von Rom geheißen, starb geliebt von einem Kaiser, aber doch als Sohn eines vom Throne gestoßenen Vaters, in der Hofburg zu Wien. Es wird von ihm gerühmt, daß er diesen Wechsel des Geschickes männlich getragen, daß er ernsten Studien sich ergeben und Gefallen am Umgange mit geistvollen Männern gefunden habe. Schönheit und ein heiteres und freundliches Wesen machten ihn zum Lieblinge der Wiener, und sein Tod nahm die allgemeinste Theilnahme in Anspruch. Er war am 20. März 1811 zu Paris geboren, eine goldene Wiege schenkte ihm die Stadt, die er kurz darauf auf dem Arme einer Wärterin flüchtig verlassen mußte; jetzt ruht er in der Kaisergruft zu Wien; eine früh gebrochene Jünglingsgestalt, wird sein Andenken in der Geschichte neben seinem Vater fortleben, der ihn, so unendlich reich, als Kind auf seinen Armen wiegte, und dann ohne Abschied, ohne Trost von ihm scheiden mußte.







Der Königstiger.

Mehrmals schon in öffentlichen Blättern ist der theatralischen Darstellungen gedacht worden, womit Amburgh, Principal einer Truppe reißender Bestien, in London und Paris grausenhaft entzückte. Aus Löwen, Tigern, Panthern, Hyänen u. s. w. hat er sich eine in ihren Mitgliedern sehr respectable Truppe gebildet. Folgsam und gewandt führen die Ungeheuer ihre Rollen aus. Selbst den Bretter-Kabalen nicht ganz fremd, gerathen sie nicht selten unter einander in wilden Hader. Aber Amburgh erscheint, und gestillt im Nu ist der Aufruhr. Er gebietet, und der herrschsüchtige Löwe fügt sich willig der Rolle, die er dem gewandten Tiger gegenüber, der überhaupt ihm unangenehm ist, abspielen soll. Unbegreiflich bleibt es, wie die Bestien-Natur so ganz sich austreiben und das Coulissenleben sich einprägen ließ, was Amburgh, wie man die Hand wendet, möglich zu machen weiß. Nur des Zeitraums von vier Tagen bedurfte es, und ein mächtiger alter Löwe, den der Kaiser von Marocco dem Präsidenten der Vereinigten Staaten als Ehrengeschenk zuschickte, der aber nicht angenommen und zum Besten der Armen für 4000 Thaler verkauft, und dann an Amburgh nach Paris hin befördert wurde, stand als bühnenfertiger Mitspieler da. Ist es Amburghs colossale Körperlichkeit? ist es sein ganz eigenthümlich rollendes Auge? ist es seine auffallende Kleidung? (halb wild, halb civil, gemäß seiner verzwitterten Abstammung aus europäischem und indianisch-amerikanischen Blute), worauf in manchen Blättern als einwirkend schon hingedeutet worden. Schwerlich in bloßen Aeußerlichkeiten läßt sich der Schlüssel zu solchen Umwandlungen, wie sie hier sich zeigen, oder doch behauptet werden, auch nur mit entfernter Wahrscheinlichkeit aufsuchen. Auch kein Hätscheln noch Pflegen, kein Strafen noch Abhungern, gleichviel, ob in längerer oder kürzerer Zeit fortgesetzt, würde ein so totales Auskehren angestammter wilder Natur möglich werden lassen. Hat Amburgh vielleicht eine geheime Naturkraft entdeckt? wie der Dieb die Wachsamkeit des grimmsten Kettenhundes augenblicklich beschwichtigt? Liegt wohl gar in seinen körperlichen Ausdünstungen das Zaubermittel? wie der vorgehaltene Guacostrauch die Klapperschlange, wie der Katzengeruch manche Personen betäubt. Die Zeit wird auch hier das Räthsel lösen, wenn sie anders nicht zu bald schon den Knoten zerschneidet, wozu bereits eine Löwin in ihrer Rolle mit starkem Schenkelbiß ein Vorspiel gab. Grausenvoll war der darüber entstandene Furore, doch da es noch nicht an das Leben ging, nannte der Pariser Frohsinn es bald ein ganz bühnenmäßiges Improvisiren, in der Rollenbegeisterung nur — so herausgefahren. Und nun erst recht steigerte sich die Schaulust, denn das schon erlebte blutige Vorspiel erweckte das Gelüsten nach noch unbekannten tragischen Scenen im erhabenen Styl. Man theilte gern die Ueberzeugung, solche Gabe

und Neigung zum Improvisiren werde auch bei einer Löwin, mit einem desfalls empfangenen Peitschenhieb, sich nicht einschüchtern lassen.

Gewiß wird es Vielen nicht unwillkommen seyn, diese ganz neuen, mit Krallen und Fangzähnen wohl gerüsteten Bühnenhelden im noch ungebändigten Naturstande näher geschildert zu sehen; lassen sich auch nur darin augenblickliche Erholungspunkte in den stagnirenden Weltmiseren gewinnen, die von Osten, Süden und Westen alltäglich herüberkommen, und wir bringen zu allererst hier den Tiger zur Staffelei.

Asien allein ist im Besitz des Tigers, den der Sprachgebrauch, zur Abscheidung von Panthern und Leoparden, als den bengalischen oder auch als Königstiger bezeichnet. Ueber tausend Meilen weit, vom Süden bis Norden, beherrscht er als das mächtigste Raubthier diesen Welttheil, oder theilt doch diese Herrschaft mit seinem erst in jüngster Zeit im Norden bekannt gewordenen Raubgenossen. Denn wir meinen, dieser bis zum Eismeer hinstreifende sibirische Würger dürfte wohl eher dem Norden selbst als eigenthümliche Species angehören, als ein durch eisiges Klima in Fell und Körperbau nur umgestalteter Abkömmling des bei Weitem größeren Königstigers seyn, der dem Löwen in Kraft und Stärke nicht weicht, aber mit nichten auch nur im Geringsten das edlere Benehmen desselben theilt. Ganz im Charakter tückischer Katzennatur, die dem Löwen nicht eigen, treibt es der Tiger immerdar in Grimm und Wuth. Dennoch ist es irrig, daß er, gleich den amerikanischen gefleckten und schwarzen Jaguaren, vom Blutdurst gestachelt, des Reißens kein Ende finde, auch übersättigt aus bloßer Mordlust fortwürge. Hat er Durst und Hunger in Blut und Fleisch gestillt, dann sucht er das Ruhelager, bei welchem Thier und Mensch ungefährdet vorüberziehen kann. Selbst aufgestört, macht er in der Regel sich still davon. Das in Fülle heiß verschlürfte Blut wirkt gleich geistigen Getränken, und die vierfüßigen wie die beflügelten Raubthiere lieben alsdann ein ruhiges Abschlummern. Gepeinigt von Hunger und Durst stürzt der Tiger mit rasender Wuth auf Alles, was lebt. Nur der Flamme des Feuers weicht er mit grimmigem Gebrüll. Zermalmend ist sein Gebiß, furchtbar sein Krallengriff, zerschmetternd der Schlag seines Schweifes. Den schlank gestreckten Leib bedeckt auf rothgelbem Grund eine sehr regelmäßig schwarzbraun geflammte Haut, die bei seinen kleineren Raubverwandten, den Panthern und Leoparden, nur schwarze Sternflecke zeigt. Mehr zu schnellen und weiten Raubsprüngen als zum anhaltend flüchtigen Lauf sind seine Glieder, kurz und knochenstark, geeignet. Den niedergerissenen Stier schleppt er zum weitern Zerfleischen fort, hat er zuvor des rauchenden Blutstromes reichlich genossen. Strenge und widerlich bitter ist der Geruch, den er weithin um sich verbreitet. Die Natur scheint darin warnen zu wollen, dem Versteck des Würgers nicht zu nahe zu treten. Ist dies unversehens geschehen: dann vielmehr überfällt plötzlich lähmendes Erschrecken und das Ungeheuer stürzt hervor, das blutige Mahl sich zu bereiten. Dem Tiger dagegen ist der Mäusegeruch, wie die Maus selbst, ein Gräuel.

Wie der Löwe fast gänzlich schon in Asien verschwunden ist, so behauptet gegenwärtig auch der Tiger nur noch die ödesten Wüsteneien und Wildnisse dieses Erdtheils. Kultur und Feuerwaffe haben aus bevölkerten Gegenden ihn verscheucht. Da erscheint er nur noch periodisch als raubsuchender Streifer. Zunächst den alt berühmten Gestaden des Ganges herrschte er vormals ganz vorzüglich. Selbst auf dem heiligen Strom fiel er Fischer, Schiffer und Reisende in ihren Fahrzeugen an. War durch schleunigsten Ruderschlag kein Entkommen, dann blieb nur noch übrig, mit beherztem Muth die Tatzen zu durchhauen, legte er diese zum Einspringen oder Umstürzen auf das Bord. Auch der britische Capitän Mundy, der eben der Tigerjagd wegen ostindische Besitzungen jahrelang durchzog, hebt es in seinen Jagdberichten als ein Unerhörtes hervor, an einem Tage am Ufer des Ganges drei Tiger ausgespürt, angegriffen und erlegt zu haben. Nur ritterlich offenen Krieg mit reißenden Ungeheuern, Auge gegen Auge, Waffe gegen Waffe gerichtet, hielt er des mannhaften Jägers für würdig. Scheltend gedenkt er daher des hinterrücks gefahrlosen Auflauerns eines Plantagen-Besitzers, der ihm erzählte: „Man muß auf der Stelle es mir melden, zeugt ein gefundener Riß vom Einstreifen des Tigers. Finde ich die Raubreste noch frisch, so lasse ich diese nach einem paßlichen Baum hinschleppen, den ich bei Sonnenuntergang zur nächtlichen Auflauer mit der Büchse besteige, falls das Mondlicht dazu günstig ist. Bald erscheinen die Schakals, und dreister gemacht durch diese, schleicht auch bald der Tieger herbei. Nun flüchten die Schakals, und nicht lange, so durchbohrt meine Kugel von oben herab den Räuber." — Aber der Herr Capitän hat sich hier etwas stark mystificiren lassen. Wie hell der Mond auch leuchte, für das zarte Visir der Büchse reicht sein Licht nicht aus. Selten auch sucht der Tiger zurückgelassene Raubreste wieder auf, und am allerwenigsten, wenn der Riß von Menschenhänden weiterhin ist geschleppt worden. Erfahrene Jäger werden wissen, wie bedachtsam in solchen Fällen die Raubthiere sich benehmen. Es ist die Art des Tigers, hingestreckt und gedeckt von hohen Gräsern, Gestrüppen und Gebüschen auf den Raub zu lauern. Baumstämme, wie geringere Katzen, besonders die Jaguars, wohl thun, besteigt er nicht. Auf Sumatra befindet er sich am sichersten und besten. Dort, unter den Eingeborenen, herrscht der Glaube an Seelenwanderungen, und allgemein ist der Wahn, daß die Geister der Abgeschiedenen vorzugsweise ihr weiteres Unterkommen bei den Tigern suchen, die sie daher auch mit fast heiliger Verehrung ihre Großväter nennen. Nahrungsmittel werden bei anbrechender Nacht vor den Thüren hingelegt, um sich dadurch bei den Tigern, wenn diese nächtlich die Dörfer durchstreifen, oder eigentlich vielmehr bei den inwohnenden Geistern ihrer Voraltern, als gastfreundliche Vetterschaft zu beweisen. Derselbe Wahn herrscht auch auf Java. Eben daher, wo europäische Niederlassungen fehlen, wimmelt es auch dort von Tigern. Manches javanische Dorf rühmt sich wohl gar des Besitzes eines Schutztigers, durch den die Einwohner vor dem Raubanfall anderer Tiger sich gesichert zu sehen behaupten, weil die in-

wohnende Seele irgend eines Verstorbenen es gut mit ihnen meine, und stellen ebenfalls für die Nacht Nahrungsmittel aus. Wohl möglich ist es, daß ein so gepflegter Tiger des Raubes in der Nähe nicht allein sich selbst enthält, sondern auch die schwächeren Raubgenossen, die mitspeisen wollen, zurückschlägt und aus der Gegend vertreibt. — Entlegene Berg- und Felshöhlen wählt die Tigerin zum Einbetten ihrer Jungen, deren sie bis fünf zur Welt bringt. Ihr diese zu nehmen, wenn sie auf Beute ausgegangen, ist freilich ein verwegenes Wagestück, und dennoch wird es gewagt. Findet die heimkehrende Mutter ihre Säuglinge nicht mehr, so folgt sie mit grimmem Gebrüll der Spur des Räubers. Hat dieser inzwischen sich noch nicht in Sicherheit gesetzt, so muß er, hört er das Brüllen, sofort ein Junges abwerfen. Die nachsetzende Mutter trägt nun den Findling flüchtigen Sprungs der Höhle wieder zu, und kehrt hastigen Laufs zurück, die noch fehlenden Kleinen ebenfalls aufzusuchen. Kann der Räuber nicht bald eine schützende Zuflucht finden, so muß er endlich den ganzen Fang von sich werfen, will er selbst sich retten. Sehr gut weiß der Tiger die Wasser auszuspüren, wohin die Thiere der Wildniß zur Tränke ziehen. Wie vorsichtig diese auch immer auf gewohnten Pfaden hintrollen: sie wittern und beachten den feindlichen Würger nicht, der, gegen den Wind, schlau seinen Hinterhalt wählt, und blitzschnell hervorstürzt. Seinem Riß saugt er auf der Stelle das Blut aus der geöffneten Gurgel ab, und trägt nun den Körper weg, woran er erst weiterhin, wo möglich gedeckten Orts, seinen Hunger stillt. Will noch ein anderer Tiger daran Theil nehmen, so entsteht ein grimmiger Kampf, bis der Schwächere weicht. Mit seines Gleichen brüderlich zu theilen, ist nicht des Tigers Sache. Ein britischer Offizier hat die Schilderung einer solchen Kampfscene uns hinterlassen. Aufgeschreckt um Mitternacht durch furchtbares Bestiengebrüll, sprang der Brite vom Nachtlager auf. Der Vollmond leuchtete, und zwei Tiger waren es, die vorübertobten. Der eine schleppte einen jungen Stier, den der andere ihm abjagen wollte. Eilig bewaffnet, schlich er den Ungeheuern nach. Bald schlürften beide in ein nahes Gebüsch; das Brüllen steigerte sich, und blieb nun stabil auf demselben Fleck. Auch dahin beherzt folgte der Offizier, und sah nun, wie die Bestien, aufrecht stehend gegen einander, grausenhaft sich anraseten, den Boden mit ihren Schweifen peitschten und mit Tatzenschlägen sich zerfleischten. Endlich mit einem Gurgelbiß wurde der Schwächere niedergeworfen. Der Stärkere stand nun über ihm, und so brüllten sie noch Minuten lang gräßlich sich an, sprangen dann aus einander, und der Schwächere entwich. Jetzt legte der Sieger, mit wild umher flammendem Auge, ob noch ein anderer Gegner sich zeigen wolle, beide Tatzen auf den Stier, und schleppte diesen, gräulich knurrend, tiefer hinein in das Gebüsch. Zu einem sichern Schuß hielt der Brite seinen Standpunkt nicht für nahe genug, was wir gern ihm glauben, und sogar meinen, er habe von dem, was im Gebüsch vorgegangen, so schön und naturgemäß auch die Schilderung der Scene aufgefaßt ist, mit eigenen Augen wenig oder nichts gesehen. Ist der Boden mit Schnee bedeckt, was doch in Indien nie stattfinden kann, so gewährt allerdings das Licht des Mondes im Freien ein ziemlich weites Erkennen, aber nicht so im Gebüsch. Selbst bei Schnee schwärzt der Schattenschlag den Boden, der sich, umbuscht, von selbst schon dem Auge versagt, es müßte denn der Kampfplatz eine Räumde gewesen seyn, an welche, von Strauchwerk gedeckt, sich der Brite heranschleichen konnte, wovon aber die Erzählung schweigt, die immer jedoch naturgemäß bleibt und des Meißels wie der Paletta würdig seyn möchte.

Selbst bei lichtem Tage stürzt der Tiger, Raub suchend bei Hungersqual, sogar in offene Wohnungen ein. Solchen Fall erlebte eine tafelnde Zeltgesellschaft britischer Offiziere in Indien, wobei ein schlanker Cadet die Stelle des credenzenden Ganymeds versah. Plötzlich sprang der Tiger ein, und hatte im Hui den behenden Mundschenk erfaßt. Den Unglücklichen im Rachen, wie der Hühnerhund den Hasen aufträgt, durchmusterte das Ungeheuer mit entsetzlichem Blick die Tafelgenossen, gleichsam herausfordernd, wen es gelüste, den Fang ihm streitig zu machen. Allen erstarrte das Blut in den Adern, und zur Todesstille verstummte der laute Jubel. Doch der Cadet verlor die Geistesgegenwart nicht. Er zuckte den Arm, und der Tiger sank zu Boden. Ein beherzter Stich in das Herz mit dem aus dem Gürtel gezogenen Dolch rettete ihn, und bald verharrschten die Wunden des Bisses. — Aehnliches begab sich auf Java. Wohlbewaffnet reisten drei junge Javaner mit einander. Auszuruhen, ließen sie sich nieder am Waldesrande und schickten sich an, ein wenig zu schlummern. Da faßte Einen derselben der herbeigesprungene Tiger und trug ihn davon. Schnell warfen die Gefährten dem um Hülfe Rufenden einen Speer zu, den er glücklich genug auch ergriff und in die Brust des Ungeheuers stieß. Am Schenkel erfaßt, waren die Wunden nicht sehr bedeutend. — Büffel und Tiger hassen sich auf das Feindlichste. Ein Hauptvergnügen der Javaner ist es daher, beide mit einander in Kampf zu bringen, wobei bedeutende Wettsummen auf das Spiel gesetzt werden. In einen Circus, mit Bambusstämmen umpfählt, wird zuerst der Büffel, sodann der Tiger eingelassen. Beide fürchten eben so sehr einander, als sie in Wuth gerathen, sich anzugreifen. Der Büffel, kaum eingelassen, wittert sogleich die Nähe des Tigers. Inmitten des Kampfplatzes scharrt er wüthig den Boden auf, stellt hier sich fest und erwartet stoßfertig den Feind. Der Tiger stürzt brüllend ein; aber er kennt das Horn seines Gegners. Nicht Angesichts, hinterrücks nur will er ihn angreifen. So kreiset er, stieren grimmigen Blickes auf den Büffel, an der Verpfählung umher. Immer ihm entgegen dreht sich der Büffel, ohne von der Stelle zu weichen, mit drohendem Horn. Künstlich erzwingen nun die Javaner endlichen Kampf. Schon ehe sie den Büffel einlassen, behängen sie ihm den Rücken mit stachelnden Gesträuchen, deren prickelndes Stechen nach und nach ihn in äußerste Wuth versetzt, und beschütten den Tiger, an der Pfahlwand umher tobend, mit siedendem Wasser, bis beide, Büffel und Tiger, mit rasendem Grimm gegen einander fahren. Meistens erliegt der Tiger dem mächtigen Stoße des Büffels; geräth dieser aber, wie nicht selten im

Fehlstoß, mit den Hörnern zwischen die Bambusstämme, so kann er des Tigers, der einen so günstigen Moment nicht verpaßt, nicht mehr sich erwehren. Eben diese gegenseitige Feindschaft rettete einen Hirtenknaben, auf den ein Tiger sich stürzte, denn ein Büffelstier sprang dazwischen, und schleuderte den Würger durchbohrend hoch in die Luft, den er nun völlig zerquetschte.

Vorzüglich in den Monaten April, Mai und Juni werden in Indien Tigerjagden gehalten. Es ist dies die Zeit der hochsommerlichen Dürre, wo kleinere Flüsse und Wasser grundaus versiegen und die höheren Gegenden nur einen versenkten Boden darbieten. Da wandert das Wild, Aezung und Wasser suchend, in die Niederungen, durch welche die großen Flüsse hinströmen. Die Raubthiere folgen, und der Tiger macht bald durch vielfältiges Morden seinen Einzug kund. Sofort vereinigt sich die ganze Umgend zur gemeinsamen Jagd. Wie die Hunde meistens bei europäischen Jagden die Hauptrolle spielen: so in Asien die Elephanten. Mit Hunden ist überhaupt bei Tigern nichts auszurichten. Kaum wittern jene ein solches Unthier, so sinken sie, von Entsetzen erfaßt, entweder wie gelähmt zusammen, oder suchen mit eingekniffenem Wedel Zuflucht und Schutz hinter dem Jäger. Einheimische Hunde besitzen ohnehin wenig Jagdlust, und in kurzer Zeit steht es mit den besten aus Europa hinüber geschafften Hunden nicht viel anders. Gewöhnlich verläßt der Tiger in aller Stille sein Lager, stört ihn auch nur von fernher Verdächtiges. Anhaltend verfolgt, kommt er in der Regel dem Angriff entgegen. Blutige Erfahrung machten hierin in der Präsidentschaft Madras zwei britische Offiziere, die am Ganges frische Tigerspur fanden. Als fertige unerschrockene Schützen folgten sie der Fährte, die an einem Bache hinauf führte. Bald sprangen zwei Tiger auf, die neben einander sich gebettet hatten. Erlegt wurde der eine und der andere verfolgt. Nach langem Suchen wurde auch dieser wieder gefunden. Nicht abermals wollte der Tiger flüchten, vielmehr stürzte er, selbst furchtbar brüllend, seinen Verfolgern entgegen und fiel den ihm nächsten Jäger, noch ehe derselbe zum Schuß kommen konnte, reißend an. Ein Tatzenschlag war hinreichend, den Unglücklichen mit zerbrochenem Schenkel niederzuwerfen, den er nun mit Gebiß und Krallen zerfleischte. Zwar streckte die Kugel des Jagdgefährten schnell genug das Unthier nieder, doch immer schon zu spät zur Rettung des Niedergerissenen. Mac Murdo war sein Name. Fast wunderbar dagegen sah sich Capitän Kent bei einer Jagd aus dem Rachen einer Tigerin wieder befreit. Schon hatte sie beide Tatzen in Brust und Schultern und die furchtbaren Fangzähne in beide Wangen eingeschlagen, als sie plötzlich zurückprallte und flüchtete. Aus näherer Besichtigung der Doppelflinte, die der zwar schwer, doch nicht tödtlich Verwundete dem Anfall entgegen hielt, erklärte sich das unerhörte Ereigniß. Auch in das Eisen der Doppelläufe hatte die Tigerin das Gebiß mit eingeschlagen, und wahrscheinlich auf der Härte des Eisens die tieferen Backenzähne sich empfindlich beschädigt, zugleich auch den Rachen gesperrt. Glücklicher als Kent brachte Mundy nach einigen Wochen dieselbe Tigerin zum Schuß, die nun auch noch ein Junges von etwa drei Monaten führte. So schwach der kleine Unhold auch noch zu seyn schien, dennoch wehrte er sich gegen lebendiges Einfangen mit verzweifelter Wuth, und mußte, neben der hingestreckten Mutter, ebenfalls niedergeschossen werden. Auch Selbstschüsse, aus Bogen und Pfeil hergerichtet, werden in manchen Gegenden dem Tiger gelegt. Wird die am Abzug befestigte Spannschnur auftretend oder anstoßend berührt, so schnellt der stark vergiftete Pfeil ab, und tödtet in wenigen Minuten. Selbst nur leichte Wunden werden in heißen Erdstrichen leicht tödtlich, weniger freilich durch die verschlimmernde Hitze, als durch das eindringende Ungeziefer, besonders an Körperstellen, wo das Thier mit leckender Zunge nicht hinreichen kann. Asiatische Sitte ist es, solche Stellen, wo Menschen von Raubthieren zerrissen werden, mit Steinhaufen zu bezeichnen, und die Vorüberkommenden erachten es für Pflicht, fort und fort mit hinzugeworfenen Steinen den Haufen zu vergrößern.

Tigerjagden, mit Elephanten angestellt, sind selten sehr gefährlich. Zu solcher großartig solennen Jagd gerüstet, trägt der Elephant auf dem Halse seinen gewohnten Führer, im Sitzgestell zwei Jäger, und auf dem Kreuze stehend, hinter den Jägern, den Büchsenspanner. Einen hohen Jagdsitz macht schon in tropischen Gegenden der üppige Graswuchs nothwendig, der in den Niederungen zu 12 Fuß hoch aufschießt, mit Halmen von der Stärke des Rohrs. Wo das Versteck eines Tigers vermuthet oder jagdrecht ausgemacht wird, da werden, noch entfernt, die Elephanten in Linie aufgestellt. Sind auch Fußgänger, mit Speeren bewaffnet, vorhanden, so reihen sich diese zwischenein. Wie bei geregelten Wolfsjagden nur auf den Wolf geschossen werden darf, so auch hier nur auf den Tiger. Zum gemeinsamen Anrücken geben Signale das Zeichen. Lautlos langsam, dem Winde entgegen, setzt sich die ganze Linie in Zug. Die Elephanten wittern weither schon den Tiger. Sie machen dies durch Unruhe bemerkbar, haben die Rüssel hoch und stoßen Töne aus, die sie nur in Momenten der Gefahr hörbar werden lassen. Einige zeigen muthige Kampflust, andere zagendes Zittern. Diese sind alsdann nicht mehr von der Stelle zu bringen und kehren wohl gar ausreißend um. Solch' unaufhaltbares Davonlaufen kann für die Aufsitzenden sehr schlimm werden, wenn die Flucht unter streifenden Baumästen geschieht. Selbst Elephanten, die bei früheren Jagden auf das Muthigste sich benahmen, versagen zuweilen zu neuen Angriffen ihre Folgsamkeit. Der Tiger faßt den anrückenden Zug scharf in das Auge; dann schleicht er entweder still sich weg, oder hält er aus, so springt er plötzlich den nächsten Elephanten wüthend an. Im Fall des Wegschleichens wird er verfolgt, wobei die Elephanten wenig auf Leitung und Willen der Jäger achten, auch in der Regel erst die ekelhaft dünstende Lagerstätte des Tigers mit Rüssel und Füßen grundaus rasiren, daß nicht Halm noch Strauch auf der Stelle übrig bleibt, wo das Raubthier gelegen. Schickt der Tiger gleich anfangs oder nach längerem Verfolgen sich zum Angriff an, so schießt er furchtbar brüllend mit weiten Sprüngen aus seinem Versteck hervor, und hängt im Nu mit Zähnen und

Krallen am Kopf oder am Halse des Elephanten. Kann einer der beiden aufsitzenden Jäger rasch genug im Moment des Anklammerns die Büchse auf den Kopf des Tigers abfeuern, so ist freilich der Kampf bald beendigt. Das aber ist auch für den fermsten, ruhigsten Schützen keine leichte Sache, weil der Elephant ebenfalls augenblicklich durch heftiges Schütteln den Tiger wieder abzuschleudern sucht, so daß die Aufsitzenden mit aller Anstrengung nicht immer sich selbst festhalten können. Mit dem Abschütteln des Tigers tritt nun, indem er zu Boden fällt, der zweite günstige Schußmoment ein, und im Augenblick erkrachen auch die Büchsen. Etwa nicht tödtlich getroffen, setzt der Tiger das Anspringen, wie der Elephant das Abschütteln, fort, wobei der letztere sich sehr in Acht nimmt, den hochgestreckten Rüssel in Gefahr zu bringen. Geräth der Tiger im Abschleudern unter die Füße des Elephanten, dann bedarf es nur eines stampfenden Trittes, und er liegt zerquetscht. Auch durch die Kugel hingestreckt, zertrampelt ihn der Elephant, und liebt es, ist er männlichen Geschlechts, ihn auch noch mit den Stoßzähnen zu durchbohren, was ohne Gefährdung des Aufsitzenden selten gut abläuft. Denn zum Aufspießen muß der Elephant niederknieen, und dies geschieht mit so plötzlich heftigem Ruck, daß Alle kopfüber stürzen. Noch schlimmer, wenn dem Elephanten beliebt, über den Tiger hin sich zu wätzen. Es begibt sich ohnehin oft genug, daß der auf dem Halse sitzende Führer im Abschütteln des Tigers mit herunter geschleudert wird, auch selbst der ganzen mit aufsitzenden Jagdgesellschaft kann dies begegnen. Aber der Tiger hat es nur mit dem Elephanten zu thun, und achtet es nicht der Mühe werth, von dergleichen herabstürzenden Kleinigkeiten Notiz zu nehmen. Kann der Tiger die Gelegenheit absehen, den Elephanten von hinten anzuspringen, und angeklammert mit den Tatzen am Schwanze sich festbeißen, dann hilft alles Rütteln und Schütteln nichts, und der Tiger hängt fest. So hangend, muß er getödtet werden, was denn freilich nicht leicht ohne Verwunden des Elephanten oder wohl gar der Aufsitzenden abgehen kann.

Der tropischen Hitze wegen, die alles Todte schnell in Fäulniß setzt, wird der erlegte Tiger auf der Stelle gestreift. Das ist aber kein anmuthiges Geschäft, da der widerliche Geruch mit dem Verenden nur noch strenger und ekelhafter wird. Sorgfältig lösen die Indier das Fett vom Cadaver ab, aus welchem sie Salben bereiten, denen ganz besondere Heilkraft zugeschrieben wird. Im noch höheren Preise stehen die Barthaare und Fangzähne, als probate Talismane gegen jegliche Zauberei. Einige asiatische Volksstämme nehmen auch wohl von dem abgestreiften Rumpf die besten Fleischstücke mit fort, doch nur in dem Fall, wenn der Tiger während der Jagd oder früher schon einen Stammgenossen zerriß, um daraus das Mahl der Rache zu bereiten. — An Ort und Stelle möchte es seyn, auch noch zum Schluß in zweien Beispielen der Großjagden asiatischer Fürsten auf Raubthiere, älterer und jüngerer Zeit, zu gedenken. Der *älteren*, in den dazu aufgebotenen ungeheuren Massen, der *jüngeren*, in wirklicher Ausführung der Jagd. Beschreibungen genug hat das Blatt der Geschichte, seit Dschingis Chans blutiger Herrschaft im zwölften Jahrhundert, davon uns aufbewahrt. Ruhte das Schwert des Kriegers, dann führte dieser mächtige Mongolen-Beherrscher seine Heere zu förmlichen Thierschlachten in das Feld. Ueber ganze Provinzen dehnten die Jagdzüge mehrere Tage lang sich aus. Weder Gebirge, Sümpfe, noch Flüsse durften als Hindernisse erscheinen. Was auch immer an reißenden Bestien war eingekreist worden, Alles und Jedes mußte der Soldat erlegen, wollte er nicht selbst als Feigling dem schimpflichen Tode verfallen. Für strategische Exercitien in Friedenszeiten galten diese Jagdzüge. Unbezweifelt war die älteste Jagdweise auch nur ein nothwendiges allgemeines Vereinigen zum Todtschlagen reißender Thiere, die den Menschen und den Heerden so gefährlich wurden. Darum stehen Nimrod und Herkules, die des Beistehens zum Todtschlagen nicht bedurften, so hoch in den alten Sagen. Kommen auch die Großjagden indischer Nabobs *jüngerer* Zeit den Jagdzügen ihrer Vorfahren nicht gleich, so waren solche doch immer noch großartig genug. In kurzer Schilderung wollen wir eines solchen solennen Abjagens des weiland gar üppigen Nabobs von Lukno hier gedenken. Auf nicht weniger als 40,000 Köpfe wurde das Jagdpersonal mit Anhang und Troß berechnet. Mitgeführt wurden 150 Geschütze, begleitet von 10,000 Musketieren und 1000 Cavalleristen nebst 1500 Elephanten. Mit des Nabobs Bedürfnissen allein waren 500 Träger belastet. Kameele, Büffel, Pack-Elephanten und bei 3000 Karren schleppten den Bedarf des Jagdgefolges. Eine unabsehliche Wagenreihe trug ganze Schaaren von Bajaderen, Komödianten, Musikanten, Bänkelsängern, Gauklern, Marktschreiern, Krämern, Küchen- und Zechhaltern. Für Hoch und Gering sollte es nicht fehlen, täglich nach beendeter Jagd jeder Sinnenlust zu fröhnen. Völlig militärisch in Divisionen abgetheilt, jede ihren besondern Heerführer an der Spitze, setzte die Jagd-Armee sich in Marsch. Bald traf man auf die Fährte eines Tigers von seltener Größe. Auf diesen nur allein wurde die Jagd nun gerichtet. Das Ungeheuer, seiner Macht sich bewußt, meldete sich selbst im Versteck durch schauderhaftes Entgegenbrüllen. Signale zum Haltmachen wurden gegeben. 200 der rüstigsten Elephanten wurden der Bestie gegenüber gestellt. Der Angriff sollte beginen: aber nur vier Elephanten hatten den Muth, vorzurücken, denn alle noch Uebrigen verweigerten, zitternd vor Furcht, jeden noch weiteren Schritt. Entschlossen harrte der Tiger aus mit gesteigertem Brüllen, was die kampfbereiten Elephanten eben so gesteigert beantworteten und gemessen entgegenschritten. Den aufsitzenden Jägern muß in solchen Momenten ganz eigen zu Muthe seyn! Endlich sprang der Tiger auf, und hing im Nu am Kopfe des vordersten Elephanten, der so heftig sich rüttelte, daß mit dem Tiger zugleich auch die Aufsitzenden weithin zu Boden geworfen wurden. Da flüchtete der Tiger, als hätte er, betäubt vom schweren Fall, Besonnenheit und Muth verloren. Aber in wenigen Minuten kehrte das Ungeheuer im erhöhten Grimm peitschend sich selber mit dem Schweif zu neuem Anfall zurück, und stürzte noch im Anlauf von mehreren Kugeln durchbohrt.

Der sibirische Tiger.

Für viele Leser dürfte es wohl interessant seyn, das wilde Leben des sibirischen Tigers, ingleichen des amerikanischen Jaguars, eben so geschildert zu sehen, wie im vorigen Artikel das Treiben des asiatischen Königstigers. Solche Aufgabe in Betreff des ersteren zu lösen, stehet für jetzt selbst dem Naturforscher noch nicht zu Gebot. Schon Pallas (gest. 1811 in Berlin), unsterblich verdient um die Naturkunde, überzeugte sich aus mehrseitigen Sagen von der Existenz eines starken, dem Katzengeschlecht angehörigen, Raubthiers in Sibirien, als er, Ende des vorigen Jahrhunderts, diesen noch wenig durchforschten ungeheuren Erdtheil bereiste, ohne jedoch augenfällige Beweise sich schaffen zu können. Hochberühmten Reisenden jüngster Zeit, im Jahre 1829, gelang es zwar nicht, dies der Zoologie noch fremde Raubthier in Fleisch und Bein zu sehen, doch führten sie das Fell desselben dem Berliner zoologischen Museum zu, woraus künstlich genug ein Exemplar zur allgemeinen Anstellung aufgestellt worden ist. Mit dichtem Pelz bekleidet der eisige Norden seine Geschöpfe, und ein dichtes Vließ, von weißbläulicher Grundfarbe, geziert mit schwarzen Punkten und Flecken, fehlt auch diesem fuchsartig rauh beschweiften Thiere nicht. Fast von gleicher Größe mit dem Panther, scheint die gefleckte Haut mehr auf eine Annäherung zu diesem, als zu dem flammig gestreiften Tiger hinzuweisen, falls nach vielseitiger Meinung ein versprengtes Panther- oder Tiger-Paar, im Clima des Nordens, wo das gefrorene Erdreich im dreimonatlichen Sommer nur wenige Fuß tief aufthauet, sich fortgepflanzt hätte. Verkleinerte Nachkommenschaft mit erwärmendem Pelz konnte naturgemäß nach und nach wohl hervorgehen; aber die geflammte Haut des Tigers würde nicht in die gefleckte des Panthers übergegangen seyn. Möchte es leicht auch für immer problematisch bleiben: ob diese sibirische Raubkatze eine dem Norden eigenthümliche Species sey, so wird doch unbezweifelt aus der Zergliederung des Knochenbaues, läßt sich dieser einst herbeischaffen, bestimmt werden können, welcher Race des Katzengeschlechts dieses erst jüngst bekannt gewordene Raubthier am nächsten stehe. Selbst schon die Art und Weise seines Raubanfalls, ob mit schnellen Sprüngen wie der Tiger, oder anhaltend verfolgend wie der Panther, liegen uns erst glaubhafte Beobachtungen darüber vor, würde hier bedeutsam werden. Wahrscheinlicher wird einst die Naturkunde in diesem Neuling ein eingeborenes Raubthier der kalten, nicht aber einen Sprößling aus heißer Zone erkennen, der neben Vielfraß und Luchs, Wolf und Bär, bis zum Polarkreis hin, blutgierig würgt. Hierauf würde zur Zeit alle Kenntniß von diesem neuen Würger sich beschränken, wäre nicht ein schauderhafter Raubanfall am Ufer der Lena unweit Jakuzk, im Jahr 1827, zur öffentlichen Kunde gekommen, dessen wir hier gedenken wollen. — Neben einander standen die Jurten eines Jakuten und Tungusen. Beide nährten sich und ihre Familien von dem Ertrage gemeinschaftlicher Jagd. Eines Morgens, als sie zur Jagd aufbrechen wollten, sahen sie in der Ferne den Tiger schleichen, der mehr und mehr ihren Jurten sich näherte, und plötzlich dann, jedoch noch weit über Schußweite hinaus, sich niederstreckte. Ein leises Drehen der Schweifspitze verrieth ihnen bald, daß das Raubthier, zum Einspringen nach Katzenart, sich anschicke. Sie kannten die Gefahr, in solcher Hinlagerung, frei im Freien, dem Tiger entgegenzutreten. Sie zogen sich daher in ihre Jurten zurück, das weitere Benehmen des Raubthiers zu beobachten und abzuwarten. Vergebens war ihr Harren; die Nacht brach ein und sie zündeten zur größeren Sicherheit Feuer vor ihren Jurten an. Bei Sonnenaufgang sahen sie den Tiger noch auf derselben Stelle, der weder mit Lärm noch mit Nothschüssen sich außer Fassung bringen ließ. So des dritten Tages, wo beide Familienväter, wegen Mangels an Wasser und Speise, sich entschließen mußten, den Belagerer anzugreifen. Mit scharf geladener Muskete hatte der Jakute, mit starkem Speer der Tunguse sich bewaffnet. In schußrechte Nähe gekommen ließ der Jakute, nach gewohnter Weise zum sichern Zielen, auf das Knie sich nieder, aber in demselben Augenblick auch, pfeilschnell anspringend, faßte der Tiger mit grimmem Biß den zum Anlegen des Gewehrs vorgestreckten linken Arm, und stürzte zugleich den Schützen zu Boden. Im Moment aber auch stieß der Tunguse die Lanze in die Schulter des Tigers, der nun zurückprallte, um mit gesteigerter Wuth den Unglücklichen zu zerfleischen. Da raffte der Jakute sich wieder auf und bohrte bis zum Herzen das lange Jagdmesser in die Wampe des Tigers. Das Ungeheuer taumelte und brach zusammen. Herzzerreißend war das Zetergeschrei der Weiber und Kinder, die von den Jurten her Zeugen des gräßlichen Kampfes waren. Nur die Wunden des Jakuten heilten wieder, der Tunguse hingegen, schrecklich zerrissen an Schultern, Brust und Hals, fand schon am folgenden Tage den schmerzhaftesten Tod.

(Berlinische Nachrichten.)

Die silberharige Angora-Ziege.

Lieutenant Conolly las am 18. Januar einen Bericht über die Angora-Ziege mit silberweißen Haaren vor, die dieser Gegend Kleinasiens eigenthümlich ist. Die Angora-Ziege ist ganz weiß mit langem seidenem Haar; wird sie aus der Provinz weggeführt, so kann man sie nur mit Mühe am Leben erhalten, und sie entartet so, daß man sie kaum wieder erkennt. Es ist merkwürdig, daß die Katzen und Hunde dieser Provinz gleichfalls langes seidenes Haar haben, die erstern über den ganzen Körper, die letztern nur an den Ohren und dem Schwanze. Vielleicht liegt die Ursache im Lande, das gebirgig, von Kalkformation und sehr trocken ist; der Pflanzenwuchs im ganzen Lande ist etwas dürftig und die Bäume klein. Die Angora-Ziegen werden jährlich geschoren und eine gibt bei jeder Schur ein bis vier Pfund. Der Preis der gemeinen Art auf dem Bazar zu Angora war im September 1839 neun Piaster die Oka, etwas weniger als 7¼ Pence das

Pfund. Das Haar, welches man von den geschlachteten Thieren genommen hat, und das durch ein Kalkpräparat von der Haut gelöst wird, hält man für schlechter und verkauft es zu geringerem Preis. Die Haut wird nach Constantinopel ausgeführt, wo sie mit mancherlei Farben gefärbt und hauptsächlich zu türkischen Pantoffeln und Stiefeln verwendet wird. Das Haar wird theils roh, theils gesponnen, theils schon zu jenen feinen, in Europa wohl bekannten Stoffen verarbeitet ausgeführt. Manche Felle werden ganz nach der Türkei ausgeführt, wo sie zu Sitzen für die Religionslehrer gebraucht werden; nur wenige erreichen Europa, wo sie als Decken auf Pferde und Sättel verwendet werden. Eine gute Haut kostet 1 Pfund Sterling in Angora und 30 Schillinge in Constantinopel. Das Haar wird von den Frauen gekrempelt und gesponnen. Hiebei wird es wohl mit Speichel benetzt, ehe es aus dem Rocken gezogen wird, und man behauptet, daß in der Zeit der Melonen das Garn weit besser ist, als das zu jeder andern Zeit gesponnene, da die Melone dem Speichel eine schleimige Substanz beigebe, welche das Haar weicher macht.

Ehe das Garn vom Weber gebraucht wird, sättigt man es gehörig mit Tschirisch, einer Flüssigkeit, die man aus einer dem Radieschen ähnlichen Wurzel fertigt, welche aus der Gegend von Konia gebracht wird. Das Verfahren, das Lieutenant Conolly mit ansah, ist seltsam. Das Garn wird auf hölzernen Gestellen, in der Art einer Seilerbahn, ausgebreitet, und zwei Männer mit großen Gefäßen voll Tschirisch nehmen diese Flüssigkeit in den Mund, und spritzen sie geschickt in kleinen Theilen über das Garn; ihnen folgen andere, die das angefeuchtete Garn zusammendrücken und dann wieder ausbreiten, so daß es in allen Theilen von dem Tschirisch befeuchtet werde. Die Leute klagten, daß die Flüssigkeit ihre Zähne verderbe; doch zweifelten sie, ob ein anderer mechanischer Proceß dem Zwecke so wohl entsprechen möchte. Das Garn wird von Frauen zu Handschuhen und Socken verarbeitet, und sie stricken so ungemein fein, daß die Socken zuweilen das Paar zu 100 Piaster (fast 20 Schilling) verkauft werden. Die Weber wohnen hauptsächlich in Angora, und vor der griechischen Revolution, wo die Ausfuhr des rohen Stoffes verboten war, waren 1200 Stühle in Angora in Thätigkeit, und jedes Jahr wurden 20,000 Stück Zeug von dort versendet; jetzt übersteigt die Zahl der Webstühle nicht 50, die jährlich nur 1000 bis 1500 Stücke fertigen. Die Ausfuhr der Wolle jedoch ist sehr groß, und ohne Zweifel hat das Land weit mehr gewonnen, als die Stadt bei der Veränderung verloren hat.

Der Kautschukbaum in Assam.

Der Kautschukbaum in den Wäldern von Assam ist den Assamesen unter dem Namen Borgath bekannt. Er wächst gewöhnlich einsam, und ist bedeutend größer als alle andere Bäume, namentlich durch den bedeutenden Umfang, den er einnimmt und mit seinen Zweigen bedeckt. Man erkennt ihn aus sehr weiter Entfernung an seinem hohen dichten Gipfel. Einer der größten, den man fand, maß 74 Fuß im Umkreis, die durch seine Zweige beschattete Oberfläche 650 Fuß, und seine Höhe wurde auf 100 geschätzt. Der Kautschukbaum scheint auf den Tarai (das Tiefland am Fuße des Himalaya) beschränkt, liebt aber die trockenen Stellen, und findet sich am zahlreichsten am Fuße der Berge. Herr Griffith, der die Wälder dieses Landstriches sah, ist der Meinung, Assam allein könnte dem Handel eine hinreichende Menge Kautschuk liefern. Man verschafft sich den Saft durch Quereinschnitte an den großen Wurzeln, die halb aus dem Boden hervorstechen; diese Einschnitte gehen bis auf's Holz, aber der Saft fließt nur aus der Rinde. Ist der Saft von guter Qualität, so hat er anfangs eine weißliche Farbe und die Dichtigkeit von Rahm; er fließt zwei oder drei Tage lang, und hält inne, sobald sich eine Lage von Kautschuk um den Einschnitt gebildet hat. Die Operation wird nach 18 bis 20 Tagen wiederholt. Man hat berechnet, daß 20,000 Bäume vermittelst vier Einschnitten 12,000 Maas oder 8,950 Centner reinen Kautschuk geben.

Das Fest Siin bei den Tartaren im russischen Gouvernement Wiätka.

Die Ureinwohner dieses Gouvernements sind Finnen (Wotjäken und Tscheremissen). Die Russen kamen als Colonisten dahin, die Tartaren aber als Eroberer und Nomaden. Dies Verhältniß hat bis auf unsere Zeit fortgewirkt, und die letztern sind noch immer die schlechtesten Ackerbauer: sie sind klüger und einsichtsvoller als die Tscheremissen und Wotjäken, haben einen kräftigen Körperbau und könnten, wenn sie arbeiten wollten, leicht zu Wohlstand gelangen, aber sie sind dem Landbau abgeneigt, und mögen sich nicht sonderlich anstrengen; der Ackerbau ist bei ihnen im schlechtesten Zustande, und sie machen sich immer zuletzt an die Feldarbeiten. Wenn die Russen, Wotjäken und Tscheremissen im Frühjahre pflügen und im Laufe eines Monats die Frühlingsaussaat besorgen, dann feiern die Tartaren den Siin, und kümmern sich verzweifelt wenig um den Ackerbau. Dies Fest ist kein religiöses, und schreibt sich schon aus sehr alter Zeit, also wahrscheinlich aus der heidnischen Zeit her. Fast jedes Dorf hat seinen Tag, an welchem die Tartaren der umliegenden Dörfer zum Feste zusammenkommen. Nach der Bewirthung in den Häusern geht es hinaus in's Feld, wo Pferderennen und Wettkämpfe gehalten werden. Der Sieger erhält zur Belohnung hübsche Halstücher, Leinwand, Leibbinden und dergleichen. Am folgenden Tage geht es in ein anderes Dorf zu demselben Feste und so fort. Der Siin beginnt in der Mitte Aprils und dauert bis Ende Mai, dann erst machen sie sich mit ihren abgetriebenen Pferden an die Ackerarbeit. Das Fest ist offenbar das eines wandernden Hirtenvolkes. (Journal des russ. Ministeriums des Innern. Nov. 1839.)



Die geheimen Gesellschaften in China.

Die Brüderschaften, welche von der chinesischen Regierung am meisten gefürchtet werden, sind die geheimen Verbindungen, welche unter verschiedenen geheimnißvollen Namen sich zu religiösen oder politischen Zwecken, oder vielleicht zu beiden zusammen, vereinigt haben. Zu der ersteren Art gehört die Secte der Wasserlilie (einer heiligen Pflanze) und die der Weihrauch-Brenner, welche beide in der siebenten Abtheilung des Ching-yu als verboten bezeichnet werden, und mit ihnen wird auch die katholische Religion, als gleich verderblich, verboten. Die gegenwärtige Schwäche der Regierung macht, daß sie auf alle geheimen Gesellschaften, welcher Art sie seyn mögen, höchst eifersüchtig ist, und die Häupter derselben mit grausamer und unerbittlicher Strenge bestraft. Der Hauptzweck der Regierung ist indeß die Ausrottung der gefährlichen San-ho-heey, der sogenannten Trias-Gesellschaft, von welcher schon im Jahr 1823 Dr. Milne eine Beschreibung gab. Dem Namen scheint die Idee zum Grund zu liegen, daß, wenn Himmel, Erde und Menschen sich vereinen, die Gesellschaft zu begünstigen, es dieser gelingen werde, die gegenwärtige tatarische Dynastie zu stürzen, und daß man bis dahin alle mögliche Mittel anwenden müsse, dies Ereigniß zu beschleunigen.

Im Jahre 1823 fand auf dem protestantischen Kirchhofe in Macao Jemand, der zur englischen Compagnie gehörte, ein Papier, dessen Inhalt dem Finder bestimmte, es sogleich dem Mandarin des Bezirks zu übersenden, mit dem er bekannt war. Dieser ersuchte ihn, die Sache ja nicht laut werden zu lassen, da er schon für den Umstand, daß das Papier sich innerhalb seines Bezirks gefunden habe, streng bestraft werden würde. Es lautete so:

„Groß war das mächt'ge Volk, es blühte der himmlische Stamm,
Tausend Länder sandten Tribut, zehntausend Völker gehorchten ihm.
Doch die Tataren bemächtigten sich seiner durch Hinterlist, und diese Schmach kann nimmer ausgesöhnt werden.
Werbt Soldaten an, sucht Euch Pferde zu verschaffen, laßt die blumige Fahne wehen,
Bringt Truppen auf, greift zu den Waffen: laßt uns die Race der Mandschu vernichten."

Die Nachrichten, welche Dr. Milne von der Trias-Gesellschaft, deren Einrichtung und Zweck er sehr sorgfältig studirt hatte, gibt, sind so merkwürdig, daß sie wohl eine besondere Berücksichtigung verdienen. Der Name bedeutet, wie oben erwähnt, die Vereinigung der drei Elemente, Himmel, Erde und Mensch, welche nach den unvollkommenen Begriffen und Ausdrücken der chinesischen Philosophie die „drei Naturreiche" bezeichnen. Es gibt eine sehr wohlbekannte chinesische Encyklopädie, in welcher Alles unter diese drei Rubriken gebracht ist. Unter der Regierung des Kia-king, ungefähr zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, verbreitete sich die Trias-Gesellschaft, jedoch unter einem andern Namen, sehr schnell in den Provinzen, und es wäre ihr beinahe geglückt, die bestehende Regierung umzustürzen. Im Jahr 1803 wurden indeß ihre Pläne vereitelt, die Rädelsführer gefangen genommen und hingerichtet, und es wurde in dem offiziellen Berichte dem Kaiser gemeldet, daß von der ganzen empörerischen Brüderschaft auch nicht ein einziges Mitglied mehr am Leben sey. In der That verhielt sich aber die Sache ganz anders: die Gesellschaft bestand nach wie vor, nur daß sie, um verborgener zu bleiben, den Namen angenommen hatte, den sie noch jetzt trägt. — Die Zwecke der Gesellschaft scheinen anfangs einige Aehnlichkeit mit denen der Freimaurer gehabt zu haben, und ganz einfach auf gegenseitige Hülfe und Unterstützung hinausgegangen zu seyn. Als indeß später die Zahl der Mitglieder zunahm, arteten diese Zwecke in Gewaltthätigkeiten und Räuberei aus, man dachte an einen Umsturz der Regierung und auf die Erlangung einer politischen Gewalt durch die Vertreibung der tatarischen Dynastie. In den fremden Colonieen, z. B. in Batavia, Sincapore und Malacca, gibt es wirkliche oder vorgebliche Zwecke der Gesellschaft, und ihre Zwecke sind sowohl gegenseitige Vertheidigung, als Raub und andere strafbare Handlungen. Die Mitglieder verpflichten sich, einander gegen die Angriffe der Polizei-Beamten zu schützen und ihren Brüdern beizustehen, um den Strafen der Gerechtigkeit zu entgehen. Wenn einer unter ihnen glaubt, beleidigt worden zu seyn, so nehmen die Uebrigen an seinem Streit Theil und helfen ihm, sich zu rächen. Bei diesem Allem ist der angebliche Zweck immer ein edler, wie aus ihrem Motto hervorgeht, das ein Distichon folgenden Sinnes ist:

Genießt des Segens brüderlich,
Vereint erträgt das Leiden sich.

Die Verwaltung der Angelegenheiten der Gesellschaft liegt in den Händen dreier Leute, welche Ko (ältere Brüder) heißen. Ueber die innere Verfassung konnte Dr. Milne nur wenig Auskunft erhalten. Die Gesetze der Gesellschaft sollen zur größeren Sicherheit auf Zeug geschrieben seyn, um sie im Nothfall entweder in einen Brunnen zu werfen oder auf einige Zeit verbergen zu können.

Die Einweihungs-Feierlichkeit soll in der Nacht vorgenommen werden. Der Eid der Verschwiegenheit wird vor einem Götzenbilde geleistet und eine Summe Geldes bezahlt, um die allgemeinen Ausgaben der Gesellschaft zu decken. Auch gibt es noch eine Ceremonie, der Kuo-Keaou (der Gang auf der Brücke) genannt. Diese Brücke ist aus Säbeln gebildet, welche entweder zwischen zwei Tische gelegt, oder mit den Spitzen in die Höhe gestellt werden, so daß sie einen Bogen bilden. Die Einzuführenden, welche den Eid leisten, legen ihn unter dieser Brücke ab, und der Yeko, oder vorsitzende Bruder, liest die Eidesformel her, bei deren einzelnen Artikeln der Aufzunehmende jedesmal die bejahende Antwort gibt. Hierauf schneidet er einem Hahn den Kopf ab, die gewöhnliche Feierlichkeit bei einem chinesischen Eide, die so viel bedeuten soll, als: „so sollen alle umkommen, die das Geheimniß verrathen." Einige der Kennzeichen, an welchen die Mitglieder der Gesellschaft sich erkennen, bestehen aus mystischen Zahlen, unter denen die drei den Hauptrang einnimmt. Gewisse Bewegungen der Finger bilden ebenfalls eine Klasse von Zeichen. Um zu entdecken, ob einer von der Brüderschaft sich in der Gesellschaft befindet, hebt der Bruder entweder seine Theetasse oder deren Deckel auf eine besondere Weise mit drei Fingern in die Höhe, und dies Zeichen wird dann auf eine entsprechende Art beantwortet. Die Gesellschaft hat ein gemeinschaftliches Siegel, das aus einem Fünfeck besteht, in welches gewisse Charaktere eingeschrieben sind, deren geheimen Sinn nur die Eingeweihten verstehen.

Mit Ausnahme ihrer gefährlichen und unrechtlichen Grundsätze hat die Gesellschaft San-ho-hoey eine große Aehnlichkeit mit der der Freimaurer. So behaupten sie auch, schon im grauen Alterthum unter einem andern Namen dagewesen zu seyn. Die Brüder schienen bei ihrer Aufnahme kindlich und wohlwollend gegen einander zu seyn, eine Verpflichtung, welche mit den Freimaurern übereinstimmt. Auch das Wort Keung-ti (Brüder) erinnert an diesen Verein. Ob es in den San-ho-hoey Einrichtungen, wie die Logen der Freimaurer gebe, konnte Dr. Milne nicht erfahren, doch sagt er, er glaube, daß die chinesischen Gesetze zu strenge wären, um dergleichen zu gestatten: auch scheine in China gar keine Vorliebe für maurerische Arbeiten zu herrschen. Sehr oft haben jene Gesellschaften die Vollstreckung der englischen Gesetze in Sincapore gegen chinesische Verbrecher zu hindern gewußt, und die schnelle Zunahme dieses Theils der Bevölkerung von Sincapore dürfte sie sehr gefährlich für England machen.

Der Handel der Holländer mit Japan.

In Europa und selbst in Holland hat man im Allgemeinen sehr falsche Begriffe über den Handel, welchen die Holländer nach Japan treiben. Viele sind der Meinung, daß dieser Handel unberechenbaren Gewinn gibt, und einen großen Theil der Kosten der ganzen ostindischen Colonialverwaltung bezahlt; andere dagegen halten dafür, daß derselbe nur Verlust bringt, und daß nur eine gewisse Eigenliebe, welche aus dem Bewußtseyn entspringt, daß keine andere Flagge in den Häfen jenes Reichs zugelassen wird, die niederländische Regierung bewegen kann, einen unvortheilhaften Handel fortzusetzen, und sich die beschränkenden und demüthigen Maßregeln eines stolzen, eifersüchtigen, argwöhnischen und eigensinnigen Volks gefallen zu lassen. Die Wahrheit ist, daß die vormalig ostindische Compagnie in den ersten Zeiten aus ihren Handels-Unternehmungen nach Japan großen Gewinn gezogen hat. Im Jahr 1611 und einigen folgenden Jahren schickte man jährlich fünf bis sechs reich beladene Schiffe nach Japan, welche als Ertrag der dort verkauften Waaren eine Summe von etwa fünf Millionen Gulden in 1200 bis 1400 Kisten Silber zurückbrachten.

Dieses günstige Verhältniß war jedoch nicht von langer Dauer. Aehnlich der Besitzerin der goldene Eier legenden Henne, wollte man zu viel haben, und erschöpfte dadurch in Kurzem die sonst so reiche Quelle. Seit jener Zeit hat der Handel mit Japan nur unbedeutende Vortheile abgeworfen. Als die Compagnie sich aufgelöst hatte, unterhielt die Regierung auf Java die Handelsverbindungen mit Japan auf dem frühern Fuß, und im Jahr 1816, als den Holländern ihre Colonien zurückgegeben wurden, knüpfte man dieselben wieder an. Eine gedrängte historische Uebersicht des Verkehrs der europäischen Nationen mit Japan wird am Besten das gegenwärtige Verhältniß der Holländer zu diesem merkwürdigen Volk darlegen, dessen Regierung keine größere Sorge zu haben scheint, als die, der geringst möglichen Anzahl ihrer Unterthanen einige Gemeinschaft mit den Bewohnern anderer Länder zu erlauben, um jedem Fremdling eine nähere Kenntniß des Landes und des Staatshaushaltes vorzuenthalten und fast unerreichbar zu machen.

Im Jahre 1542 wurde ein portugiesisches Schiff durch heftige Stürme auf die Küste der japanesischen Inseln getrieben, welche damals noch unbekannt waren. Nach vielen Gefahren war dieses Schiff endlich so glücklich, einen Hafen in der Provinz Bungo zu erreichen. Hier wurde die Mannschaft von den Eingebornen freundlich aufgenommen, verkaufte ihre Ladung mit großem Gewinn und kehrte mit Gold und Silber beladen von dort zurück. Sehr bald schickten die Portugiesen neue Expeditionen dahin, welche sich nicht weniger vortheilhaft erwiesen. Die kleinen Fürsten, Vasallen des Kaisers von Japan, waren damals viel unabhängiger als gegenwärtig, und so geschah es, daß der Hof eine geraume Zeit von den Fortschritten dieses Etablisse-

ments von Fremdlingen keine Kunde erhielt, während die Jesuiten, die im Orient überall, wo die Portugiesen zugelassen wurden, sehr thätig waren, schon mit regem Eifer und günstigem Erfolg an der Verbreitung des Christenthums arbeiteten. Unter der Leitung des berühmten Franz Xavier gewannen die Väter des Glaubens in Japan eine Menge Proselyten, unter welchen man in Kurzem die Fürsten von Bungo, Arima und Omura nebst einer großen Zahl ihrer Vasallen zählte. Die äußerliche Pracht des katholischen Ritus hatte einerseits großen Reiz für ein so prunkliebendes Volk, auf der andern Seite trugen die exemplarischen Sitten der meisten Geistlichen, welche dort zuerst das Evangelium predigten, die uneigennützige Hülfe, welche sie Kranken und Armen leisteten, sehr viel dazu bei, die Zahl der Eingebornen, die sich zur Taufe meldeten, ansehnlich zu vermehren, und so schien bereits nach vierzig Jahren Alles anzukündigen, daß das ganze Reich sich zum Christenthum bekehren würde. Schon waren mehrere von den Jesuiten erzogene junge Japaneser in ihren Orden aufgenommen, und wirkten mit gleichem Eifer und mit noch besserem Erfolg als die europäischen Väter, um den christlichen Glauben unter ihren Landsleuten zu verbreiten, und im Jahr 1582 schickten die oben erwähnten Fürsten einige ihrer nächsten Verwandten mit Briefen und reichen Geschenken an den Papst Gregor XIII., um demselben ihre Huldigung zu bringen.

Um diese Zeit gestaltete sich plötzlich Alles ganz anders. Die heidnischen Priester, welche täglich mehr von ihrem Einfluß und ihren Einkünften verloren, wandten sich an den weltlichen Kaiser und drangen in ihn, Maßregeln zu nehmen, um Neuerungen ein Ende zu machen, welche sie ihm als gefährlich für den Staat schilderten. Dazu kam, daß der Uebermuth und die allmälig steigende Anmaßung und Herrschsucht der Jesuiten, die sich sehr unvorsichtig in die öffentlichen Staatsangelegenheiten mengten, den Kaiser gegen sie und den neuen Glauben aufgebracht hatten. Im Jahre 1586 erschien das erste Edikt, welches den Japanesen bei Todesstrafe verbot, eine andere Religion anzunehmen, als die, welche vor der Ankunft der Fremden im Reich bestanden hatte. Die schrecklichste Verfolgung fing jetzt an; mehrere Personen von der höchsten Klasse wurden zum Tode verurtheilt, weil sie dem Kaiser nicht gehorchten. Trotz dieses strengen Befehls erhielt sich das Christenthum noch einige Jahre in Japan, und vorzüglich die Masse des Volks lieferte noch eine Zeit lang zahlreiche Proselyten; allein eine Verschwörung, welche im Jahre 1637 entdeckt und von den portugiesischen und eingebornen Christen gegen das Leben des Kaisers geschmiedet, oder wenigstens ihnen zugeschrieben wurde, entschied den gänzlichen Untergang der ersteren. In dem Lauf desselben Jahres erschien ein kaiserliches Edikt, welches für immer das Reich den Fremden verschloß, und allen Unterthanen verbot, sich in fremde Länder zu begeben. Nach diesem Gesetze wurden in der Folge alle Japanesen, welche jenes Verbot übertreten hatten, und in ihr Vaterland zurückzukehren wagten, rücksichtslos zum Tode verurtheilt.

Inzwischen hatte sich schon vor diesem Zeitpunkt auch die niederländische Flagge auf Japan gezeigt. Die ersten Flotten, welche den Texel und die Maas verließen, drangen im Jahr 1598 bis nach Japan, wo sie sogleich die Eifersucht der Portugiesen erregten. In den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts erschienen die Holländer auf's Neue in Japan, und wurden nun viel freundlicher empfangen als das erste Mal, weil der Haß der japanesischen Regierung gegen die Portugiesen auf's Höchste gestiegen war, und weil die Holländer sich als Todfeinde dieser Nation darstellten. Diesem günstigen Empfange folgte die Erlaubniß, in der Nähe der Stadt Firando auf einer Insel, mit welcher man vermittelst einer Brücke Gemeinschaft hatte, eine Factorei errichten zu dürfen. Im Jahre 1611 erlaubte der Kaiser I-Jesas (auch bekannt unter dem nach seinem Tode ihm gegebenen Namen Gongen) den Holländern in dem ganzen Umfange des Reichs freien und unbeschränkten Handel zu treiben. So lange dieser Fürst lebte (etwa 30 Jahre), genoß die ostindische Compagnie alle Vortheile dieses unbeschränkten Verkehrs zu Firando. Zwar suchten die Portugiesen ihnen fortwährend zu schaden, und benützten dazu den Einfluß, welchen sie noch auf einige Große des Reichs ausübten; allein ihre Bemühungen waren vergeblich.

Doch kurze Zeit nach der gänzlichen Verbannung der Portugiesen fing man in Japan an, Mißtrauen auch gegen die Niederländer zu hegen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Plane der Compagnie und das Betragen ihrer Agenten zu Firando geeignet waren, der Argwohn eines furchtsamen und auf seine Rechte eifersüchtigen Volks zu erregen. Sie schienen nicht ohne Grund zu befürchten, daß die Handelsloge sich einmal in ein Fort umändern dürfte; man behauptet sogar, daß sie einmal Kanonen und Munition entdeckten, welche heimlich ausgeschifft waren. Doch nach dem Tode des Kaisers I-Jesas zeigte sich die Abneigung gegen die Holländer mehr öffentlich. Sey es, daß die Beamten des Etablissements zu Firando mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes nicht bekannt waren, und unter Anderem nicht wußten, daß die Beherrscher desselben es als eine heilige Pflicht betrachten, die Gesetze und Uebereinkünfte ihrer Vorgänger mit der gewissenhaftesten Treue zu beobachten; sey es, daß sie diejenigen, welche sie gesandt hatten, von diesem Umstande nicht unterrichtet hatten, — so viel ist gewiß, daß die Compagnie, als sie den Kaiser Fida Tadia um Bestätigung und Erneuerung der bereits von seinem Vorgänger ihr zugestandenen Privilegien bat, diesen Fürsten gröblich beleidigte, indem sie dadurch einen Beweis des Mißtrauens gab. Er bewilligte zwar einen neuen Freibrief, fast in denselben Ausdrücken verfaßt, aber doch mit Bedingungen, welche seine weniger günstigen Gesinnungen deutlich zeigten.

Kurz nachher wurde ein steinernes Packhaus, welches die Holländer bauen wollten, zum Vorwand genommen, um ihnen den Aufenthalt zu Firando zu untersagen, und sie nach Nagasacki bringen zu lassen. Kaum waren sie im Hafen dieser Stadt angekommen, als die Insel Decima ihnen zum Aufenthaltsort angewiesen wurde, mit dem Verbot, dieselbe ohne bestimmte Erlaubniß zu verlassen. Sie wurden hier mit Spionen umringt, und außerdem der meisten Privilegien be-

raubt, die sie bis dahin genossen hatten. Auch wurde ihnen jeder Umgang oder Verkehr mit den Einwohnern des Landes verboten, mit Ausnahme derjenigen, welche sich als Bedienten oder Dolmetscher auf der Insel Decima vermietheten, und sich mit einem Eide verpflichtet hatten, nie etwas über die Angelegenheiten des Landes den Europäern zu offenbaren, aber Alles, was diese sagten oder verrichteten, getreulich dem japanesischen Gouverneur zu hinterbringen. Noch viele andere Maßregeln wurden aus Fürsorge genommen; so werden z. B. von jener Zeit an sogleich nach der Ankunft holländischer Schiffe zu Decima die Kanonen, das Pulver, die Flinten und andere Waffen von den Japanesen aus den Schiffen weggenommen, und bis zu deren Abreise in den Arsenalen der Regierung aufbewahrt.

Die Compagnie mußte sich dieses Alles gefallen lassen und sich diesen unangenehmen Formalitäten unterwerfen, wenn sie den höchst gewinnbringenden Handel nicht ganz verlieren wollte. Als sie kurz darauf erfahren hatte, daß die Retouren in klingender Münze oder in Silberbarren ihr nicht Gewinn genug brachten, erbat sie sich die Erlaubniß, Kupfer in Barren nehmen zu dürfen, welches ihr zugestanden wurde. Zu gleicher Zeit aber wurde die Ausfuhr von Silber für immer verboten.

Im Jahre 1672 wurde der Handel der Niederländer mit Japan neuen Einschränkungen unterworfen. Die Directeren der Factorei waren in Streit gerathen mit Jesaba Wino, dem ersten Minister und Favoriten des Kaisers Dayo-Ljin; ein Verwandter dieses Ministers wurde zum Gouverneur von Nagasacki ernannt und mit seiner Rache beauftragt. Dieser Gouverneur plagte die holländischen Agenten auf jede erdenkliche Art, und legte dem Handel solche Hindernisse in den Weg, daß man denselben nicht hätte fortsetzen können, wenn es der Compagnie nicht gelungen wäre, eine mit chinesischen Charakteren geschriebene Bittschrift an den Kaiser gelangen zu lassen, worin sie sich über die Erpressungen und Plackereien des Gouverneurs beschwerte. Der Kaiser, der von Allem nichts gewußt hatte, gab, obschon erst nach Verlauf von drei Jahren, eine günstige Antwort, dahin lautend, daß den Niederländern gestattet seyn sollte, den Handel fortzusetzen, unter denselben Bestimmungen, als seit ihrer ersten Niederlassung auf Decima. Ergrimmt über den Verlust der Vortheile, welche sie zu erwerben gewußt hatten, hörten der Gouverneur und die übrigen Beamten zu Nagasacki nicht auf, an ihrem Hofe zu intriguiren und dem Kaiser vorzustellen, wie schädlich die neuen, den Holländern zugestandenen Privilegien den Eingebornen seyn müßten. Es gelang ihnen wirklich im Jahr 1685, dem Handel noch ungünstigere Veränderungen zu bereiten. Zwar wurde die frühere Erlaubniß, in Japan so viele Waaren und von denjenigen Qualitäten einzuführen, als die Compagnie gut finden würde, nicht geradezu zurückgenommen, allein der jährliche Verkauf wurde beschränkt und durfte von jetzt an die Summe von 300,000 Tahils nicht übersteigen. Die eingeführten und unverkauft gebliebenen Waaren mußten bis zu den Verkäufen des folgenden Jahres in den Magazinen bleiben. Auf diese Art konnte die Compagnie, statt wie früher große Ladungen mit einem mäßigen Gewinn an den Mann zu bringen, zwar einen größern Gewinn ziehen, aber nur von sehr geringen Ladungen. Der Handel der Chinesen, die auf Japan fast auf demselben Fuß und unter gleichen Bedingungen und Vorsichtsmaßregeln zugelassen werden, wurde zur selben Zeit auf 600,000 Tahils beschränkt. Die Summe von 300,000 Tahils, bis zu welchem Betrag die Holländer jährlich verkaufen dürfen, ist so viel als eine Million fünfzigtausend Gulden niederländische Münze; außerdem machte die japanesische Regierung die Bedingung, daß von dieser Summe 40,000 Tahils bestimmt werden sollten für den eigenen Handel der Directoren der Factorei, der Commis, der Schiffscapitäne u. s. w., welche von Anfang an immer einige Geschäfte für eigene Rechnung getrieben hatten.

Die Artikel, welche auf Japan guten Absatz finden, sind: chinesische und bengalische Seide, wollene und baumwollene Waaren, Tücher (sehr beliebt ist eine Art Tuch, welches zu Tilburg in Nordbrabant fabricirt wird, und an jeder Seite eine verschiedene Farbe hat, z. B. an der einen Seite blau, an der andern Seite roth), weiße Kattune, gedruckte Kattune, Sarsche, Polemiten (ein berühmtes Leydener Fabrikat aus Angoraziegenhaar und Schafwolle), Zucker, Farbehölzer, Rehbenfelle, Pfeffer, Gewürze, Quecksilber, Zinnober, Safran, Glaswaaren, Rotang, Katechu, Kampher, Bares (von Borneo) u. s. w., welche Artikel man nicht immer in gleicher Quantität, noch zu denselben Preisen verkauft, indem die letztern sich gewöhnlich nach dem Markt von Miaco regeln; aber der Gewinn über die ganze Massa scheint 30 bis 40 Procent zu seyn.

Die Retourladungen aus Japan bestehen großentheils aus Kupfer (von der feinsten Sorte), Kampher, seidenen Zeugen, kostbaren Kabayen oder Schlafröcken, Porcellan, Soya, Sakki, lakirte Meubles, Sonnenschirmen und andern Artikeln von geringerem Werth. Mit Ausnahme der beiden erstgenannten werden die übrigen fast ganz für den erwähnten Privathandel ausgeführt.

Der Chef des niederländischen Handelsetablissements auf Japan führt den Titel „Oberhaupt“, unter ihm stehen ein Packhausmeister, ein Buchhalter und einige geringere Beamte. Früher, zur Zeit der ostindischen Compagnie, gab es immer zwei Oberhäupter, die einander um's andere Jahr ablösten; nachher hat man gewöhnlich für dieses einträgliche Amt einen Beamten für vier oder fünf Jahre angestellt. Aber die Umstände, in welchen die niederländischen Colonien sich während der letzten Kriege befanden, und vorzüglich während ihrer Besitznahme durch die Engländer, haben veranlaßt, daß einer der Oberhäupter, Herr Hendrick Doeff, eine lange Reihe von Jahren dort geblieben ist. Man hat es hauptsächlich der geschickten Verwaltung und Festigkeit dieses Beamten zu verdanken, daß die Engländer, so lange sie im Besitze von Java waren, sich nie auf Decima niederlassen, noch sich des Handels auf Japan bemächtigen konnten; solchergestalt, daß hier die holländische Flagge immerfort geweht hat, selbst damals, als der niederländische Staat eine Zeit lang aus der Reihe der unabhängigen Staaten verschwunden war.

Die Insel Decima, der Stadt Nagasacki gegenüberliegend, mit welcher sie durch eine Brücke Gemeinschaft

hat, mißt in der Länge 600, in der Breite 240 Fuß, und hat die Gestalt des obersten Theils eines Fächers. Die Insel selbst und die armseligen Wohnhäuser, die sich darauf befinden, und größtentheils aus Tannenholz gebaut sind, wurden für Rechnung einiger Einwohner von Nagasacki errichtet, denen man noch jährlich, nach dem ursprünglichen Contract, eine Miethe von 6500 Simionen Tahils (22,750 Gulden niederländisch) bezahlt, welches ein unverhältnißmäßig hoher Preis ist, da er, wie man behauptet, das ganze Capital übersteigt, welches ursprünglich für den Bau ausgelegt wurde. Zu ihrer Zeit ließ die ostindische Compagnie hier ein ziemlich schönes steinernes Haus, wo die öffentlichen Versteigerungen ihrer Waaren gehalten wurden, nebst zwei gegen Feuersgefahr gesicherte Packhäuser auf ihre Kosten erbauen. Das Haus des niederländischen Oberhaupts ist bequem und größer als die übrigen, so wie auch dasjenige des Ottona oder japanesischen Beamten, der mit der Polizei an diesem Orte beauftragt ist. Eine einzige Straße durchläuft Decima in seiner ganzen Länge, und hinter den beiden Reihen Häusern, wovon einige einen kleinen Garten haben, läuft nur ein schmaler Fußpfad um die ganze Insel herum.

Alle zwei Jahre macht das Oberhaupt der niederländischen Factorei, von einigen seiner Beamten begleitet, eine Reise in das Innere des Reichs, um dem Kaiser seine Huldigung zu bringen, welcher sich jedoch nie sehen läßt, sondern bei der feierlichen Audienz mit den Frauen seines Hofs hinter einem Vorhang bleibt. Die argwöhnische Bewachung, welche die niederländischen Beamten sich auf dieser Reise gefallen lassen müssen, die Vorsichtsmaßregeln, welche genommen werden, um sie gänzlich von den Einwohnern zu isoliren; die nichts bedeutenden Besuche, welche die Hofsitte sie verpflichtet, in Jedo zu machen und zu empfangen, dies Alles findet man ausführlich beschrieben in dem Werk von Dr. Kämpfer über Japan, einem Buch, das trotz seines Alters immer noch hohen Werth besitzt. In neuerer Zeit hat bekanntlich Dr. v. Siebold, der sich lange im Innern Japans aufhielt, viel Licht über dieses Reich verbreitet.



Das chinesische Militär.

Dieser Artikel ist nach englischen, französischen und russischen Berichten zusammengestellt, um über das chinesische Militär, das bereits zu so vielen Mährchen Anlaß gegeben, eine authentische Kunde zu geben.

Die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts über China herrschende Mandschu-Tungusische Kaiserdynastie suchte ihren Thron dadurch zu befestigen, daß sie dem Volke der Mandschu eine kriegerische Superiorität über die Chinesen sicherte. Wie im osmanischen Reiche dem Urprinzipe seiner Verfassung gemäß, die eingewanderte Nation der Osmanen den wahren Kern der bewaffneten Macht bilden sollte, die an Zahl weit überlegenen, aber wehr- und waffenlosen Raja's zugleich beschützend und in Respect haltend, so im chinesischen Reiche das kleine, aber durch kriegerische Ueberlegenheit den Besiegten imponirende Herrschervolk der Mandschu. Die Gründer der Dynastie theilten ihre mit ihnen eingewanderte Nation in acht sogenannte Fahnen oder Banner (Gusa), denen das Kriegshandwerk erblich zukam, und in welche außer den Mandschu's nur diejenigen Ausländer nebst ihren Nachkommen aufgenommen wurden, die sich den Mandschu-Kaisern bei der ersten Eroberung freiwillig unterworfen hatten. Diese Ausländer waren mongolische Stämme und auch eine Anzahl Chinesen.[1] Jede Fahne oder Division zerfällt in drei Abtheilungen oder Brigaden: eine mandschuische, eine mongolische und eine chinesische. Die militärischen Grade sowohl, als die denselben zukommenden Titel, sind von denen des eigentlichen chinesischen Heeres oder der sogenannten Local-Miliz verschieden. Der verhältnißmäßig größere Theil dieser Fahnen-Truppen liegt in und um Peking; die übrigen stehen als Garnisonen unter ihren eigenen Befehlshabern in den wichtigsten Plätzen des Reiches, und isoliren sich ebensowohl von den Bürgern als von dem Local-Militär. Ihre ummauerten Cantonnements bilden in den meisten Hauptstädten des Reiches eine Stadt für sich, wo sie mit ihren Familien wohnen und kriegerischen oder gymnastischen Uebungen obliegen, immer schlagfertig, eine mögliche Empörung zu dämpfen.

[1] Seit der Gründung der 8 Fahnen hat man keine Chinesen mehr denselben einverleibt. Sie führen folgende Farben: weiß, roth, blau, gelb, und jede dieser Farben mit einer Verbramung von anderer Farbe.

Nach dem Engländer Davis sollen auf jede der 8 Divisionen 10,000 Mann kommen, also 80,000 auf das Ganze; wogegen der russische Pater Hyacinth in Peking allein schon 80,000 und als Totalsumme 266,000 Mann annimmt.

Neben den Truppen der acht Divisionen gibt es in allen Provinzen eine rein chinesische Local-Miliz, deren Gesammtzahl man, gewiß nicht übertrieben, auf mehrere Millionen berechnet, und die als gemeinsames Abzeichen grüne Fahnen trägt. Diese Halbsoldaten bleiben gewöhnlich in der Provinz, wo man sie ausgehoben hat, und dürfen neben dem Waffenhandwerk auch ihre Aecker bauen und andere Arten von Broderwerb suchen. Solche Nebenverdienste haben viel Anlockendes, denn der Milize ist wenig mit Exerciren geplagt; es fehlt daher nie an Bewerbern, und Werber sind ganz überflüssig. Unter den Truppen der grünen Fahnen besteht noch das alte Regime, d. h. die ächt chinesische Eintheilung und militärische Rangordnung, wie in den Zeiten der mandschu'schen Herrschaft. Da die Truppen der acht Banner auf die Vortheile, in der Heimath zu bleiben und noch auf andere Weise sich zu ernähren, verzichten müssen, so hat man in Berücksichtigung dessen ihre Gage höher gestellt, als die der Local-Milizen.

Eine andere Art von Local-Streitmacht — obwohl außer den Gränzen des eigentlichen China — bilden die gränzhütenden mongolischen Stämme am Nord- und Südrande der Wüste Gobi, die ebenfalls ihre Heimath nicht verlassen. Sie liefern wenigstens eine halbe Million Streiter und sind eine mächtige Vormauer gegen das russische Reich, welches dem chinesischen bekanntlich seine schwächsten Seiten zukehrt.

Die chinesische Cavallerie — größtentheils Mandschu's und Mongolen — führt Lanze und Säbel als Trutzwaffe; ihre Schutzwaffen sind Helm und Panzer. Das Fußvolk ist ebenfalls mit Säbel und Pike bewehrt; ein Theil der Milizen führt außerdem Flinten von schlechter Structur, während die Uebrigen mit Bogen und Pfeilen vorlieb nehmen. Einer der rüstigsten und ansehnlichsten Soldaten muß die Fahne des Regiments schleppen. Alle Waffen werden bei jeder Truppenschau sorgfältig untersucht, und zeigt sich alsdann Rost oder sonst eine Spur von Vernachläßigung an denselben, so erhält der Besitzer, wenn er ein Tatar (Mandschu oder Mongole), dreißig bis vierzig Peitschenhiebe, und wenn er ein Chinese ist, eine gleiche Zahl von Bambusstreichen.

Wer um eine Offizierstelle im tatarisch-chinesischen Heere sich bewirbt, der muß zuvor ein strenges Examen bestehen, das in jeder Provinzial-Hauptstadt alle drei Jahre zweimal gehalten wird. Zuerst hat der Candidat von seiner Geschicklichkeit als Reiter und Schütze Proben abzulegen; er muß zeigen, daß er im gestrecktesten Galopp nicht blos sattelfest bleiben, sondern auch visiren und ein Ziel treffen kann. Haben seine physischen Talente ihm günstige Zeugnisse erworben, so läßt man ihn über verschiedene militärische Themata Ausarbeitungen machen; und endlich muß er noch den Beweis liefern, daß er in gedrungener Kürze eine energische und auf die Gemüther wirkende Rede an die Soldaten halten könne.

Ein Oberoffizier mit dem Titel Yen-tar hat die Generaldirection aller Remonte-Pferde der kaiserlichen Cavallerie, die in ungeheure, mit Mauern eingeschlossene Ställe (man könnte sie Pferde-Städte nennen) durch das ganze Reich vertheilt sind. Derselbe Offizier sorgt für die Beschaffung des Getreides zur Ernährung der Truppen, das die Provinzen alljährlich liefern müssen, und berichtet in allen erheblichen Dingen an den Vice-König. Er sowohl als die übrigen höheren Militärwürden beschäftigen in Städten und Dörfern eine Anzahl Quartiermeister, die ihnen über Alles, was vorfällt, sehr pünktlich und regelmäßig Rapport bringen.

Die Fahnentruppen der mandschuischen Kaiser waren einst wegen ihrer Tapferkeit berühmt, obschon sie auch in der blühendsten Epoche der Dynastie nur mit asiatischen Horden sich gemessen haben. Jetzt sind sie nach allen Zeugnissen physisch und moralisch geschwächt, entartet und den Chinesen selbst kaum noch furchtbar. Wie die meisten orientalischen Kriegsvölker von jeher, so zeigen auch die Mandschu beim ersten Angriff große Wildheit; sie dringen mit wüthendem Ungestüm auf den Feind ein und werfen ihn unfehlbar, wenn er sich aus der Fassung bringen läßt; finden sie aber entschlossenen und planmäßigen Widerstand, so verdünstet ihre Begeisterung wie ein Champagner-Rausch; ihr Arm erlahmt, ihre Reihen wanken, und ehe man sich's versieht, kommt es zu wilder Flucht. Schon Kaiser Sching-tsu (starb 1722), ein Freund und gnädiger Beschützer der Missionäre, soll von seinen Leuten gesagt haben: „Sie sind gute Soldaten, wenn man sie gegen schlechte führt, aber schlechte Soldaten, wenn sie mit guten kämpfen müssen.“ Noch viel niedriger darf man die militärischen Eigenschaften der chinesischen Local-Miliz anschlagen, welche im Grunde nur eine bewaffnete Polizei ist und höchstens da etwas ausrichtet, wo sie mit wehr- und waffenlosen Volkshaufen zu thun hat.

Bei Allem dem wäre es sehr voreilig, wenn man die Chinesen sammt und sonders für einen entnervten, feigen und verweichlichten Menschenschlag erklärte. Die Bewohner der üppig fruchtbaren und übervölkerten Mittelprovinzen dürfte ein solches Urtheil wohl am ersten treffen; viel weniger findet es aber auf die Provinzialen der rauheren, kärglicher bedachten und gebirgigen Regionen des Nordens und Westens Anwendung, wo Klima und harte Arbeit den Menschen stählen und Leib und Seele kräftigen. Die Alpenländer China's, die Provinzen Schensi, Ssetschuan u. s. w. enthalten einen kerngesunden, gedrungenen, stammhaften Menschenschlag, der, wie die katholischen Missionäre selbst bezeugen, keine geringere Kraft und Ausdauer entwickelt, als die Bewohner unserer europäischen Hochlande; und selbst in einigen Südprovinzen, wie Canton und Fukian, wo das Mittelgebirge vorherrscht, ist die Nation physisch kräftig, gewandt und sehr rührig. Der britische Matrose ist dem chinesischen in diesen Eigenschaften selten überlegen, und die Kraft und Ausdauer der Pack- und Sänftenträger von Canton hat den dortigen Briten selbst imponirt. Wenn man bedenkt, mit welcher kärglichen, oft elenden Kost die arbeitende Classe in China vorlieb nehmen muß, und wie groß dessen ungeachtet

ihr Sinn für angestrengte Arbeit und Thätigkeit ist — es gibt verhältnißmäßig nur wenige Bettler — so wird man die natürliche Energie des Chinesen doch wohl höher anschlagen müssen, als gewöhnlich geschieht.

Aber auch der starke, tüchtige und unermüdliche Chinese ist keine kriegerische Natur. Mit dem Boden, den seine Urväter schon angebaut, zufrieden, hat ihm nie nach Eroberungen gelüstet, und schon sein ganzes Erziehungssystem ist nur auf Förderung der Künste des Friedens berechnet. Zwar haben die Chinesen, selbst unter einheimischen Dynastieen, wie z. B. unter den Han und Tang, ihre natürlichen Gränzen öfter mit Erfolg überschritten, den größten Theil der Horden und kleinen Reiche des ungeheuren Hochasiens eine Zeit lang unterworfen, beschwichtigt, durch Festungslinien von unermeßlicher Ausdehnung im Schach gehalten; aber alle diese Unternehmungen waren im Grunde nur Maßregeln der Defensive, von gebieterischer Nothwendigkeit dictirt; und bei der Ausführung ist eine schlaue, die kampflustigen Nachbarn unter einander entzweiende und isolirende Politik am meisten thätig gewesen. Auch wird man jenen Nimbus von Macht und Herrlichkeit in Anschlag bringen dürfen, womit das himmlische Reich von jeher sich umhüllte, ein Phantom, das den Barbaren im Westen um so stärker imponiren mußte, je weiter sie ihm entrückt waren. Daher der merkwürdige Umstand, daß gerade von Seiten der entferntesten Völker die meisten freiwilligen Huldigungen am chinesischen Hofe eingegangen sind.

Die Kokos- oder Kreling-Inseln.

Die Kokos-Inseln gehören zu den Wundern des großen Weltmeeres. Wilhelm Kreling entdeckte sie 1608 bis 1609 auf seiner Reise nach Ostindien um das Vorgebirge Horn. Seit dieser Zeit hat fast Niemand an sie gedacht, bis endlich im Jahre 1823 einem andern Engländer, Namens Alexander Hare, der ersprießliche Gedanke gekommen ist, auf der südlichen Insel sich niederzulassen, auf welcher er mit einer Anzahl Malayen landete. Da diese Inseln nur 600 englische Meilen von Sumatra entfernt sind, so hielt er sie für einen günstigen Handelspunkt, und ihrer verödeten Lage wegen ganz besonders zu einem Harem von malayschen Weibern geeignet. Auf seinen Befehl wurden die Weiber von den Männern getrennt, und auf einer kleinen Insel in ein Haus gesperrt, wozu Hare allein den Zutritt hatte. Durch harte Behandlung, besonders aber über die Beraubung der Weiber aufgebracht, entflohen die männlichen Sclaven sämmtlich, und begaben sich unter den Schutz des Capitän Roß, der seit 1826 ebenfalls seinen Wohnsitz auf der südöstlichen Spitze der Inselgruppe aufgeschlagen hatte. Roß war von seiner Familie begleitet, wozu sich noch Frau und Kinder seines Steuermannes gesellten, und beide Familien lebten in einem nach malayischer Landessitte erbauten Hause. Hare machte sich davon, ging nach Batavia, wo er abermals einen Harem anlegen wollte, bis er endlich mitten in dieser für ihn so wichtigen Unternehmung vom Tode ereilt wurde.

Die Kokos-Inseln werden eigentlich zu den Schiffer-Inseln gezählt, die zwischen dem 13° und 15° S. B. und 204° bis 209° O. L. liegen. Sie bilden zwei Inselreihen, die etwa sechs Stunden nördlich und südlich auseinander liegen, und deren höchste Punkte kaum 30 Fuß über den Meeresspiegel hervorragen. In der Mitte schließen sie einen Salzsee (Lagun) ein, und das übrige feste Land ist mit Kokosbäumen bedeckt. Auf diesen Korallenfeldern, aller menschlichen Gesellschaft beraubt, hat europäische Habsucht den Boden betreten, um unumschränkt über ein Kokosreich zu gebieten. Der ganze Ertrag an Kokosnüssen wird vom Capitän Roß in Beschlag genommen, und die Malayen sammeln die reiche Erndte. Den Weibern ist die Pflicht auferlegt, täglich hundert Kokosnüsse zu enthülsen. Die Kerne werden von den Männern ausgepreßt, um Oel daraus zu ziehen. Aus zehn Kernen sollen etwa drei Maß Oel erhalten werden. Eine andere Sorte Oel wird aus einem großen Landkrebse gewonnen, dessen Schwanz im Durchschnitt zwei Pfund liefert. Den Malayen vergütet Herr Roß wöchentlich zwei Rupien (etwa 3 fl.) an Waaren, nach eigener Schätzung, und vorausgesetzt, daß sie nach seinem Sinne arbeiten. Sie haben überdieß Erlaubniß, Hühner zu ziehen, bekommen eine Anzahl Kokosbäume zu ihrer Benützung, und dürfen Fische und Schildkröten fangen, so viel sie essen können. Hühner ausgenommen, mit deren Zucht der Gebieter der Eilande sich nicht befaßt, hat er den Alleinhandel der See- und Land-Erzeugnisse an sich gerissen; die ganze Natur scheint für ihn allein ihre Segensquellen zu eröffnen.

Alle Verhältnisse der Natur sind in diesem sonderbaren Lande verändert. Hunde fangen Fische, Fische fressen Korallen, Krebse nähren sich von Kokosnüssen und die Malayen reiten auf Schildkröten. Die meisten Wasservögel endlich nisten auf Zweigen, viele Ratten machen ihre Nester auf hohen Palmenbäumen, und die Riesenmuschel (Chama gigantea) ist als Menschenfalle gefährlich. Einheimische vierfüßige Thiere gibt es in diesem Lande nicht, Ratten und Mäuse aber im Ueberflusse, die durch ein gestrandetes Schiff dahin gekommen sind. Unter den Vögeln zählt man nur zweierlei Arten, die einigermaßen zahlreich geworden, nämlich eine Gattung Landschnepfen und den philippinischen Wachtelkönig (Rallus philippensis). Auch die Flora des Landes ist sehr spärlich, wie man es auf einem solchen Boden erwarten muß. Man zählt im Ganzen nur sechs verschiedene Holzarten, wovon nur eine, eine Art Teakholz, zum Schiffebau tauglich ist, und aus zwanzigerlei Unkräutern gehören neunzehn zu verschiedenen Geschlechtern, und diese abermals zu sechszehn Ordnungen. Die Kokos-Inseln sind gleichsam die Zufluchtsstätte verlassener Waisen, die mit den Meeresströmungen herbeigeschwemmt und nach einer achtun-

dertstündigen Reise an's Land geworfen werden. Von Sumatra, Java und Malacca werden Samen, Früchte, Baumstämme und selbst Canoes angetrieben, die mit den nordwestlichen Passatwinden zuerst gegen Neuholland und von da mit den südöstlichen Passatwinden nach den Kokos-Inseln strömen. Insekten gibt es dreizehn Arten, und darunter nur eine Käsergattung. Ameisen allein sind zahlreich, und wohnen zu Tausenden unter lockern und trockenen Korallenblöcken. Dagegen ist der Ocean unerschöpflich an Fischen und andern organischen Wesen.

Unter den Hausthieren kann nur das Schwein hier leben. Man mästet es mit Kokosnüssen, gleichwie auch Hühner und Enten. Ueberdieß werden Bananen und Zuckerrohr, Mais, etwas Obst und Gräser gezogen. Trinkbares Wasser aus rieselnden Quellen ist hier nicht zu finden. Man erhält es durch Ansammlung von Regenwasser in sechs Fuß tiefen Gruben. Mit der Ebbe und Fluth steigt und fällt dieses Wasser, vermischt sich aber mit dem Meerwasser nicht, dessen Druck in dem löcherigen Boden das Steigen und Fallen des Süßwassers veranlaßt. Ein mit Trinkwasser gefüllter Schwamm, den man sachte in ein Becken voll Seewasser legt, hält das Süßwasser unvermischt an sich, und bloß am Rande des Schwammes ist der Einfluß des Salzwassers zu bemerken.

Schildkröten sind zahlreich. Man verfolgt sie in den Lagunen auf Booten, die mit einigen Malayen bemannt sind. Sobald man sie erreicht hat, schwingt sich einer der Malayen in's Wasser, und von da mit Blitzesschnelle auf den Rücken des Thieres, auf dem er so lange umherreitet, bis die Schildkröte ermattet und an eine Stelle gekommen ist, wo man leicht Fuß fassen und sie auf den Rücken werfen kann. Merkwürdig ist auch der Naturtrieb der Landkrebse, von Kokosnüssen sich zu nähren. Sie sind zahlreich und erreichen eine ungemeine Größe. Die Vorderfüße dieses Krebses sind mit starken schweren Scheeren versehen, und auch die beiden Hinterfüße sind damit begabt, nur daß diese dünner und schwächer sind. Wenn diese Thiere hungrig werden, nähern sie sich einer der herabgefallenen weichern Kokosnüsse, reißen die Fasern ab, und hämmern an einer der drei Augenhöhlen der Frucht so lange, bis sie ein Loch in der Schaale gemacht haben. Zuletzt drehen sie sich um und holen mit den Hinterscheeren den Nahrungsstoff heraus. Diese Krebse scheinen nahe mit birgos latro verwandt zu seyn. Sie gehen ihren Verrichtungen bei Tage nach, bei Nacht aber wandern sie nach der See, um sich zu baden. Ihre Wohnungen machen sie unter Baumwurzeln, und tragen ein Bett von Kokosfasern zusammen, auf welchem sie ruhen. Die Jungen werden am Küstenlande ausgebrütet. Diese Thiere sind sehr gut zu essen, und außer ihnen trifft man auch noch den Einsiedlerkrebs an, wie er mit einem gestohlenen Gehäuse auf dem Rücken umherwandelt.

Die korallenfressenden Fische, eine Art Seebrachsen, sind am Kopfe und Schwanze von glänzender bläulich grüner Farbe, ungefähr dritthalb Fuß lang, und haben in der Mundöffnung zwei Reihen sägeförmiger Zähne, womit sie die Korallenfelsen benagen. Man sieht ganze Heerden auf diese Weise ihre Nahrung zu sich nehmen. Die Hunde verfolgen sie an seichten Stellen, machen Sprünge im Wasser wie die Beutelthiere, und nachdem sie die Fische in die Korallenhöhlen getrieben, jagen sie dieselben mit den Pfoten wieder heraus und schnappen sie auf. Seevögel sitzen in Menge am Ufer und auf den Zweigen der Bäume, und die Luft ist mit dem Geruche ihrer Nester erfüllt. Darunter befinden sich viele Rothgänse und Fregatten.

Die Entstehung der Korallen-Inseln ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Natur. Wohl mag sich die Menschheit brüsten mit ihren Thaten der Vorzeit, mit den Trümmern ihrer Paläste und ihrer Städte — sie sind Sandkörner in Vergleich mit den Bauten dieser unansehnlichen Thiere. Im Allgemeinen kann man die Korallenbänke in drei verschiedene Bildungen eintheilen, die theils in den Lagunen entstehen, theils diese Lagunen umgürten, und endlich manchmal die ganze Insel und die größten Festländer in großer Entfernung einschließen. Eine solche Korallenwand, wie z. B. jene um Neu-Caledonien, ist 56 Stunden vom Ufer entfernt, andere dagegen stehen ganz in der Nähe. Die größte Korallenwand ist an der nordöstlichen Küste von Neuholland, die sich 400 Stunden weit mit dem Ufer gleichlaufend hinzieht. Diese Wände ruhen nicht etwa auf versunkenen Kratern oder auf dem Boden des Meeres, sondern auf erhabenem Felsengrunde, der vielleicht kaum 40 bis 50 Fuß von der Oberfläche des Wassers entfernt ist. Auf diesem Grunde arbeitet das Zoophytengeschlecht in zahllosen Schaaren Tag und Nacht, Monate und Jahre unausgesetzt fort, bis es endlich den festen Bau mitten unter der mächtigsten Meeresbrandung über die Wasserfläche erhebt. Die festesten Granitmassen, welche durch die Länge der Zeit von der Brandung zerstört werden, bieten weniger Sicherheit gegen die Gewalt der Wellen dar, als diese Korallenriffe, deren Bestandtheile durch unansehnliche Thierchen aus den kalkhaltigen Stoffen der schäumenden Wogen abgesondert und in feste Klippen verwandelt werden. Darum ist die Mächtigkeit der Riffe auch immer um so stärker, je stärker die Meeresbrandung ist, und umgekehrt auch schwächer, wo die Wellen mit geschmälerter Kraft an das Ufer prallen.

Diese äußerste Korallenwand ist felsenhart und durch das antreibende Wasser glatt gerieben. Sie enthält mehr thierische Stoffe, als die übrigen Korallenbildungen. Im Allgemeinen herrscht zwischen den Korallen ein eben so großer Unterschied, wie zwischen einer Lilie und der knotigen Eiche. Da, wo das Meer zurückgetreten ist, stehen auf dem festen Lande große Korallenwälder wie versteinerte Tropengewächse. Einige von den lebenden Korallen verursachen einem bei der Berührung eine brennende Empfindung wie die Nesseln; andere, die zuvor mit schönen Farben prangen, werden schwarz wie Dinte, wenn man sie aus dem Wasser nimmt. Manche sind biegsam, wie zarte Reiser, alle aber sprossen wie Zweige aus ihren Mutterstämmen. Unter keiner Bedingung können diese Thiere tief im Wasser leben, aber auch eben so wenig außer demselben. Die Korallenwände erstrecken sich nicht über 50 bis

60 Fuß in das Meer hinab, und was in dieser Tiefe ruht, ist höchst wahrscheinlich schon erstorben.

Diejenigen Korallenwände, welche das feste Land ganz in der Nähe umgürten, sind bei Weitem unbedeutender als jene, die weit im Meere stehen. Hier ist die Brandung geringer und das Wasser trüber, mithin dem Leben der Zoophyten nachtheilig. Zwischen dieser äußern und innern Wand liegen Canäle, die 30 bis 40, manchmal sogar 60 bis 70 Faden tief sind. Innerhalb der innern Wand endlich ist ein zweiter, seichter Canal, den man an einigen Stellen durchschreiten kann. Er ist nur einige hundert Fuß von den Lagunen entfernt, und das zwischen beiden Gewässern liegende Land ist der einzige feste Boden desselben.

Der eigentliche Vorgang bei der Entstehung von Korallen-Inseln läßt sich in wenigen Worten zusammen fassen. Alles feste Land hat sich durch innere Gewalt über die Meeresfläche erhoben, zu Welttheilen und Inseln sich gestaltet. Mehrere von diesen Inseln sind wieder eingesunken und vom Meere bedeckt worden. Wo diese Einsenkung nicht in großer Tiefe sich verloren hat, haben die Zoophyten den versunkenen Erdbau wieder erhöht und mit Korallenriffen von verschiedener Mächtigkeit umgeben, bis sie endlich einen Theil des Seewassers als Lagun abschließen. Andererseits ist es auch nicht nöthig, daß eine Insel versinke, um den Korallenklippen ihre Entstehung zu geben, sondern wenn sich festes Land unter dem Wasser nahe bis zum Meeresspiegel erhebt, werden dieselben Erscheinungen stattfinden. Werden nach Jahrhunderten die innern Korallenriffe durch die Gewalt der Brandung, der Orkane oder unterirdischer Erschütterungen zerstört, durch die ihnen beiwohnenden organischen Kräfte aber wieder erbaut, so werden Korallenfelsen und unzählige Fragmente derselben um die Lagunen herum zusammengetrieben und mit Korallensand ausgefüllt, bis sie endlich schmale Streifen bewohnbares Land bilden, auf welchem nach und nach ein urbarer Boden für größere Gewächse entsteht. Der Natur nach können die Korallenklippen nicht höher als bis zum höchsten Fluthstande sich erheben; wo sie daher beträchtlich über diese Region hervorragen, ist der Boden nach ihrer Entstehung in die Höhe gestiegen, oder es haben sich Vertiefungen anderwärts ereignet.

Die Einfahrt für Seeschiffe auf den Kokos-Inseln ist auf der nördlichen Seite, wo das Korallenriff an einer Stelle unterbrochen ist. Hier zeigt sich ein wunderschönes Farbenspiel. Die Lagunen sind klar und ruhig, und der Grund besteht aus weißem Sande. Wenn die Sonne von ihrem Scheitelpunkte dieses Wasser bescheint, wirft es eine smaragdgrüne Farbe zurück. In der Nähe stehen hochstämmige Kokosbäume mit ihren himmelanstrebenden Kronen, und zwischen ihnen wachsen jüngere Stämme nach, welche ein kühlendes Obdach gegen die sengenden Strahlen der Sonne bilden. Wüthende Stürme und Erderschütterungen sind auch hier nicht selten. Bäume werden entwurzelt, ihre Kronen abgerissen, die wenigen Hütten zerschmettert, und der Regen gießt in Strömen herab. Das letzte Erdbeben, welches am 25. Mai 1830 verspürt wurde, scheint mit der großen Erschütterung in Verbindung gewesen zu seyn, welche auf der Insel Sumatra zu der nämlichen Zeit große Verwüstungen angerichtet hat.

Die ganze Bewohnerzahl der Kokos-Inseln besteht aus etwa 200 Malayen und den beiden schon oben angeführten englischen Familien. Von Zeit zu Zeit segelt Capitän Roß nach Mauritius, Singapur und Batavia, wohin er Kokosnüsse, Kokosöl, Schildkrötenschaalen und lebende Schildkröten führt, die er dort verkauft und andere Bedürfnisse dagegen eintauscht. Capitän Fitzroy hat während seines kurzen Aufenthaltes auf diesen Inseln geistliche Pflichten übernommen und ein halbes Dutzend englische Kinder getauft.

Der Rig-rewan oder wandernde Sand von Kabul.

Man nimmt in der Nähe der Stadt Kabul ein Phänomen wahr, demjenigen ähnlich, das an dem Berge Dschebel Nakus bei Tor am rothen Meere beobachtet worden. Es heißt in der Landessprache Rig-rewan, wandelnder Sand[1], und wird schon von Sultan Baber[2] also beschrieben: „Mitten in diesen Ebenen erhebt sich ein Hügel, auf dem man eine Sandstrecke bemerkt, die vom Gipfel bis zum Fuße reicht. Die Bewohner nennen sie den wandernden Sand des Heiligen (Modscha). Sie sagen, im Sommer dringe ein Getöse wie von Trommeln und Nagarets aus dem Hügel hervor.“ Dieser Ort ist selten besucht worden, denn er findet sich in Kohistan, einem Theile des aufrührerischen Landes; aber der heutige Souverän hat die Rebellen fast unterworfen; und dieser glückliche Umstand verschaffte dem Kapitän Alex. Burns im Oktober 1837 Gelegenheit, das Phänomen zu beobachten. Er überzeugte sich von der Genauigkeit der Beschreibung, die Sultan Baber gegeben. Der rig-rewan befindet sich etwa 40 englische Meilen nördlich von Kabul, nahe am Fuße der Hindukuh. Zwei kleine, von den übrigen abgesonderte Höhenketten verlängern sich und begegnen einander; da, wo sie sich berühren, zieht eine Sandschichte, so rein wie die am Meeresufer, auf einer Abdachung von 40 Grad bis zum Gipfel, der 400 Fuß hoch ist. So oft dieser Sand durch eine Anzahl Menschen, die den Hügel hinabsteigen, in Bewegung gesetzt wird, vernimmt man einen Schall. „Beim ersten Experimente,“ so erzählt Burns, „hörten wir zwei starke und hohle Schläge, wie von

[1] Beide Wörter sind rein persisch: rig heißt Sand, und rewan ist Particip der Dauer von reften, gehen, wandern.

[2] Baber, der Eroberer Hindostans und Gründer des Reiches der sogenannten Groß-Mogule (starb 1530) war ein Urenkel des Weltstürmers Timur. Er schrieb, wie Julius Cäsar, die Geschichte seiner eigenen Feldzüge, und zwar in osttürkischer Sprache, unter dem bescheidenen Titel: Wakyati Baberijé (Begebenheiten zu Babers Zeit). Im Jahre 1826 erschien eine englische Uebersetzung dieses Werks (von Leyden und Erskine), die aber sehr mangelhaft ist.

einer großen Pauke oder Trommel. Wir wiederholten unseren Versuch noch zweimal, konnten aber beide Male keinen Laut mehr hören; und ich möchte hieraus beinahe den Schluß ziehen, daß der Sand schon eine Zeit lang in Bewegung gesetzt seyn müsse, ehe das Phänomen eintritt. Die Anwesenheit des Sandes an jenem Orte ist auffallend; denn es gibt keinen andern von gleicher Natur in den Umgebungen. Der Rig-rewan ist nach Süden gekehrt; aber der Wind von Perwan (badi Perwan) weht den größten Theil des Jahres aus Norden und hat diese Sandschichte vermuthlich durch Hervorbringung eines Wirbels abgesetzt. Dieser Wind ist so heftig, daß er alle Bäume der Nachbarschaft nach Süden biegt; und von Zeit zu Zeit muß man die Kiesel und übrigen Steine wegräumen, die durch das fortgewehte Erdreich entblößt werden.

Man bemerkt den Rig-rewan in bedeutender Entfernung. Die Lage des Sandes ist so wunderlich, daß man fast annehmen könnte, der Berg habe sich gespalten, und der Sand sey herausgedrungen, wie aus einem Sacke, obwohl alle Theilchen dieser Masse recht gut durch einen Wind zusammengeweht seyn können. In jedem Falle sind Convulsionen der Natur in diesem Sande etwas sehr Gewöhnliches.

Den im nächsten Artikel berührten Dschebel Nakus (tönenden Berg) am rothen Meere, der ein sehr ähnliches Phänomen darbietet, hat bekanntlich unser gelehrter Landsmann Rüppel in seiner Reise nach Nubien, Kordofan und dem steinigten Arabien genau beschrieben. Schließlich erwähnen wir nur noch, daß auch die Erdbeschreiber der Chinesen von Bergen ihres Landes, aus denen Paukenschall ertönen soll, viel zu erzählen wissen. So berichten sie zum Beispiel: „Auf dem Berge Nieuschen-schan (Ochsenkopf-Berge) südlich von Nanking befindet sich eine Höhle, die eine Pauke von Stein enthält. Wenn es regnen will, so ertönt diese Pauke von selbst.“ — Der Berg Tai-pe-schan (große weiße Berg) in Schen-si läßt bisweilen aus seinem Schoße Pauken- und Hörner-Schall ertönen, worauf sofort ein Sturmwind mit heftigem Platzregen sich erhebt. — In der Provinz Tangut, außerhalb der Gränzen des eigentlichen China und südlich von der Stadt Schatschen liegt der Ming-scha-schan (Berg des singenden Sandes), von dem berichtet wird, daß er mit einem feinen, dem Kochzucker ähnlichen Sande bedeckt sey. Dieser Sand soll bei hellem und reinem Wetter gesangartige Töne von sich geben, die man in weiter Entfernung hört.

Der singende Sandberg in Tangut.

Diesen Berg beschreibt eine sehr reichhaltige, in den ersten Zeiten der Dynastie Sung II. erschienene Geographie, von welcher die königliche Bibliothek zu Berlin eine besonders schön gedruckte neue Auflage besitzt.[1] Der betreffende Artikel steht im 129. Buche und lautet also: „Dieser merkwürdige Berg heißt auch: Scha-kio-schan (Sandhorn) und Schin scha-schan (dämonischer Sandberg). Er liegt 7 Li (ungefähr 1½ französische Meilen) südlich von Scha-tschen (einer alten Militär-Colonie im Norden des tangutischen Randgebirges) und scheint ganz aus Sand zu bestehen, ist aber noch schroffer und steiler, als Felsengebirg. Der Sand dieses Berges ist rein und grobkörnig; einige seiner Schichten haben ein Ansehen, wie Reiskörner. An der Südseite des Ming-scha-schan befindet sich eine Quelle, der Sandbrunnen (Scha-thing) genannt, welche nie von dem Sande ausgefüllt worden ist. Wenn Jemand den Gipfel ersteigen will, so wandert der Sand abwärts in die Höhle (den Brunnen?); der Boden erzittert unter den Füßen des Hinansteigenden, und in demselben Augenblick hört man Pauken und Hörnerschall.“ Nun wird noch berichtet, was wir bereits mitgetheilt haben, daß nämlich der oben erwähnte Berg bei schönem und hellem Wetter gesangartige Töne vernehmen lasse, die man selbst in der Stadt hören könne. Entkleiden wir die mitgetheilte Notiz von einiger sagenhaften Uebertreibung und Ausschmückung, so bleibt ein ächter Rig-rewan oder Dschebel-Nakus übrig, wie Burns und Rüppel diese Berge beschrieben haben.

[1] Der Titel des Werks ist Hoan-yü-ki (allgemeine Erdbeschreibung). Es besteht aus 200 Büchern; dieß Exemplar der Bibliothek ist in sechs sehr starke europäische Bände im größten Octav gebunden.

Die Pferde in China.

(Aus Helmersons gesammelten Nachrichten.)

Das nothwendigste und nützlichste Thier in China ist das Pferd. Die schönen turkmenischen Hengste, die unter dem Namen Argamak bekannt sind, verdienen besondere Aufmerksamkeit und genauere Beschreibung. Sie bilden eine besondere Pferderace, die nur bei den Turkmenen ganz unvermischt erhalten wird, sind groß, schön gebaut, haben aber eine schmale Brust, etwas große Ohren und dünnen Schweif. Die gewöhnlichste Farbe ist grau, und schwarze gehören zu den seltenen. Im Allgemeinen sind sie nicht unbändig, nur die Hengste sind böse, beißen und schlagen. Hat ein Argamak sich losgerissen, so läuft er nie weit weg, sondern kommt bald selbst nach Hause gelaufen. Beim Rennen sind sie anfangs sehr schnell, werden aber bald müde. Ist ein Argamak fünf Werst gerennt, so muß der Reiter absteigen und ihn etwa hundert Faden weit führen; sitzt er dann wieder auf, so wird der Argamak noch schneller laufen. Auf diese Weise kann man auf ihnen in vierundzwanzig Stunden 100 Werst, ja sogar in drei Tagen 400 Werst zurücklegen. Argamaks werden immer in Ställen oder im Freien an Stricken gehalten, die man mittelst eines Ringes um eiserne Pflöcke laufen

läßt. Die Chiwaer haben übrigens die Ueberzeugung, daß nur Turkmenen mit diesen Pferden gut umzugehen verstehen, daher denn auch der Chan und die Vornehmen des Reichs ihre besten Renner den Turkmenen zur Verpflegung geben, wofür diese zwar keine Bezahlung, bei einem Wettrennen aber die Preise erhalten, die diese Renner gewinnen. Man schont sie außerordentlich, reitet auf ihnen fast nur im Kriege, und auch dann setzen sich die Turkmenen oft auf ihre Kameele, andere aber auf gewöhnliche Pferde und führen die Argamaks am Leitzaume, bis der Feind sich blicken läßt. Ebenso werden sie nie zur Tränke geritten, sondern immer geführt.

Mit ungemahlenem Getreide füttert man die Argamaks nie anders als aus Beuteln, die ihnen vor das Maul gebunden und nie von einem auf den andern gelegt werden; wird ein Argamak verkauft, so geht dieser Beutel mit in den Kauf. Das Putzen besteht nur darin, daß man das Fell mit einem Kuhschwanz oder Pferdeschweif ausklopft; die eiserne Striegel kennt man nicht. Im Sommer wie im Winter bedeckt man sie mit einer Decke und darüber noch mit Filz. Diese Pferdedecken werden sehr zierlich und geschmackvoll von den Turkmenen verfertigt, und haben oft Aehnlichkeit mit Caschemirshawls. Zu Hause sind die Pferde unbeschlagen, zu einem Feldzug aber beschlägt man sie mit dünnen Eisen ohne Dornen. Die Sorgfalt, mit der man diese Thiere behandelt, geht aber noch weiter, damit sie sich auf der Jagd die Füße nicht im Gestrüppe verwunden, bewickelt man diese vom Huf bis an das Knie, und vor Insekten schützt man ihre Köpfe durch lederne Kappen, die vor den Augen fein durchschnitten sind, so daß das Pferd wohl sehen kann, die Insekten aber nicht durchkommen.

In Chiwa hält jeder Wohlhabende Argamaks zu seinem Vergnügen, und die Dienstpflichtigen, weil sie welche haben müssen. Der Chodschesch Mechrem allein besitzt nie weniger als 50 Argamaks, und der Chan 200. Die besten Renner dieser Race werden mit 100 chiwa'schen Ducaten das Stück bezahlt; solche kauft jedoch nur der Chan. Die gewöhnlichen Preise sind 30 bis 80 Dukaten, wobei es natürlich auf die Güte und Abstammung des Thieres ankommt. Alle Argamaks, die von den Turkmenen nach Chiwa zum Verkauf gebracht werden, müssen zuerst vor dem Chan die Revue passiren, der die besten für sich aussucht. Oft bekommt er von den Turkmenen welche zum Geschenk, wogegen er ihnen dann Chalate (Ehrenkleider) gibt.

Wird ein Argamak zum Rennen vorbereitet, so gibt man ihm fünf Tage nach einander täglich nur dritthalb Pfund Heu, und während dieser Zeit steht er den Tag über im Stalle. Abends aber wird er an den Leitzaum genommen und die ganze Nacht hindurch in starkem Schritt herumgeführt, wobei der Reiter auf einem gewöhnlichen Kirgisenpferde sitzt. Am Abend vor dem Rennen führt man die Pferde auf diese Weise bis zu gewissen Brunnen, die 30 Werst ($4^1/_2$ Meile) von Chiwa liegen, und bei denen gewöhnlich das Rennen mit dem Anbruch des folgenden Tages beginnt. Gleich nach dem Rennen werden sie wieder 24 Stunden herumgeführt und bekommen in dieser Zeit in kleinen Portionen dritthalb Pfund Heu. Dann werden sie auf den Stall gestellt, und erst nach sechs und dreißig Stunden mit Dschugari gefüttert. Je dicker das Pferd ist, desto länger muß es vor dem Rennen herumgeführt werden. Beim Laufe haben die Pferde nur Sättel, keine Decken, und werden von Knaben geritten. Aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet gehen manche Pferde nach dem Rennen doch zu Grunde: die Pferde, die unter dem Namen Karabair bekannt sind, sind wahrscheinlich Bastarde von turkmenischen Hengsten und chokandischen Stuten. Sie sind kleiner als die Argamaks, stark, dauerhaft, schnell, und bilden eine eigene Race, die aber wenig geschätzt und mehr als eine Seltenheit betrachtet wird. Gewöhnliche Pferde werden bei den Kirgisen oder in Rußland gekauft. Paßgänger sind sehr beliebt und werden theuer bezahlt.



Der Tabak in China.

Daß der Rauchtabak noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei der chinesischen Regierung nicht besser angeschrieben war, als jetzt das Opium ist, ergibt sich aus einer Stelle des „Spiegels der Mandschu-Sprache,“ wo man in dem Abschnitt „Pflanzen“ zu dem Wort Tabak (dambagu) folgende Mandschuitische Notiz findet: Ein großblättriges Kraut, dessen Blätter klein geschnitten oder zerrieben in die Tabaks-Ziehröhre (dambagu gotschiku) gefüllt und angezündet werden, worauf man den Rauch derselben einzieht und

trinkt. Obschon dieser Rauch eine ganz abscheuliche Sache ist (umesi eche dschaka), so liebt ihn doch alle Welt: die obrigkeitlichen Verbote blieben unbeachtet; er wird heimlich und verstohlen getrunken. Ein dem Menschen sehr angenehmer Genuß hat also die Wurzel seiner sittlichen Natur untergraben und zerstört! Dieser in einem Lexicon überraschende Zusatz sollte dem Verfasser vermuthlich als Entschuldigung dafür dienen, daß er den scandalösen Artikel aufgenommen.



Ein Pferderennen in einem Kalmücken-Dorfe.

Das Kalmückendorf Tjumenowka liegt in einer Wiesengegend an der Wolga, 72 Werst (10½ deutsche Meilen) von Astrachan und gehört dem Chan des Choturkoffschen Uluß [1], dem Obersten Fürsten Serbe-Tschab Tjumenoff und dessen Brüdern.

Der längere Aufenthalt dieses Chans, bei Gelegenheit des französischen Feldzugs im Auslande, und die häufigen Berührungen mit den Russen hatten demselben viel Einsicht und Kenntnisse von der Ordnung der Landwirthschaft des civilisirten Europa verschafft und ihn von der Nothwendigkeit überzeugt, das Gute und Nützliche derselben bei den von ihm beherrschten Kalmücken einzuführen. Seine Pflicht erkennend, war er daher als sorgsamer Landwirth auch bald bemüht gewesen, seine Besitzungen zu verbessern und den halbwilden Zustand seines Volkes, mit Unterstützung der Regierung, auf einen so viel als möglich genügenden Grad von Civilisation zu bringen. Man findet daher jetzt in seinem Dörfchen bereits ein schönes Haus, einen Garten und viele europäische Einrichtungen, so wie auch eine ganz europäische Lebensweise, in dem Uluß unter dem Volke aber Stabilität, Arbeitsamkeit und Zufriedenheit, — Eigenschaften, durch welche sich dieser Uluß vor allen übrigen auszeichnet und daher auch für den besten gehalten wird.

Von den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft ist es aber besonders die Pferdezucht, auf die der Fürst Tjumenoff seine Sorgfalt verwendet, so daß er dadurch bereits sogar die Aufmerksamkeit des Kaisers erregt hat und von demselben im Jahre 1838 zur Veredlung seines Gestüts mit drei Hengsten englischer und arabischer Race beschenkt worden ist.

Vor einem Jahre etwa hat der Chan zur Aufmunterung der von ihm beherrschten Kalmücken auch sogar Pferderennen eingeführt, welche stets im August oder September Statt finden sollen, und zu denen er dann den Gouverneur der Provinz, so wie mehrere angesehene Personen beiderlei Geschlechts, einladet. Demnach fand auch im Jahre 1839 zu Ende August ein solches Rennen Statt, zu welchem, außer dem Militär-Gouverneur Timirasew, auch der Vorstand des kasan'schen Lehrdistrikts, Geh. Rath W. N. Mussin-Puschkin, so wie der Hettmann des astrachan'schen Kosakenheeres, Generalmajor B. A. Briggen und der Befehlshaber des Hafens und der Flotille im kaspischen Meere, Flügeladjutant, Schiffskapitän Lasareff 3., so wie mehrere angesehene Personen eingeladen waren.

Der Fürst empfing und bewirthete diese Gäste Abends in seinem Hause, und fuhr sie am folgenden Morgen 9 Uhr zuerst nach dem kalmück'schen Churul (Tempel), um daselbst dem Gottesdienste beizuwohnen.

Beim Eintritt in den Churul bemerkte man zuerst an der dem Eingange gerade gegenüber liegenden Mauer auf einer Erhöhung einen Altar, vor demselben aber eine Reihe Gelunen (Priester) mit der ganzen zum Gottesdienste gehörigen Clerisei. Auf der Erhöhung und auf dem Altar standen kleine vergoldete Götzenbilder, Burchane, d. h. Laren darstellend, und kleine silberne Schälchen mit Reis, getrocknetem Obst, Hirse rc. In der Mitte stand ein Gefäß, einer Vase ähnlich, mit

[1] Uluß ist eine gewisse Anzahl von Nomadenzelten, die unter einem Chan stehen, und zwar wird ein Uluß in mehrere Chotane getheilt, deren jeder 15 bis 20 Kibitken stark ist. Die Chotane eines Uluß sind oft auf einer Entfernung von 200 — 300 Werst zerstreut. Der Aufenthaltsort des Chan, das Hauptlager, wird Orga genannt.

Arschan, d. h. geheiligtem Wasser, an den Wänden aber hingen Bilder von Götzen, von chinesischen Malern gefertigt.

Die Gelunen und Gezulen (Priester), Manshi (Priesterschüler) und andere Geistliche, 20 an der Zahl, in gelbem Gewande[1] mit rothem Orkimisch (Bandelier) über der Schulter — setzten sich auf den Fußboden des Saales in zwei langen Reihen, der Ancienniät nach einer dem andern gegenüber. Ihre Häupter waren bedeckt mit Kränzen von schwarzem Sammet, auf denen die Abbildungen von fünf Burchanen angebracht waren, und lange aufgelöste Zöpfe von schwarzer Seide hingen an diesen Kränzen herab.

Der Gottesdienst wurde in tungusischer Sprache gehalten und bestand in Gesang und Musik. Eine große kupferne Schüssel (Zang), kleine Pauken (Keïtschergeh), Glöckchen (Choncho), eine Art von Oboë (Büschkuhr), kleine Trompeten (Gandama) und große von 1 Sashen[2] Länge (Biurä), so wie große Seemuscheln (Dung) waren die Instrumente der geistlichen Kapelle, welche mit Begleitung bald kurzer, bald lang gedehnter Gesänge erschallten und tobten, und eine gewisse wilde, wunderliche Harmonie erzeugten, welche die Seele unwillkürlich mit Entsetzen erfüllt und das daran nicht gewöhnt, europäische Ohr zerreißt.

An feierlichen Jahresfesten versammelt sich jedoch die Geistlichkeit weit zahlreicher, oft gegen 300 Priester,[3] so daß der Klang ihrer Hymnen alsdann auf bedeutende Entfernungen schon zu hören seyn soll.

Die Churule sind sämmtlich von Holz, mit Ausnahme eines einzigen,[4] welcher 10 Sashen von demjenigen ablag, in welchem der hier beschriebene Gottesdienst gehalten wurde. Derselbe ist nämlich von Stein in chinesischem Geschmacke erbaut und hat an zwei Seiten Portiken, an welche Thürme stoßen, von denen herab die Zeit des Gottesdienstes verkündigt wird.[5]

Von dem Churul begaben sich die Gäste nach dem Gottesdienst, welcher eine Stunde dauerte, auf den Rennplatz an den Ufern der Wolga, wo sich die kalmückische und russische Bevölkerung, in Erwartung des jährlichen in den Steppen so ersehnten Ereignisses, bereits schon längst an dem Cirkus, um welchen das Rennen Statt finden sollte, in Masse versammelt hatte. Die Gäste des Fürsten aber nahmen in einem besonderen Zelte Platz.

Der Cirkus hatte einen Umfang von 4 Werst 20 Sashen, d. h. 1370^0 preußisch Maß oder $\frac{7}{10}$ Meile, und zwar sollte diese Distanz achtmal durchlaufen werden.

Um 10 Uhr 48 Minuten wurde das Zeichen zum Abreiten gegeben, und 50 mit dürftiger Steppenkost genährte Renner flogen mit halbwilden Kalmücken-Burschen dahin.

Der 1. Umlauf geschah in $8\frac{1}{2}$ Minuten,
„ 2. „ „ „ 9 „
„ 3. „ „ „ $8\frac{3}{4}$ „
„ 4. „ „ „ $8\frac{1}{2}$ „
„ 5. „ „ „ 8 „
„ 6. „ „ „ $7\frac{3}{4}$ „
„ 7. „ „ „ $7\frac{3}{4}$ „
„ 8. „ „ „ $7\frac{3}{4}$ „

mithin legten die Pferde in 66 Minuten eine Distanz von 32 Werst und 160 Sashen oder $5\frac{13}{24}$ deutsche Meilen zurück.

Die Preise waren sechs, und zwar gewannen:

Nro. I. (zwei Kameele, drei Pferde und einen Tuch-Chalat) [Rock] — ein brauner Wallach — 8 Jahre alt.

Nro. II. (zwei Kameele und zwei Pferde) — ein rehfarbener Wallach — 5 Jahre alt.

Nro. III. (ein Kameel und zwei Pferde) — ein Grauschimmel-Wallach — 5 Jahre alt.

Nro. IV. (zwei Pferde) — ein Scheck-Wallach — 7 Jahre alt.

Nro. V. (ein Pferd) — eine braune Stute — 8 Jahre alt.

Nro. VI. (eine Kuh) — ein Schimmel-Wallach — 10 Jahre alt.

So gehorsam und willig aber die dressirten kalmückischen Pferde sind, eben so wild und unbändig sind dieselben dagegen in den freien Tabunen (Heerden), so daß mehrere Menschen nöthig sind, um ein mit dem Arkan eingefangenes Pferd festzuhalten oder zu werfen, indem man dasselbe nicht anders besteigen kann. Die Gewandtheit der Kalmücken bei dieser Gelegenheit ist jedoch bewundernswürdig; ein Junge von nicht mehr als 14 Jahren wirft sich, nachdem er sich die Gelegenheit dazu ersehen hat, schnell auf das Pferd und jagt damit in der Gegend umher. Wild, eigensinnig, schlägt dasselbe wüthend um sich, wirft sich verschiedentlich nieder und fällt sogar, Alles nur, um seinen kaltblütigen Reiter abzuwerfen. Doch fest und unerschütterlich bleibt dieser sitzen und jagt, nur an der Mähne sich haltend, ohne bestimmtes Ziel fort in's Weite. Zuweilen ereignet es sich jedoch auch wohl, daß der junge Bursche diese Folter nicht aushält oder herunterfällt, oder daß er, wie auf dem Pferde angewachsen, auf demselben aus dem Gesichtskreise der Zuschauer verschwindet; dann jagt ihm ein anderer erwachsener und erfahrener Reiter auf einem gesattelten Pferde nach, ergreift den Schwachgewordenen wieder und erscheint mit ihm vor den Zuschauern.

Das Aeußere der Kalmückenpferde ist nicht schön, indem ihre Gestalt noch etwas derber als die der Kirgisen ist. Ihr Hauptwerth beruht nur in ihrer Leichtigkeit, ihrer festen Leibeskonstitution und ihrer ungewöhnlichen Schnelligkeit. Uebrigens lassen sie, wie alle Steppenpferde, sich weit lieber reiten als anspannen, und legen

[1] Die rothe und gelbe Farbe deuten bei den Kalmücken die Heiligkeit an, weßhalb denn auch die Geistlichkeit sich keiner andern Farbe zu ihrer Kleidung bedient.

[2] 1 Sashen = 6 Schuh 7 Zoll 8 Linien preußisch Maß.

[3] Die Anzahl der Geistlichen ist jetzt in allen Ulussen gegen früher bedeutend vermindert worden. Bis zum Jahre 1839 gab es 118 Churule und 4477 Geistliche; jetzt sind nur noch 42 Churule und 2227 Geistliche vorhanden.

[4] Von den im Gouverment Astrachan befindlichen Churulen sind außer dem steinernen nur 9 unbeweglich, alle übrigen sind Kibitken.

[5] Die Verkündigung von den Thurmen geschieht vermittelst der Bjurä, Buschkuhra und Dung; an bedeutenden Feiertagen werden jedoch alle geistliche Instrumente dazu verwendet. Der Götzendienst beginnt dann gewöhnlich am Vorabend des Feiertages und wird Sal-el-elga genannt.

100 Werst ($14\frac{2}{3}$ Meilen), ohne anzuhalten, zurück, und doch ist ihre gewöhnliche Nahrung nur das Futter, das sie auf der Erde, an den Wegen und in den Feldern finden. Die in dem Chotussoff'schen Uluß jetzt vorhandenen Pferde werden auf 17,119 Stück angegeben.

Es dürfte hier vielleicht nicht am unrechten Orte seyn, auch noch eines zweiten, den nomadisirenden Kalmücken eben so nothwendigen Thieres, des Kameels, dieses friedlichen, arbeitsamen Gehülfen des Kalmücken auf allen seinen Steppenreisen, zu gedenken. Auch mit den Kameelen werden Wettrennen angestellt, doch nicht in jedem Jahre, wie dies z. B. 1839 auch nicht der Fall war. Die astrachan'schen Steppen begünstigen vermöge ihres Ueberflusses an salzigen Kräutern die Vermehrung der Kameele ganz besonders, indem sich dieselben von hartem Grase und anderen gröberen Erzeugnissen der Steppe ernähren. Man zählt im Ganzen 713 Kameele in dem Chotussoff'schen Uluß,[1] welche theils einen, theils zwei Höcker, jedoch ein mehr dunkelgelbes, selten weißes Haar haben. Das Kameel ist so sanft und gehorsam, daß ein zwölfjähriges Mädchen dasselbe mit Leichtigkeit regieren und vermittelst eines einfachen Gebisses, welches durch eine durch die Nasenlöcher gebrannte Oeffnung geführt wird, ohne Anstrengungen zum Niederknien veranlassen kann, was nothwendig wird, sobald man das Thier beladen will, dem man denn nicht selten Ladungen von 40 und mehr Pud[2] Gewicht aufbürdet. Bei den Umzügen von einer Gegend zur andern, welche die Kalmücken nach Bedürfniß des für ihre Heerden nöthigen Weidefutters machen müssen, und die stets mit einer Ceremonie[3] beginnen, ist ihnen dieses Thier unentbehrlich, indem es im wahren Sinne des Worts: „das Schiff der Wüste“ ist, da es die ganze Habe nebst der Kibitke seines Herrn auf seinem Rücken tragen muß, und doch mit dieser schweren Last oft mehr als 60 Werst des Tages marschirt. Bei den Uebersiedlungen sieht man im feierlichen National-Kostüm junge Mädchen auf Pferden reiten und die mit allem Hausgeräth beladenen Kameele mit sich führen. Interessant aber ist es, zu sehen, mit welcher gewohnten Schnelligkeit und Gewandtheit diese Mädchen, in zwei Parteien getheilt, ihre Feldwohnung etabliren. Das Kameel-Gepäck auseinander nehmen, zwei Kibitken[4] aufschlagen, und alles Hausgeräth in der neuen Wohnung an Ort und Stelle bringen, ist das Werk einer halben Stunde. Hierauf aber begeben sie sich zu Pferde, um in der Umgegend das erforderliche Material zur Unterhaltung des in der Kibitke unentbehrlichen Feuers beizutreiben, und hiebei zeigen sie wieder eine andere Art von Geschicklichkeit, nämlich im Reiten. Wie Pfeile fliegen die Pferde dahin, doch die Mädchen sitzen ruhig und fest, und nehmen, zur Verwunderung des Zuschauers, mit zur Erde geneigtem Kopfe, die auf den Boden geworfene Mütze auf.

Die Versammlung der Kalmücken beim Abbrechen eines alten Lagers geschieht noch schneller als der Abmarsch und der Bau eines neuen; denn in einer Viertelstunde nehmen die Mädchen die aufgeschlagenen Kibitken auseinander, legen sie zusammen, packen den ganzen Hausrath ein und beladen die Kameele.

Zur Ehre des weiblichen Geschlechts dieses Volks muß man überhaupt noch sagen, daß sie alle häusliche Arbeiten und Geschäfte allein verrichten; sie bereiten die Speisen, warten das Vieh, brechen die Kibitken ab und schlagen sie wieder auf, arbeiten Pelzwerk, Häute und Filz aus, nähen für sich und ihre Männer Kleider und Stiefeln und satteln sich ihre Pferde selbst. Der Mann dagegen sieht im Kreise seiner Familie nach den Heerden, fertigt Kibitken zur Mitgift für die Töchter an, trägt Heu ein oder geht, von der Noth getrieben, um gegen Tagelohn bei den Russen am Meere oder an der Wolga zu arbeiten.

Die Hauptlieblings-Beschäftigung des Kalmücken, welcher er sich in Mußestunden mit wahrem Vergnügen hingibt, ist die Jagd auf Thiere und Vögel, und zwar sind alle Kalmücken, sowohl die von weißen als die von schwarzen Knochen[1] große Liebhaber derselben. So ist unter Anderem der jüngste Bruder des Chan, Zeren-Starbo, Lieutenant im astrachanschen Kosaken-Heer, ein großer Jäger, und schießt sowohl mit dem Gewehr als mit dem Bogen mit großer Geschicklichkeit. Die Thiere fangen sie auf verschiedene Art in Netzen oder Schlingen; die Vögel aber jagen sie mit Lanetten,[2] Sperber und Falken.

Am Abend des Sonntages ward endlich den Gästen noch ein neues der Aufmerksamkeit werthes Vergnügen bereitet, indem dieselben von dem Fürsten Tjumenoff in die Kibitke seines mittlerern Bruders, des Lieutenant in der Garde, Zeren-Dondok, geladen, welche sehr schön mit kostbaren Teppichen ausgehangen und geschmückt

[1] Im Allgemeinen kann man sagen, daß sich der Viehstand bei den Kalmucken gegen frühere Jahre jetzt bedeutend vermehrt hat, denn im Jahr 1826 waren im Chotussoff'schen Uluß nur 12,133 Pferde und 674 Kameele, und dasselbe Verhältniß fand auch in den übrigen Ulussen statt.

[2] 1 Pud = 40 Pfd. russisch = 35 Pfd preuß. Gewicht.

[3] Die Umzuge beginnen mit dem Hauptlager des Chans, und zwar ist die vor dem Zelte des Chans ausgesteckte Lanze desselben das Zeichen zum Ortswechsel. Plötzlich bricht dann Alles auf, ordnet sich, und schon nach einer Stunde setzt sich der lange Zug in Bewegung, welchen ein Reiter mit der Lanze des Chans eröffnet. Hinter diesem folgt dann unmittelbar der Chan mit seiner Familie und seiner ganzen Habe, hierauf die Geistlichkeit mit dem Churul und dessen Zubehör, und alsdann das übrige Volk. Nach dem Lager des Chans setzen sich dann auch die übrigen Chotane des Uluß in Bewegung.

[4] Die Kibitke bildet im Fundamente ein Cylinder, und sie besteht aus mehreren zusammengelegten Gittern von 2 Arschinen (1 Arschin = 2' 3'' 2''' preußisch) Höhe und 3 bis 4 Arschinen Breite. Vier oder mehrere solcher Gitterrahmen werden mit einander verbunden und um einen 5, 7 oder 9 Arschinen oder nach Bedurfniß mehr im Diameter haltenden Kreis so herumgestellt, daß auf einer Seite eine Thür bleibt. Oben erhält die Kibitke einen kugelförmigen Aufsatz, der mit dem Fundamente vermittelst Stangen verbunden wird. Das ganze Gestell wird alsdann mit so viel Leinwand bedeckt, als die Gestalt und der Umfang der Kibitke erfordern; zu der den Schornstein ersetzenden Röhre, so wie zu der Thüre wird dicker Filz genommen.

[1] Die Chane oder Nojonen und Saißangen zählen sich zu den Zaganlean, d. h. weißen Knochen, oder zu dem Stande der Wohlgebornen, die gemeinen Leute aber zu den Chara's, d. h. schwarzen Knochen.

[2] Lanetti, oder wolliger Falk.

war, und wo sie in Abwesenheit des Mannes, von der Fürstin und deren Tochter empfangen wurden. In der Kibitke saßen, wie es hier Sitte ist, mehrere Frauen, unter denen auch einige Mädchen sich befanden, an den Wänden herum in zwei Reihen auf dem Boden und sangen. Nationalgesänge und Tänze machten jedoch auch den besten Theil der Bewirthung der Gäste aus. In dem Gesange aber war besonders stets eine gewisse sanfte, gedehnte Melodie hörbar, die den Ausdruck eines von Kummer und Gram gebrochenen Herzens trägt. Der Tanz besteht in bald schnellen, bald langsamen Bewegungen der Hände, Füße und des Kopfes nach dem Takt der Balaleika.[1] Zuletzt ward noch der durch die verschiedenartigsten Eindrücke interessante Tag durch ein großes Feuerwerk beschlossen, und am folgenden Morgen um 5 Uhr bestiegen die Gäste das Dampfschiff, nachdem sie von ihrem gastfreien, heiteren Wirth herzlichst Abschied genommen hatten.

[1] Eine Art Guitarre mit 2 bis 3 Saiten.

Rundschit Singh.

Aus dem in London erschienenen Werke des Herrn Osborne, Militär-Secretärs des General-Gouverneurs von Ostindien, Grafen von Auckland. Herr Osborne wurde zur Erwiederung einer von Rundschit an den General-Gouverneur gesendeten Mission mit Herrn Macnaghton, Herrn Doummond und dem Capitän Macgregor im Jahr 1838 von dem General-Gouverneur an den Maha Radscha abgesendet, um Alles zum Einrücken der Engländer in Kabul und ihrer Wieder-Einsetzung des Schah Schudscha vorzubereiten.

Wir fanden Rundschit in Adinanaggur, und wurden mit morgenländischem Prunk von einem prachtvollen Haufen von Leuten in glänzender Waffenrüstung, den schönsten Truppen, und von einem Hofe empfangen, der von Rubinen, Perlen und Diamanten strahlte. — Rundschit Singh besitzt großen persönlichen Muth, eine Eigenschaft, an der es den Seikhs im Ganzen mangeln soll, und war bis zu der letzten Zeit gewohnt, seine Truppen immer in eigener Person in die Schlacht zu führen. Er zeigte sich früher als ein großmüthiger und freigebiger Gebieter, und hatte die Gewohnheit, wenn er in die Schlacht ging, eine Menge goldener Arbeiten vorzulegen, mit denen er die seiner Krieger beschenkte, welche sich unter seinen Augen durch persönliche Tapferkeit auszeichneten. Allein der Fehler des hohen Alters, der Geiz, bemeisterte sich seiner, und in diesem Augenblicke sind von seinen drei regelmäßigen Infanterie-Regimentern zwei in vollem Aufstande, da das eine seit 18 und das andere seit 22 Monaten keinen Sold mehr erhalten hat. Bei einem Schatz von sechs Millionen Lak Rupien, den er in Amritsir hat, ist seine Liebe zum Gelde so groß, daß er lieber sein Königreich verlieren, als seine Truhen öffnen will, und so sein Volk und sein Heer durch seine unzeitige und grausame Sparsamkeit gegen sich aufbringt, und dies noch dazu zu einer Zeit, wo seine bittersten Feinde, Dost Mohammed Khan und die Afghanen, nur auf die erste günstige Gelegenheit warten, um ihm den Untergang zu bereiten.[1] — Im Laufe des Nachmittags kam der erste Diener des Maharadscha, um uns auf Befehl seines Herrn zu befragen, ob wir seine Tanzmädchen sehen wollten? wobei er bemerkte, daß eine darunter, die erst kürzlich aus Kaschmir angekommen, sehr hübsch wäre. Wir begaben uns daher nach dem Mittagessen auf eine Terrasse an den Ufern des Canals, wo wir acht junge Damen versammelt fanden, während zu unserer Unterhaltung auf dem gegenüber liegenden Ufer ein Feuerwerk angeordnet wurde. Die vier kaschmir'schen Mädchen waren in der That sehr artig, und eine von ihnen, Sabhu genannt, würde überall für eine Schönheit gegolten haben. Die Mädchen erschienen sehr reich und zierlich in Scharlach- und goldgestickten Shawlkleidern, und trugen große und gewaltig weite Röcke von schön gewirkter Seide. Ihr Kopfputz war eigenthümlich und kleidend; ihr glänzend schwarzes Haar hing den Rücken hinunter in vielen langen Flechten, an deren Enden Goldmünzen und kleine Büsche von Perlen befestigt waren; ihre Ohrringe bestanden aus ungeheuren Perlenschnüren, und in den Nasen trugen sie große goldene Ringe mit mehreren daran befestigten Perlen und Smaragden. Sie sind sehr hell von Gesichtsfarbe und haben ausdrucksvolle Züge; ihre Schönheit wird indessen durch die bei allen mongolischen Frauen vorherrschende Sitte, das untere Augenlid mit einem Goldplättchen zu belegen, sehr beeinträchtigt. Eines dieser Mädchen, „die Lotusblume" genannt, spielte an dem Hofe von Lahore eine große Rolle.[1]

Als ich einst von einem diätetischen Spazierritt nach Hause zurückkehrte, wurde ich von einem der Gurtscherras des Radscha eingeholt, der mich im Namen seines Herrn ersuchte, mich zu diesem auf den Artillerie-Schießplatz zu begeben, wo er mich erwarte. Als ich an dem Orte anlangte, fand ich den Radscha in einer Art von vergoldeter Sänfte mit Glasfenstern sitzen, von einigen wenigen Seikhs zu Pferde und dem jungen Hira Singh begleitet, der in der Sänfte neben ihm saß. Sobald er mich sah, begann er sogleich die gewöhnliche Reihe von Fragen: „Habt Ihr meine kaschmir'schen Mädchen gesehen? Wie gefallen sie Euch? Sind sie hübscher als die Frauenzimmer in Hindostan? Sind sie eben so schön wie die englischen Frauenzimmer? Welche von ihnen hat Euch am besten gefallen?" — Ich erwiederte hierauf, daß sie mir alle sehr gefielen, und nannte die beiden, welche ich für die hübschesten hielt, worauf er sagte: „Ja, die sind sehr hübsch, aber ich habe noch mehrere, die viel hübscher sind, und ich will sie Euch heut' Abend schicken, wo Ihr Euch eine aussuchen könnt." Ich bezeugte ihm natürlich meinen Dank für diese ungemessene Freigebigkeit, worauf er mir zur Antwort gab: „Ich habe noch eine Menge

[1] Man erinnere sich, daß dies im Jahr 1838 geschrieben wurde.

[1] Diese Lotusblume war eine der vier Frauen des „Löwen von Lahore", die nach seinem Tode auf seinem Scheiterhaufen, aller Bemühungen, sie davon abzuhalten, ungeachtet, den Flammentod starben.

davon.“ Ich fragte bei dieser Gelegenheit den Radscha nach dem berühmten Pferde Leili, das zu erlangen er sich in einen langweiligen und kostbaren Krieg mit einer benachbarten Provinz verwickelt hatte. Er sagte mir, daß dies Pferd das vollkommenste Thier sey, das er je gesehen habe, daß es aber jetzt schon alt und fast ganz unbrauchbar sey, daß er es aber holen lassen wollte, damit ich es sehen könne. Rundschits Pferdeliebe gränzt fast an Wahnsinn, wenigstens äußerte sie sich so noch vor wenigen Jahren, obgleich jetzt das Alter sowohl diese als andere weniger harmlose Leidenschaften bei ihm gemildert hat. Bei allem seinen Geize reute ihn die ungeheure Summe nicht, die er verschwendet hatte, um in den Besitz dieses Pferdes zu gelangen (mehr als 30,000 Lak Rupien), so wie nicht der Tod so vieler Menschen und die Unbeliebtheit, die er sich durch diesen schamlosen und nicht zu rechtfertigenden Raub zugezogen hatte. Er bestand so hartnäckig darauf, Leili in seine Gewalt zu bekommen, daß er den Sohn des Häuptlings, von dem man glaubte, daß er das Pferd besitze, einen Knaben von zwölf Jahren, als strengen Gefangenen an seinem Hofe behielt. Vergebens sagte man ihm, das Pferd sey todt, worauf er nicht weiter antwortete, als: „Du bleibst mein Gefangener, bis das Pferd gefunden ist.“ Und wirklich hielt er sein Wort, und der Knabe bekam seine Freiheit nicht eher wieder, als bis man Rundschit das Pferd ausgeliefert hatte.

Durch eben diese tyrannischen Mittel setzte sich Rundschit in den Besitz des berühmten Diamanten, den „Berg des Lichts“ (Koh-i-nur) genannt, über den Herr Osborne Folgendes berichtet: „Der Diamant wird auf 3 Millionen Lak Rupien geschätzt, hat sehr viel Feuer und keinen einzigen Fehler irgend einer Art. Rundschit wünschte sehr zu wissen, wie hoch dieser Stein in England geschätzt werden würde, ob wir je einen so schönen Stein gehabt hätten u. s. w. Seine Perlenschnur war indessen meines Erachtens wo möglich noch schöner als der Diamant; sie bestand aus etwa dreihundert Perlen, die im wörtlichen Sinn die Größe kleiner Marmor-Spielkugeln hatten, sämmtlich ausgesucht, und sowohl was die Gestalt, als was die Farbe betrifft, vollkommen waren.“ — Zwei Stunden vor Rundschits Tode ließ er seine sämmtlichen Juwelen holen, schenkte den berühmten Diamanten einem hinduschen Tempel, einem zweiten seine Perlenschnur, und einem dritten seine schönen Lieblingspferde, mit allen ihren mit Juwelen besetzten Geschirren, die man auf 30,000 Lak Rupien schätzte. Es ist indessen die Frage, ob man seinem Willen nachgekommen seyn wird.

Merkwürdig ist, was Osborne über den Aberglauben Rundschit Singhs berichtet: „Rundschit Singh unternimmt selten eine wichtige Expedition, ohne das heilige Buch zu befragen.[1] Wenn er mit sich über den Erfolg einer Maßregel nicht in das Klare kommen kann, so bedient er sich eines sehr einfachen Mittels, seine Zweifel zu lösen. Er legt nämlich in die Blätter des Granth zwei Papierschnitzel; auf das eine ist das geschrieben, was er wünscht, auf das andere das Gegentheil. Diese Schnitzel werden von einem seiner Gurus oder Priester ausgezogen, ohne hinzusehen, und ist das erste, das ihm überreicht wird, günstig für seinen Zweck, so beginnt er die Unternehmung mit dem größten Vertrauen: ist indessen das Gegentheil der Fall, so ist von der Ausführung des Planes nicht weiter die Rede.“

Von Adinanaggur begab sich die Gesandtschaft nach Lahore, der Hauptstadt. Auf dem Wege litten die Engländer sehr viel durch die unerträgliche Hitze. In Lahore gab es Revüen, Exercitien, Hoffestlichkeiten, Spazierritte und Jagden, und endlich ward der Vertrag, der Hauptzweck der Mission, glücklich abgeschlossen. Hier noch einige Details, namentlich über eine wilde Secte: „Auf meinem Abendritte gerieth ich unglücklicherweise unter einen Haufen von Akalis, und mußte ebenfalls die Schimpfworte und Schmähungen über mich ergehen lassen, mit denen sie Jeden überhäufen, der ihnen begegnet. Diese Leute gehören ohne Ausnahme zu den unverschämtesten und verworfensten Bewohnern von Indien. Sie sind religiöse Schwärmer und erkennen nur ihr Oberhaupt und ihre Gesetze an, auch verüben sie jeden Raub, ja sogar Mord, wenn sie gerade Lust dazu haben. Sie sind fast immer in Bewegung, bis an die Zähne bewaffnet, und es ist nichts Ungewöhnliches, sie mit einem gezogenen Säbel in der Hand, mit noch zweien im Gürtel, einer Luntenflinte auf dem Rücken und drei oder vier Paar Wurfscheiben, um den Turban befestigt, daher reiten zu sehen. Die Wurfscheibe ist eine Waffe, welche diesem Volke ganz eigenthümlich zu seyn scheint. Es ist ein stählerner Ring, von 6 bis 9 Zoll im Durchmesser, der ungefähr einen Zoll breit, sehr dünn und an den Rändern scharf geschliffen ist, und die Akalis sollen diesen mit einer solchen Genauigkeit und Kraft werfen, daß sie damit auf 60 bis 80 Yards ein Glied abschneiden. Ich habe sie indessen mehrere Male aufgefordert, mir Proben ihrer Geschicklichkeit zu geben, ohne daß ich irgend eine erhalten hätte. Gewöhnlich waren die Umstehenden in größerer Gefahr, als der Gegenstand, nach welchem geworfen wurde. — Rundschit Singh hat schon einmal dazu beigetragen, diese Leute zur Unterwerfung zu bringen (obgleich sie noch jetzt sehr unruhig sind), indem er die großen Haufen derselben, welche sich in allen Gegenden des Pundschab zusammen zu rotten pflegen, aufheben ließ. Er hat einige unregelmäßige Regimenter allein aus diesen Akalis errichtet, die er immer bei gefährlichen oder verzweifelten Gelegenheiten braucht, und da sie wie rasend fechten, so benutzt er sie auf diese Weise, wodurch zugleich ein größerer Theil von ihnen vertilgt wird. Im Jahr 1815, wo das Heer des Maha Radscha die Stadt Multan belagerte, leisteten die Afghanen einen so langen entschlossenen Widerstand, daß Rundschit Singh sich veranlaßt sah, ihnen sehr vortheilhafte Bedingungen (im Vergleich mit denen, die er unter ähnlichen Umständen zu machen pflegte) anzubieten. Während indessen die Unterhandlungen gepflogen wurden, drang ein Akali, Namens Sadhu Singh, mit einigen wenigen Begleitern bis an den Unterwall der Festung vor, griff ohne Befehl in einem der Anfälle von Enthusiasmus, welche diesen Leuten eigen sind, die Afghanen an, die entweder schliefen oder un-

[1] Den Adi Granth, den Koran der Seikhs.

besorgt waren, und tödteten alle Leute des Postens. Das Heer des Seikhs benutzte diesen Umstand sogleich, drang vor und nahm in zwei Stunden die Citadelle, wobei Muzaffer Khan und seine vier Söhne, nach einer tapfern Vertheidigung, alle unter den Thoren der Festung niedergehauen wurden. — Obgleich Rundschit Singh diese Plage bedeutend gedämpft hat, so hat er sie noch keineswegs ausgerottet, und am allerwenigsten sich selbst vor ihren Beschimpfungen schützen können, denn bei jeder Heerschau, wo einige dieser Regimenter paradiren, ist es noch immer der Gebrauch bei ihnen, wenn sie bei ihm vorüber marschiren, ihm ganze Hände voll Flintenkugeln vor die Füße zu werfen, und ihn auf alle mögliche Weise zu schmähen, ja ihm mit dem Tode zu drohen, eine Drohung, die sie bei mehr als einer Gelegenheit zu verwirklichen gesucht haben. Der Maha Radscha erträgt indessen alle diese Beleidigungen mit der größten Kaltblütigkeit, und die Akalis genießen einer vollkommenen Straflosigkeit, bis sie bei irgend einem großen Verbrechen, Diebstahl oder Mord, ertappt werden; dann aber wird ohne Gnade mit ihnen verfahren, und ihnen entweder die Nasen, Ohren, Arme oder Beine abgehauen, je nachdem sie ein größeres oder geringeres Verbrechen begangen haben. — Während unsers Aufenthalts in Adinanaggur wurde ein Mensch, den man für einen Diener des Radscha Gholab Singh hielt, von einer der Schildwachen entdeckt, wie er sich in einem Mangobaum versteckt hatte, um in Rundschits Zenana (Harem) hineinzusehen. Die Sipays schoßen sogleich nach ihm, so daß er nach einigen Schüssen herabstürzte, worauf er bis zur Versammlung des Divans in strengem Gewahrsam blieb. Sobald der Divan beisammen war, ließ der Maha Radscha den Schuldigen holen und die Nase und Ohren abschneiden, woran er nach einigen Stunden starb. — Wir hatten einen Schuta-Surwar (Kameeltreiber) nach Simla[1] geschickt, um dort anzuzeigen, daß unsere Geschäfte sich dem Abschlusse näherten. Diesen Morgen um drei Uhr erwachten wir in Folge der Rückkehr des Schuta-Surwar, den wir Abends vorher abgesendet. Er war ganz mit Blut bedeckt und bis auf die Haut entkleidet zurückgekommen, und meldete, daß er etwa sieben englische Meilen von Lahore von einem Haufen Akalis angegriffen worden sey. Sie hatten ihm einen Finger abgeschnitten, ihm sein Kameel, seinen Karabiner, seine Pistolen, all' sein Geld und seine Deveschen abgenommen, und ihm dann gesagt, daß er sich so schnell als möglich auf den Rückweg machen möge. Wir schickten den Menschen sogleich zu dem Maha Radscha, um sich bei diesem zu beklagen, und er kehrte am Nachmittag zurück, nachdem er hundert Rupis für sein Kameel, hundert für seine Waffen und Kleider und fünfzig für seinen Finger erhalten hatte, womit er sehr zufrieden zu seyn schien. Rundschit hatte sogleich einige Mann seiner Reiterei den Akalis nachgeschickt, und sollte er einen von ihnen in seine Hände bekommen, so verliert dieser wenigstens einen, wo nicht beide Arme, oder vielleicht statt dessen ein Bein. Des Radscha's Executionen werden sehr schnell verrichtet und folgen unmittelbar dem Urtheilsspruch. Ein Hieb mit der Axt, etwas siedendes Oel, den Stumpf hinein zu tauchen, um die Verblutung zu hindern, sind Alles, was er zu seiner Gerechtigkeitspflege braucht. Er selbst ist Kläger, Richter und Jury in einer Person, und der längste Proceß dauert in Lahore nicht länger als fünf Minuten.

Nachdem die Regenzeit eingetreten ist, sind nun auch alle die Mosquito's und das Ungeziefer, wovon es in den Gärten wimmelt, an das Tageslicht gekommen. Das Summen und Stechen der einen, und die Furcht, das andere unverhofft im Bette zu finden, macht den Aufenthalt nichts weniger als angenehm. Capitän Stuart, von unserer Bedeckung, tödtete heute Morgen zwei große Cobra-Capellos (Brillenschlangen) in seinem Zimmer, und zwei Sipays, die im Schlafe von einer Schlange gebissen worden waren, fand man todt. Man brachte mir die Schlange, die einer der Kameraden der armen Leute gefangen hatte, lebendig; es war eine kleine dunkelgrüne Schlange, die nur 18 Zoll lang und kaum so dick wie mein kleiner Finger war. Beide Sipays schienen augenblicklich, und sogar ohne daß sie erwacht wären, gestorben zu seyn. Die einzige sichtbare Wunde war ein kleiner Stich in der Fußsohle.

Auf dem Rückwege begegnete ich dem Maha Radscha auf seinem gewohnten Spazierritt. Er war sehr neugierig, zu erfahren, wo ich gewesen sey, und ich hatte ihn noch nie so aufgeweckt und so guter Laune gesehen. Nachdem wir eine Zeitlang über allerhand Gegenstände geplaudert, sagte er: „Ihr seyd nie bei einem meiner Trinkgelage gewesen; es ist eine schlechte Sache um das Trinken jetzt, wo es so heißes Wetter ist; sobald wir aber einen guten, regnerischen Tag haben werden, wollen wir auch gleich so ein Trinkgelage halten." Ich hoffte zu Gott, daß es während unsers ganzen Aufenthalts nicht regnen wird, denn nach allen Aussagen kann es nichts Aergeres geben, als eine dieser Gesellschaften. Rundschits Wein wird aus Rosinen bereitet, mit einer Beimischung von zerstampften Perlen, welche, wenigstens so viel ich höre, nur dazu gethan werden, um den Wein theurer zu machen. Dieser Wein wird für den Radscha allein bereitet, und ob er gleich zuweilen einige wenige Flaschen davon an seine Lieblings-Häuptlinge verschenkt, so kann man ihn doch nur mit großer Mühe bekommen, selbst nicht zu dem ungeheuren Preise von einem Gold-Mohur (ungefähr eilf Thaler Preußisch) für die kleine Flasche. Der Wein ist so stark wie Scheidewasser, und da Rundschit bei seinen Gelagen immer selbst einschenkt, so kann man nur mit großer Mühe es vermeiden, des Guten zu viel zu thun. Er hat gewöhnlich bei diesen Gelegenheiten eine oder zwei Heben, die schönsten unter seinen kaschmir'schen Mädchen, bei sich, um ihn selbst und seine Gäste zu bedienen, was zu allen Arten der ungebundensten Zügellosigkeit Anlaß gibt. Vor etwa zwei Jahren verliebte er sich auf das Heftigste in eine dieser schönen Mundschenkinnen und vermählte sich mit ihr, nachdem er sie vor sich auf einem Kissen zu Pferde hatte sitzen lassen und so mit ihr zum großen Mißvergnügen seines Volkes zwei oder drei Tage lang durch

[1] Der Sommer-Aufenthalt des General-Gouverneurs Auckland.

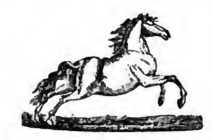
das Lager und die Stadt geritten war. — Das Einzige, was man bei diesen Trinkgelagen zum Essen bekommt, sind fette Lerchen, die mit allen möglichen Arten von Gewürz gespickt sind, und das Einzige, was man trinken darf, um den nach solcher erhitzenden Speise entstandenen Durst zu löschen, ist jenes flüssige Feuer. Rundschit selbst lacht über unsere Weine, und sagt, daß er trinke, um sich aufzuregen, und je schneller er diesen Zweck erreiche, desto besser sey es. Unter allen den geistigen Getränken, die wir als Geschenk des General-Gouverneurs ihm überbrachten, und die aus Portwein, Bordeaux, Rheinwein, Champagner u. s. w. bestanden, war das Einzige, was ihm behagte — der Whiskey (Kornbranntwein). — Während seiner Trinkgelage läßt er gewöhnlich alle seine Tanzmädchen kommen, die er dann zwingt, von seinem Wein zu trinken, und, sobald er dann glaubt, daß sie hinlänglich aufgeregt sind, gibt er sich alle Mühe, sie an einander zu hetzen. Das Ergebniß davon ist ein allgemeiner Kampf, wobei sie einander fast in Stücke reißen; sie zerren einander mit der größten Gewalt bei der Nase und bei den Ohrringen herum, und zuweilen fallen auch wohl bedeutende Verletzungen vor, wobei Rundschit sich vortrefflich belustigt, jene immer mehr anregt und seinen Gästen zuruft: **burra tomatscha, burra tomatscha** (großer Spaß).

Herr Osborne entging glücklich einem solchem Trinkgelage, welche an die der großen Eroberer Asiens erinnern, die von ihren Barden besungen wurden und von Alexander dem Großen bis zu Timur dem Tartaren und deren Nachfolgern bis auf die spätesten Zeiten Statt fanden. Hier haben wir nur noch hinzuzusetzen, daß, nach Rundschit Sings Tode, Kurruk Singh, sein Sohn, den Thron ohne Schwierigkeit bestieg, obgleich man erwartete, daß Rundschits natürlicher Sohn, Schiri Singh, ihm denselben streitig machen würde.[1] Kuruk wird als kein sehr ausgezeichneter Fürst geschildert, dagegen soll Schiri Singhs Sohn, Pertâb, der aber erst sieben Jahre alt ist, ein Wunder von frühzeitigen Talenten und Hoffnungen seyn.

[1] Die neuesten Ereignisse haben die Unsicherheit des Throns Kuruk Singhs bestätigt.







Zucht der arabischen Pferde.

Schnelligkeit und Ausdauer sind die beiden Haupteigenschaften, nach welchen der Araber der Wüste bei der Zucht seiner Pferde vorzüglich strebt. Die körperliche Schönheit kommt bei der Wahl der Zuchtpferde weit weniger in Betracht, und wird nur als Nebensache angesehen; jedoch halten die arabischen Pferdezüchter immer auf einen fehlerfreien Körperbau. Die erste, unerläßlichste Forderung, welche die Araber an einen Beschäler machen, ist reinedle Abkunft, weil sonst die Fohlen nicht vollbürtig, sondern nur Hattiki [1] seyn würden; daher reisen die Beduinen oft mehrere Tage weit, um ihre Stuten von einem Beschäler aus einem berühmten Geschlechte decken zu lassen und benützen alle Hengste der El-Khoms ausschließlich zu beschälern.

Der Araber wacht mit religiöser Gewissenhaftigkeit, daß nicht fremdes Blut die Nachkommen edler Stämme entadle, und erweiset durch die Paarung des in Gestalt und Eigenschaften Gleich-Edlen genügend, daß die Pferde durch Reinzucht in der Verwandtschaft nicht ausarten, sondern sich vollkommen schön erhalten. Es scheint vielmehr, daß die Araber ihre hochedle Pferderaçe allein durch dieses Verfahren gebildet haben, indem sie fortwährend nur die besten und schönsten ihrer Pferde beiderlei Geschlechts zusammenpaarten; denn kein Pferd, welches nicht von reinedler Raçe ist, wird in ihren Zelten gelitten, und auf diese Weise haben sie die Reinheit des Geblütes immer zu erhalten gewußt.

Die Beduinen lassen ihre Stuten in der Regel nicht eher begatten, als bis sie das fünfte Lebensjahr vollendet haben; und dieß geschieht gewöhnlich im April, nachdem sie vierzehn Tage auf der Weide gewesen. Wenn die Eigenthümer merken, daß ihre Stuten zu rossen anfangen, so reiten sie dieselben drei bis vier Tage nach einander, um sie zu ermüden, und vermindern ihr Futter, um sie zu schwächen. Hat der Hengst die Stute beschält, so wird kaltes Wasser auf ihr Kreuz gegossen; zu gleicher Zeit fasset einer den Hengst bei der Halfter und läßt ihn springend einigemal um die Stute herumgehen, um ihr sein Bild recht fest einzuprägen, damit sie ein ihm ähnliches Fohlen werfen möge. In Mariti's Reise durch Syrien heißt es: „Wenn eine edle Stute belegt werden soll, bringen die Araber verschiedene Zeugen mit zur Stelle, welche hernach ein Attest ausstellen, was es für ein Hengst sey, der die Stute besprungen habe. Wenn die Stute gefehlt hat, werden sogleich wieder Zeugen herbeigerufen, welche den Tag bescheinigen müssen, an dem das Fohlen gefallen ist. Sie setzen darüber einen ordentlichen Geburtsbrief auf, in welchem Tag, Stunde, Haar und die Ahnen des jungen Fohlens angemerkt sind. Dieser Aufsatz, Kodschet genannt, wird von allen Zeugen unterschrieben und hernach in eine kleine messingene Kugel gelegt, welche dem Fohlen an den Hals gebunden wird. Nachdem dieß geschehen ist, gibt der glückliche Eigenthümer des Fohlen ein Fest und feiert die Geburt desselben im Kreise seiner Freunde."

[1] Hattiki — halbedel. Die Araber theilen ihre Pferde in Koheylans — edle Pferde; in Hattiki — halbedle, und in Kadischi — gemeine. Die edlen Pferde zerfallen wieder in fünf Classen, El-Khoms genannt, die nach der gewöhnlichen Sage von den fünf Lieblingsstuten des Propheten Muhamed abstammen.

Geburtsbriefe auszustellen, ist jedoch in Arabien kein allgemeiner Gebrauch; die Ausfertigung derselben dürfte vielleicht nur bei Geburt der Fohlen aus berühmten edlen Geschlechtern, wie z. B. der El-Khems, stattfinden.

Die Abstammungsurkunden, welche erst beim Verkaufe der Pferde von dem Ortsrichter, dem Kadi, ausgefertigt und dem Käufer mitgegeben werden, sind mit den Geburtsbriefen nicht zu verwechseln; da sie nur die einfache Bestätigung der edeln Abkunft von mütterlicher und väterlicher Seite enthalten, ohne der Großeltern, noch viel weniger der früheren Ahnen zu gedenken, daher sie im Allgemeinen keine besondere Rücksicht verdienen.

Sobald ein Fohlen geboren ist, krümmen ihm die Araber den Schweif aufwärts, wodurch die Absicht des Kerbens erreicht wird, und damit sich die Ohren gegen einander neigen, binden sie dieselben über dem Kopfe mit einem starken Faden zusammen, und lassen sie dann 8 bis 10 Tage so gebunden. Das Saugen an den Müttern gestatten sie den Füllen nur 30 oder 40 Tage lang, und reichen denselben nach dem Entwöhnen 100 Tage hindurch nichts anders als Kameelsmilch.

In einem Alter von 16 bis 18 Monaten wird dem Fohlen mitunter schon ein leichter Sattel aufgelegt, den es einen Theil des Tages über behält; so stehen diese jungen Thiere, mit den Zügeln an den Sattel zurückgebunden, vor dem Eingange der Zelte, und erlangen dadurch von Kindheit an eine besondere Mobilität des Halses so zwar, daß sie denselben im langsamen Gange schwanenartig tragen, im Laufe aber hirschähnlich zurücklegen können. In diesem zarten Alter werden sie von Knaben geritten, mit denen sie gleichsam aufwachsen; im zweiten oder dritten Lebensjahre werden die Hengste meistens schon verkauft, die Stuten aber höchst selten nur an Freunde weggegeben; ein gutes Mutterpferd ist ihnen um keinen Preis feil.

Die Beduinenpferde werden nicht angehalftert, sondern mit Leinen an den Füßen so gebunden, daß die hintern mit den vordern durch die Fesselringe in erzwungener Verbindung stehen. Dieses Verfahren soll die Geschwindigkeit befördern helfen, indem die Muskeln an den Hinterfüßen zur kräftigeren Gegenwirkung der Vorhand allmälig sich vorbereiten, und die Nachhand mit verdoppelter Hebelkraft auf das Vordertheil im Galopp einzuwirken fähig sind.

Nach den vorausgegangenen Vorbereitungen werden die Koheylans erst im fünften oder sechsten Jahr ordentlich geritten und zu einem sehr thätigen Schritt und flüchtigen Galopp gewöhnt; der Trab würde bei der eigenen Bauart ihrer Sättel und dem dazu erforderlichen Sitze für Pferd und Reiter gleich beschwerlich und ermüdend seyn.

Vor Allem suchen die Beduinen ihre jungen Pferde zu gewöhnen, so schnell wie möglich zu laufen und mitten im Laufe ruhig zu stehen, damit sich der Reiter auf der Stelle umdrehen und dem Feinde die Lanze bieten kann. Und da es bei der Lebensart und den öftern Fehden der Araber höchst wichtig ist, zu rechter Zeit zu entfliehen, so lassen sie ihre jungen Pferde bei der Abrichtung mit der Lanze am Kreuze verfolgen, dadurch werden sie gewöhnt, daß man ihnen, wenn sie einen Reiter hinter sich bemerken, nur den Zügel schießen lassen darf, um sie in den schnellsten Lauf zu setzen.

Nur durch Wort und Zuruf dressirt und lenkt der Beduine sein Pferd, daher kommt es, daß das edle Thier nur ihm allein gehorcht und gegen jeden Andern sich scheu und widerspenstig zeigt.

Die arabischen Vollblutpferde erreichen, da sie erst im siebenten oder achten Lebensjahr vollends ausgebildet sind, gewöhnlich ein hohes Alter. In dem Marstalle des Großherrn sollen sich mehrere echt arabische Pferde befinden, die 50 Jahre und darüber alt sind; auch ist es nicht ungewöhnlich, daß eine arabische Stute 20 Fohlen getragen hat.

Stallungen haben nur die Araber in den Städten für ihre Pferde, die sie, wie bereits bemerkt, nicht anhalftern, sondern mit den Füßen an in den Erdboden getriebene Pfähle binden, und dabei ohne Krippen bloß aus Futtersäcken fressen lassen. Die Araber der Wüste halten ihre Pferde entweder stets in freier Luft, oder nehmen sie zur Nachtzeit in den vorderen Raum ihrer Zelte auf.

Der Sattel wird dem Beduinenpferde selten abgenommen und meistens bekommt es in 24 Stunden nur einmal Futter. Bei dieser strengen Lebensweise werden sie nicht schwach, im Gegentheile nur genügsam, abgehärtet und geduldig. So erzählt Chateaubriand, der berühmte französische Dichter und Reisende: „Oft war so ein arabisches Pferd der Gegenstand meiner Bewunderung, wenn es im brennenden Sande angefesselt dastand mit zerstreut herabhängenden Mähnen- und Stirn-Haaren, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, um etwas Schatten zu suchen, und dann zuweilen aus seinem lebhaften Auge einen Blick seitwärts auf seinen Herrn fallen ließ. Kaum aber hatte dieser es losgebunden, und sich auf dessen Rücken geschwungen, so war es voll Feuer und Muth."

Die Araber putzen und reinigen ihre Pferde mit vielem Fleiße. Sie haben große Striegel mit feinen Zähnen, welche sie mit beiden Händen führen, sodann reiben sie das Pferd mit einem roßhärenen Gewebe, Kaffah genannt, auch mit einer Kehrbürste, bis nicht der geringste Schmutz oder Staub mehr auf der Haut ist. Zuletzt waschen sie ihm die Hufen, die Mähnen und den Schweif, welche beide sie aus Furcht, dem edeln Thiere die Haare auszureißen, fliegen lassen und selten kämmen. Auch pflegen sie zuweilen den Schweif und die Mähne ihrer Schimmel roth zu färben, was sie für schön halten.

Im ganzen Morgenlande ist Gerste das gewöhnlichste Pferdefutter, und zwar 6 Pfund für jedes Pferd täglich; auch wird noch gehacktes Gerstenstroh, doch nur in geringer Menge, gefüttert. Hafer und Heu bekommen arabische Pferde niemals. Die Nacht ist die eigentliche Futterzeit in Arabien; bei Tage erhalten die Pferde gemeiniglich nichts, als zwei bis dreimal etwas Trinkwasser, oder in Ermangelung dessen Kameelsmilch. Pferde so viel Stroh oder Gras fressen zu lassen, als sie mögen, halten die Araber für ein Mittel, sie schwerfällig, dickbäuchig und krank zu machen.

Durst lassen die Araber die Pferde nicht ohne große Noth leiden; auf der Reise in der Wüste enthält ein Schlauch, der unter dem Bauche des Pferdes durchgeht, und an beiden Seiten des Sattels befestigt ist, Wasser für Mann und Pferd.

In ganz Asien, so wie in Afrika, werden die edeln Pferde nur allein zum Reiten, dagegen in Europa meistens wie alle übrigen Zuchtpferde zum Ziehen gebraucht; in dieser Verschiedenheit des Gebrauches mag auch ein Grund der verschiedenen Gestalt und Form der morgen- und abendländischen Pferde-Raçen zu suchen seyn.

Die Söhne der Wüste reiten allgemein lieber Stuten als Hengste, weil sie als Zeltgenossen, zur Familie gehörig, sanfter und gelehriger sind, und in Ertragung der vielfachen Strapazen ausdauernder seyn sollen, als diese, die außerdem ihre Reiter bei Streifzügen oder in einem räuberischen Hinterhalte, durch Brausen und Wiehern, an sorglose Reisende leicht verrathen würden.

Nur von den Stammesoberhäuptern werden Hengste zur Zucht gehalten, die sie dann ihren Stammesgenossen gegen Erlegung eines Sprunggeldes, welches nicht in Münze, sondern in einem jungen Kameel oder in mehreren Stücken aus den Schafheerden besteht, zur Benützung überlassen.

Das Reitzeug der Beduinen ist sehr einfach: dasselbe besteht gewöhnlich nur in einem Sattelkissen und in einer Halfter. Steigbügel sind bei ihnen nicht im Gebrauch.

Die ansäßigen Araber jedoch bedienen sich der Sättel und Zäume wie wir; nur sind dieselben anders eingerichtet, als die unsrigen. Ihre Stangenzäume haben sehr scharfe Gebisse, welche anstatt der Kinnkette mit einer unbeweglichen reifartigen Spanne, in welche der Unterkiefer gleichsam eingezwängt ist, versehen sind. Solche scharfe Pferdegebisse wirken in einer rohen Faust auf diese so feurigen Thiere nicht selten verderblich, sie drücken gewaltig auf Zunge und Kinnlade, und machen nach und nach das Pferdemaul unempfindlich; daher es auch kommt, daß viele arabische Pferde hartmäulig sind. An den Sätteln sind die Bäume weit höher, als an den unsrigen; die Reiter sitzen sehr gemächlich darin, und reiten außerordentlich kurz in den Steigbügeln. Anstatt der Sattelkissen haben sie ein großes Stück Filz, das sich fest gegen die Haut des Pferdes anlegt und macht, daß der Pferderücken nicht leicht gedrückt wird.

Die Steigbügel bilden ein längliches Viereck nach der ganzen Fußsohle, und sind gegen die Ecken etwas abwärts gebogen und scharf, daher man sie wie die Sporen gebraucht.

Die Sättel der Beduinen haben selten einen Bauchgurt; der Reiter versteht das Gleichgewicht zu halten, und schwingt sich, auf seine Lanze gestützt, mit Leichtigkeit auf das Pferd.

Die Lanze besteht aus einem leichten, zwölf Fuß langen und mit einer scharfen Eisenspitze versehenen Bambusrohre, woran ein Quast von schwarzer Seide befestigt ist. Mit dieser Waffe verstehen die Araber gut umzugehen, sie werfen sie vorwärts, indem sie solche durch die Hand gleiten lassen, ohne dieselbe ganz fahren zu lassen.

So einfach in der Regel das Reitzeug der Araber auch ist, so besitzen sie dennoch eine große Fertigkeit und Gewandtheit im Reiten; dieses beweisen sie hauptsächlich im Dscherid-Spiele oder Stockwerfen. Im Freien nämlich stellen sich mehrere Reiter in Reihen, aus denen immer einer mit verhängtem Zügel vorsprengt, worauf ihm ein zweiter mit einem etwa vier Fuß langen Stocke aus Dattelholz in der Hand auf der Stelle nachfolgt. Ereilt dieser ihn bis auf eine gewisse Distance, so wirft er den Stab nach ihm. Mag er nun denselben treffen oder nicht, so wendet der Verfolger sein Pferd augenblicklich und reitet in verschiedenen kleinen Schwenkungen so eilig wieder zurück, als es die Kräfte seines Renners nur immer gestatten; denn der zuerst Verfolgte erhascht mit bewunderungswürdiger Behendigkeit den Dscherid vom Boden, und verfährt nun angriffsweise; dabei wirft er sich im größten Laufe auf die eine Seite des Pferdes, daß nichts als ein Fuß im Sattel bleibt. Kaum haben die ersten ihr Turnier beendet, so sprengen schon wieder zwei andere aus den Reihen, und so wiederholt sich das Spiel oft stundenlang.

Im Dscherid-Werfen gilt keine Rücksicht der Person, Alt und Jung, der Araber niedrigen Standes wie der Vornehme, jeder sucht ohne alle Rücksicht den Gegner zu treffen. Auf das künstlichste tummeln sie die Pferde und beschirmen oft mit dem schaufelartigen Steigbügel ihren Rücken, indem sie im strengsten Laufe einen Fuß dergestalt in die Höhe bringen, daß der Wurf des Stockes meistens an dem Bügel zurückprallt. Auf diese Weise trachtet der Orientale die Kräfte seiner Pferde einzuüben, und in kurzen eiligen Wendungen, plötzlichem Anhalten, gleichwie in vogelschnellem Laufe zu erproben; wobei natürlich diese Thiere an Schnellkraft, Biegsamkeit und Ausdauer immer mehr gewinnen.

Die Beduinen in der Wüste Sahara lassen ihre Stuten niemals beschlagen, weil die Wüste nur ebene Sandflächen darbietet und wenig steiniges Erdreich hat; daher das Horn an den Hufen auch so hart ist, daß es sich beinahe nicht abnützt. Nur auf den bergigten Gegenden in Nedsched, im steinigen Arabien, in Syrien und Palästina ist der Hufbeschlag eingeführt.

Die Hufeisen der Araber sind breit und von halbzirkelrunder Form ohne Griff und Stollen; sie sind leicht, aber hinreichend stark, um den Huf gegen Verletzungen zu schützen, da es dort weder vielen Koth, noch gepflasterte Straßen gibt.

Die arabischen Pferde sind wenig Krankheiten unterworfen; bekommen sie bisweilen Bauchgrimmen, so gebrauchen die Araber zur Heilung gedörrte Galle von einem Bären, die sie zu Pulver stoßen und, mit Kaffee vermischt, den Pferden eingeben. Sie kaufen diese Galle theuer, und bewahren sie als einen kostbaren Schatz.

Eine durch Satteldruck entstandene Geschwulst öffnen sie und legen Charpie aus aufgedrehten Stricken darauf; die Wunden waschen sie mit Seifenwasser und reiben sie mit Salz aus. Uebrigens halten die Araber das Brennen mit dem Glüheisen für das sicherste Heilmittel gegen viele Krankheiten und Schmerzen bei

Menschen und Thieren; sie wenden das Feuer besonders gegen vorkommende Knochen- und andere Geschwulste an den Füßen der Pferde an, daher man viele arabische Pferde auf diese Art gezeichnet sieht.

Zaubermittel oder Talismane achten sie hoch und glauben, daß diese gegen viele Uebel und böse Zufälle schützen. Sie bestehen bei ihnen gewöhnlich in Sprüchen aus dem Koran, die in Form eines Triangels zusammengelegt sind und in Kapseln aufbewahrt werden. Schöne und kostbare Pferde haben ganze Schnüre solcher Talismane am Halse hängen; auch pflegen sie ihnen Klauen vom Schwarzwilde, die durch einen silbernen Kreisbogen, in Gestalt des wachsenden Mondes, zusammen gehalten werden, umzuhängen.

Arabische Hengste aus guten, edeln Geschlechtern (Dschoise, Saclawy u. s. w.) werden sehr theuer bezahlt. Wie ein französischer Reisender erzählt, kaufte man in den Jahren 1817 und 1818 in Syrien arabische Hengste von den besten edeln Geschlechtern um den Preis von 4000 bis 8000 Piastern. Höchst ungern aber verkaufen die Beduinen ihre Zuchtstuten, und jene von erprobter Art sind ihnen selbst zu den höchsten Preisen nicht feil.

Aus den Seehäfen von Basra, Scharga und Maskate am persischen Meerbusen, wie aus jenen von Dschidda und Mokka am rothen Meere, werden jährlich arabische Pferde nach den ostindischen Besitzungen der Engländer gebracht.

Zu den Vorkehrungen, welche man trifft, um Pferde über See zu transportiren, gehören: ein segelfertiges, wohl eingerichtetes Schiff; sorgsame, am Besten einheimische Pferdewärter; ein doppelter Bedarf an Futter und süßem Wasser. Man wählt am besten die Jahreszeit zur Reise, welche man in Europa Frühling oder Beginn des Sommers nennt. Das Schiff muß vor allen Dingen nach Verhältniß der überzuschiffenden Pferde den gehörigen Raum in Länge und Breite, besonders aber vom Ballast bis zum Deck mindestens eine Höhe von 8 bis 9 Fuß haben, damit es bei stürmischem Wetter, wo das Verdeck geschlossen ist, oder die Luken zugedeckt werden, nicht an hinlänglicher Luft mangelt. Der untere Bodenraum des Schiffes wird mit der angemessenen Quantität Ballast gefüllt, und der dazu erforderliche Sand muß trocken, fest gestampft und gut geebnet seyn. Zureichende Streu, welche möglichst trocken zu erhalten ist, darf niemals fehlen. Auf dem Schiffe müssen die Pferde nach dem Geschlechte abgesondert seyn, und mit den Köpfen an den Schiffswandungen stehen. Reichlich mit Stroh umwickelte Standbäume, so wie die Krippen, sind wie in jedem anderen Stalle eingerichtet; Heuraufen aber entbehrlich, weil bei dem Schwanken des Schiffes sie für die Pferde nur unbequem seyn würden. Unter den Krippen sind in jedem Stande zwei Ringe nöthig, woran das Pferd mittelst zweier starker Stricke an doppelten Halftern befestigt wird. Geht die See hoch und treten Stürme ein, so ist die Vorrichtung der Hängegurten für die Sicherheit der Pferde höchst nöthig.

Um das gegenseitige Schlagen der Pferde zu verhüten, läßt man ihnen die hinteren Hufeisen abnehmen und fortwährend für gute Aufsicht sorgen, welche um so nöthiger ist, als die Pferde, besonders im Anfange der schwankenden Bewegung des Schiffes ungewohnt, dazu geneigt scheinen. Sehr selten pflegen sie sich niederzulegen, wenn auch reinliche Streu noch so einladend ist, sondern suchen vielmehr auf den Schenkeln balancirend sich zu halten, welche Anstrengung ihnen ein unvollständiger Ersatz für den Mangel der gewohnten Bewegung ist. Der Vorrath ihres gewöhnlichen Futter- und Wasser-Bedarfes muß auf das Doppelte berechnet seyn, den man bei einer glücklichen Fahrt unter günstigen Winden gebrauchen würde; seine Aufbewahrung möglichst trocken und luftig. Unter das bei der Verabreichung angefeuchtete Futter Weizenkleie beizumischen, ist um so räthlicher, als dieses kühlende Mittel den Durst löscht, und zugleich eine gelind abführende Wirkung hervorbringt. Uebrigens sollen thierärztliche Hülfe und die nöthigsten Arzneien nie fehlen. So lange es Wind und Wetter gestatten, müssen die Schiffslucken offen erhalten werden, damit im Schiffsraum die Luft nicht zu sehr sich verdicke; weil ein dunstiger Aufenthalt, besonders bei langen Reisen und warmer Witterung, auf die Gesundheit der Pferde höchst nachtheilig wirkt. — Gegen Ende Mai oder Anfangs Juni an der europäischen Küste zu landen und die Pferde auszuschiffen, ist in so fern vortheilhaft, als sich diese beim Landtransporte in der heißen Jahreszeit an das europäische Klima leichter gewöhnen würden und weniger zu leiden haben, als im Herbste oder gar im Winter.

Der Mord der Mameluken.

Aus dem Tagebuche eines französischen Reisenden.

Die Sonne des brennenden Himmels von Ober-Aegypten war untergegangen, und das bleiche Licht der Sterne spiegelte sich schon in den Gewässern des Nils. Der Schiffer, der mich von Cahira an auf seiner Candia gefahren hatte, stieß unsere Barke bei Saida, einer kleinen, hart am Ufer des Flusses gelegenen Stadt, an's Land, da er die Angriffe der kühnen Räuber fürchtete, die dort hausen, und wir stiegen aus, um ein Unterkommen für die Nacht zu finden. „Glaubst du, daß man uns dort wohl Gastfreundschaft gewähren wird?“ fragte ich meinen Führer, und blieb vor einem stattlichen Hause stehen, das durch sein schönes Aeußere sehr vortheilhaft gegen die elenden Hütten abstach, in deren Mitte es lag. „Gewiß, Herr,“ antwortete der Schiffer, „du stehst vor dem Hause eines Muselmanns, der Gott fürchtet, und niemals einen Reisenden ungastlich von seiner Schwelle weist.“ Im Vertrauen auf diese Versicherung meines Führers trat ich in das Haus ein, und ging in den Salamik oder Empfangssaal, den man in den Häusern aller Muselmänner findet, die einiges Vermögen besitzen. Es war gerade die Stunde des Abendessens; der Herr des Hauses, ein Greis von sehr

ehrwürdigem Ansehen, saß mit einigen Gästen theils auf dem Divan, theils auf weichen Kissen, und alle langten mit ihren Händen, dem Beispiele des Familienhauptes folgend, in mehre Schüsseln, die, dem gewöhnlichen Gebrauch gemäß, auf einer großen zinnernen Platte vor ihnen standen. Missik belcher (guten Abend) sprach ich zu ihnen im Eintreten, und sie erkannten in mir, obgleich ich arabische Kleider trug, auf der Stelle einen Europäer, denn wäre ich Muselmann gewesen, so hätte meine Begrüßung in der heiligen Formel salam aleickum (Friede sey mit Euch) bestehen müssen. Die Muselmänner hängen sehr an solchen äußeren Formen, sie verlangen von allen, nicht ihrer Religion Zugethanen, die größte Achtung dafür, und erkennen es mit Dank an, wenn man sie ihnen bezeugt. Und so ward mir denn auch die freundliche Anrede zu Theil, die ein ächter Gläubiger zur Essenszeit an den Vornehmsten, wie an den Aermsten und Elendesten richtet: „Sey willkommen, und setze dich zu uns.“ Ein Sclave brachte mir Waschwasser, ich setzte mich zu den übrigen Gästen, und griff, gleich ihnen, mit den Händen in die Schüsseln. Es wurde ein gebratener Hammel herbeigebracht, der Hausherr selbst zerlegte ihn, und steckte mir ein Stück desselben in den Mund; denn so ist es Gebrauch bei den Arabern, will man einen Gast besonders ehren. Dann wurde Pilau aufgetragen, womit man die Mahlzeit schloß; es wurde uns wieder Waschwasser gereicht, dann Pfeifen und Kaffee herumgegeben, und mit einigen ruhig gewechselten Worten begann die Unterhaltung. „Kannst du,“ fragte ich den Hausherrn, „mich für diese Nacht gastlich beherbergen?“ „Sey mir willkommen,“ war die Antwort; er klatschte in die Hände, ein Sclave kam auf dieses Zeichen herbei, und er trug ihm auf, mir ein Lager in dem Kiosk zu bereiten, und dafür zu sorgen, daß es mir an nichts fehle.

Nach sehr vielen Fragen über die europäische Heilkunde, über unsere Sitten und Gebräuche, und die Politik der sieben Könige, die ihrer Meinung nach die Herrschaft in diesem Theile der Erde führen, wie sie die Araber an jeden Fremden zu richten pflegen, wandte sich das Gespräch auch auf die Eroberung von Algier, denn erst jüngst hatten die Franzosen diese Stadt der Herrschaft des Halbmondes entrissen. „Was du da erzählst,“ rief ein junger Muselmann voll Begeisterung aus, „ist ganz unmöglich, Algier, das starke, konnte unmöglich in die Hand der Giaours fallen!“ „Was willst du,“ erwiederte ihm ruhig der Hausherr, dessen weißer Bart und dessen Antlitz voller Falten auf ein hohes Alter deutete, „wer hätte es wohl verhindern können, wenn es also geschrieben steht?“ Diese Antwort machte tiefen Eindruck auf seine Gäste, und selbst der junge Mann, der so eifrig behauptet hatte, unmöglich könne die französische Fahne auf den Zinnen von Algier wehen, ergab sich stillschweigend der siegenden Gewalt dieser Gründe, ich aber konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken.

„Junger Mann,“ richtete der Greis seine Rede an mich, und es lag etwas Ernstes und Strenges in seinem Tone, „du glaubst also nicht an Vorherbestimmung? Und doch steht vor deinen Augen ein lebendiger Zeuge, der Kunde geben kann von der Allmacht dieser Vorherbestimmung, der du keinen Glauben schenken willst.“

„Von welchem Beispiel redest du denn?“

„Dieses Beispiel bin ich selbst, ich Abdourahman-Aga der Mamelucken.“

Ich war überrascht, und fühlte hohe Achtung vor dem einzigen, noch lebenden Repräsentanten der vergangenen Größe der frühern Beherrscher von Aegypten. „Du also, o Herr,“ fragte ich ihn, und verbeugte mich tief, „du allein entgingst der Metzelei in der Citadelle?“

„Ich allein.“

Ich trat auf ihn zu, ergriff seine Rechte, und drückte sie gerührt. Der Antheil, den ich nahm, schien den Greis zu freuen, und er gab mir einen Beweis seiner Zufriedenheit, indem er mir die Pfeife anbot, die er gerade im Munde hatte. „Mein Vater,“ sprach ich zu ihm, „die schreckliche und blutige Geschichte deiner Brüder, der Löwen (Gott möge ihre Seele mit ewigem Ruhme krönen), ist bis nach Europa gedrungen, aber nur als verworrenes, halbwahres Gerücht; wolle sie mir doch genau erzählen, daß ich, wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, meinen Landsleuten einen getreuen Begriff dieser fürchterlichen Missethat geben kann.“

„So sey es, mein Sohn, mit Allahs Hilfe will ich dir genau alle Umstände des Mordes meiner Brüder erzählen, und du sollst erfahren, wie es der List und Grausamkeit gelang, das edle Geschlecht der Mamelucken zu vertilgen.“

Tiefes Stillschweigen herrschte im Gemache, und der Greis begann, nachdem er einige Augenblicke lang seine Erinnerungen gesammelt hatte, also: „Du erinnerst dich wohl, mein Sohn, der kurzen, aber glänzenden Erscheinung des Sultans Buonaparte im Orient; der wilde Muth unserer Reiter scheiterte an der Kriegskunst seines Fußvolks, und unsere bis dahin stets unbesiegbaren Waffen unterlagen den Waffen des Occidents. Gewiß hatten unsere Sünden die Langmuth des Propheten ermüdet, und die verhängnißvolle Stunde unserer Niederlage schlug zur Strafe unserer Uebelthaten. Als das französische Heer sich wieder nach Europa einschiffte, waren wir geschwächt, unsere Zahl um viele tapfere Männer vermindert, aber noch immer wären wir mächtig und furchtbar gewesen, hätte nicht die Uneinigkeit, welche unter unsern Häuptlingen herrschte, den Haß unserer Widersacher ermuthigt. Ibrahim-Bey, unter uns allen ausgezeichnet durch Weisheit und kluge Anschläge, ließ uns eines Tages in seinem Divan zusammenkommen, und richtete an uns diese Rede: „Mächtige Mamelucken! Ihr seyd von Feinden umgeben, die Pforte, England, Mehemet-Ali hassen Euch. Die Pforte unterhält unter uns sorgfältig die Zwietracht, denn sie fürchtet die Schneide unserer Säbel, unserer Rosse schnellen Lauf, und das größte Glück für die Effendis in Stambul ist, wenn sie das Blut eines Mamelucken unter seiner Brüder Hieben fließen sehen. England bezeugt uns nur Freundschaft, um von der Verbindung mit uns Nutzen zu ziehen, und auf Kosten unserer Leichtgläubigkeit zu gewinnen. Bald bewilligt es seinen Schutz dem Hause des Elfys, und sucht den Einfluß dieses Oberhauptes zu verstärken, bald verschwendet es seine treulosen Gunstbezeigungen an das

Haus Monrad-Bey's, und heuchelt, für dieses eine Erhebung zu wünschen, vor der es heimlich zittert; es ist also ohne große Einsicht in die Händel dieser Welt leicht zu begreifen, daß es nicht im Willen Englands liegt, unsere Macht zu vermehren. Mehemet-Ali ist ehrgeizig, er ist unser Feind, er ist der Feind der Pforte, der Feind Englands, die viertausend Albaneser, die in seinem Solde stehen, würden nicht genügen, um uns zu unterdrücken, aber schlau und heuchlerisch, wie er ist, sucht er die Scheiks der Stämme für seine Partei zu werben, und vielleicht wird es ihm gelingen. Unsere jungen Krieger haben zu oft vergessen, daß auch die Araber Muselmänner sind, und daß Gewaltthaten, gegen sie verübt, dem Propheten mißfallen; der gewandte Pascha benutzt das, und zieht Gewinn von unserer Schuld, indem er trachtet, die Bevölkerung von uns zu entfremden; er verspricht den Arabern Gerechtigkeit und Ruhe, falls sie sich zu ihm wenden. Glaubt meiner Erfahrung, und laßt uns klug seyn; wir wollen jeden Bund mit England zurückweisen, es erregt blos den Verdacht der Pforte wider uns, und kann unserer Sache nur schaden; laßt uns aus allen unsern vereinten Kräften ein Heer bilden, und uns nach Ober-Aegypten zurückziehen; vor Allem aber laßt uns darauf sehen, die Araber nicht mehr zu mißhandeln, die Religion verbietet es uns, und es ist unserem wahren Vortheil zuwider."

So sprach Ibrahim-Bey. Wir alle schwuren, ihn als unser Oberhaupt anzuerkennen, und ihm zu gehorchen; aber wenn Ibrahim sich weise im Rathe erwies, so hatte sein Arm, durch das Alter geschwächt, seine Kraft verloren, und in unserem unsinnigen Hochmuth weigerten wir uns, die Befehle eines Greises zu befolgen, der nicht mehr stark genug war, den Säbel zu schwingen. Eine Unordnung, die von Tage zu Tage zunahm, entzweite die Unsrigen; jede Truppe kämpfte auf ihre eigene Faust, ohne an das Gesammtwohl zu denken, und Mehemet-Ali, auf dem Schlachtfelde bald siegend, bald besiegt, wußte nicht minder Gewinn von unseren Siegen, als von unseren Niederlagen zu ziehen.

Gegen das Ende des Jahres 1810[1] herrschte anscheinend Friede zwischen Mehemet-Ali und unsern Häuptern, mehrere Familien von Mameluken benützten ihn, um Ober-Aegypten in der Absicht zu überziehen, dort Beute zu machen, und Mehemet-Ali reiste seinerseits nach Suez, um selbst Oberaufsicht über den Kriegszug zu führen, der gegen die aufrührerischen Wechabiten vorbereitet wurde. Diejenigen unter uns, welche sein Verderben wollten, wurden kecker nach seiner Abwesenheit, und spannen eine Verschwörung an. Damals befand sich zu Cahira ein geheimer Abgesandter Englands, Lord North geheißen, er hatte häufige Zusammenkünfte mit Chahyn-Bey und Elfy; der Zeitpunkt schien ihm günstig, den Pascha zu stürzen, und er spornte uns an, wieder nach der höchsten Gewalt zu ringen. Die Verschwörung machte reißende Fortschritte, und alles schien einen sehr sichern Erfolg zu versprechen, aber es stand geschrieben, ein unerwartetes Ereigniß solle alle unsere Plane und Berechnungen zerstören, und uns selbst in die Falle stürzen, die wir unserem unversöhnlichen Feinde gelegt hatten. Eines Tages waren wir in der Ebene von Kaffer-el-hein versammelt, um den Djerid zu werfen; Mehemet-Bey, der als Freund und Minister des Pascha's Mehemet-Ali Aegypten in seiner Abwesenheit verwaltete, mischte sich unter uns, nahm Theil an unsern Uebungen, und versuchte unsern jungen Kriegern den Preis der Geschicklichkeit streitig zu machen. Plötzlich sprengt ein Araber, mit Staub bedeckt, heran; der mißtrauische Mehemet erblickt ihn, und ahnet gleich, er sey ein Eilbote, geht also gerade auf ihn zu, und fragt ihn mit der unbefangensten Miene: „An wen von uns ist Deine Botschaft gerichtet?" — „An Soliman-Bey," stottert der Araber vor Ehrfurcht zitternd. — „Nun denn, gib her, ich bin Soliman-Bey." — „Den Brief hier schickt dir Mustapha Aga, er ist zu Kasseïr, und erwartet deine Antwort." Mehemet-Bey entschuldigte sich, uns verlassen zu müssen, und bat uns um Erlaubniß, Kenntniß von einem sehr wichtigen Schreiben nehmen zu dürfen, das er so eben vom Kriegsschauplatze erhalten habe. So entfernte er sich mit dem Araber, den er getäuscht hatte, und nahm das Geheimniß unserer Pläne und Hoffnungen mit sich fort, das Geheimniß, dessen verhängnißvolle Entdeckung unsern Untergang herbeiführen sollte. Als er zu uns zurückkehrte, war er durchaus ruhig, und seine unbeweglichen, harten Züge verriethen nicht die mindeste Aufregung; er theilte uns mit, es sey ihm von Hedjas geschrieben worden, die Wechabiten hätten die Truppen des Pascha's von Bagdad geschlagen, und es sey dringend nothwendig, Maßregeln zu ergreifen, um sie in ihrem Siege aufzuhalten. Er blieb darauf noch eine Stunde in unserer Mitte, und als er uns verließ, lud er uns scheinbar sehr freundlich ein, ihm einen Besuch auf seinem Landhause zu machen. Er hatte indessen durch einen sichern Mann den Araber, der zum Ueberbringer des Schreibens gedient hatte, zur Bewachung übergeben, und seine erste Sorge war, sobald er in seinen Palast zurückgekehrt war, ihn erdrosseln zu lassen, dann fertigte er viele Eilboten nach Suez ab, die die schnellsten Dromedare ritten, und gemessenen Befehl hatten, verschiedene Richtungen durch die Wüste zu nehmen, und um jeden Preis zu Mehemet-Ali zu gelangen.

„Hüte dich, die Heerstraße nach Ober-Aegypten einzuschlagen," schrieb ihm der Minister, ohne indessen weitere Gründe für diesen Rath anzugeben; „aber komm so schnell als möglich nach Cahira zurück, und nimm deinen Weg durch die Wüste." — Am andern Morgen erhielt unser Häuptling Chahyn-Bey einen Brief aus Ober-Aegypten. „Soliman," wurde ihm geschrieben, „müsse eine wichtige Mittheilung von Mustapha-Aga erhalten haben, man berichtete ihm darin die Ankunft mehrerer Beys zu Kasseïr, und ihren Entschluß, Mehemit-Ali bei seiner Rückkehr von Suez aufzulauern, und sich seiner zu entledigen. Wir unsererseits sollten uns bereit halten, seine Anhänger zu vertilgen, und wir würden unumschränkte Herrscher von Aegypten seyn. Weder Soliman-Bey, noch sonst einer von uns hatte irgendwie Kunde von jenem Schreiben erhalten, von dem die Rede war, und wir dachten, der Bote, der es

[1] Sonderbarer Weise läßt der französische Reisende einen alten Muselmann die Jahreszahl nach christlicher Zeitrechnung angeben. Anm. d. Uebers.

hatte überbringen sollen, sey auf dem Wege verunglückt, und es kam uns nicht im entferntesten der Gedanke in den Sinn, daß der Freund und Minister Mehemet-Ali's die Fäden unseres Geschickes in seinen Händen halte. Bald darauf ertönte von der Citadelle her Kanonendonner, und verkündete Mehemet-Ali's Ankunft in Cahira, den einer der zahlreichen Eilboten unterwegs getroffen, und der, bei Zeiten gewarnt, plötzlich einen andern Weg genommen hatte, und durch die Wüste in achtzehn Stunden nach Cahira geeilt war.

Seine unvermuthete Rückkehr war für uns ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel; unsere Häupter, gezwungen zu heucheln, beeilten sich, ihm Glückwünsche darzubringen, er empfing sie sehr wohlwollend, unterhielt sie vom Stande der Expedition gegen die Wechabiten, und setzte sie von seinem Verhaben in Kenntniß, die oberste Leitung des Heeres seinem Sohne Jussan-Pascha anzuvertrauen, und lud sie ein, durch ihre Gegenwart am Tage seiner Abreise den Glanz des Zuges zu vermehren, der ihm das Geleite geben sollte. Unsere Beys, durch einen so freundschaftlichen Empfang erfreut und getäuscht, ahnten keinen Verrath. Es war Dienstag, der erste März nach eurer Zeitrechnung, der zur feierlichen Abschieds-Ceremonie angesetzt war, und der uns so unheilvoll werden sollte. — Die Beys wurden eingeladen, mit all' den Ihrigen sich in der Citadelle einzufinden, um Jussan-Pascha in die Moschee zu begleiten, und von da in das Lager, das er befehligen sollte. Wir alle folgten der Einladung Mehemet-Ali's, mit Ausnahme Ismael-Bey's und seiner Hausgenossen, die zu spät ankamen, weil Ismaels Staatsroß nicht beschlagen war, außerdem fehlten noch vier französische Mameluken, die dem Hause Murad-Bey's angehörten, und die, von den Ausschweifungen des vorigen Abends ermüdet, außer Stande waren, sich allen andern Gefährten anzuschließen. Ohne Argwohn ritten wir in die Citadelle ein; der Pascha, in seinen Ehrenpelz gekleidet, empfing uns auf das Höflichste in seinen Gemächern. Es wurde uns allen Kaffee gereicht, und unsern Oberhäuptern Kaffee und Pfeifen. Lächeln ruhte auf Mehemet-Ali's Lippen, und seine Worte waren Worte der Freundschaft. Du weißt, mein Sohn, die Citadelle, in der das Schloß des Pascha's erbaut ist, liegt auf dem Berge Mokatam, sie ist groß, und scharf abgekantete Felsen bilden fast an allen Stellen natürliche Mauern. Enge, in den Fels gehauene Wege gehen von dem Palaste aus, und führen in die Ebene. An den Ein- und Ausgängen dieser Wege sind unerschütterliche Thore angebracht, an denen jede Gewalt sich fruchtlos bricht. Um zehn Uhr gab ein Kanonenschuß das Signal, daß der Zug sich in Bewegung setzen solle, und wir ritten, feierlich geschaart, vom Gipfel des Berges durch den Weg, der sich von der Seite des Platzes Romneyleh nach dem Thore El-Agab wendet. Die Delhys und die Agas der Brüderschaften eröffneten den Zug, es folgten darauf Saleh-Koeh mit seinen Albanesern, dann kamen wir, geführt von Soliman-Bey-el-Banal. Kaum waren die Delhys und die Agas aus dem Thore des engen Fußsteigs, während unser Zug noch Mann vor Mann herunter ritt, so ließ Saleh-Koeh seine Albaneser Kehrt machen, und ertheilte ihnen im Namen des Pascha's den Befehl, uns insgesammt zu tödten. Sie alle waren mit Feuergewehren bewaffnet, wir hatten nichts als unsere Säbel, sie kletterten die Felszacken hinauf, die nach beiden Seiten wie steile Mauern den Weg einfaßten, und feuerten ihre langen Carabiner auf uns ab; wir waren alle zu Pferde, und wie hätten wir im Kampfe mit ihnen unsere Rosse tummeln können, wo nicht Platz für zwei Reiter neben einander war? Viele unserer Brüder stürzten, von ihren ersten Kugeln getroffen; die übrigen sprangen theils von den Pferden, faßten ihre, gegen die Flinten unnützen Pallasche, und wollten auf die Angreifer einstürmen, aber auf dem Felspfade gehemmt durch ihre langen, weiten Gewänder, wurden sie von den Kugeln der Albaneser durchbohrt, ehe sie ihnen nahe genug zum Handgemenge kamen, theils ergaben sie sich, überzeugt, daß jeder Widerstand fruchtlos und vergeblich seyn würde, ruhig in ihr Schicksal, und erwarteten standhaft den Tod, ohne das Haupt vor dem Schusse zu beugen, der sie treffen sollte. Chahyn-Bey stürzte, von vielen Wunden getroffen, an der Pforte von Saladins Palast nieder; Soliman-Bey floh nach Mehemet-Ali's Harem, und suchte in den Frauengemächern eine schützende Freistatt. „Ich stehe unter dem Schutze des Harems," schrie er, und klammerte sich mit aller Gewalt an die Vorhänge, die den Eingang in die geheiligte Behausung verschloßen. Man riß ihn von dieser Freistatt fort, und schleppte ihn vor den Pascha. „Er gehe unter," sprach Mehemet-Ali kalt und ruhig. — „Nein, du bist kein Muselmann, nie wagte ein Mameluck, trotz aller Verbrechen, deren uns unserer Feinde Haß beschuldigt, das Recht der Freistätten zu verletzen; mein Blut falle auf dein gottloses Haupt, falle auf das Haupt der Deinigen!" — „Führt ihn zum Tode!" schrie der Pascha zornig. In seiner Gegenwart ward ihm der Kopf abgeschlagen, und sein edles Blut spritzte bis an den Turban Mehemet Ali's. Diese ruchlose Grausamkeit strafte unser heiliger Prophet später; der Pascha verlor seine beiden Söhne. Jussan starb an der Pest, kurz nach seiner Rückkehr von Hedjas, und Ismael wurde von den Arabern von Senares lebendig verbrannt. Indessen dauerte die Metzelei immer fort; von allen Seiten knallten die Flinten, und jede Kugel trug den Tod in unsere Reihen, die jede Minute dünner zusammenschmolzen. Mit einem raschen Blicke hatte ich mich überzeugt, wie nutzlos jeder Widerstand seyn würde, und mein Angesicht gen Himmel richtend, flehte ich ihn um Erleuchtung an. Ich ritt einen edeln Renner, der in gerader Linie von einer Stute des Propheten abstammte; zehn Jahre lang hatte ich ihn mit eigener Hand gefüttert und gewartet, und er gehorchte meiner Stimme, wie ein Sohn der Stimme seines Vaters, seine Gelehrigkeit, sein Muth, seine Kraft waren weit und breit berühmt. Als ich alle meine Gefährten ungerächt hinsinken sah, wollte ich noch ein Mittel versuchen; ich rief mit lauter Stimme meinen Renner schmeichelnd an, und stieß ihn kräftig mit meinen breiten Bügeln in die Rippen; er fuhr in die Höhe, gleich einem angeschossenen Löwen, und mit einem Satze über die hohe Felsmauer springend, welche die eine Seite des Engpasses bildete, stürzte er sich von der Citadelle, fiel von einer Höhe von hundert-

undzwanzig Fuß herab, und alle seine Gebeine brachen.

Ich stand ganz wie gerädert auf, aber ich war unverwundet geblieben. Noch einen letzten, dankbaren Blick warf ich auf das edle Roß, das meine Rettung mit seinem Leben bezahlt hatte; zuerst floh ich dann nach Zama, darauf weiter nach Ober-Aegypten. Ich war allein unter allen meinen Brüdern der Metzelei auf der Citadelle entgangen; vierhundert und siebenzig unserer Krieger fanden dabei den Tod. Drei Tage lang dauerte noch das Schlachten in der Stadt; die Albaneser erbrachen unsere Häuser, plünderten sie, und die Mamelucken, die vom Zuge zur Citadelle zurückgeblieben waren, und diejenigen der Einwohner, die ihr böses Gestirn an unsere Sache oder unsere Genossen gefesselt hatte, kamen, tausend an der Zahl, in den Straßen um.

Noch nicht damit zufrieden, daß sie unser Blut vergossen, unsere Habe, unsere Besitzthümer an sich gerissen hatten, beschimpften die elenden und grausamen Albaneser den Namen der Mamelucken noch in unsern Weibern und Töchtern, die sie haßten, weil jene sie als Gatten sonst verschmäht hatten. So hatte Saleh-Koeh, ihr Anführer, die Tochter Soliman-Bey's zur Ehe begehrt, und eine abschlägige Antwort erhalten. Als nun die Stunde unseres Untergangs geschlagen, rächte er sich grausam; den Säbel in der Faust in Soliman-Bey's Palast dringend, fand er die Jungfrau, in Thränen, unter ihren Dienerinnen sitzend; er zwang sie, sich in ihre reichsten Gewänder zu werfen, entehrte sie dann, und stieß ihr, als er seine Lust gebüßt, den Dolch in's Herz. Ein Soldat hieb der Gemahlin Chahyn-Bey's die Daumen ab, um ihr ihr Geschmeide schneller entreißen zu können. Die Bevölkerung von Cahira sah all' diesen Gräueln mit stummem Schrecken zu, und unsere Anhänger, die es nicht wagten, ihre Stimme zu unseren Gunsten zu erheben, dachten nur daran, es vergessen zu lassen, daß sie ehemals unsere Herrschaft der des Pascha's vorgezogen hatten. Den verschont gebliebenen Verwandten der Schlachtopfer wurde verboten, ihre Leichen zu begraben; eine einzige Frau, die Mutter Mazuck-Bey's, konnte ihres Sohnes Körper erhalten. Sie war früher mit Ibrahim-Bey vermählt gewesen, und verdankte die traurige Gunst, die ihr jetzt zu Theil wurde, noch dem Glanze, der das Andenken ihres hochverehrten Gatten umgab.

Unerbittliche Befehle wurden in ganz Ober-Aegypten gegeben, hunderte von abgeschlagenen Köpfen schmückten Mehemet-Ali-Pascha's Palast, und legten ein blutiges Zeugniß für seinen vollständigen Sieg ab. Ich aber, ich irrte lange Zeit flüchtig und ohne Heimath unter den Arabern umher; vor einigen Jahren erfuhr der Pascha, ich lebe noch, der einzige, der jener Metzelei entgangen, und ließ mir sagen, ich könne sonder Furcht nach Aegypten zurückkommen. Als ich mich ihm vorstellte, erfaßte ihn Mitleid und Erbarmen ob meines weißen Bartes; er umarmte mich, und weinte, von alten Erinnerungen tief ergriffen. Wir sehen Beide den Tag nahen, wo uns des Todesengels Schwert treffen wird, und oft erzeugt der Gedanke an Tod und Grab großmüthige Gefühle. Der Pascha bot mir eine Stelle an seiner Hofhaltung an, aber mein hohes Alter und die langen Leiden, die ich viele Jahre hatte ertragen müssen, ließen mir Ruhe vor allem nothwendig erscheinen; ich lehnte also Mehemet-Ali's Anerbieten ab, und begehrte nur die Erlaubniß, ungekränkt in Ober-Aegypten wohnen zu dürfen. Mehemet-Ali bewilligte meine Bitte, machte mir dieses Haus zum Geschenke, und setzte mir einen Jahrgehalt von vierundzwanzig Beuteln aus. Seit dieser Zeit habe ich friedlich gelebt; Allah anbetend, den Propheten segnend, erwarte ich ohne Furcht den Tod, der mir mit schnellem Schritt naht.

Du hast nun, mein Sohn, den Bericht gehört, den du von mir begehrtest, ich gab ihn dir treu und der Wahrheit gemäß, und nun meine ich, wirst du eingestehen, daß in diesen Ereignissen sich Allah's Wille glänzend geoffenbart hat, und daß man, ohne abergläubig zu erscheinen, der Vorherbestimmung Glauben beimessen darf."

Der Schädelthurm.

Von einem englischen Reisenden.

Im Sommer 1833 entschloß ich mich mit einigen Freunden, die Küsten der Berberei zu besuchen. Wir mietheten eine Brigantine von 120 Tonnen, und wandten uns zuerst nach Algier, wo wir vierzehn Tage verweilten. Von da fuhren wir nach Bona, hier sahen wir uns aber plötzlich zur Abreise genöthigt; ein renegater Jude, früher einige Zeit in Neapel in Diensten des Ex-Dey von Algier, später Dolmetscher am Bord, hatte uns bei den französischen Behörden der Spionerei verdächtig gemacht, demzufolge uns der Commandant der Stadt mit höflichen Worten bedeuten ließ, wir sollen nicht mehr an das Land steigen. Ziemlich mißvergnügt unterzogen wir uns dem Befehle und steuerten Tripoli zu. An der einst so berühmten Insel Jerbi wollten wir indessen nicht vorüberfahren, ohne das Wunder des Landes, den Schädelthurm, untersucht zu haben.

Die Insel bietet an und für sich nichts Merkwürdiges dar; auf dem äußerst flachen Lande sieht man bis in weite Ferne nur Dattel- und Olivenbäume, die hier im Ueberflusse wachsen. Jerbi liegt 180 englische Meilen von Tripoli, und gehört zum Paschalik von Tunis.

Hier befindet sich ein für jeden Menschenfreund merkwürdiger, die Neugierde des Reisenden besonders in Anspruch nehmender Gegenstand, nämlich ein am Landungsplatze auf dem Ufer erbauter Thurm, über dessen Ursprung ich mir nur mit Mühe einiges Licht verschaffen konnte. Die Insel war, wie ich wußte, öfter der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Gläubigen und den Christenhunden gewesen, wie sich die Muselmänner gewöhnlich auszudrücken belieben; von diesem Barbaren-Monumente hatte ich aber, so viel ich mich erinnerte, nie etwas gelesen oder gehört. Seiner Form nach ist es ein Kegel von dreißig bis fünfunddreißig Fuß Höhe, und fünfundzwanzig Fuß im

Durchmesser an der Basis. Dieser pyramidenartige Bau besteht aus Lagen von Menschenschädeln, die man künstlich auf Schenkelknochen geordnet hat; anfangs scheinen sie ganz einfach übereinander gelegt worden zu seyn, später aber wandte man, um dem Monument Dauerhaftigkeit zu verleihen, Mörtel zur Befestigung an. An der dem Meere zugekehrten Seite hatte sich ein Theil des Mörtels abgelöst, und an einigen Stellen lagen die Schädel ganz bloß. Ein Matrose von unserm Schiffe stieg in meiner Gegenwart bis zu der Spitze des Thurmes, wobei er sich ohne viele Umstände der Mundöffnungen als Stufen bediente; noch besitze ich gut erhaltene Zähne, die er bei dieser Gelegenheit aus mehreren von der Zeit gebleichten Schädeln riß. Von einem alten, wohlunterrichteten Muselmann, der, ohne sich strenge an die Vorschriften des Korans zu halten, gern eine Flasche Wein trank, erfuhren wir die Geschichte des seltsamen Denkmals, das wir eben mit besonderer Aufmerksamkeit in Augenschein nahmen. Folgendes ist der kurze Inhalt der Mittheilung, die er uns zwischen wiederholten Zügen aus der langen Pfeife und bei einer Jamaica-Rhum-Flasche zum Besten gab:

Die Insel Jerbi scheint unter der Herrschaft Moawgah I. von den westlichen Arabern erobert und colonisirt worden zu seyn. Zur Zeit der spanischen Expedition, die ich berühren werde, gehörte Jerbi, obgleich von einem eingeborenen Oberhaupte regiert, zu dem Gouvernement von Tripoli, und bezahlte der Pforte einen Tribut.

Auf dringendes Ansuchen des berühmten Großmeisters der Malteser-Ritter Lavalette ließ Philipp II. im Jahre 1561 eine beträchtliche Anzahl Galeeren zu dem Geschwader des Ordens stoßen, um die Stadt Tripoli zu erobern. Die Ritter bemächtigten sich dieses Platzes, vertheidigten ihn aber in der Folge so schlecht, daß ihn der bekannte Doophoot wieder nahm. Verrath soll ihm der Sage nach die Thore geöffnet haben. Doophoot konnte die Wichtigkeit einer Eroberung nicht entgehen, durch die er, von einer ausgezeichneten Lage begünstigt, dem Handel der Christen auf eine höchst wirksame Weise Fesseln anzulegen im Stande war; sogleich ließ er deßhalb nicht nur die alten Festungswerke wieder herstellen, sondern auch neue, furchtbare Batterien anlegen, welche die Stadt beinahe uneinnehmbar machten. So stand die Sache in Tripoli, als man auf eine Wiedereroberung dieses Platzes ausging. Admiral Doria commandirte die aus fünfzig Galeeren und fünfundzwanzig großen Transportschiffen bestehende (eine bedeutende Anzahl von Rittern nicht gerechnet), mit 30,000 Mann alter Truppen bemannte christliche Flotte. Das Gerücht von dieser Ausrüstung war Doophoot nicht sobald zu Ohren gekommen, als er ein leichtes Fahrzeug nach Constantinopel absandte, um Hilfe zu verlangen. Lacerda, Herzog von Medina-Celi, dem kurz zuvor die Würde eines Vice-Königs von Sicilien übertragen worden war, erhielt das Ober-Commando über die Landarmee. Niemand zweifelte am unvermeidlichen Falle von Tripoli, als Doria, der durch eine lange Erfahrung belehrt, stets, ehe er eine bestimmte Meinung faßte, ernste Prüfung anstellte, und nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in Malta sich bereits überzeugt hatte, daß es, was auch die Folge erwies, Lacerda gänzlich an Muth und Geschicklichkeit gebreche, obwohl er, an die Spitze der furchtbaren Expedition gestellt, sich in seiner ungezähmten Aufgeblasenheit der gänzlichen Vernichtung der türkischen Macht in Afrika rühmte.

Mit allen erforderlichen Geräthschaften, sowohl für den Dienst zur See, als für den zu Land versehen, ging die Flotte unter den glücklichsten Auspicien in bester Ordnung unter Segel. Nach drei Tagen ankerte man bei Tripoli. Jetzt schon zeigten sich die kriegerischen Eigenschaften des Vice-Königs, der bei dem bloßen Anblicke der Gefahren, denen er mit Muth und Kraft hätte entgegen treten sollen, wankte und wich. Nach kurzer Untersuchung des Platzes und der neu angelegten Batterien erklärte er, ein Angriff würde unter solchen Umständen zu gefährlich seyn; ohne ein ehrenvolles Resultat herbeizuführen, könnte es zu vielen Menschen das Leben kosten, man müsse daher die Ankunft von grobem Belagerungsgeschütze abwarten. Um die wahren, nur seiner eigenen Feigheit entspringenden Beweggründe zu verbergen, sandte er auch wirklich zwei Galeeren nach Malta mit dem Auftrage ab, Kanonen von größerem Kaliber zurückzubringen, und bestimmte als Zusammenkunftsort die Insel Jerbi, wohin er sofort die Flotte segeln ließ. Mit der Schwäche der Colonie vertraut, wollte er sich ohne Zweifel mit leichter Mühe in seinem Lande einen Namen machen, wobei er freilich nicht bedachte, daß eine solche Eroberung ein armseliges Kleinod für die Krone seines königlichen Herrn seyn würde.

Als der Befehl jener schmachvollen Rückzüge bekannt wurde, konnten die Officiere mit vereinter Macht die alten spanischen Truppen kaum vom Aufruhr zurückhalten; diese braven Veteranen waren nicht gewöhnt, ohne Kampf zu fliehen; der Mehrzahl nach aus verdienten Kriegern bestehend, in Feldzügen ergraut, legten sie über das Benehmen ihres Führers den lebhaftesten Unwillen an den Tag.

Auf der Höhe der Insel angelangt, mußten sich die größeren Schiffe etwa vier Meilen vom Gestade vor Anker legen, während die weniger tief gehenden Transportschiffe sich dem Ufer mehr nähern konnten. Ungehindert stieg eine Truppenabtheilung auf Kähnen an derselben Stelle an das Land, wo man jetzt den Schädelthurm sieht. Staunen fesselte im ersten Augenblicke die Inselbewohner, bald aber griffen sie zu den Waffen, um sich dem plötzlichen Ueberfalle zu widersetzen. Doch was vermochte eine Hand voll undisciplinirter Araber gegen die Taktik eines Christenheeres? Letzteres verlor wenige Menschen, während mehrere Hunderte von den ersteren auf dem Schlachtfelde blieben. Die Sieger bemächtigten sich der Stadt, und übten hier alle Greuel der Plünderung und ungezügelten Ausschweifung. Jede Disciplin wurde vergessen, und der Krieg mit all' seinen Schrecknissen breitete sein blutiges Panier über die unglückliche Stadt aus. Das Geschrei der Weiber, die ihre Gatten vergebens um Hilfe anriefen, das Stöhnen der Sterbenden, Aechzen und Verwünschungen vermischten sich auf schaudererregende Weise mit dem Toben und den Jubeltönen der Mörder. Keine Scho-

nung für Alter und Geschlecht mit Ausnahme weniger, denen ein noch elenderes Geschick vorbehalten war. Die Hareme wurden überfallen, und die Weiber je nach der Laune der Sieger erdrosselt, oder weggeschleppt. Gefangene suchte man durch die grausamsten Foltern zu zwingen, den Ort anzugeben, wo sie ihre Schätze vergraben hatten; aber alle starben eher den Heldentod, als daß sie die gemeinschaftliche Sache verrathen hätten.

Eine Anzahl Einwohner hatte sich in den Burgis-Sook oder Thurm des Marktplatzes, ein kleines, westlich vom Landungsplatze liegendes Festungswerk zurückgezogen; als sie sich aber bis in ihren Zufluchtsort verfolgt sahen, schlugen sie sich muthig durch die Reihen der Christen, vereinigten sich sodann unweit von der Stadt mit ihren Freunden, und erzählten diesen von den Greueln der Verwüstung, die sie mit angesehen hatten.

Um sich einen Begriff von der Heftigkeit ihrer Empfindungsweise zu machen, muß man eine Zeit lang unter diesen Inselbewohnern gelebt haben. Wie die Indier in Nord-Amerika, welche, vom Racheburst gespornt, sich in allen ihren Handlungen nur von ihrer zügellosen Leidenschaft bestimmen lassen, warten sie, wie lange es auch anstehen mag, bis sich eine günstige Gelegenheit zeigt, und unterziehen sich jeder Entbehrung, ohne je das vorgesteckte Ziel aus den Augen zu verlieren. Alle hatte das Unglück getroffen, Alle schnaubten Haß und Wiedervergeltung, sahen aber wohl ein, daß sie in geordneter Schlacht nicht zu ihrem Zwecke gelangen würden.

Eine kleine Strecke vom Dorfe Wadez Zebeed versammelte Yokdah, das Oberhaupt der Insel, seine Leute unter einer Gruppe von Dattelbäumen, um hier die Stunde der Rache zu erwarten. Hierbei rechnete er hauptsächlich auf den Mangel an trinkbarem Wasser das die Christen sehr ferne von der Stadt holen mußten. Er ließ so viel als möglich Datteln-Branntwein zusammenbringen, und diesen an eine Stelle setzen, wo die Fremden, wenn sie die Insel durchzogen, nothwendig vorüberkommen mußten. Man hatte noch für Mittel zum Angriffe und zur Vertheidigung zu sorgen, denn die Christen hatten die Insel mit ihrem Ueberfalle so sehr überrascht, daß sogar die Zeit zu kurz gewesen war, die Familien und Kleinodien in Sicherheit zu bringen. Von Natur mäßig, begnügt sich der Araber indessen mit wenigem, etwas Wasser und einige Datteln reichen zur Nahrung solcher in Wuth entbrannter Menschen hin.

Hier müssen wir uns einen Augenblick von dem Lager der Araber trennen, und zu den Schicksalen einer Jungfrau übergehen. In Zobah, der einzigen Tochter des Araber-Häuptlings Yokdah, sah der Vater sein Lebensglück; sie war die Wonne seines Herzens, das Licht seiner Augen. Wie durch ein Wunder war sie der allgemeinen Metzelei entgangen, die in dem Hause ihres Vaters stattgefunden hatte, und glaubte sich in dem Zufluchtsorte, wo sie sich verborgen hielt, in voller Sicherheit; aber ein Scheusal in menschlicher Gestalt, mit Namen Don Jose de Savena, Kapitän von Lacerda's Leibgarden, entdeckte den Aufenthalt der Unglücklichen. Savena war ein Officier, der sich bei jeder Gelegenheit durch Muth und Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte, aber sein Herz war jeder bessern Regung entfremdet, und ihn beherrschte die Macht der Hölle. Er war zuerst in Jerbi an das Land gesprungen; bebend vor Ungeduld hatte er sich lange, ehe die Kähne das Ufer erreichten, in das Meer gestürzt, und ganz allein dem Feinde gegenübergestellt. In Yokdah hatte er den Führer der Araber erkannt, und gewiß wäre dieser seinen Streichen unterlegen, hätte das Gewühl die Kämpfenden nicht getrennt, nachdem sie sich gegenseitig leichte Wunden beigebracht. Er war auch der erste, der in die Stadt eindrang, und an den Greueln, die hier von den Siegern verübt wurden, ist ihm ein guter Theil zuzuschreiben. Einer seiner Soldaten machte den Winkel ausfindig, in dem sich Zobah verborgen hielt, und führte die Unglückliche als einen seiner Beachtung würdigen Gegenstand vor seinen Chef. Wäre ein Funke von Menschlichkeit in der Seele dieses Barbaren vorhanden gewesen, das arme Mädchen hätte nicht vergebens zu seinen Füßen Schutz und Rettung von Schmach und Schande flehen können. Ihr wäre der Tod, den sie in diesem fürchterlichen Augenblicke anrief, willkommen gewesen. Aber weder Bitten noch Thränen konnten das Ungeheuer erweichen.

Wie es ihr dennoch gelungen war, die Thore der Stadt zu erreichen, weiß man nicht; man fand sie ohnmächtig unfern vom Lager der Araber am Boden liegend. Unverweilt brachte man sie in ein Zelt und verwandte die zärtlichste Sorge auf ihre Wiederbelebung; aber sie erwachte nur zum Daseyn, um die ausgestandenen Leiden zu erzählen und schloß dann die schönen Augen auf immer.

Yokdah gerieth in Wuth und Verzweiflung; nur mit Gewalt konnte man ihn dazu bringen, daß er nicht sogleich forteilte, um den Mörder seines Kindes aufzusuchen, und fürchterliche Rache an ihm zu üben. Der Araber brachte den Schmerz des Vaters in seinem Innern nur zum Schweigen, um den Pflichten des Häuptlings desto wirksamer Gehör geben zu können. Er versammelte einen Kriegsrath, und besprach sich über den Plan, den man befolgen wollte. Während der Berathung kam ein Bote mit der Meldung, die Christen haben sich in kleineren Abtheilungen nach verschiedenen Seiten der Insel zerstreut, um das Werk der Plünderung zu vollenden, seyen indessen durch übermäßigen Genuß von Branntwein gänzlich erschöpft.

Yokdah hielt den Augenblick für günstig, eine dieser Abtheilungen zu überfallen; man war nur nicht einig, welche man zuerst angreifen sollte, als die Nachricht einlief, ein Theil der christlichen Truppen habe sich in ein kaum anderthalb Meilen vom arabischen Lager entferntes Dorf geworfen, und überlasse sich dort den schändlichsten Ausschweifungen. In ihrer Unvorsichtigkeit und in der Geringschätzung für die Feinde gingen die Spanier so weit, daß sie nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln trafen. Yokdah wußte seinen Verbündeten klar zu machen, daß der Erfolg ihres Unternehmens nur von der raschen Ausführung, und von dem geheimnißvollen Schleier abhänge, hinter dem man ihre Bewegungen zu verbergen wisse. In Kurzem brachen auf seinen Befehl tausend Reiter und zwei-

tausend Mann Fußvolk zum Angriffe auf. Bald hatte man das Dorf erreicht, aus dem sich dumpfes Geschrei und Aechzen vernehmen ließ; der Unglücksbote hatte nicht gelogen. Yokdah ließ das Dorf einschließen, damit keiner der Feinde entkomme, und auf ein gegebenes Zeichen setzte sich das ganze arabische Corps in Bewegung. Die Christen hatten nicht einmal eine Wache ausgestellt, der Ueberfall war auf diese Weise leicht zu bewerkstelligen, und der Sieg konnte um so weniger lange zweifelhaft bleiben, als die Spanier, von Anstrengung und Hitze bedrückt, die Kürasse abgeschnallt hatten.

Die Stunde der Rache war erschienen. Nicht ein Christ entkam, der dem übrigen Heere die Nachricht von diesem Blutbade hätte bringen können, bei dem, nach der Aussage der Türken, mehr als zweitausend Spanier das Leben verloren.

Nichts vermochte die Wuth der Araber zu zügeln. Blutgierig stürzten sie sich auf eine andere Abtheilung von Spaniern, die in dem Dorfe Esserk Greuel verübte. Auch hier triumphirten die Araber, obgleich man ihnen den Sieg durch hartnäckigen Widerstand streitig zu machen suchte. Ein Theil der Spanier rettete sich in die Stadt; die Uebrigen wurden ohne Barmherzigkeit niedergemacht. Ermuthigt durch den glücklichen Erfolg stürzten sich die Araber den Fliehenden mit Siegesgeschrei nach, und drangen überall, Schrecken verbreitend, in dichtem Gedränge mit den Christen in die Stadt ein. Die Spanier suchten ihr Heil in der Flucht dem Meere zu. Die Officiere, Savena an der Spitze, versuchten vergebens die Ordnung wieder herzustellen. Versprechen, Drohungen, Gewaltmittel — Alles blieb fruchtlos; jeder suchte ein Schiff zu erreichen. Unglücklicher Weise war kurz zuvor die Ebbe eingetreten, und die Schaluppen lagen auf dem Trockenen. Noch hofften die Fliehenden über die Sandbänke ihre Schiffe erreichen zu können, aber von Wuth entbrannt verfolgten die Araber ihre Feinde bis in das Meer, wo sie die von ihren schweren Waffen im Laufe gehemmten Spanier leicht einholen und niedermachen konnten. Keiner, der den unseligen Boden betreten hatte, vermochte dem Tode zu entkommen. Savena und einige Officiere schlugen sich am Ufer mit dem Muthe der Verzweiflung, aber einer nach dem andern fiel, nur Savena leistete noch einige Zeit Widerstand, doch auch er wurde am Ende überwunden, und nach einem besonderen Befehle lebend weggeführt. Zobah's Vater hatte ihn einem schrecklichen Tode geweiht.

Der Vice-König Lacerda war am Bord geblieben; er wollte sich erst am andern Tage ausschiffen, um mit allem möglichen Pompe von seiner Eroberung Besitz zu ergreifen. Als er aber sah, wie man seine Truppen schonungslos niedermetzelte, gerieth er in gränzenlose Verzweiflung, doch er vermochte den Flüchtigen keine Hilfe zu bringen, weil alle Kähne weggeführt waren, und keines seiner Schiffe sich dem Ufer nähern konnte.

Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß im Augenblicke, da die Spanier dem Angriffe ihrer Gegner unterlagen, die aus fünfunddreißig Segeln bestehende türkische Flotte in guter Ordnung gegen das christliche Geschwader, zum Kampfe bereit, vorrückend am Horizonte erschien; das war die Hilfe, die man den Tripolitanern von Constantinopel aus sandte.

Doria bemerkte zuerst die Annäherung der Flotte der Ungläubigen; er konnte leicht die Gefahr berechnen, ließ schleunig die Anker lichten und befahl seinen Galeeren, nach seinem Beispiel einen Durchbruch durch die feindliche Flotte zu versuchen, die einen Halbmond bildete. Aber nur Doria und fünf Galeeren gelang gelang es, die türkische Flotte zu durchschneiden; alle andere spanische Schiffe fielen in die Hände des türkischen Admirals. Der Sage nach verloren die Spanier bei diesem Kampfe vierzehntausend Mann. Fünfundzwanzigtausend kamen bei der ganzen Expedition um. Den Verlust der Türken schätzt man auf fünfzehntausend Menschen. Lacerda war mit Doria entkommen, aber nur um den Rest seiner Tage in Schande und Verachtung hinzuschleppen.

Der Rachedurst der Araber war gestillt; doch sie wollten ein Monument errichten, um das Andenken an diesen Tag zu verewigen. Wer unter ihnen zuerst den Gedanken gehabt, einen Schädelthurm zu erbauen, weiß man nicht. Die Araber schnitten allen Christen die Köpfe ab, und erbauten den Thurm, Yokdah aber trug den letzten Stein zum Baue.

Savena's Bestrafung wog die Größe seines Verbrechens auf. Nachdem man ihn alle möglichen Qualen hatte ausstehen lassen, schleppte man ihn an den Ort, wo das traurige Monument errichtet wurde, und verdammte ihn zur Strafe des Spießens. Vergebens flehte er um einen schnelleren Tod; war er für sein Opfer unerbittlich gewesen, so hatte man jetzt auch keine Gnade für ihn. Man wußte ihn unter schrecklichen Leiden so lange beim Leben zu erhalten, bis der Thurm vollendet war; der letzte Kopf fehlte noch, dazu nahm man den seinigen.

Ein Abend bei den Negern von West-Afrika.

Von demselben.

Ich hatte M'Barul mit meinen Reisegefährten verlassen, um in dem benachbarten Walde zu jagen; in Masse zogen wir quer über die Felder, die von den Tritten einer Elephantenheerde durchlöchert waren, welche sich so eben während der Nacht den Durst im Senegal gestillt hatte.

Der Wald war schwer zugänglich; wir trennten uns nach und nach, und bald fand ich mich allein. Das Wiegen der Palmbaumfächer und die lärmenden Spiele der Affen, von denen der größte aus der Bande mir meinen Hut zu nehmen suchte, ließen mich die Worte und den Marsch der übrigen Jäger nicht mehr vernehmen. Ich zitterte bei dem Gedanken, wie verlassen und von aller menschlichen Hülfe entfernt ich jetzt war; aber mit dem Vertrauen, das mir mein Gewehr einflößte, wanderte ich nach der Richtung fort, von der ich glaubte, meine Gefährten haben sie genommen. Oft mußte ich in diesem Irrsale dicht verwachsener Bäume, wo noch

nie eine Art erklungen, Umwege machen, um die Einstürze dieser verkalkten, unterhöhlten, mit Ueberresten von Thieren besäeten Erde zu vermeiden. Jeden meiner Schritte maß ich ab, und meine Augen, auf die der Schweiß meiner Stirne in dicken Tropfen herabfiel, hafteten an den großen Bäumen, in deren Schatten ich gern ausgeruht hätte. Mein Herz pochte hörbar, und ich mußte von Zeit zu Zeit stille stehen, um deutlicher sehen zu können. Auf einem freien Raume im Walde wollte ich eben am Rande der Sonne die Stunde ermitteln, als plötzlich glänzende Schuppen mitten unter vertrockneten, vergelbten Kräutern meine Aufmerksamkeit auf sich zogen; der Schweif einer ungeheuern Boa wurde unter einem aus Alter eingestürzten Baumstamme sichtbar. Ich schaute nicht mehr zum Himmel hinauf, untersuchte nicht mehr den Boden, sondern lief aus Leibeskräften in das Dickicht, ohne mich durch etwas leiten zu lassen, als durch die Furcht vor der Stelle, die ich zu fliehen suchte. Ich mochte lange auf dem eingeschlagenen Wege fortgeschlichen seyn, als ich, von Hunger ergriffen, in Schweiß gebadet, mich auf den von einem Tamarindenbaume beschatteten Boden niedersetzte. An den breiten Stamm gelagert, der mich gegen die Strahlen der Mittagssonne unter der heißen Zone schützte, gab ich den verschiedenen Gefühlen Raum, die meine Brust bewegten und meinen Kopf beunruhigten. Die mächtigste, alle übrigen beherrschende Empfindung, war die Erinnerung an das Vaterland, dessen schönes Bild mitten in dieser Einsamkeit in mir erwachte, und in der Entfernung, die mich von ihm trennte, noch herrlichere Farben anzunehmen schien. Hunger und Ungewißheit wollten mir das theure Bild streitig machen und ich sah mich auf hundertfünfzig Stunden von der Stadt der Weißen allein mit der Furcht vor den Mauren der Wüste. Eine Art von Verzweiflung schnürte mir das Herz zusammen, da machten mir zwölf mit Gewehren bewaffnete Neger, die sich entfernt von meinem Baumstamme erhoben, ihre Anwesenheit bemerkbar. Mein weißer Hut hatte mich verrathen; ich näherte mich ihnen und suchte ihre Absicht aus ihren Gebärden zu erklären; durch ihre Unbeweglichkeit nach und nach beruhigt, konnte ich mir einen Plan entwerfen, wie ich an sie gelangen wollte, aber sie hatten mich schon in ihrer weichen, schwermüthigen Sprache gegrüßt. Sie reichten mir Alle die Hand und ich erklärte ihnen dagegen meine Irrfahrt. Sie beeilten sich, mir die Last meines Gewehres abzunehmen; Einer eilte voraus, um die Ankunft eines Weißen in dem Dorfe zu verkünden, das ich bald mit seinen von Erde überzogenen Mauern und seinem engen Eingange erblickte. Eine Menge kleiner Knaben und Mädchen liefen herbei, um den Weißen zu sehen; sie schlugen den Tam-tam und in die Hände, und sangen mitten unter dieser lärmenden Musik folgendes Lied: „Der Weiße war im Walde verloren; er hörte das Gebrüll des Löwen und das Heulen des Schakals; der Weiße hatte Hunger, er kommt in unsere Hütte, die ihm Schutz gegen die Hitze bietet, und wir werden ihm zu essen geben."

Nachdem ich mich sechs oder siebenmal in den spiralförmigen Straßen des Dorfes gedreht hatte, gelangte ich endlich zur Hütte des Häuptlings, wo ich mich auf eine Matte setzte; man reichte mir Cuscu, den ich mit den Fingern verzehrte, sodann Sangle (mit Milch zubereitete Hirse); bei jedem neuen Gerichte bot mir ein Gefangener eine Schüssel mit lauem Wasser, um meine Hände zu reinigen; Datteln, Guavaven, Tamarinden und Bananen standen im Ueberflusse zu einem üppigen Nachtische auf der Matte umher. Die Menge drängte sich an die Thüre der Hütte, zog jedoch zuvor die Sandalen als Zeichen der Achtung ab. Den Männern drückte ich die Hand, und von den Weibern empfing ich Kniebeugungen mit der vollen Würde eines Kadi.

Man reichte mir den Sekio (ein Stäbchen von Maulbeerbaum- oder Weidenholz, woraus man durch Zerbeißen der Enden eine kleine Zahnbürste macht); im Andenken an die eleganten Cigarrenraucher meiner Heimath wußte ich mich desselben ziemlich anmuthig zu bedienen. Alle Welt saß auf orientalische Weise, d. h. auf dem Boden; ich nahm alle meine Sinne in Anspruch, um Africa's Genüsse in vollem Umfange zu empfinden. Sänger und Sängerinnen wechselten in der Versammlung; sanfte, traurige Gesänge bildeten das Vorspiel; bald war es die poetisirte Geschichte eines Geistes, bald die Geschichte eines Kriegers, den ein Marabut auf die Bitte eines rachesüchtigen Weibes bezaubert hatte; das waren lauter Stoffe, die sie zum dreißigsten oder hundertstenmale wiederholten; aber die Sänger sind auch Improvisatoren, und als sie ankündigten, daß sie mein Unglück im Walde, meine Aufnahme bei dem Borumbar und das Glück, dessen ich mich im Lande erfreuen werde, besingen wollten, erscholl ein Beifallsdonner; dabei dienten mir ihre Gebärden zum besseren Verständnisse ihrer Worte; in dem Spiele ihrer Physiognomien ließen sie mich von der bangen Unruhe, die mir die Einsamkeit im Walde verursacht, zu dem Schrecken übergehen, den mir das Geschrei der wilden Thiere einflößte; dann stellten sie mich als niedergeschmettert, vernichtet dar; der Augenblick, da ich die Unterstützung meiner Wirthe erhielt, zeichnete sich durch allgemeinen Tanz der Sänger und Sängerinnen aus, wobei diese die Behendigkeit ihres Körpers mit so gewaltiger Aufregung entwickelten, daß sie bald in einem Delirium, in einem Sanct Veits-Tanze begriffen schienen; sie sprangen wie Rasende; ihre unmäßigen Bewegungen folgten sich mit solcher Schnelligkeit, daß mein Auge nicht mehr zu folgen vermochte; das Klatschen mit den Händen begann jetzt wieder mit erneuerter Kraft, und der Tam-tam ließ ein verdoppeltes Getön vernehmen; alle Sinne waren in Aufruhr, die Freude stieg zur Raserei, der Jubel zu seiner höchsten Potenz; es gab keine Worte mehr; sie dachten, hörten, sahen nicht mehr; ihre Nerven schienen durch eine electrische Entladung erschüttert; hätte diese Scene längere Zeit gedauert, als ich brauche, um sie zu erzählen, so wäre ich in neue Unruhe gerathen; aber wie die Beduinen in Paris nach ihren gefährlichsten Sprüngen stolz zu ihren Plätzen zurückkehren, so gingen unsere Sängerinnen gleichgültig zur Thüre hinaus. Die Ruhe war wieder hergestellt, aber zu neuer Ergötzung wollten die guten Neger wissen, wie man in Europa tanze; willig gab ich mich dazu her; doch aus dem Gähnen meiner Wirthe glaubte ich schließen zu müssen, dieser Tanz erscheine ihnen albern.

Die Abendunterhaltung sollte sich durch andere Spiele und neue Vergnügungen hinausziehen, als einer meiner Neger, den man abgesandt hatte, um mich aufzusuchen, mir sagen ließ, er erwarte mich mit einem Pferde, um nach M'Barul zurückzukehren, wo sich meine Reisegefährten befänden. Ich setzte den Fuß in den breiten maurischen Steigbügel und ritt unter abermaligem Zurufe fort, indem ich meinem Neger befahl, dem, der mich in seiner Wohnung aufgenommen, meine Dankbarkeit auszudrücken, und alles Pulver zu geben, das ich bei mir hatte. Meine Gefährten traf ich ganz blaß vor Schrecken beim Anblicke eines Löwen, den sie als König mitten in den jungfräulichen Wäldern einherspazierend getroffen, ohne daß sie seinen Spaziergang zu beunruhigen versucht hätten.

Sitten und Gerichts-Verfahren der neueren Egyptier.

Aus dem kürzlich erschienenen Werke des Engländers Lane, welcher sechs Jahre in Aegypten zugebracht hat.

Bei den Egyptiern, wie bei den übrigen muhammedanischen Nationen, bilden die Religion und die Gesetzgebung den wichtigsten Zweig der Erziehung und die Hauptgrundlage der Sitten und Gebräuche des Volkes. Die Gesetze sind in der That ein Theil der Religion; die Religion und die Gesetze haben, wie bei dem mosaischen System, einen gemeinschaftlichen Ursprung. Der Koran ist für die Muhammedaner, was für die Juden die Bücher Mose waren; er enthält, was ihnen zu thun verboten ist. Er ist zugleich Glaubensregel und Lebensregel, das Evangelium des Iman oder des Priesters, und der Coder des Cadi, oder des Richters. Um den gegenwärtigen Zustand der socialen Verhältnisse in Egypten richtig zu schätzen, muß man nothwendig die Religion und die Gesetze nicht nur in ihren Hauptgrundsätzen, sondern auch in ihren geringfügigsten Einzelnheiten sorgfältig studiren und gründlich kennen.

Die Hauptgrundsätze der muhammedanischen Religion, von den Arabern der Islam genannt, sind in folgenden zwei Artikeln enthalten: „Es gibt keine andere Gottheit, als Gott, und Muhammed ist der Apostel Gottes." Die Muhammedaner glauben überdieß an die Existenz der Engel und des Teufels, an Genien, ein zwischen den Engeln und Menschen stehendes Geschlecht, an die Unsterblichkeit der Seele, an die allgemeine Auferstehung und das jüngste Gericht, an Belohnung und Strafe eines Paradieses und einer Hölle. Ihr Paradies ist übrigens ein Ort der Schwelgerei, wo die Seligen ohne Rückhalt und ohne Uebersättigung jeder Sinnenlust fröhnen. Die wichtigsten Pflichten, die der Islam seinen Gläubigen auferlegt, sind das Gebet, das Almosen, das Fasten und das Pilgern.

Dem Gebete muß immer eine Abwaschung oder Reinigung vorhergehen, da die größte Reinlichkeit bei allen religiösen Ceremonien nicht nur an der Person des Gläubigen selbst, sondern auch an Allem, was den Boden, die Matte, den Teppich, das Kleid, auf dem er betet, berührt, erfordert wird. Der Prophet verbot den Frauen nicht, den öffentlichen Gebeten in den Moscheen beizuwohnen, er empfahl ihnen nur abgesondert zu beten, weil, wie er sagte, die Gegenwart der Frauen den Männern eine Andacht einflößen müßte, die zu sehr verschieden von derjenigen wäre, welche sich an einem dem Gottesdienste geweihten Orte geziemt. Diese Empfehlung Muhammeds wurde später in einen absoluten Befehl verwandelt, und die egyptischen Frauen beten nur selten, seitdem sie sich aus dem Tempel vertrieben sehen.

In Cairo hat jede Moschee einen Nazir, eine Art von Oberintendanten zum Vorsteher, der die der Moschee legirten Güter verwaltet, und die Diener der Religion und alle Unterbeamten ernennt. In der Regel hat jede Moschee zwei Imans, der eine predigt und betet vor der Versammlung, während der andere zu bestimmten Stunden die fünf Gebete des Tages spricht. Bei den Egyptiern und den andern muhammedanischen Völkern werden die Kosten des Gottesdienstes nie aus dem Staatsschatze bestritten, die Imans und die Unterbeamten beziehen ihren Gehalt aus den besondern Einkünften der Kirchen. Die Lage der Imans ist auch im Uebrigen in jeder Beziehung von der der christlichen Priester verschieden. Sie üben keine Autorität über andere Personen, genießen nur die Achtung, die ihnen ihre Frömmigkeit oder ihre Weisheit erwirbt, und bilden durchaus keinen bestimmten Orden, keine unauflösliche Brüderschaft. Wer gestern von dem Nazir zum Iman einer Moschee ernannt worden ist, kann heute wieder entlassen werden, und verliert mit seinem Amte und seinem Gehalte auch den Imans-Titel. Der Gehalt ist in der Regel sehr gering. Die Khatub oder Prediger erhalten einen Piaster, ungefähr sieben Kreuzer, die gewöhnlichen Imans fünf Piaster, fünfunddreißig Kreuzer (einen Drittels-Thaler) monatlich. Deßwegen treiben auch beinahe alle Handel; einige verkaufen Materialwaaren oder Parfumerien; die meisten sind Schullehrer. Diejenigen, welche keine regelmäßige Beschäftigung dieser Art haben, gehen von Haus zu Haus, und lesen den Koran gegen eine mäßige Belohnung.

Die bürgerlichen Gesetze der Muhammedaner entspringen aus derselben Quelle, wie ihre Religion; sie sind zum Theil auf die Gebräuche der heidnischen Araber gegründet, welche Muhammed in allen Dingen beibehalten hat, die in keinem Zusammenhange mit dem Götzendienste stehen; überdieß sind sie aber auch auf die jüdische Schrift und die Ueberlieferungen gebaut. Schweigt der Koran, so nimmt der Richter seine Zuflucht zu den Traditionen des Propheten. Liefert diese gewichtige Autorität keine Regel, um eine schwierige Frage darnach zu entscheiden, so befragt man einen der vier großen Imans oder Gründer der vier orthodoxen Secten des Islam, nämlich die Hhanafeen, die Schaffeen, die Malikeen, und die Hhambeleen. Ist auch diese Quelle erschöpft, was ziemlich oft geschieht, so wird

das Urtheil nach der Ansicht einiger anderer bedeutender Gelehrten gesprochen: dieses sind die Rechtsquellen bei den Egyptiern und den Türken.

Das Ehegesetz verbietet den Egyptiern ausdrücklich, mehr als vier legitime Frauen zugleich zu haben; über die Zahl der Concubinen spricht es nicht. Der Ehevertrag wird auf legale Weise durch eine Erklärung vor Zeugen, und durch die gänzliche oder theilweise Bezahlung eines Leibgedings geschlossen. Der Mann allein hat die Befugniß, die Ehe zu scheiden. Diese Befugniß ist indessen gewissen Beschränkungen unterworfen. Ein Mann kann sich zweimal von seiner Frau scheiden, und sie ohne irgend eine Förmlichkeit wieder nehmen. Trennt er sich ein drittesmal, oder spricht er eine dreifache Scheidung auf einmal aus, so kann er sie nicht wieder ehelichen, so lange sie nicht von einem andern Manne geheirathet worden ist, der sich seinerseits nach Vollziehung der Ehe geschieden hat. So erzählt Lane folgende Geschichte, bei der einer seiner Freunde Zeuge war:

Er befand sich in einem Caffeehause mit zwei Egyptiern, von denen der eine sehr gegen seine Frau aufgebracht schien, und nach einem kurzen Gespräche über den Gegenstand des Ehezwistes ließ dieser Mann seine Frau holen, sagte zu ihr, sobald sie eintrat: „Du bist dreimal geschieden," und fügte dann, sich gegen die zwei Anwesenden wendend, bei: „Ihr, meine Brüder, seyd meine Zeugen." Bald reute ihn, was er gethan, und er äußerte den Wunsch, seine Frau wieder zu nehmen; aber sie weigerte sich, wieder bei ihm zu wohnen, indem sie sich auf das Shara Allah oder Gottesgesetz berief. Die Sache kam vor die Mahkemeh; die Klägerin erklärte, der Beklagte sey ihr Gatte gewesen, habe gegen sie die Sentenz der dreifachen Ehescheidung ausgesprochen, und mache sich nun, da er sie wider das Gesetz abermals heirathen wolle, eines Verbrechens schuldig.

„Alles dieses ist falsch," rief der Mann.

„Habt ihr Zeugen," fragte der Richter die Klägerin.

„Ich habe zwei," entgegnete sie. Und die zwei befragten Zeugen erklärten wirklich, der Mann habe gesagt: „Du bist dreimal geschieden."

Der Mann. Ich wollte von einer andern Frau sprechen.

Die Frau. Du hast keine andere Frau, als mich.

Der Richter. Du kannst es unmöglich wissen. Zeugen, hat der Mann den Namen der Frau ausgesprochen, von der er sich schied?

Die Zeugen. Wir haben es nicht gehört.

Der Richter. Könnt ihr schwören, daß die Klägerin wirklich die Frau ist, von der sich der Mann dreimal in eurer Gegenwart geschieden hat?

Die Zeugen. Wir können die Identität einer Person nicht beschwören, die wir nie entschleiert gesehen haben.

Unter solchen Umständen glaubte der Richter den Beklagten freisprechen zu müssen, und die Frau sah sich genöthigt, zu ihrem Manne zurückzukehren.

Es läßt sich leicht begreifen, welche traurige Folgen dieses Ehescheidungsgesetz für beide Geschlechter nach sich zieht. So gibt es denn auch wirklich wenige Egyptier, die im Verlaufe von zehn Jahren nicht zwanzig, dreißig und sogar vierzig Frauen geheirathet haben; und man trifft nicht selten noch sehr junge Frauen, welche schon zwölf bis fünfzehn Gatten angehörten. Lane erzählt, eine gewisse Anzahl von Männern nehme jeden Monat eine neue Frau. Das Gesetz begünstigt übrigens gewisser Maßen die Ausschweifung der Frauen, denn da es vier Augenzeugen zum Beweise des Ehebruchs verlangt, so entzieht es ihren Gatten alle Mittel, sie dieses Vergehens zu überweisen. Diejenigen, welche der Richter für schuldig erkannt, sollen nach dem Buchstaben des Gesetzes gesteinigt werden; aber dergleichen Executionen finden nur sehr selten statt. Durch die Schwierigkeit, die erforderliche Anzahl der Zeugen zu erhalten, und durch die Furcht, im Falle des Unterliegens der Klage ehrlos erklärt zu werden, sieht sich der Gatte gezwungen, blind zu seyn und zu schweigen, wenn trotz der Vorsichtsmaßregeln des Harem eine seiner Frauen die geschworene Treue gebrochen hat.

In Egypten bestraft man die Verbrechen nach Grundsätzen, die dem Islamismus eigenthümlich sind. Der Mord wird mit dem Tode oder mit einer den Erben der ermordeten Person zu bezahlenden Geldbuße bestraft. Diese Erben können nach Belieben verlangen, daß der Schuldige hingerichtet werde, oder sich mit einer pecuniären Sühne begnügen. Nach dem Koran müßte der Diebstahl mit dem Verluste der rechten Hand bestraft werden, aber ein Scaneh-Gesetz hat verordnet, daß diese allzustrenge Strafe nur zur Anwendung gebracht werden solle, wenn der Diebstahl unter erschwerenden Umständen verübt worden sey. Trunkenbolde wurden ehemals mit der Peitsche gezüchtigt. Von allen Städten Egyptens hat die Stadt Cairo allein diese Verordnung des Propheten nicht aufgehoben. Noch heut zu Tage betrachtet man die Abtrünnigkeit als das größte der Verbrechen, und bestraft sie häufig mit dem Tode, wenn der Schuldige nicht nach dreimaliger Aufforderung zu seinem früheren Glauben zurückkehrt.

„Eines Tages," erzählt Lane, „sah ich eine Frau, welche die Henker durch die Straßen von Kahira schleppten, in der Absicht, sie in den Nil zu stürzen. Ich befragte mehrere Personen, und erfuhr, daß sie den Glauben Muhammeds abgeschworen, und einen Christen geheirathet habe. Sie ritt auf einem Esel nach Art der egyptischen Frauen, in reicher Kleidung, umgeben von Soldaten und einer großen Menschenmenge, die, weit entfernt, ihr Geschick zu beklagen, die abscheulichsten Verwünschungen gegen die Arme ausstieß. Vergebens ermahnte sie der Cadi, der sie verurtheilt hatte zum muselmännischen Glauben zurückzukehren. Ihr Vater war ihr Ankläger. Sie wurde in einer Barke mitten auf den Strom geführt, völlig entkleidet, erdrosselt, und in den Fluß gestürzt. Die Europäer, welche damals in Kahira wohnten, bedauerten sehr, daß der Pascha sich eben in Alexandrien befand, denn sie hätten von ihm ohne Zweifel die Begnadigung der Unglücklichen bewirkt. Einige Monate früher hatte er ihnen das Leben einer andern muselmännischen Frau zugestanden, die, ihrer Aeußerung nach, lieber sterben als den christlichen Glauben abschwören wollte."

Nach dem muhammedanischen Gesetze theilen die

Kinder, was immer der Rang ihrer Geburt seyn mag, die Güter ihrer Aeltern zu gleichen Theilen, und es findet kein Unterschied zwischen denen statt, welche von legitimen Frauen geboren sind, und denen, welche der Vater mit Sklavinnen im Concubinate erzeugt hat. Nur die Kinder weiblichen Geschlechts erhalten nie mehr als die Hälfte von dem, was den Kindern männlichen Geschlechts zukommt. Jeder darf irgend einer Person, aus welchem Grunde es auch seyn mag, nur den dritten Theil seiner Güter vermachen. Das Uebrige gehört von Rechts wegen und ungeschmälert seinen Descendenten, wenn sein Vater und seine Mutter todt sind, und er keine lebende Frau hinterläßt. Im entgegengesetzten Falle erhalten die Eltern je ein Sechstel. Ist der Erblasser ohne Nachkommenschaft gestorben, so zieht der Vater zwei Drittel, und die Mutter ein Drittel des Nachlasses an sich; hatte er Brüder oder Schwestern, so wird das Drittel der Mutter in zwei gleiche Theile getheilt, eines kommt der Mutter und das andere den Geschwistern zu. Die Frau oder die Frauen, welche ihren ohne Descendenten verstorbenen Gatten überleben, haben ein Recht auf ein Viertel des Nachlasses; hat er Descendenten hinterlassen, so erhält sie nur ein Achtel. Der Mann, der seine Frau überlebt, erbt dagegen die Hälfte in dem ersten, und ein Viertel im zweiten Falle.

In den bürgerlichen Angelegenheiten entscheiden die Richter nicht nach dem Rechte, sondern nach dem Range, dem Vermögen und der Freigebigkeit der Parteien. Die niederen Richter nehmen alle Geschenke an, die man ihnen bringt, und der Cadi theilt dann mit dem Naib und dem Mufti. Oft kommt es vor, daß der Kläger und der Beklagte zu gleicher Zeit den Richter bezahlen; dann ist der, welcher die größte Summe gegeben, sicher, den Proceß zu gewinnen. Doch allen Glauben übersteigt der schmähliche Handel, der hier mit den Gewissen getrieben wird: Verkaufen und Erkaufen der Zeugen an den Thüren des Tribunals, und besonders am Tribunal des Cadi in Kahira ist ganz gewöhnlich. Zum Belege für diese Behauptung erzählt Lane folgende Anecdote, die ihm durch den Secretär und Iman des obersten Mufti von Kahira mitgetheilt worden ist:

„Ein türkischer Kaufmann, der in Kahira wohnte, starb vor einigen Jahren, und hinterließ ein Vermögen von ungefähr 200,000 Thaler und eine Tochter als einzige Erbin. Der Chef der Handelsleute sandte, sobald er hiervon Nachricht erhielt, sogleich einen Nellah Bowwab, oder Portier eines ehrenwerthen Scheykh, ab, der sich als Sohn eines Bruders des Verstorbenen vor das Gericht verfügen mußte. Als die Sache vor den Cadi gebracht wurde, berief dieser in Betracht der Wichtigkeit des Processes mehrere der bedeutendsten Ulemas der Stadt, um ein Urtheil zu fällen. El-Mahhroeken (der Chef der Kaufleute) wußte sie leicht zu bestechen; falsche Zeugen unterstützten durch eidliche Erhärtung die Ansprüche des Bowwab, und die Richter sprachen diesem die Hälfte von dem Nachlaß des türkischen Kaufmanns zu."

Während dieses ungerechte Urtheil gefällt wurde, war der Ober-Moffee von Kahira abwesend; bei seiner Rückkehr begab sich die Tochter des Verstorbenen zu ihm, setzte ihm den Vorgang auseinander, und bat ihn um Aufhebung des ihr zugefügten Nachtheiles. „Ich bin von der Wahrheit eurer Worte überzeugt," sprach der Moffee, „aber ich befürchte, eurer Reclamation keine Folge geben zu können, wenn es mir nicht gelingt, eine Nichtigkeit in der Procedur zu entdecken. Verlaßt euch indessen auf mich."

Nach einigen Tagen erzählte der Moffee, der mit der größten Sorgfalt alle Einzelnheiten des Processes untersucht hatte, dem Pascha das schreiende Unrecht, welches das Tribunal des Cadi begangen hatte. Der Pascha, hierüber entrüstet, ließ sogleich den Cadi und die Ulemas rufen, die das Urtheil gesprochen hatten, und warf ihnen mit starken Worten ihr ehrloses Benehmen vor.

„Auf was gründet sich denn eine solche Anklage?" fragte der Cadi, der sehr aufgebracht schien.

Der Pascha. Ihr habt zur Erbfolge einen Bowwab zugelassen, der, wie ihr wissen müßt, kein Recht hat.

Der Cadi. Ich habe im Einklang mit der Entscheidung der hier anwesenden Ulemas das Urtheil gesprochen.

Der Pascha. Man lese das Protokoll.

Als dieses gelesen war, rief der Cadi mit stolzem Tone: „Ja, so habe ich gerichtet."

„Und du hast falsch gerichtet," versetzte der Moffee.

„Ich, der Cadi von Moor, ein falsches Urtheil sprechen! Wir Scheykh Mahden, wir Ulemas einen falschen Spruch thun!" riefen der Cadi und die Ulemas, indem sie sich an die Brust schlugen, und ihren Bart faßten.

„Scheykh Mahden," sprach nun der Chef der Kaufleute, der vermöge seiner Handelsverhältnisse mit dem Pascha eine Stelle in dessen Rathe eingenommen hatte, „achte die Ulemas, wie sie dich achten."

„Wie, Mahhroeckee," entgegnete der Moffee, „geht dich diese Angelegenheit an? Sage uns welchen Theil du genommen hast, wenn nicht, so verhalte dich ruhig. Rede in den Versammlungen der Kaufleute, aber maße dir nicht mehr das Recht an, den Mund im Rathe der Ulemas zu öffnen."

Die Entwicklung der Sache ahnend, verließ der Mahhroeckee alsbald den Palast. Der Moffee zog ein kleines Buch über die Erbfolge aus seinem Busen, und las folgende Stelle: „Jeder, der mit dem Verstorbenen verwandt zu seyn, und ein Recht auf den Nachlaß zu haben behauptet, muß durch Zeugen den Namen seines Vaters und seiner Mutter, und die Namen des Vaters und der Mutter von seinem Vater und seiner Mutter constatiren lassen." Aber die Zeugen, die man sogleich befragte, ohne daß sie darauf vorbereitet waren, konnten den Namen des Vaters und der Mutter des angeblichen Vaters des Bowwab nicht angeben, und in Kraft dieser Nullität in der Procedur wurde das ungerechte Urtheil für nichtig erklärt. An demselben Tage gab der Chef der Kaufleute der gesetzlichen Erbin ihr Vermögen zurück, und der Bowwab erhielt eine starke Bastonnade, die man eher dem Cadi und den Ulemas hätte zukommen lassen sollen.





Der Goldadler.

In den ersten Tagen des Februars 1833 besuchte ich zu Boston, in der Provinz Massa Chusetts, wo ich mich damals befand, Herrn Greenwood, den Eigenthümer des Museums jener Stadt, der mir gesagt hatte, er habe einen sehr schönen Adler gekauft, dessen Namen er zu erfahren wünsche. Der Vogel wurde mir gezeigt. Ein Blick auf seine stolzen, schwarzen Augen sagte mir, daß das der Goldadler sey, und ich wünschte, ihn anzukaufen. Herr Greenwood ist eben so gefällig, als kenntnißreich. Auf meine Bitten willigte er mit Vergnügen ein, mir den edeln Vogel abzutreten, und überließ es mir, selbst den Preis zu bestimmen. Ich nahm also meinen Adler mit mir. Der Beherrscher der Luft war auf folgende Weise, der Erzählung des Herrn Greenwood, zufolge dessen Gefangener geworden: Herr Greenwood war ihm auf einem Wagen begegnet, den ein Mann vom Lande auf den Markt führte. Dieser erzählte, er habe auf den weißen Bergen von New-Hampshire ein Netz aufgestellt, um Füchse zu fangen. Eines Morgens habe er gesehen, daß das Netz fort war; er habe es gesucht, und endlich eine Meile davon entfernt gefunden, und dieser Adler sey mit einem Fuße darin verstrickt gewesen. Bei seiner Annäherung habe der Adler sich wieder in den Wald hineingeflüchtet, und einen Raum von mehreren hundert Klaftern durchmessen; endlich aber habe er ihn ergriffen, obgleich es kein leichtes Stück Arbeit gewesen sey, seiner Herr zu werden.

Als ich den Adler wegbringen ließ, fühlte ich ein ehrfurchtsvolles Mitleid für sein Unglück, und da ich ihn den unverschämten Blicken der Menge entziehen wollte, bedeckte ich das Käfig mit einem großen Tuche. Doch muß ich gestehen, daß, als ich einmal im Besitze des edeln Vogels war, ich nach und nach die Großmuth verlor, die ich hätte bewahren sollen. Ich stellte sein tragbares Gefängniß so, daß ich ihn bequem beobachten konnte. Wenn sein stolzes Auge mir verachtungsvolle Blicke zuwarf, fühlte ich mich hin und wieder versucht, ihm seine Freiheit zurückzugeben, und ihn auf seine Heimathberge zurückkehren zu lassen. Ich dachte mir ihn, wie er seine großen Flügel ausspannt, und zu dem Felsen sich emporschwingt, auf dem er horstete; allein meine Leidenschaft für die Naturgeschichte machte mir Vorwürfe wegen dieser edeln Regung; ich hatte mir ein großes Vergnügen davon versprochen, diesen herrlichen Gefangenen zu malen, und entschloß mich endlich, ihn zu opfern.

Nachdem mein grausamer Entschluß einmal gefaßt

war, brachte ich einen ganzen Tag damit zu, seine Bewegungen genau zu beobachten; am folgenden Tage werde ich mit mir einig über die günstigste Stellung, um sein Bild vollkommen ähnlich zu machen; und am dritten Tage dachte ich auf die Mittel, ihm das Leben zu nehmen, ohne ihn allzusehr leiden zu lassen. Ich fragte über diesen Punkt mehrere Personen, unter Andern meinen ehrenwerthen Freund, den Doktor Parkmann, der uns täglich besuchte. Er rieth mir Mehreres; ihn mit Kohlendampf zu ersticken, ihn durch Elektricität zu tödten ꝛc.; und wir wurden endlich einig, die erste Methode anzuwenden, als für uns die leichteste, und für den Adler die am wenigsten schmerzhafte. Wir brachten ihn daher sammt seinem Käfig in ein kleines Zimmer, wo wir ihn sorgfältig mit Decken belegten, unter denen wir eine Pfanne glühender Kohlen stellten. Wir schloßen Fenster und Thüren, und verließen ihn. Ich wartete eine Zeit lang; alsdann kam ich und horchte, in der Meinung, ich könne ihn jeden Augenblick von seinem Sitze herabfallen hören; aber kein Geräusch that mir seinen Fall kund, und nach Verlauf weniger Stunden ging ich in das Zimmer zurück, um die Decken aufzuheben, die wir über das Käfig geworfen hatten. Mitten in einer dichten Rauchwolke sah ich den Adler, fest auf seinen Füßen, mit seinem ruhigen, stolzen Blicke, eben so lebendig, eben so kräftig als jemals. Ich legte die Decken wieder an ihre Stelle, verstopfte die Oeffnungen und nahm meinen Posten wieder ein, wo ich lange Zeit horchte; der Abend ging hin, endlich um Mitternacht sah ich noch einmal nach meinem Gefangenen. Er war derselbe, immer stolz und ruhig, obgleich die Atmosphäre im Zimmer mir und meinem Sohne unerträglich war; ja der Dampf erstreckte sich bereits bis in die nächsten Zimmer. Doch hielt ich im Ganzen zehn Stunden aus; und als ich fand, daß der Kohlendampf nicht die erwartete Wirkung that, ging ich ermüdet und mit dem unangenehmen Gefühle, mich getäuscht zu haben, zur Ruhe.

Des andern Morgens frühe versuchte ich es auf's Neue mit den Kohlen, und that ein gewisses Quantum Schwefel hinzu; aber nach Verlauf von zwei Stunden trieb ein erstickender Dampf uns beinahe aus dem Hause, während der unglückliche Gefangene immer fest auf seinem Sitze blieb, und uns verachtend anblickte, so oft wir uns ihm näherten. Wir mußten daher davon abstehen, ihn zu ersticken; und ich sah mich genöthigt, zu meinem letzten Mittel zu greifen, das das wirksamste von allem war. Ich nahm eine lange stählerne Spitze, und bohrte sie ihm in die Brust. Mein Gefangener fiel sogleich todt nieder, ohne daß nur eine einzige seiner Federn sich gesträubt hätte.

Eine ganze Nacht wendete ich daran, ihn zu zeichnen, und arbeitete an meinem Plane mit so beharrlichem Eifer, daß es mir beinahe das Leben gekostet hätte. Ich fühlte mich plötzlich von Krämpfen ergriffen, die meine Familie sehr beunruhigten und mich auf einige Tage ganz entkräfteten; aber dem Himmel und meinen drei Freunden, den Doktoren Parkmann, Schattuck und Warren sey es gedankt, ich wurde bald wieder gesund. Nachdem ich mit der zartesten Aufmerksamkeit und Sorgfalt wiederhergestellt worden war, durfte ich wieder an meine Arbeiten gehen. Ich brachte vierzehn Tage mit der Vollendung meiner Zeichnung zu: kein Vogel, den wilden Truthahn ausgenommen, hatte mich jemals so lange und eifrig in Anspruch genommen.

Der Goldadler, obgleich in den vereinigten Staaten einheimisch, ist doch sehr selten daselbst; man trifft nicht mehr als ein oder zwei Paare jährlich; und man muß sie in den Bergen oder den weiten Ebenen suchen. Ich habe Goldadler an den Ufern des Hudson gesehen, andere in den oberen Gegenden des Mississippi, wieder andere in Allieghany, und nur zwei im Staate Maine. In Labrador gewahrten wir einen einzelnen Adler, der einige Klafter über der bemoosten Spitze eines öden Felsens schwebte.

Der Flug des Goldadlers ist kräftig, aber nicht so geschwind, als der des Falken, oder auch des weißen Adlers. Er kann nicht, wie dieser, die Beute, die er verzehren will, in den Lüften verfolgen und ergreifen; er muß sich aus einer gewissen Höhe herablassen, um sie zu erreichen. Die Schärfe seines Blicks ersetzt ihm jedoch zum Theil, was ihm in dieser Beziehung mangelt; er kann seine Opfer aus großer Entfernung ausspähen; hat er sie einmal gewahrt, so stürzt er sich auf sie mit der Schnelligkeit eines Meteors, und es ist schwer, ihm zu entgehen. Wenn er hoch in den Lüften schwebt, macht sein Flug einen bewunderungswürdigen Eindruck: ganze Stunden lang beschreibt er langsam Kreise mit einer Leichtigkeit und Majestät, die des Königs der Vögel würdig sind.

Das Nest dieses Adlers ist stets am unzugänglichen Rande eines steilen Abgrundes, niemals, so viel ich weiß, auf einem Baume. Dieses Nest ist groß, flach, und besteht ganz einfach aus dürren Zweigen und Gesträuchen, und ist oft so wenig ausgefüllt, daß man beinahe sagen könnte, der Adler lege seine Eier auf den bloßen Felsen. Diese Eier sind gewöhnlich zwei, zuweilen drei an der Zahl, drei und einen halben Zoll lang, und haben, wo sie am breitesten sind, zwei und einen halben Zoll im Durchmesser. Die Schale ist dick und glatt; die Farbe ist ein trübes Weiß mit braunen Flecken, namentlich an dem dickeren Ende. Die Eier werden Ende Februars oder Anfangs März gelegt. Ich habe noch nie frisch ausgekrochene Jungen gesehen, aber ich weiß, daß sie das Nest nicht verlassen, ehe sie im Stande sind, sich selbst zu erhalten. Die Alten vertreiben sie dann selbst aus dem Neste, und bald aus der Gegend, wo sie selbst sich aufhalten. Ein Paar Adler horsteten acht Jahre lang nach einander an den Ufern des Hudson auf demselben Felsen.

Die Goldadler geben harte, schrille Laute von sich, die manchmal dem Kläffen eines Hundes gleichen, besonders in der Legezeit: sie werden alsdann lärmend, ungestüm, sie fliegen schneller, setzen sich öfter, und legen eine Unruhe an den Tag, die, sobald sie ihre Eier gelegt haben, sich nicht mehr so bemerklich macht. Sie können mehrere Tage lang ohne Nahrung seyn; wenn sie aber Gelegenheit haben, ihren Hunger zu befriedigen, sind sie außerordentlich gefräßig. Ihre gewöhnliche Nahrung sind junge Hirschkälber, Ratzen, Hasen, wilde

Truthähne und andere große Vögel, die sie lebendig ergreifen; denn sie suchen keinen Leichnam, und fressen nur dann faules Fleisch, wenn sie vom Hunger geplagt werden. Mit ungemeiner Reinlichkeit lösen sie Haut und Federn von ihrer Beute ab, und wenn sie einmal zufällig weniger reinliche Stücke verschlungen haben, geben sie Haare und Knochen sogleich wieder von sich. Der männliche Adler wiegt nicht über 10 — 12 Pfund, der weibliche ungefähr 12 Pfd. Selten entfernen sie sich aus der Gegend, in welcher ihr Nest ist; und es scheint, sie seyen treu in ihrer Liebe und halten Jahre lang bei einander aus. Diese Vögel brauchen vier Jahre, bis ihre Federn ihre ganze Schönheit gewonnen haben. Unsere nordöstlichen Indianer schmücken sich gerne mit ihren Federn, und zieren damit ihre Waffen; auch verfolgen sie den jungen Adler nur seines Schweifes wegen.

Der Doktor Rush erzählte in einer seiner Vorlesungen über die Wirkungen der Furcht folgende Anekdote von einer Compagnie Soldaten, die bei den Berghöhen des Flusses Hudson stand. Ein Goldadler hatte sein Nest in die Höhlung eines Felsens gebaut, der über das Wasser hinragte. Ein Soldat ließ sich um den Körper ein Seil binden, und seine Kameraden ließen ihn so an das Nest des Adlers hinab. Aber hier sah er sich plötzlich angegriffen von dem wüthenden Vogel, der seine Jungen zu vertheidigen wagte. Der Soldat zog sein Messer, die einzige Waffe, die er bei sich hatte, und wehrte den Vogel, so gut er konnte, mit vielen Stößen ab; aber er hatte das Unglück, mit seinem Messer das Seil, an dem er hing, fast ganz zu durchschneiden. Seine Kameraden auf der Felsenspitze beeilten sich, ihn herauf zu ziehen, und zogen ihn aus seiner gefährlichen Lage in dem Augenblick, als er erwartete, in den Abgrund zu stürzen. Die Wirkung der Furcht, schloß der Doktor Rush, auf diesen so zwischen Leben und Tod schwebenden Soldaten war so groß, daß noch vor dem dritten Tage alle seine Haare weiß geworden waren.

Der Holzhauer von Florida.

Der größte Theil der Wälder der östlichen Florida besteht aus dem, was man in der Sprache des Landes Fichtenstecken nennt. Das Holz nämlich ist in der That sehr selten, und die einzigen Bäume, welche man antrifft, sind große, mißgestaltete Fichten, an deren Fuß ein unscheinbarer Rasen wuchert, der hier und dort von Gesträuch und Palmen überwachsen ist. Der Boden ist sandig, gewöhnlich flach, weßhalb er zur Zeit der Regengüsse unter Wasser steht, und im Sommer und Herbst von der Sonne ganz ausgedörrt wird. Doch trifft man hin und wieder Gruben mit stehendem Wasser, in denen die Thiere, die hier sehr zahlreich sind, ihren Durst löschen, und in deren Nähe sich Wild von der verschiedensten Gattung aufhält.

Der Wanderer, der einige Meilen lang durch die Steppen gereist ist, erblickt plötzlich entzückt in der Ferne einen dunkeln Kranz grünlicher und anderer Bäume, die mitten in der Wüste gepflanzt zu seyn scheinen. Er kommt näher, die Luft wird immer reiner und frischer, der Gesang von tausend Vögeln erfreut sein Ohr, die Pflanzen werden üppiger, die Blumen glänzender und größer, ein köstlicher Wohlgeruch verbreitet sich, die Phantasie des Reisenden fühlt sich lebendig angeregt; auf einmal schlägt das Murmeln eines im nahen Gebüsch verborgenen Quells an sein Ohr, und schon löscht er in Gedanken seinen brennenden Durst in dem klaren Wasser; über seinem Haupte schlingt sich ein Gewinde von Reben, Jasminen und Bignonien von Baum zu Baum. Kaum hat der Wanderer im lieblichen Schatten der Bäume sein Mittagmahl geendet, so gewahrt er Gruppen leicht gekleideter Männer, die, jeder eine Axt auf seiner Schulter, des Wegs daher kommen, die gewöhnlichen Begrüßungen wechseln, und dann stracks an ihre Arbeit gehen, denn auch sie haben so eben ihr Mahl beendigt.

Ich meine, ich sehe sie jetzt an ihrem Werke: hier machen sich zwei derselben von verschiedenen Seiten an eine hohe, ehrwürdige Eiche; ihre gut gehärteten und wohlgeschliffenen Aexte scheinen fruchtlos ihre Kraft zu üben, so winzig sind die Stückchen Rinde, die bei jedem Schlage auf die moosbewachsenen Wurzeln niederfallen. Dort glimmt ein dritter an einem schon gesenkten Baumstamme empor, dessen oberste Aeste sich mit den Kronen der Bäume verschlungen haben. Sehet, wie er, barfuß, und ein Tuch um den Kopf geschlungen, so vorsichtig hinaufsteigt. Endlich ist er etwa 40 Fuß hoch emporgeklommen. Er hält an, setzt sich in eine Lage, in der er seine mächtige Axt schwingen kann und führt kräftige Streiche auf den Koloß, den er bald wird entzwei gespalten haben. Er verändert seinen Sitz und kehrt uns den Rücken zu; die zwei Hälften des gespaltenen Stammes hängen nur noch mit einer winzigen Faser an einander. Er gibt seinen Füßen einen Halt an der untern Hälfte und rüttelt mit aller Kraft an dem Stamme. Die Königin des Waldes bebt unter seinen Händen; plötzlich neigt sie sich und ihr Fall tönt weithin durch den Wald, das Kluckfen der wilden Truthähne antwortet diesem gewohnten Laute. Der Holzhauer sieht ruhig und ohne eine Miene zu verziehen dem Falle zu; dann läßt er seine Axt zur Erde fallen, faßt die nächste Schlingpflanze und läßt sich daran hinab.

Nun kommen mehrere Männer herzu und untersuchen die gefällte Eiche; sie machen einen Schnitt in die beiden Enden und prüfen die Rinde, ob sie nicht vom weißen Flusse angefressen ist. Ist dies zum Unglück der Fall, so läßt man sie liegen, bis sie im Laufe von ein oder zwei Jahrhunderten sich nach und nach zerbröckelt. Ist sie aber gesund und gerade, und ist kein Anzeichen da, daß der Saft schon geschossen ist, dann geht man daran, sie zu messen, und nachdem man ihre Gestalt gehörig untersucht hat, gehen die Holzhauer an das eigentliche Werk.

Ein solcher Angriff geschieht vielleicht alle Jahr auf jeden Wald in Florida; und da es nicht selten vorkommt, daß der weiße Brand oder eine andere

Krankheit die Eiche unbrauchbar macht, so ist der Boden mit kranken Baumstämmen besäet, und diese edlen Bäume werden immer seltener. Die großen Eichen reißen natürlich in ihrem Falle viele junge nieder, und da man in diesem Lande keine künstliche Baumpflanzung kennt, so wird eine grüne Eiche binnen Kurzem eine überaus theure Waare werden. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß die Eichen nicht so häufig sind, als man gewöhnlich sagt, und ich könnte es beweisen.

Am 25. Februar 1832 befand ich mich an den Ufern des Flusses St. Jean in Gesellschaft eines Mannes, der von der Regierung den Auftrag hatte, die Eichenwälder dieser Gegenden vor Verwüstungen zu schützen, und der dafür einen sehr bedeutenden Gehalt bezog. Während wir diesem eigenthümlichen Fluß entlang gingen, zeigte mir mein Begleiter einige dichte Baumstrecken am entgegengesetzten Ufer und behauptete, diese seyen mit lauter Eichen bepflanzt. Ich bestritt es; unser Gespräch wurde lebhafter; ich machte den Vorschlag, an das andere Ufer überzufahren, um die Bäume und Blätter an Ort und Stelle untersuchen zu können. Bald waren wir am andern Ufer, und nach genommener Einsicht fanden wir, daß Tausende großer Morasteichen hier wachsen, aber keine einzige Eiche, die als Bauholz brauchbar gewesen wäre. Mein Begleiter sah seinen Irrthum ein, und ich ging wieder auf die Urgeljagd.

Eines Abends, als ich an dem Ufer desselben Flusses saß, sehr verlegen um ein Unterkommen für die Nacht, denn es fing an in Strömen zu regnen, trat ein Mann zu mir und lud mich ein, ihn in seine Hütte zu begleiten, die, wie er sagte, nicht weit entfernt sey. Ich nahm sein wohlwollendes Anerbieten an, und folgte ihm in seine bescheidene Wohnung. Ich fand daselbst seine Frau, seine Kinder und mehrere Männer, die, wie mein Wirth, Holzhauer waren. Das Essen war auf einem großen Tische aufgetragen; man lud mich zu Gaste. Gerne willigte ich ein, und trug mein Möglichstes dazu bei, die von der thätigen und anmuthigen Hausfrau in schöner Ordnung vor der Gesellschaft aufgestellten zinnernen Schüsseln und Platten zu leeren. Dann sprachen wir vom Lande, seinem Klima und seinen Erzeugnissen bis spät in die Nacht. Endlich legten wir uns auf Bärenfellen nieder und schliefen bis zum Morgen.

Ich wollte diese verwegenen Holzhauer in den Wald begleiten, wo sie Eichen für ein Kriegsschiff behauen mußten. Mit Aexten und Flinten bewaffnet, verließen wir das Haus, in welchem nur die Mutter mit den Kindern zurück blieb, und zogen mehrere Meilen weit über eine Fichtensteppe, wie ich sie vorhin zu beschreiben versuchte. Unterwegs erlegten wir einen schönen wilden Truthahn, und fanden bei unserer Ankunft auf dem Platze eine zweite Gesellschaft, die uns erwartete. Das gemeinschaftliche Frühstück war von einem schwarzen Koche schon zubereitet; ihm übergaben wir den Truthahn, um ihn für das Mittagessen zu braten.

Das Mahl war des Rufes würdig, in welchem die kentuckischen Frühstücke stehen: Ochsenfleisch, Fische, Erdäpfel und andere Hülsenfrüchte wurden aufgetragen mit Kaffee in zinnernen Tassen und einer Menge Zwieback. Die wackern Männer zeigten einen Appetit, der dem Mahle alle Ehre machte. Heitere Laune beseelte die Unterhaltung; man sah lauter glückliche Gesichter. Die Sonne stieg über den Bäumen empor. Wir alle, den Koch ausgenommen, gingen jetzt in den Wald, auf den ich mich herzlich freute, denn ich versprach mir ein unterhaltendes Schauspiel. Mein Wirth war das Haupt dieser Arbeiter; auch er hatte wie die Uebrigen eine Art in der Hand, die er jedoch nur dazu gebrauchte, an den Bäumen, die ihm etwa verdächtig vorkamen, hie und da ein Stückchen Rinde wegzuhauen. Er verstand nicht allein sein Handwerk sehr gut, sondern wußte über Alles Auskunft zu ertheilen, und ihm verdanke ich die folgenden Bemerkungen, die ich in meine Brieftasche einzeichnete.

Die Männer, welche an einem Orte Eichen fällen sollen, bauen sich zuerst aus Baumzweigen eine Hütte, in der sie schlafen und den Tag über ihr Mahl einnehmen. Ihre Vorräthe bestehen in Ochsenfleisch, Schweinefleisch, Erdäpfeln, Zwieback, Mehl, Reis und Fischen, nebst trefflichem Whisky. Es sind meistens gesunde, kräftige und rührige Leute, die aus den östlichen Provinzen der vereinigten Staaten kommen, und nach dem Grade ihrer Tüchtigkeit einen hohen Lohn erhalten. Ihre Arbeiten dauern nur wenige Monate. Zunächst wählt man solche Waldungen aus, die an schiffbaren Strömen liegen, und wenn es durchaus nothwendig ist, schafft man die Eiche an den nächsten Fluß, um sie hier auf leichtere und bequemere Art an ihren Bestimmungsort zu bringen. Der schicklichste Zeitraum zum Fällen der Eichen ist die Zeit vom December bis zum März, wenn der Saft ganz flüssig ist. Alsdann kann die Eiche leichter gefällt werden. Der weiße Brand, der so oft die grüne Eiche auffrißt, wird nur von sehr geübten Augen erkannt; er besteht in runden Flecken von anderthalb Zoll im Durchmesser an der äußern Rinde. Diese Flecken bedecken eine weiche Substanz, durch welche man einen Stock mehrere Zoll tief in das Herz des Baumes oder den Stamm entlang einbohren kann; aber sie sind so täuschend, es ist so schwer zu erkennen, wenn man nicht durch lange Erfahrung darin geübt ist, daß man tausend Stämme fällt, die man liegen lassen muß. Aus der Menge von Eichen, die den Boden bedecken, könnte ein Fremder schließen, das Land liefere noch mehr brauchbare Stämme, als man gewöhnlich annimmt, aber in der That muß man vielleicht drei Viertheile davon streichen.

Die Holzhauer kehren gewöhnlich den Sommer über nach Hause zurück, und kommen beim Beginn des Winters wieder nach Florida. Einige jedoch, die mit ihren Familien dahin gezogen sind, bleiben mehrere Jahre lang ununterbrochen hier, obgleich das Klima, das ihrer Constitution nicht zusagt, ihnen viel zu schaffen macht. Mein Wirth gehörte unter diese Zahl, und ebenso der Mann, dessen Abenteuer ich jetzt erzählen will.

Der Verirrte.

Ein Holzhauer, der am Flusse St. Jean arbeitete, verließ seine Hütte, die am Gestade dieses Flusses lag, und machte sich mit der Art auf der Schulter auf den Weg. Er ging auf das Moor zu, in welchem er schon

mehrmals zuvor die Riesenbäume, welche das zu dem Schiffsbau brauchbarste Holz liefern, gefällt und behauen hatte.

Gerade zu der Zeit, in welcher man dieses Geschäft am besten betreiben kann, bedecken häufig dichte Nebel die Gegend, so daß man kaum auf dreißig bis vierzig Schritte weit sehen kann; überdies bieten die Wälder so wenig Verschiedenheit dar, daß vielmehr jeder Baum nur das Seitenstück des andern zu seyn scheint. Der Rasen, wenn er nicht von der Sonne verbrannt wurde, wächst so hoch, daß ein Mann von mittlerer Größe nicht darüber wegsehen kann. Man muß daher mit viel Vorsicht vorwärts gehen, wenn man nicht, ohne es zu merken, den schmalen Pfad verlieren will. Die Schwierigkeit wird dadurch noch vermehrt, daß oft mehrere Fußwege sich kreuzen; und wenn alsdann der Wanderer mit der Gegend nicht ganz vertraut ist, so thut er am besten, wenn er anhält und sich auf den Boden legt, bis der Nebel vorüber ist. Unter diesen Umständen kommen die besten Holzhauer in Gefahr, auf eine Zeit lang vom Wege abzukommen, und ich erinnere mich, daß ich selbst mich so unvorsichtig in die Wälder hinein wagte, um ein angeschossenes Thier zu verfolgen, daß ich von dem gebahnten Wege sehr weit abkam. Der Holzhauer war mehrere Stunden lang fortgegangen, bis er endlich bemerkte, er müsse über den Ort, wo er gewöhnlich Halt machte, schon weit hinaus seyn. Zu seinem großen Schrecken schien ihm die Sonne, als der Nebel sich zertheilte, gerade in's Gesicht, so daß er nichts erkennen konnte.

Jung, kräftig und thätig, wie er war, bildete er sich ein, er sey ein wenig schneller als gewöhnlich gegangen und schon über den Ort hinausgekommen, den er erreichen wollte. Er kehrte daher der Sonne den Rücken zu und schlug, von einem kaum bemerkbaren Pfade geleitet, eine andere Richtung ein. Die Zeit verstrich und die Sonne setzte ihren Lauf fort. Allmälig sank sie am Westen hinab, aber um ihn her blieb Alles in einen geheimnißvollen Nebel eingehüllt. Hundertjährige Bäume verschlangen über seinem Haupte ihre weiten Aeste. Das hohe Gras wurde immer dichter um ihn her; kein lebendes Wesen zeigte sich seinem Blicke; überall Ruhe und Stille; er glaubte sich in das traurige Land des Todes und der Vergessenheit versetzt, und er selbst irrte umher, wie eine einsame Seele, die im Reich der Schatten kein Wesen ihrer Gattung findet, mit dem sie verkehren könnte.

Die Lage eines in den Wäldern verirrten Menschen ist eine der traurigsten, die man sich denken kann; um davon eine Vorstellung zu haben, muß man selbst diese traurige Erfahrung gemacht haben. Anfangs glaubt man, die Gegenstände, welche man um sich her sieht, zu erkennen, und während man angstvoll nach andern sucht, um sich daran halten zu können, verirrt man sich mit jedem Schritte vorwärts noch mehr. So ging es unserm Holzhauer. Die Sonne ging mit jener röthlichen Farbe unter, welche für den andern Tag eine ungewöhnliche Hitze ankündet; allmälig verschwanden ihre Strahlen und nur eine große feurige Scheibe blieb am Himmel zurück. Miriaden Insekten, über ihren Untergang erfreut, schwirrten mit ihren Flügeln durch die Luft; die Frösche kamen aus den Sümpfen hervor, in denen sie sich den Tag über verkrochen hatten; das Eichhörnchen zog sich in sein Loch zurück; der Rabe unter seinem nächtlichen Zweig und die rauhe Stimme des Reihers kündigte seine Rückkehr unter die Sumpfkräuter an. Bald ertönten die Wälder von dem Gekreisch der Eule, und der Wind, der durch den Wald zog, brachte kalte Thautropfen. Kein Strahl des Mondes warf sein Silberlicht auf diese düstere Scene. Der Verirrte warf sich auf die feuchte Erde nieder; er konnte seinen von Strapatzen niedergedrückten Körper nicht weiter tragen. Das Gebet ist immer ein Trost für den Menschen in schwierigen und gefahrvollen Lagen. Der Holzhauer wandte sich an Gott, bat für seine Familie um eine bessere Nacht, als er selbst vor sich hatte, und erwartete in fieberhafter Aufregung den Morgen.

Man erräth, daß sie ihm lange wurde, diese eisige, einförmige Nacht; mit der Morgenröthe fiel der gewöhnliche Nebel jener Gegend. Der arme Mann erhob sich, voll Traurigkeit machte er sich wieder auf den Weg, in der Hoffnung, einen Gegenstand zu finden, der ihm bekannt wäre, obgleich er kaum noch wußte, was er that. Jede Spur eines Fußpfades hatte er verloren; doch berechnete er, als die Sonne am Horizont erschien, die Tagesstunden, die er vor sich hatte, und eilte immer mehr, aus dem Walde hinauszukommen; aber vergebens war alle seine Hoffnung. Der Tag verging unter nutzlosen Versuchen, den Weg zu seiner Wohnung zu finden, und als auf's Neue die Nacht herankam, hatte der wachsende Schrecken, die Ermüdung, die Unruhe, der Hunger und Nervenschwäche ihn beinahe zur Verzweiflung gebracht; er erzählte mir, in diesem Augenblick habe er sich an die Brust geschlagen und die Haare ausgerauft. Hätten ihm nicht seine Eltern von früher Jugend an Frömmigkeit eingepflanzt, er hätte sein Daseyn verflucht. In den Qualen des Hungers warf er sich zu Boden und aß die Wurzeln, die umher wuchsen. Diese zweite Nacht verdoppelte seine Schrecken und seine Angst. „Ich kannte meine Lage; ich war überzeugt, daß, wenn nicht der Allmächtige mir zu Hülfe käme, ich in dieser Wüste verschmachten müßte. Ich hatte einen Weg von mehr als fünfzig Meilen durchwandert, ohne einen Bach zu finden, in dem ich hätte meinen Durst löschen, oder auch nur die glühende Hitze meiner ausgetrockneten Lippen und meiner blutrothen Augen kühlen können. Ich wußte, daß ich des Todes war, wenn ich nicht einige Tropfen Wasser fand. Meine Axt war meine einzige Waffe; es half mir daher nichts, daß eine kurze Strecke von mir Rehe und Bären sich herumbewegten, ich konnte nichts erlegen. Ich war mitten im Ueberfluß und konnte meinem leeren Magen nicht einen Mund voll Nahrung verschaffen. Bewahre Sie Gott davor, mein Herr, jemals auf eine solche Probe gestellt zu werden."

Die gehäuften Entbehrungen nahmen ihm zuletzt die Erinnerungen an das Ausgestandene. „Endlich," so erzählte er, „hatte Gott Erbarmen mit mir, und ließ mich eine Schildkröte finden. Mit Erstaunen und Entzücken betrachtete ich sie; aber obwohl ich wußte, daß, wenn ich ihr langsam folgen wollte, sie mich zu

einer Wasserquelle führen würde, so ließ mein Hunger und Durst doch nicht zu, so lange zu warten, und erst dann ihr Fleisch zu verschlingen und ihr Blut zu schlürfen. Mit einem Streiche meiner Axt spaltete ich das Thier in zwei Theile, und nach Verlauf weniger Minuten war außer der Schale wenig mehr davon übrig. Wie dankte ich Gott für diese Beute, die er mir gnädig zugeführt hatte. Am Fuße einer Fichte sitzend, blickte ich zum Himmel auf; ich dachte an mein armes Weib und an meine Kinder; ich erneute mein Dankgebet; weniger verzagt und vertrauensvoller als zuvor, war ich beinahe überzeugt, ich werde bald meinen Weg und dann mein Haus wieder finden.“ Der Verirrte blieb die ganze Nacht am Fuße dieses Baumes, unter dem er sein Mahl gehalten hatte. Durch einen guten Schlaf gestärkt, machte er sich wieder auf den Weg; die Sonne zeigte sich sehr strahlend, und der Holzhauer folgte der Richtung der Schatten. Indessen war er eben im Begriffe, auf's Neue der Verzweiflung Preis gegeben zu werden, als er im Grase ein Wiesel bemerkte. Er ließ seine erhobene Axt mit solcher Kraft auf das arme Thier fallen, daß es am ersten Streiche starb. Wie mit der Schildkröte, so machte er es auch mit der Katze, von der er den größten Theil auf einmal aß. Dann setzte er seine, man kann kaum sagen, Reise wieder fort, denn obwohl im Besitz aller Sinne, befand er sich doch in einer weit verlegeneren Stellung als ein Hinkender, der in den Gränzen eines Gefängnisses herumtappt, dessen Thür er nicht erreicht.

Tage folgten auf Tage, Wochen auf Wochen, der Holzhauer nährte sich theils von süßen Palmen, theils von Fröschen und Schlangen. Alles, was er auf seinem Wege aß, schien ihm ausgesucht; doch wurde er immer magerer und abgezehrter, bis daß er sich kaum mehr fortschleppen konnte. Vierzig Tage waren nach seiner Berechnung verflossen, als er das Ufer des Flusses erreichte. Seine Kleider hingen in Fetzen herab; seine Axt, einst so glänzend, war mit Rostflecken besät; Bart und Haupthaar schmutzig und in schrecklicher Verwirrung; sein Körper war ein wahres Skelett, von einer Haut bedeckt, die einem Pergament glich. Auf dem Sande ausgestreckt, erwartete er den Tod, als er durch die verwirrten Träume seiner fieberhaften Phantasie hindurch den Ruderschlag eines Bootes zu hören glaubte, das den stillen Fluß heraufkam. Er horcht, aber der tröstende Laut erstirbt in der Ferne; es war wieder nur ein Traum, die letzte Täuschung der Hoffnung. Vielleicht war er eben daran, in den Todesschlaf zu sinken, als plötzlich ein neuer Ruderschlag, deutlicher als der erste, ihn aus seiner Erstarrung weckte. Er lauschte so gierig, daß der Flug einer Mücke seinem Ohr nicht entgangen wäre; bald mischten sich menschliche Stimmen in diese Laute, die immer näher kamen. Das Herz des Unglücklichen hüpfte vor Freude; er findet noch so viel Kraft, um sich zu erheben. Gottes Auge sah den Armen knieen am Ufer des breiten Flusses, der in den Strahlen der Sonne erglänzte, und bald sahen ihn auch die Augen der Menschen. Denn eben umsegelte das Boot einen mit Gesträuch bewachsenen Vorsprung, und näherte sich jetzt unter kräftigen Ruderschlägen. Der Verirrte stieß einen schwachen Schrei aus, einen Schrei der Freude und der Besorgniß. Die Ruderer halten und blicken umher. Ein zweiter noch schwächerer Schrei erreicht sie, und sie gewahren den, der sie ruft. Das Boot wendet sich dem Ufer zu; das Herz des Verirrten pocht stürmischer; sein Blick wird trüber, sein Kopf wendet sich, seine Brust hebt sich krampfhaft. Das Boot langt an, stößt an das Ufer, der Verirrte ist gerettet! —

Es ist keine Dichtung, was ich hier erzähle; es ist eine Thatsache, die ein Romanschreiber ohne Zweifel sehr schön hätte ausschmücken können; aber sie ist mehr werth im einfachen Gewande der Wahrheit. Ich habe sie in der Hütte des Holzhauers aufgezeichnet, vier Jahre nach seinem traurigen Abenteuer; seine Frau und seine Kinder waren zugegen, und nie werde ich die Thränen vergessen, die ihren Augen entströmten, als sie, vielleicht zum zwanzigsten Mal, diese rührende Geschichte hörten.

Ich bemerke nur noch, daß die Entfernung zwischen der Hütte des Holzhauers und dem Walde, wohin er sich begeben wollte, nicht über 8 Meilen betrug, während das Ufer, an welchem man ihn fand, 38 Meilen von dieser Hütte entfernt lag. Berechnet man seinen Weg täglich auf 10 Meilen, so machte er einen Weg von wenigstens 400 Meilen. Er muß sich also immer im Kreise herumgedreht haben, wie dieses in solchen Fällen gewöhnlich ist. Er bedurfte der ganzen Stärke seiner Gesundheit und der erbarmenden Hülfe Gottes, um ihn eine so schwere Probe bestehen zu lassen.

Der Waldbrand.

Mit welchem Vergnügen setzte ich mich oft an dem knisternden Feuer einer einsamen Wohnung nieder, wenn ich, von Strapatzen ermüdet, erstarrt von dem durchdringenden Winde, mich endlich über den dichten Schnee hinweggearbeitet hatte, der die ganze Gegend wie ein Leichentuch bedeckte. Die gute, zärtliche Mutter schläfert unter Liebkosungen den Säugling ein, während eine Gruppe kräftiger Kinder den Vater umsteht, der eben von der Jagd zurückkehrt, und das Wildpret, das er erlegt hat, auf den einfachen Fußboden legt. Das Feuer des Kamins beleuchtet die glückliche Familie. Die Hunde des Jägers lecken sich die Eiszapfen von den Haaren ab; die Katze fährt behaglich mit ihren sammtnen Pfoten an beide Ohren, und leckt sich mit der Zunge. Wie entzückend war es für mich, mit patriarchalischer Gastfreundlichkeit unter ein solches Dach aufgenommen zu werden, von Menschen, die zum Unglück weit mehr großmüthiger als reich sind. Ich unterhielt mich mit meinem Wirthe über Alles, was mich interessirte, und erhielt nach unserm einfachen aber reichlichen Mahle nützliche und angenehme Belehrung. Die Mutter nahm das Buch der Bücher vom Brette, wies ihre Kinder sanft zur Ruhe, während der Vater mit lauter Stimme ein Gebet vorlas. Demüthige Bitten stiegen aus der Hütte zum Himmel empor, und Allen, die man liebte, nah und ferne, wurde eine gute Nacht gewünscht. Endlich streckte ich meine müden Glieder auf eine Büffelhaut aus, bedeckte mich mit einem ungeheuren Bärenpelz, und der Schlaf schloß

mir auf diesem bequemen Lager bald die Augen. Welch' süße Träume! vor jeder Gefahr geschützt, gegen die Ungunst des Wetters verwahrt, träumte ich von dem Unterhause; ich träumte, glücklich zu seyn!

Insbesondere erinnere ich mich einer solchen Nacht, die ich in der Provinz Maine zubrachte. Des andern Morgens früh beim Erwachen war die Gegend von einem Regen verdüstert, der wie ein ungeheurer Wasserfall herabströmte, und mein gefälliger Wirth bat mich so innig, zu bleiben, daß ich ein so herzliches Anerbieten ohne Bedenken annahm. Nach dem Frühstück begann die Arbeit des Tages; die Spinnräder der Weiber drehten sich, und die zwei Kinder beschäftigten sich, das Eine mit dem Lesen eines geographischen Schulbuches, das andere mit der Lösung einer arithmethischen Aufgabe; in einem Winkel träumten die Hunde von der Jagd, während näher beim Heerde die Katze jenes eigenthümliche Schnurren hören ließ, das ganz zu der Musik des Spinnrads paßte. Mein Wirth und ich, wir saßen jeder auf einem Stuhle, und überließen es der Hausfrau, alle Anordnungen im Hause zu treffen. „Minette," sprach diese, und wandte sich an die Katze, „mache dich weg vom Herde; du hast mir gestern Abend den heutigen Regen prophezeit, und ich fürchte, du willst uns heute mit den geheimnißvollen Bewegungen deiner Pfoten ein neues Unglück bringen. Die Katze entfernte sich folgsam, sprang auf ein Bett, rollte sich zusammen, und wartete, stiller als zuvor, auf den Schlaf. Ich fragte meinen Wirth, was seine Frau mit ihren Worten habe sagen wollen. „Meine Hausfrau," antwortete er, „hat von Zeit zu Zeit so ihre eigenen Gedanken: so glaubt sie auch an Bedeutungen durch Thiere; was sie übrigens so eben in Beziehung auf die Katze gesagt hat, spielt auf einen Waldbrand an. Obgleich dieses Ereigniß schon vor mehreren Jahren uns erschreckte, zittert sie doch noch davor, wie wenn es erst gestern gewesen wäre. Das ist aber auch kein Wunder; denn dies war für uns ein großes Unglück."

Ich hatte schon von dem Waldbrand gehört, auf den sich die Antwort meines Wirthes bezog, und da ich den traurigen Zustand der Wälder oft mit Verdruß beobachtet hatte, war ich neugierig, die Ursache ihrer Verwüstung kennen zu lernen. Mein Wirth that mir gern den Gefallen, und erzählte mir ungefähr Folgendes:

„Vor fünfundzwanzig Jahren wurden beinahe alle Larixfichten, die wir in Amerika Hackmitackbäume nennen, von den Insekten verdorben; auch andere grüne Bäume erfuhren dasselbe Schicksal, z. B. die Tannen u. s. w. Es wurden die Blätter angefressen, und Sie werden wissen, daß die grünen Bäume zu Grunde gehen, wenn sie sie auf diese Art verlieren. Im Verlauf einiger Jahre fielen überall und in allen Richtungen Fichten, Tannen und andere Bäume zur Erde und bedeckten den Boden mit ihren weiten Aesten. Die trockenen Stämme von harzigen Bäumen und die dürren Blätter und Gesträuche, unter denen sie lagen, waren natürlich leicht zu entzünden, sey es durch Zufall, sey es, daß man sie absichtlich ansteckte. Der Waldbrand breitete sich aus, unterbrach allen Verkehr, hielt zuweilen an und brach dann plötzlich wieder mehr oder minder gewaltig aus."

Ich bat ihn, mir etwas über die Gestalt der Insekten zu sagen, die eine solche Verheerung hervorgebracht hatten.

„Es wären," sagte er mir, „Insekten von der Natur der Raupen, sieben bis acht Zoll lang und grün wie die Blätter, die sie zerfressen. Ich muß auch noch hinzusetzen, daß an den meisten Gegenden, über welche das Feuer ging, bereits ein neuer Wald aufschießt, aus Bäumen bestehend, die wir hartes Holz nennen, was alle Arten von Bäumen unter sich begreift, mit Ausnahme der Fichte und der Tanne. Ich habe noch immer bemerkt, daß überall, wo der ursprüngliche Wald zerstört wurde, sey es durch die Axt, oder durch den Orkan, oder durch das Feuer, zum Ersatz von selbst ein anderer von verschiedener Art aufschießt."

Hier unterbrach ich meinen Wirth wieder, um ihn zu fragen, ob er wisse, auf welche Art der Brand zuerst angesteckt worden sey.

„Man ist hierüber nicht einig," sagte er mir, „mehrere schreiben es den Indianern zu, welche auf diese Art an ihren Feinden, den bleichen Gesichtern, sich rächen wollen, oder wenigstens hofften, das Wild auf leichtere Art erlegen zu können. Ich bin anderer Ansicht, denn ich spreche nach meiner Erfahrung und nach dem, was ich als Waldbewohner erlebt habe; ich glaubte von jeher, das Feuer begann in Folge des zufälligen Falles eines trockenen Stammes auf einen andern, denn die Reibung dieser zwei harzigen Körper reicht hin, eine Flamme zu entzünden. Die dürren Blätter, welche den Boden bedecken, sind natürlich bald angesteckt; eben so die kleinen Zweige und Aeste, bis sich der Brand zuletzt mit einer Wuth entflammt, die Gott allein wieder stillen kann."

„Manchmal nähert sich das zerstörende Element, vom Winde getrieben, mit solcher Schnelligkeit den Häusern der Waldbewohner, daß sie nur mit Mühe entkommen. Hundert von Familien waren genöthigt, schleunig zu fliehen und Alles zurückzulassen, was ihnen gehörte. Mehrere wurden auf der Flucht von der Flamme ergriffen und lebendig verzehrt."

Während mein Wirth noch sprach, fuhr ein Windstoß durch den Kamin und verbreitete eine große Helle im Zimmer. Die Weiber, die sich schon einbildeten, die Wälder stehen in Flammen, stürzten nach der Thüre; doch erholten sie sich bald von ihrem Schrecken, als sie die Flamme wieder ruhig in ihre Schranken zurücktreten sahen.

„Arme Geschöpfe," sagte mein Wirth, „was ich hier erzählte, hat ihre Besorgnisse wieder geweckt, denn es hat ihnen den Tag wieder in's Gedächtniß zurückgerufen, an dem der große Waldbrand uns alle aus dem Hause trieb."

Er hatte mein Interesse erregt; ich bat ihn, mir die Einzelnheiten dieses traurigen Ereignisses zu erzählen.

„Wenn Prudence und Polly," sagte er mit einem Blick auf seine Frau und seine älteste Tochter, „mir versprechen, ruhig sitzen zu bleiben, auch wenn ein neuer Windstoß durch den Kamin kommt, will ich so-

gleich Eure Wünsche erfüllen." Sein gütiges Lächeln rief ein Lächeln des Vertrauens auf die Lippen der Frauen, und mit dieser stummen Antwort zufrieden, fuhr er fort:

„Wir schliefen eines Nachts in einer Hütte, ungefähr eine Meile von dieser entfernt, als zwei Stunden vor Tag das Wiehern unserer Pferde und das Brüllen unseres Viehes in den Wäldern uns plötzlich aufweckte. Ich nahm eine Flinte, und ging nach der Thüre, um zu sehen, welches wilde Thier diese Unruhe verursache. Da traf mich ein Lichtglanz, der, so weit ich sehen konnte, durch den Wald lief. Meine Pferde sprangen wild umher, vor Schrecken wiehernd, und die Ochsen liefen mit emporgerichteten Schweifen. Als ich um das Haus herum ging, hörte ich deutlich das Knistern des angezündeten Gesträuchs und sah die Flamme auf uns zukommen. Schnell ging ich in's Haus zurück, hieß meine Frau sich und das Kind ankleiden und das wenige Geld, das wir hatten, mitnehmen, indeß ich die zwei besten Pferde einfangen und satteln wollte. Bald war Alles dies gethan, denn ich fühlte, daß die Augenblicke kostbar wurden."

„Wir stiegen zu Pferde und flohen vor dem Feuer. Meine Frau, eine vortreffliche Reiterin, folgte mir auf dem Fuße, in einem Arme hielt ich unsere älteste Tochter, damals noch ein ganz kleines Kind. Während der Flucht wandten wir den Kopf zurück und sahen, daß die furchtbare Flamme uns verfolgte: schon hatte sie unser Haus erreicht."

„Glücklicherweise hing an meinem Jagdgewand ein Horn. Ich stieß mit aller Kraft des Athems in dasselbe, um wo möglich unsere übrigen Thiere und die Hunde zu rufen. Das Vieh folgte uns eine Weile, aber ehe eine Stunde verging, stürzten sich alle Ochsen und Kühe in wüthendem Lauf in die Wälder und ich hörte nichts mehr von ihnen. Selbst meine Hunde, einst so gelehrig, wurden plötzlich taub gegen meine Stimme und stürzten sich auf die Damhirsche, die in Schaaren vor uns her zogen, um dem Feuertod zu entfliehen."

„Von Zeit zu Zeit hörten wir die Hörner unserer Nachbarn und erriethen, daß sie in der nämlichen Gefahr wie wir waren. Der Muth verließ mich nicht, und entschlossen, Alles für unsere Rettung zu thun, dachte ich an einen großen See in der Entfernung von einigen Meilen, dessen Wasser den Gang der Flammen aufhalten konnte. Ich forderte meine Frau zur Eile auf, wir sprengten mit verhängten Zügeln, und hielten nur dann den Schritt unserer Pferde etwas an, wenn allzu bedeutende Hindernisse zu überspringen waren, denn an manchen Stellen häuften sich umgefallene Bäume und dürres Gesträuch vor uns auf, eine neue Nahrung für den furchtbaren Feuerstrom, der uns verfolgte."

„Schon fühlten wir die Hitze, unsere Pferde konnten jeden Augenblick zusammen sinken, eine seltsame Luft wehte uns an, und der unnatürliche Glanz der Atmosphäre verlöschte die Klarheit des beginnenden Tages. Ich fühlte eine leichte Schwäche, und sah die Blässe auf den Lippen meiner Frau, während dagegen das Gesicht unserer Tochter sich unnatürlich röthete, was unsere Traurigkeit und Angst vermehrte. Zehn Meilen Wegs waren auf so raschen Pferden bald durcheilt; als wir jedoch am Ufer des Sees ankamen, waren wir mit Schweiß bedeckt und erschöpft. Die Hitze des Rauchs wurde unerträglich, Feuerwogen stürzten von Zeit zu Zeit auf uns zu. Endlich erreichten wir das Ufer, ließen unsere Pferde, die wir nie wieder sahen, gehen, versteckten uns unter dem Rohr und hatten nur noch schwache Hoffnung, von dem Feuer verschont zu werden; doch das Wasser kühlte und erquickte uns."

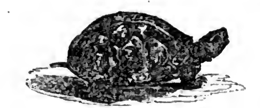
„Indeß schritt der Waldbrand immer weiter vorwärts und verschlang Alles auf seinem Wege. Möchten wir nie wieder ein ähnliches Schauspiel sehen! Der Himmel selbst hatte ein schreckenvolles Aussehen. Er schien mir ein ungeheures rothes Gewölb, in wogende Rauchwolken gehüllt. Unsere Körper genoßen die Frische des Sees, aber unsere Köpfe glühten, und das Kind, das die Gefahr, in der wir schwebten, zu begreifen anfing, weinte, daß uns das Herz hätte brechen mögen."

„Der Tag ging hin, und wir verspürten Hunger. Wilde Thiere schwammen in unserer Nähe im Wasser umher, andere hielten sich uns zur Seite, ohne, wie es schien, diese Nachbarschaft zu fürchten; ich hatte meine Flinte, ich nahm alle meine Kräfte zusammen, zielte auf ein Stachelschwein, das ich erlegte und dessen Fleisch wir zu essen versuchten. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie wir diese Nacht zubrachten. Der Waldbrand bedeckte weithin den Boden mit seinen rauchenden Trümmern, und die Bäume brannten eine Zeit lang stehend wie Feuersäulen, dann fielen sie nieder. Plötzlich umhüllte uns ein finsterer, erstickender Rauch, alsdann fühlten wir einen Regen von Asche auf uns nieder fallen. Ich wiederhole, ich bin nicht im Stande, diese Nacht zu beschreiben, die mir eine schreckenvolle Erinnerung in meinem Gedächtnisse zurückgelassen hat."

Hier hielt mein Wirth an, schöpfte Athem, wie erschöpft von seiner Erzählung, seine Frau schlug uns eine Tasse Milch vor, und als seine Tochter sie uns brachte, löschten wir unsern Durst damit.

„Ich will fortfahren," sprach mein Wirth. „Gegen Morgen wurde der Rauch schwächer, obgleich die Hitze dieselbe blieb, und frische Luftzüge wehten uns an. Als der Tag erschien, ward Alles ruhig; der Rauch zerstreute sich langsam und war besonders durch seinen furchtbaren Geruch unangenehm. Jetzt fühlten wir die Frische des Wassers auf eine minder angenehme Weise, und zitterten wie in einem Fieberanfall. Endlich gingen wir aus dem See und näherten uns einem flammenden Fichtenstamme, um uns zu wärmen. Was soll aus uns werden? Dieser Gedanke beschäftigte uns. Meine Frau drückte unser Kind an ihren Busen und weinte bitterlich. Aber Gott hatte uns mitten in der furchtbarsten Gefahr erhalten, und die Flammen entfernten sich immer weiter von uns. Ich glaubte also, es wäre undankbar gegen Gott, wenn wir uns der Verzweiflung überlassen würden. Der Hunger quälte uns wieder, aber jetzt konnten wir leicht Rath schaffen. Mehrere Damhirsche, die sich im See versteckten, ließen ihre Köpfe sehen, und ich erlegte einen. Wir brateten ein

Viertel, und als wir es verzehrt hatten, fühlten wir uns wunderbar gestärkt. Noch immer glühte die Erde auf mehr als einem Punkte, und es war gefährlich, sich zwischen die halbverbrannten Bäume hinein zu wagen. Doch der Schein des Feuers verlor sich in der Ferne, und nachdem wir einige Stunden ausgeruht hatten, schickten wir uns an, uns auf den Weg zu machen. Ich ging mit dem Kinde voran; wir irrten zwei Tage und zwei Nächte umher, suchten nach Kräften unsern Weg, vermieden die Pfade, wo der Brand noch glimmte, bis wir endlich die harten Wälder erreicht hatten, die das Feuer nicht angezündet hatte. Wir stießen auf ein Haus und wurden wohlwollend empfangen. Ich habe, mein Herr, seit jener Zeit viel arbeiten müssen, aber Gott sey Dank, wir sind hier in Sicherheit, Wohlstand, und glücklich!"



Der Schildkrötenfang.

Die Tortugas, eine Inselgruppe, ungefähr 80 Meilen von Key-wat gelegen, sind die äußersten von den vielen Eilanden, durch welche die Halbinsel Florida beschützt wird. Sie bestehen aus fünf bis sechs Sand- und Muschelbänken, und werden besonders von der Klasse von Menschen besucht, die man in Amerika mit dem Namen „Schiffbrüchige und Schildkrötenfänger" bezeichnet. Die Inseln sind durch tiefe Kanäle von einander getrennt, die, trotz ihrer Krümmungen, sowohl jenen Abenteurern, als den Commandanten der Douanenkutter, welche ihre Pflicht an diese gefährliche Küste ruft, ganz genau bekannt sind.

Etwa acht Meilen von den Tortugas, gegen den Golf zu, ist das große Riff, oder die Korallenmauer, eine Klippe, an welcher schon mancher Schiffer aus Ungeschicklichkeit oder Nachläßigkeit Schiffbruch gelitten hat. Wo sich in diesen unwirthlichen Gegenden ein Stückchen Erde befindet, da ist es von Corallen und andern Erzeugnissen des Abgrunds bedeckt, zwischen denen unzählige Schalthiere sich herumbewegen, während die klaren Wasser eine ganze Welt schöner und seltener Fische erblicken lassen.

Die Tortugas haben ihren Namen von den Schildkröten, die in der Landessprache Tortue heißen, und welche in Menge und von allen Gattungen hieher kommen, um ihre Eier in den glühenden Sand zu legen. Alljährlich zieht die Legezeit auch ganze Wolken von Wasservögeln hieher. Hinter ihnen drein kommen die sogenannten eggers. Das heißt Leute, welche die gelegten Eier ausnehmen, ihr Schiff damit anfüllen, alsdann auf ferne Märkte ziehen, und sie gegen einige Stücke jenes Goldes umtauschen, dessen Besitz das einzige Ziel der Menschen zu seyn scheint, und diese doch weit häufiger unglücklich als glücklich macht.

Das Schiff Marion segelte ab, nach den Tortugas; gerne schiffte ich mich ein, um diese berühmten Eilande einmal zu besuchen. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang hörten wir den fröhlichen Ruf: „Land!" wir waren beinahe angekommen, aber da die Luft kühler wurde, und der Lotse die Krümmungen der Kanäle nicht kannte, machten wir Halt, und warfen noch vor der Dämmerung den Anker aus. Wenn man noch nie den Untergang der Sonne in diesen Gegenden gesehen hat, so ist diese Reise zu empfehlen; ich glaube nicht, daß in irgend einem Theile der Erde das Scheiden des Tagesgestirns einen so prächtigen Anblick gewährt. Man sieht nach und nach die rothe Scheibe sich vergrößern und einen dreifachen Umfang gewinnen, ist sie dann endlich zur Hälfte in die Fluthen hinabgesunken, so bleibt der Horizont in einen goldenen Lichtstrom getaucht, und die Wolken im Westen malen sich in glänzenden Purpurtinten. Manchmal gleichen diese Dampfmassen Gebirgen von geschmolzenem Golde; alsdann verschwindet plötzlich die Sonne, einen letzten Lichtstrom zurückkehrend, und man sieht langsam den dunkeln Vorhang herabfallen, der die Nacht über die Erde ausbreitet.

Die Feuerkröte bewegt geräuschlos ihre Flügel und schwebt, wie unbeweglich, über die Meeresfläche; die Seeschwalben kommen herab, und bewachen ihre Nester; der Pelikan sucht seine Wohnung zwischen Wurzelbäumen, und der braune Seeigel sucht einen Ort zum Ausruhen, und setzt sich auf eine Segelstange; endlich kommen die schwerfälligen Schildkröten, von denen übrigens nur der Kopf aus dem Wasser hervorragt, heran, um ihre Eier in den Sand zu legen. Man kann ihre Panzer deutlich unter dem Wasser unterscheiden, das von ihren Floßfedern kaum gekräuselt wird, und von Zeit zu Zeit hört man ihren Athem, ein Zeichen furchtsamen Mißtrauens. Bald beleuchtet der Mond diese Scene mit seinem Silberlicht; die Schildkröten erreichen das Land, und schleppen ihre schweren Schalen mühsam auf dem Sand hin, da ihre Floßfedern sie mehr im Schwimmen, als im Gehen unterstützen. Endlich gelingt es ihnen, das Ufer zu erklimmen. Nun muß man sehen, mit welcher Geschäftigkeit sie zu graben anfangen, wobei sie den Sand links und rechts zurückwerfen. Wenn dies geschehen ist, legen sie ihre Eier schichtenweise mit der äußersten Sorgfalt, und decken sie alsdann vermittelst ihrer Füße wieder mit Sand zu. Sobald sie damit fertig sind, bewegen sie sich fröhlich dem Ufer wieder zu, und stürzen sich ins Meer.

Die Tortugas sind nicht die einzigen Inseln, wo

die Schildkröten ihre Eier legen; diese Schalthiere haben vielmehr noch andere Inseln, die sie zu diesen Zwecken benützen, so wie auch mehrere Küsten des Festlandes. Es gibt vier Arten von Schildkröten, die unter den Namen grüne Schildkröte, falkenschnäbligte Schildkröte, dickköpfige Schildkröte, und Kofferschildkröte bekannt sind. Die erste Klasse wird von den Feinschmeckern am meisten geschätzt. Die grüne Schildkröte kommt im Monat April, nachdem sie den Winter im Wasser zugebracht hat, an's Ufer, und dringt in die Buchten, Golfe und Flüsse ein. Sie legt zweimal; im Mai und im Junius. Die erste Lege ist die bedeutendste; die zweite ein wenig geringer; die Zahl der Eier beträgt im Ganzen gegen 240. Die falkenschnäbligte Schildkröte, deren Schale im Handel so geschätzt ist, wo sie zu vielen Kunstgegenständen verarbeitet wird, steht, was die Güte des Fleisches betrifft, der grünen Schildkröte nach. Sie besucht am gernsten die entferntesten Inselchen des Festlandes, wo sie ihre Eier legt, zuerst im Julius, dann im August, obgleich sie schon vor dieser Zeit in jenen Gegenden erscheint, wie wenn sie sich schon zuerst einen sichern Ort auswählen wollte. Die Durchschnittszahl ihrer Eier beträgt 300. Die dickköpfige Schildkröte besucht die Tortugas im April; vom April an bis zu den letzten Tagen des Junius legt sie nach einander dreimal, jedesmal etwa 170 Eier. Die Kofferschildkröte, welche zuweilen eine ungeheure Größe und einen Kropf hat, wie der Pelikan, kommt später als die andern auf den Inseln an. Die Schale und das Fleisch dieser Schildkröte sind so weich, daß man den Finger, wie in ein Stück Butter, hineinstecken kann. Sie wird deßhalb am geringsten geschätzt. Man ißt sie selten, die Indianer ausgenommen, die, stets wachsam, wenn die Zeit der Schildkröten beginnt, zuerst die Eier wegnehmen und dann die Schildkröten selbst holen. Die Kofferschildkröte legt in der Legezeit, auf zwei Male im Ganzen, ungefähr 350 Eier.

Die dickköpfige und die Kofferschildkröte gehen in der Wahl des Ortes, wo sie ihre Eier legen, am wenigsten vorsichtig zu Werke: die andern ziehen sorgfältig die rauhesten und einsamsten Gegenden vor. — Die grüne Schildkröte kommt an die Ufer des Festlandes, zwischen dem Cap Sable und dem Cap Florida; sie geht auch in die großen Flüsse und in die Buchten, aus denen sie sich jedoch schleunig wieder zurückzieht, um sich in das offene Meer zu retten. Doch kommen sie in großer Menge nur durch die amerikanischen Jäger und durch die Indianer. Auch viele Arten fleischfressender Thiere haben sie zu Feinden, zum Beispiel die Caguars, Luchse, Bären und Wölfe.

Die falkenschnäbligte Schildkröte, die noch vorsichtiger und noch schwerer zu fangen ist, hält sich an die Inseln im Meere.

Alle diese verschiedenen Klassen graben sich beinahe auf die nämliche Art ihr Loch in den Sand, und da ich mehrmals Augenzeuge war, kann ich ihre Art und Weise, die Eier zu legen, ziemlich genau beschreiben.

Bei der Annäherung an's Ufer, wenn sie noch etwa 30 bis 40 Klafter davon entfernt ist, streckt die Schildkröte den Kopf aus dem Wasser, blickt um sich, und prüft jeden Gegenstand aufmerksam. Gewöhnlich kommt sie bei klarem Mondschein an das Ufer. Gewahrt sie nichts, was sie zu stören drohte, so läßt sie ein lautes Pfeifen hören, um solche Feinde von ihr, die daran nicht gewöhnt sind, dadurch zu schrecken. Auf diesen Laut entfernen sich mehre, ehe sie sie gesehen haben. Sobald sie ein Geräusch hört, sobald sie irgend ein Anzeichen von Gefahr zu erkennen glaubt, taucht sie sogleich unter, und flüchtet sich eine ziemlich beträchtliche Strecke weit weg; wenn jedoch Alles ruhig ist, nähert sie sich langsam dem Ufer, klettert mit vorgestrecktem Kopfe an's Land, und wenn sie einen passenden Ort erreicht hat, sieht sie sich in aller Stille nach jeder Seite hin um. Ist Alles sicher, so geht sie an's Werk, und gräbt mit ihren Füßen nach hinten den Sand auf; dies vollführt sie mit einer solchen Geschicklichkeit, daß nur sehr selten die Seiten des Lochs einstürzen. Ihre Füße arbeiten wie zwei große Löffel, und wühlen abwechselnd so lange den Sand auf, bis er sich hinter ihr angehäuft hat; dann stemmt sie ihren Kopf und den Vordertheil ihres Körpers an die Erde vor ihr, und drückt den Sand so mit ihren Füßen zurück. Auf diese Art höhlt sie ein Loch aus, das 18 Zoll, ja zuweilen 2 Fuß und noch tiefer ist. Dazu braucht sie nicht länger als 10 Minuten. Ihre Eier legt sie eines an das andere, in regelmäßigen Schichten, etwa 150, manchmal auch 200. In 20 Minuten sind die Eier gelegt. Dann legt sie den Sand wieder über die Eier her, und weiß die Oberfläche so eben zu machen, daß man, wenn man den Ort ansieht, nicht daran denken sollte, was eben vorgegangen ist. Wenn alles glücklich vorüber ist, entfernt sich die Schildkröte so schnell als möglich und schwimmt davon, indem sie der Hitze des Sandes die Sorge überläßt, die Eier auszubrüten. Wenn eine Schildkröte, z. B. die dickköpfige, im Eierlegen begriffen ist, läßt sie sich durch nichts darin unterbrechen; man kann sich ihr nähern, ja sich auf ihren Rücken setzen, sie weicht nicht von der Stelle, und läßt sich durch nichts in ihrem Geschäfte stören; aber kaum ist sie fertig, so macht sie einen Seitensprung, um sich zu retten, und man müßte die Kraft des Herkules haben, wenn man sie in diesem Augenblicke auf den Rücken werfen, und sich ihrer bemächtigen wollte.

Wer am Ufer eine Schildkröte umkehren will, kniet nieder, legt die Schulter an die hintern Floßfeder, führt einen kräftigen Stoß, und wirft sie mit allem Aufwand der Stärke auf den Rücken. Oft gelingt dies nur dadurch, daß sich mehrere vereinigen; nur wenn die Schildkröte sehr groß ist, wie man solche an diesen Küsten häufig findet, greift man auch zu Enterhacken.

Es gibt Schildkrötenfänger, die kühn genug sind, auf die Schildkröten, wenn sie auf dem Wasser schlafen, zuzuschwimmen, und die sie in ihrem eigenen Element auf den Rücken werfen; doch müssen sie alsdann die Vorsicht gebrauchen, ein Boot in der Nähe zu haben, um sich ihrer Beute versichern zu können. Sobald die Schildkröten einmal auf dem Rücken liegen, können sie ohne fremde Hülfe fast nicht mehr in ihre natürliche Lage kommen; in jedem Falle aber bindet man ihnen die Füße, um ihre Flucht durchaus unmöglich zu machen.

Die Leute, welche Schildkröten-Eier suchen, bewaffnen sich mit einem Schilfrohre oder einem Flintenlaufe, um den Sand zu untersuchen und die Spuren zu entdecken; denn diese sind durch Wind und Regen oft unkenntlich gemacht. Zum Unglück werden die Nester, wie ich schon bemerkt habe, nicht von den Jägern allein aufgesucht, auch die Raubthiere entdecken sie; die Eier sind daher oft in sehr großer Anzahl in Unordnung gebracht oder zerstört, denn es gibt Gegenden am Ufer, wo hunderte von Schildkröten im Umkreis einer Meile ihre Eier legen. So oft sie wieder neu legen, graben sie ein neues Loch, das zweite gewöhnlich neben dem ersten. Man begreift leicht, daß die vielen Eier, die man in dem Leib einer Schildkröte findet, nicht alle in einem Jahre gelegt werden können, denn man zählt solche Eier bis zu drei Tausend, die ganz dünn sind, ohne Schale, nur an einanderhängend wie Rosenkranzkügelchen. Ich habe eine Schildkröte gesehen, in der man eben die genannte Zahl von Eiern fand, und die beinahe 400 Pfund wog. Die jungen Schildkröten scharren sich, wenn sie kaum aus den Eiern gekrochen und noch nicht größer sind, als ein Dollar (etwa ein Kronenthaler), durch den Sand hindurch aus ihrem Neste hervor, und gehen sogleich in's Wasser. Die Nahrung der grünen Schildkröte besteht hauptsächlich in Meerpflanzen. Besonders liebt sie das Seegras, das sie bei der Wurzel abbeißt, um die zartesten und saftigsten Theile davon zu essen. Die wogenden Massen dieser Pflanzen längs dem Ufer lassen leicht erkennen, daß hier der Ort ist, wo jene Schildkröte geweidet hat.

Die falkenschnäbligte Schildkröte nährt sich von Meergras, Krabben, Muschelthieren und Fischen. Die dickköpfige Schildkröte zieht dicke Muschelthiere vor, die sie mittels ihres Schnabels so leicht zerbrechen kann, als der Mensch eine kleine Nuß aufknackt. Man brachte uns eine an Bord des Marion, die an einem unserer Anker einen Biß anbrachte, dessen Tiefe uns in Erstaunen setzte. Die Kofferschildkröte lebt von Weichthieren, Fischen, Schalthieren, Meerigeln und verschiedenen Seepflanzen.

Diese vier Klassen bewegen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit im Wasser; aber die Schnelligkeit der grünen Schildkröte und des Falkenschnabels insbesondere erinnert an den Flug des Vogels durch die Lüfte. Es ist daher nicht sehr leicht, mit der Lanze eine Schildkröte zu treffen, obwohl ein geschickter Jäger dies häufig thut.

Während meines Aufenthalts in Florida mußte ich einige Schildkröten kaufen, um damit meine Freunde am Bord des Schiffes „Dame im grünen Mantel" zu bewirthen, nicht meine Freunde, die tapfern Offiziere oder die Matrosen, denn die Einen wie die Andern hatten schon genug Schildkrötensuppe gegessen; ich meine vielmehr meine Freunde, die Reiher, deren ich viele in Käfichen hatte, um sie John Brahman und andern Personen, die ich hochschätze, zu schenken. Ich ging also, in Begleitung des Doctors Benjamin Strobel, in einen Schildkröten-Park, um mich nach dem Preis zu erkundigen. Zu meiner großen Verwunderung fand ich, daß die Schildkröten, je kleiner sie waren, wenn sie nur über 10 Pfund wogen, desto mehr kosteten. Ich hätte eine dickköpfige, die über 760 Pfund schwer war, um denselben Preis haben können, wie eine andere von 30 Pfund. Ich betrachtete die schwerere, und berechnete, wie viel Suppen sie für ein Gastmahl des Lord-Mayor in London liefern könnte, wie viele Eier in ihrem Leibe seyn würden, und welch' seltenen und merkwürdigen Wagen man aus ihrer Schale machen könnte, einen Wagen, in welchem Venus selbst das Meer durchwandern könnte, wenn nur ihre zarten Tauben sich daran spannen ließen, ohne Haifische und Stürme zu fürchten. Der Jäger versicherte mich, daß, obwohl die große Schildkröte in Wahrheit ein besseres Essen sey, als die kleine, er doch jene auf einen entfernten Markt senden müsse, wenn er sie los werden wolle. Ich hätte sie gerne gekauft, aber ich wußte, daß, wenn sie einmal todt ist, ihr Fleisch sich nicht länger als einen Tag gesund erhält; ich kaufte daher acht oder zehn kleinere Schildkröten, die meinen Freunden, den Reihern, ausnehmend mundeten, und die ihnen auf lange Zeit Nahrung gaben.

Alle diese Schildkröten, von denen ich gesprochen habe, werden an den Küsten von Florida oder in den Golfen und Flüssen auf verschiedene Weise gefangen. Einige Schildkrötenfänger spannen in der Nähe des Landes große Netze aus, um sie, wenn sie sich dem Ufer nähern, darin zu fangen. Diese Netze bestehen aus großen Maschen, in welche die Schildkröten sich zuerst nur ein wenig verstricken, aber je mehr sie sich Mühe geben, vorzudringen oder zurückzugehen, desto tiefer verwickeln sie sich darin. Andere Jäger fangen sie mit Harpunen; meiner Ansicht nach jedoch ist keine Methode so gut, als die des Herrn Egan, des Lootsen der indianischen Insel.

Dieser außerordentliche Jäger hatte ein eisernes Instrument, das er einen Pflock nannte, und das an jedem Ende mit einer viereckigen Spitze versehen war, die dem Schnabel eines Grünspechts glich, mit einem Loch in der Mitte. An dieses Instrument band man ein schönes starkes Seil, etwa 50 Klafter lang, das durch jenes Loch ging. Das eine Ende jenes Pflockes ging in ein eisernes Rohr, durch welches es lose mit einem hölzernen Spieße verbunden wurde. Dies ist die Waffe, die der Jäger in seinem Kahne hat, in welchem das Seil sorgfältig aufgerollt ist. In einer Entfernung von 10 bis 12 Klaftern schleudert man den Spieß so auf das Thier, daß es an dem Punkte durchbohrt wird, den der Naturforscher bei einem großen Insekte wählen würde, um es auf ein Stück Kork zu stecken. Sobald die Schildkröte getroffen ist, löst das hölzerne Heft sich von dem Pflocke ab. Vor Schmerzen wirft sich das Thier empor und umher, und es scheint, je länger der Wurfspieß unter seiner Schale bleibt, desto tiefer senkt er sich ein, und die Schildkröte, die an dem abgerollten Seile nach Gefallen sich umher bewegen kann, ermattet endlich. Auf diese Weise fängt der Lootse Egan, seiner Behauptung nach, in einem Jahre bis auf 800 Schildkröten. Jeder Schildkrötenfänger hat seinen Park, einen großen viereckigen umzäunten Raum, von Pfählen gebildet, die weit genug auseinander stehen, um das Wasser frei

laufen zu lassen. Hier hält und nährt man die Schildkröten, bis man sie verkauft. Wenn sie nicht zuvor gelegt haben, ehe sie gefangen wurden, so legen sie in das Wasser, und die Eier sind verloren.

Noch muß ich eine besondere Eigenthümlichkeit der Schildkröten erzählen, obgleich ich nicht Augenzeuge davon war. Als ich in Florida war, versicherten mich mehrere Jäger, wenn man eine beim Eierlegen gefangene Schildkröte an Bord eines Schiffes nehme, und ihr in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen die Freiheit wieder gebe, so treffe man sie, entweder noch in diesem, oder im folgenden Jahre, an derselben Stelle wieder an, wo sie gefangen worden sey. Wenn dies wahr ist — und ich kann nicht daran zweifeln — muß man alsdann nicht das unabänderliche Gesetz der Natur bewundern, die den Schildkröten denselben Instinkt gibt, wie den Zugvögeln? Wer weiß übrigens, ob die Schildkröte nicht, gleich uns, ein zartes Vergnügen empfindet, ihre Familie und die Orte, wo sie geboren ist, wieder zu sehen, nachdem sie unbekannte Gegenden besucht hat?





Auszug aus dem Schreiben eines deutschen Naturforschers in Süd-Australien.

Klemzig bei Adelaide, 6. Juni 1839.

— — Zwei Jahre habe ich bereits auf einer benachbarten Insel verlebt, was du wohl schon weißt, und erst seit dem letzten Februar treibe ich mich auf dem Festlande herum. Ich habe mich im wahren Sinne des Wortes herumgetrieben, denn Niemand trieb mich auf meine Wanderungen. Schon im Mai des vorigen Jahres machte ich eine Besuchsreise nach der Hauptstadt von Südaustralien, allein als ich die Gebirgskette im Hintergrunde der Hauptstadt sah, blieb ich nur wenige Stunden in der Stadt, und eilte auf zehn Tage in die Berge. Diesmal setzte ich meine Wanderungen von der Mitte Februars bis Ende Mai's fort, und kenne jetzt diese Provinz besser als irgend ein Auswanderer in der Colonie.

Von dem Flusse Torrens, der jetzt noch sehr zusammengeschrumpft und daher geräuschlos auf der Bärenhaut liegt, ging ich mit zweien meiner Landsleute am letzten Februar in die Berge. Meine Landsleute verloren mich aber schon am ersten Tage und hatten die Lebensmittel bei sich. Es war ein heißer Tag; doch der Torrens hatte fließendes Wasser in den Bergen, durch deren Thäler ich meine Gefährten und Lebensmittel suchte. Ich war aber genöthigt, hungrig am Boden zu schlafen, und am nächsten Tage nährte ich mich von Gummi, das aus der Rinde der Bäume quell, bis ich auf der Rückreise meine Gefährten wieder fand.

Meine zweite Tour machte ich vom Torrens nördlich nach dem Paraflusse mit einem meiner Landsleute, der mich aber gleichfalls am zweiten Tage verlor oder, von Durst getrieben, von mir weglief, obgleich er die Lebensmittel trug. Ich ging an der westlichen Seite der Bergkette durch die Ebene, hatte jedoch einen Theil der Lebensmittel, nämlich etwas Zwieback und den Zucker, in einem Sack auf meiner Schulter und eine Wasserkanne in meiner Hand. Als ich am zweiten Abend mich ganz allein auf den Boden gelegt hatte, um an der Seite eines Feuers, das ich angezündet, zu schlafen, quälte mich der Durst, und ich bemerkte in geringer Entfernung ein anderes Feuer, bei welchem ich die schwarzen Wilden vermuthete. Dieser Umstand nöthigte mich, den Nachtwandler zu spielen, und ich ging die Nacht hindurch durch das Gebüsche östlich nach den Bergen hin, wo ich mit Tagesanbruch einen Teich mit halb salzigem Wasser antraf und meinen Durst löschte. Darauf nahm ich die Richtung nach dem höchsten Gipfel der Kette, der eine Felsenspitze hatte. Als ich mich diesem Felsen näherte, hörte ich einen schwarzen Jungen aus vollem Halse schreien, und in fünf Minuten war ich von völlig nackten schwarzen Männern umringt, die mir winkten, ihnen zu folgen. Ich blickte auf zu meinem Beschützer im Himmel, legte meinen Sack auf die Erde und setzte mich darauf. Sogleich kamen fünf schwarze Männer und drei nackte Jungen, und setzten sich um mich herum. Die Männer, denen ich durch ein freundliches Gesicht freundliche Gesichter abzwang, erklärten mir, daß die Jungen ihre Pigannies seyen, was mir Veranlassung gab, den Felsen Piganinny-Rock zu nennen. Darauf erfuhr ich, daß Piganinny Sohn heißt und ich daher vier Väter mit ihren vier Söhnen um mich hatte. Ich gab einem jeden einen Zwieback, und sagte ihnen auf englisch good bye! worauf ich die Berge nach Osten hin bis zu der Ebene durchkreuzte, durch welche der Murrayfluß sich ergießt. Theils durch die Ebene, theils über die Berge ging ich nun südlich nach dem Mount Barker, von dem ich 50 englische Meilen entfernt war, um den Deutschen, die sich daselbst angesiedelt hatten, einen Besuch zu machen. Am dritten Tage langte ich auf dem Barker an, und folgte im Herabgehen einem Wassergraben, der mich in ein schönes breites Thal führte, das von einer Kette von Wasserteichen befruchtet war. In der Ferne sah ich Rauch, und freute mich schon, die Deutschen zu finden, als sich zwei nackte alte haarige Männer wie Soldaten vor mir präsentirten.

Auf sie losgehend, fragte ich nach dem Wege nach Encounter-Bay, allein sie verstanden mich nicht, zogen mich aber zu ihrem Feuer, wo ihre nackten Weiber und Kinder saßen. Sie brateten Muscheln, die sie aus den Teichen gefischt hatten, und traktirten mich damit, während ich ihnen Gummi, Zwieback und einem jeden ein Stück Zucker gab, um mich an ihren Mäulern zu amusiren, in denen sich zum ersten Mal Zucker verlor.

Es fing an, bei kaltem Südwinde zu regnen, so daß die nackte Gesellschaft an ihrem kleinen Feuer wie Espenlaub zitterte. Ich machte ihnen ein tüchtiges Feuer an, zu dem sich aber nur die Männer gesellten; Weiber und Kinder wurden entfernt, und mußten sich ihr eigenes Feuer machen. Als der Regen nachließ, sagte ich der Gesellschaft good bye, und nahm meine Richtung südwestlich zum Mount Terrible, auf welchem ich schlief; und weil ich nur noch vier Zwiebacke hatte und den Mount Lofty aus der Ferne erblickte, so eilte ich auf diesen los, anstatt nach Encounter-Bay zu gehen. Ich begegnete bald einigen Engländern, die mich mit Speise und Trank labten und mich zu meinen Landsleuten zurechtwiesen. Diese waren eben daran, ein deutsches Dorf, Hahndorf (nach dem Namen ihres Schiffscapitäns), anzulegen. Dort traf ich den Pastor K. und den Missionär Sch., und freute mich sehr, so plötzlich im Gebirge zu Hause zu seyn. Später wollte Sch. mit mir nach dem Murray- und von da nach dem Darling-Flusse reisen. Mit Mühe und Noth zog ich den lieben Missionär nach dem ersten Flusse; der zweite mag lange warten, bis er von Missionären besucht wird, es sey denn, daß einer komme, der dürsten kann wie ein Kameel, und hungern wie ein Dachs im Winter. Der Murray-Fluß ist so groß wie die Elbe, fließt aber durch eine entsetzliche Wüstenei, durch eine unfruchtbare Ebene, durch welche jedoch bereits eine Straße bis Neu-Südwales geht, auf der Vieh, Schafe, Pferde und Wagen von dorther schon hier angekommen sind. Wir folgten dieser Straße auf der Rückreise und kamen abermals über Mount Barker nach unserm deutschen Hahndorf.

Eine vierte Tour machte ich mit einem Klemziger Deutschen, der gern gutes Waideland für eine Heerde Schafe gefunden hätte, was ich ihm in dem Barossa-Gebirge, das ich mit Sch. nach dem Murray hin gekreuzt, zeigen wollte. Bei dieser Gelegenheit folgte ich einem Flusse, den ich früher sah, und fand das schönste Land in der ganzen Provinz, reich an Holz, Wasser, gutem Boden, Steinen und Metallen, was mir Gelegenheit gab, dem Herrn Angas (?), der die Deutschen auf seine Kosten hieher sandte, 105,000 Morgen Landes zu verschaffen, die sein Agent bereits für 28,000 Pfd. Sterling angekauft hat, und leicht, wenn er will, sogleich wieder für 280,000 Pfd. Sterl. verkaufen kann. Doch das ist noch nicht Alles. Die Klemziger Deutschen haben bereits dem Gouverneur deutsch-australische Gemüse reichlich schmecken lassen, und wir werden dieses Jahr die ganze Hauptstadt mit Gemüsen versehen, wozu ich bereits auf der Känguruh-Insel die Sämereien gezogen, und weil die Lebensmittel jetzt durch das letzte dürre Jahr so hoch im Preise gestiegen sind, daß das Pfund Brod mit 36 Kreuzern bezahlt wird, so wird Klemzig, in welchem 30 Familien 134 Morgen Land haben, die ganze Colonie vom Hunger, wo nicht vom Hungertode retten, was ihnen natürlich auch bezahlt werden wird. Mein Hauswirth sagte mir, er habe sich in den sechs Monaten seines Hierseyns mehr Eigenthum erworben, als die 40 Jahre seines Lebens in Schlesien. Thun nicht die beengten Deutschen besser, hieher nach Osten zu wandern, als nach Westen?

Ein eigenes Land ist dieser Welttheil. Es ist warm, jedoch ist die Hitze nicht größer, als ich solche im Sommer in Sibirien fand. Das Klima ist trocken und daher sehr gesund. Sumpfgegenden oder abgestandenes Wasser sind nirgends zu finden. Alles Wasser, das man antrifft, ist entweder salzig oder frisches, gutes Quellwasser. In allen Flüssen, welche im Winter überfließen, bleiben im Sommer nur Kellen von Teichen in den Vertiefungen. Wilde Thiere gibt es nicht, außer einer Art von Schakals und wilden Hunden, die vor dem Menschen davon laufen. Nicht eine einzige giftige Schlange habe ich gesehen, und obwohl ich viele Scorpionen sah, so scheinen solche doch unschädlich zu seyn. Nicht Eine Art von europäischem Holze traf ich hier an. Die Bäume werfen jährlich ihre Rinde ab, aber keiner seine Blätter. Die Gummibäume (Eucalyptus), die Casuarina, Banksia und eine Menge Arten von Acacia oder Mimosa sind die herrschenden Arten. Die farbigen Vögel sind fast so zahlreich und so schön an Gefieder, wie die brasilianischen; besonders zahlreich sind die Papageien und weiße und schwarze Kakadus. Die schwarzen Eingebornen sind ein gutmüthiger Menschenschlag; sie sind träge und führen ein wanderndes Leben, nähren sich von Gummi, Muscheln, Fischen und Beutelthieren. Sie klettern auf die Bäume wie Affen, und schießen mit ihren Speeren Vögel, besonders Kakadus. Die Weiber tragen ihre Kinder wie die Beutelthiere ihre Jungen. In diesem Theile von Australien sind nur wenige Ureinwohner, vielleicht keine 400 Familien in der ganzen Provinz. Die meisten hat der Zwieback schon nach Adelaide gezogen, wo die zwei deutschen Missionäre jetzt fleißig ihre Sprache erlernen, um sie dann im Christenthum zu unterrichten. Der Gouverneur läßt jeder schwarzen Familie eine Hütte bauen, wenn der Familienvater selbst daran arbeiten will.

Das Gebirge ist hier Urschiefer, Glimmerschiefer und Thonschiefer, so häufig von Erzlagern und Gängen durchschnitten, daß man es ein Erzgebirg nennen kann. Die höchsten Gipfel sind nur 2,500 Fuß hoch. An der Westseite von Spencers Golf ist lauter Granitgebirge. Es gibt große Strecken von sehr gutem, fruchtbarem Boden, aber der größte Theil des Bezirks ist unfruchtbare Wüstenei.

Riesenschlangenjagd auf Timor.

Timor (d. h. Osten, also: Ostinsel), eine der kleinen Sundainseln, voller Waldgebirge und reich an ostindischen Produkten. Die Bevölkerung (800,000) besteht aus Papuas, Malayen, Chinesen, Portugiesen (im Besitz des nordwestlichen und nördlichen Theils mit der Hauptstadt Tilil) und Holländern (im Besitz des südwestlichen und südlichen Theils mit der Hauptstadt Kupang).

Während, von der Glut eines ehernen Himmels verzehrt, das gefiederte Volk verstummt ist unter dem Blättergrün, aus dem es sich ein weitgespanntes Sonnendach macht, hörst du im Schoße eines unendlichen Wirrsals halb zerstäubten Gelaubs ein Fortrascheln, und wenn du den Muth hast, mit dem Blick die geschmeidigen Bewegungen zu fragen, die zwischen dem die Bäume von einander trennenden Abstand wellenartig entlang gleiten, so bemerkst du schön geschweifte Bogenlinien, die sich in einem Baumgang hinschlängeln, einen kräftigen Stamm fest umschlingen, langsam erst, dann mit Ungestüm sich drehen und schnellen, und so, wie ein von sehniger Hand geschleuderter Wurfpfeil, einen Raum durcheilen, dessen Weite dein Auge ermüdet.

Das ist die Boa. [1]

Sobald sie wach wird und ihren Weg beginnt, sucht alles kriechende Gewürm zweiter Ordnung, wie auch das entsetzte Geziefer, zu fliehen; aber an den Fleck durch eine unüberwindbare Furcht festgenagelt, regt es sich und windet sich fieberzitternd und stürzt sich gleichsam von selbst in den weit offenen Rachen des Ungethüms, das als Allverheerer in diesen ewigen Wäldern herrscht. Das Eiland, das ich hier meine, und wo der Reisende diese Unbeweglichkeit und dieses Leben wahrnimmt, heißt Timor; Timor, die Bastardeneroberung der Holländer und Portugiesen; Timor, mit den schwarzen Bergkämmen, mit den ewig zürnenden Feuerbergen, die ihre Todlust den menschenfresserischen Bewohnern Fialarany's oder Batugede's mittheilen, ausgelöschte Kegel, die unter dem Fußtritt wie ein Trommelfell dröhnen; Timor, das unbezähmte, reich am schönsten Pflanzenwuchs des Erdballs, unaufhörlich von Erderschütterungen bedroht, die selbst die von seinen Felsengründen entferntesten Eilande zerstörerisch heimsuchen.

Der düstere Urwald, wo ich das sah, was ich dir erzähle, erhebt sich in geringer Entfernung von der kleinen Stadt Dilil, die übrigens nur sehr uneigentlich eine „Stadt" zu nennen ist. Auf dem kleinen Bodengebiet, auf dem so ein fünfzig von Einfriedigungen umgebene Gebäue, immer ein's wunderlicher als das andere, sich zusammenstellen, leben und sterben ein paar Europäer und eine ziemliche Anzahl Malayen mit der Kriegerhaltung, der Kupferhaut, dem falben Blick, den von Betel, Areka und Kalk geschwärzten Zähnen. Da leben sie und, nahe bei ihnen, mit einem Schnellsatz sie zu erreichen im Stande — lebt auch die Boa, die furchtbare Umstrickerin, die sich mit Myriaden Insekten dann nur anfüllt, wenn sie auf ihrer pfeilgeschwinden Bahn keinen Büffel umringelt hat.

Der Wälderochs ist das Futter der Riesenschlange; sobald sie einen an den Weichen faßt, schleppt sie ihn an einen der dicksten Riesen des Urforsts, umlegt ihn, erstickt ihn, trotz seiner spitzen Hörner, seines grausenhaften Gebrülls und der Kraftfülle seiner Schultern; sie geifert über ihn; mit ihrer Raspelzunge liebkost und spritzt zugleich sie ihn an; sie knetet ihn, streckt ihn aus, zermalmt seine Knochen, und — sind diese gräulichen Vorbereitungen beendet, sagt ihr der Naturtrieb dieses Gewürms, daß das Schlachtopfer verzehrt werden kann, so läßt sie es fallen, legt sich in voller Länge vor das Haupt des leblosen Büffels hin, öffnet ihre Kiefer, vor deren Dehnbarkeit der Verstand erschrickt, rückt ihre Ringeln, daß sie ächzen, zusammen, und holt nach Athem. Der Vierfüßler wird eingeschluckt, und ist er zur Hälfte hinabgewürgt, so wird die fraßgierige Boa ruhig, ringelt sich ein und verfällt endlich in Schlaf, gleich als ob sie der Ermattung eines Kampfs erläge, der ihre Kräfte erschöpfte. War der Riesenwurm allein vor dem Angriff, schläft sein Weibchen fern von ihm, so tritt ihm nahe; du brauchst nicht zu bangen vor seiner Stärke, seinem Geifer, seinem wie ein mächtiger Glutofen gähnenden Rachen: er schläft, sagte ich; er ist todt — hätte ich bezeichnender gesagt, — denn er liegt da, gefühllos wie ein Baumstamm.

Ruhm, wie sich leicht begreift, ist keiner bei der Tödtung der Schlange in diesem Zustande der Erstarrung, in welchen sie dieses begonnene Mahl versetzt; da aber auch nicht der Ruhm in diesen täglichen Kämpfen gegen das gräuliche Gewürm gesucht wird, so ist man so klug, es da, inmitten seines Festmahls, zu fassen; vor ihm, von seinem Kopfe an bis an seine Seiten, wie man vor einem hochverehrten Götzenbilde niederfiele, hinzuknieen; alsdann auf eine aus Fischdärmen verfertigte Sehne einen vergifteten Pfeil zu legen und auf ein gegebenes Zeichen alle Geschosse zugleich gegen diesen kriechenden Lukull abzuschnellen, der so den Tod im Schoße seines Geschwelges findet.

So thun die Malayen auf Timor, Kupangs und besonders Dilils, sobald ihnen das Gebrüll einer todtmatten Büffelheerde durch eine augenblickliche Pause sagt, daß einer ihrer Gefährten in den Umschlingungen der schrecklichen Umstrickerin erfaßt ist. Das heißt aber keine Jagd, heißt nur ein Zufallsangriff; und hat das Ungethüm zu leben aufgehört, so läßt man's am Flecke liegen, damit es und sein Opfer anderm Kriechgethier zum Futter diene, dem dann früher oder später das gleiche Loos wird.

Die Boajagd ist ganz anders gefahrvoll, und ich für mein Theil möchte hundertmal lieber mit einem hungrigen Tiger oder Leuen in der Wüste einen Kampf bestehen, als mit der furchtbaren Umstrickerin im Schoße ihres Waldes. Die Kugel ist ohnmächtig wider sie; denn — wie sie sicher richten inmitten der blitzschnellen, der Laune der züngelnden Flamme ähnlichen Wellenbewegungen des Schlangenkörpers?! Und wo den Feind suchen? Du wähnst ihn sich dir unter den

[1] Boa constrictor, Anaconda, Königsschlange, Abgottsschlange.

Füßen regend, während er, mit den letzten Ringen seines Schwanzes an einem Aste hoch oben angehakt, sich wie die Schleuder des Balearen schwingend wiegt und sich verschnellt, um dich, wie er sonst dem Büffel thut, zu umstricken und zu zermalmen. Vielleicht hättest du, da's hier kein Spritzgift zu fürchten gibt, kalten Muth genug, mit Hülfe des Schwerts, mit dem du bewehrt, den Leib des Riesenwurms zu durchschneiden; allein ich, ich erkläre mich von ihm überwunden, sobald sein kalter klebrichter Bauch mich in seine Krümmungen einschnürt, und glaube nimmer an deine erfolgreiche Gegenwehr, es sey denn, daß du mir dir Versicherung gibst, du seyest ein Malaye und bewohnest die Ostinsel.

In der Zeit wurde aber der Krieg, den die Boas des, fast bis an den traurigen Pflanzort Dielhy sich erstreckenden, Waldes gegen die den Europäern und den (dem dortigen Residenten schatzpflichtigen) Radschahs gehörigen Büffel führten so mörderisch, daß der Statthalter Jose Pinto de Azawedo e Suza endlich beschloß, förmliche Jagden zur Vernichtung oder doch Entfernung dieses Schlangengezüchts einzurichten. Zu dem Zwecke warb er, gegen den Lohn einiger im Lande verfertigter Zeuge, Männer von Herz und Thatkraft an, die kein Bangen trugen, bei Tag und bei Nacht in den finstern Urwald einzudringen, und da diese Schauderherrscher zu bekämpfen. Zur Waffe dienten ihnen der furchtbare Krihß, dessen flammenartige Klinge fast immer in den gelblichen Klebsaft des Bohon-Upas getaucht ist, und spitze, gezähnte, kurze und fächerartig vor die Brust gesteckte Pfeile, die sie gegen das Unthier, wann sie es eingeschlafen überraschen, abschießen. Allein der Riesenwurm machte so viele Opfer, daß man diesen Angriffen bald entsagen mußte, für die man häufig zu schweren Strafen Verurtheilte verwendete. Senor Pinto sagte mir, er sey mit so vielen Bittanträgen zum Ausziehen auf die Vernichtungskämpfe gegen die Boas bestürmt worden, daß er sich gezwungen sah, den Sold der an große Gefahren gewöhnten und auf den Jagdlohn — die vom Residenten gegebenen Zeuge — erpichten Streiter herabzusetzen.

Nach diesen Versuchen, die am Ende die Kolonie noch rascher entvölkert haben würde, als die Verderben bringenden Fieber und die Ruhr, entschied sich Senor Pinto dafür, den schlangendräuenden Wald anstecken zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, die Insel einem allgemeinen Brande auszusetzen. Indessen ging er mit Umsicht zu Werke, und sobald ihm die Büffel, die er den Schlangen als Opferthiere zuschickte, das Daseyn eines oder mehrerer jener Ungethüme bezeugten, ließ er den bezeichneten Ort durch einen unermeßlichen Holzschlag abgrenzen. Und da die Boa nach ihrer Mahlzeit mehrere Monate lang im Verdauungskrampfe erstarrt bleibt, so wurde die Arbeit der muthigen Holzfäller nur durch die noch nüchternen Boas unterbrochen, welche alle nicht wagten, auf ein ganzes Heer zu ihrem Empfange bereiter Männer loszugehen.

Sobald die hundertjährigen Stämme mit ihrem so reichen, so wunderlich gebildeten, so mannigfaltigen Gezweig abgeschlagen waren, wurde armvoll um armvoll dürres Blätterwerk in unermeßlicher Menge mitten hinein geworfen; das Aufgethürmte dann angezündet, und das Feuer durch einen neuen Zündstoff, den man über die erste Linie hinaus schleuderte, unterhalten und der dem Verderben bestimmten Waldstrecke nahe gerückt. Da sah man denn in dem Brandkreise, durch das wallende Flammenmeer, die Schlangenungethüme umwirbelnd, um dem Tode zu entrinnen, mit einem Satz die Baumwipfel erklimmen, nach den höchsten Aesten hinaufreichen und den Versuch machen, über die lohenden Schranken, die sie enger und enger umschloßen, hinwegzukommen. Ohnmächtiges Bestreben! Wilderschreckt, halb verzehrt — fielen sie inmitten des feurigen Ofens nieder, und verhauchten den letzten Odem in gräßlichen, die Schauder des Martertods bezeugenden Verdrehungen.

Doch sah man einige, erzählte mir Senor Pinto, wirklich über den Flammenring sich hinausschnellen, und, weit entfernt, von der Gefahr, der sie eben entgangen, wegzufliehen, sich dann auf die kühnherzigen Malayen losstürzen und deren mehrere, vor ihrem eigenen Unterliegen, erwürgen.

Hoch gefährdet aber, bis in die bestgeschlossenen Wohnstätten hinein, ist der Menschen Leben, wann die Boa, nach Tag und Sonnenlicht verlangend, ihren dunkeln stillen Wäldern entrinnt, um das freie Feld zu durchschweifen. Wie der Fuchswolf und die Tigerkatze hat die Boa Listen und Heuchelkunst; sie windet sich duckmäuserisch durch die wilden Gräser fort, und ihre Wellenbewegungen folgen genau den Krümmungen des Geländs, um kein Geräusch durch Anstoßen an das im Wege Liegende zu machen; sie drückt den Kopf unter den Zweigen und Blättern der Sträucher nieder, und richtet sie ihn auf, so geschieht's ganz vorsichtig, und nachdem sie erst gehorcht, ob nicht in ihrer Nähe eine leicht zu fassende Beute sich finde; dann kriecht sie neuerdings der Stelle zu, die sie zu ihrem Angriff sich erkoren, und nun erst dreht sie sich mit blitzschnellen Sätzen und Wendungen, von denen allein der Flammenwirbel am Hauptmast eines Schiffes das rechte Bild geben kann, rechtshin, linkshin, vor sich, hinter sich, wie wenn sie vom Schwindel erfaßt wäre. Da aber eben, in diesem heißen Fieber, erwählt sie sich ihr Opfer, und ihr gieriges Auge hat ganz trefflich dasjenige herauszufinden gewußt, das ihr am Gewissesten eine längere Verdauung verschafft.

Die Eingeborenen von Timor, auf und mit Pflanzungen beschäftigt, die jedem Angriff offen sind — welche Abwehr der Gefahr ersannen sie? An der Nüster und mit Hülfe tüchtiger Stricke binden sie einen Büffel an einem Baum oder Felsen fest an, und für sich selbst bereiteten sie sichere Schlupfwinkel in den kleinen gezähnelten Käfigen, durch die sie den weiten Weg ihres Feindes verfolgen können. Die Boa schießt vor, und das erstickte Brüllen des Büffels verkündet bald den Obsieg und das Mahl der Schlange.

Stachelt jedoch der Hunger das Ungethüm etwas zu heftig, so nimmt es jene Umsicht nicht zu Hülfe; nein! offen geht es da und entschieden zu Werke, stolz bäumt sich's über das hohe Graswerk und Gesträuch empor, stößt dabei — wie aus Klüften scharfes Wehen — Windschwalle in die Luft, ähnlich dem Pfeifen des Wettersturms, und schnellt sich in gerader Linie fort, wie ein von starker Hand geschleudertes Geschoß.

Oh! wehe dann dem Menschen, über den jetzt das scheußliche Gewürm herfällt; nichts rettet ihn vor der Schreckensumstrickung, und nicht einer nur — mehrere Unglückliche zugleich schon dienten ihm, wie man Beispiele hat, zur Waide in diesem Riesenlauf, gegen den der des flinksten Tigers ein schleppender ist. Das Haupt ist nicht dicker, als ein zusammengelegtes Menschenfaustpaar; doch siehe! der Rachen thut sich auf, weitet sich ohne viele Anstrengungen aus, und schluckt die unmäßigsten Klumpen ein.

Das Alles ist hehr und graus zu schauen; das Alles hält in Furcht und Athem die kühnen Forscher, die genug gegen die, zumal Europäern so unheilbringenden Krankheiten dieses Landes anzukämpfen haben, um auch noch auf weit gefahrvollere Streifereien sich zu wagen und die Boa in ihrem innersten Gebiet aufzusuchen.

Soll ich hier noch die Erzählungen einiger Reisenden nachberichten, die da bezeugen, daß sie auf mehreren malayischen Eilanden Eingeborene, blos mit ihrem Krihß und ihren Pfeilen bewehrt, auf die Boajagd gehen und fast immer mit diesen Riesenwürmern fertig werden sehen. Die Pfeile waren, statt der Knochen- oder Eisen-Spitzen, mit einem sehr scharfschneidenden Halbmond versehen, der das Ungethüm in seinem reißendschnellen Laufe aufhielt; und mit Hülfe ihrer Krihße gelang es denn den Malayen, ein Ringgelenk der Boa zu zersplittern, oder sie schnitten selbst das Ungethüm entzwei. Was an diesen wundersamen Thaten Wahres ist, muß ich Jedem zu eigenem Glauben oder Nichtglauben überlassen.

Uebrigens halte ich, der Herrn Roudière auf dem Cap der guten Hoffnung „am Verbä" sah, der die kriegerischen Sitten des Pataqoniers und des Gaucho studirte, wie sie dem Jaguar im Schoße der endlosesten Einöden Trotz zu bieten auszogen, Alles im Kühnen und Gelingen für möglich, da, wo Menschen in die Kampfbahn treten, wie die, welche auf Timor leben und sterben, wie die auch, welche man da und dort inmitten der endlosen Wasserwüste des stillen Ozeans hingestreut findet.

Die Neuseeländer.

Polack, der bekannte Reisende, der sich Jahrelang in Neuseeland aufgehalten und schon im Jahre 1838 eine Schilderung seiner Reise herausgab, hat nun ein neues Werk: „Sitten und Gewohnheiten der Neuseeländer" erscheinen lassen. Zwar fehlt es demselben augenscheinlich an den nöthigen philosophischen und ethnographischen Kenntnissen, um diese Sitten in das gehörige Licht zu stellen, allein immerhin hat er den Vortheil, viel gesehen zu haben, und das Verdienst — so weit wir dies beurtheilen können — das Gesehene treu zu berichten. Er ist durch seine Reisebeschreibung, worin er die Colonisation Neuseelands durch Privatgesellschaften mißbilligte, in Streitigkeiten verwickelt worden, worüber er sich in einer etwas langen Einleitung ausläßt; allein diese Gegenstände können uns hier gar nicht berühren, da die Colonisation Neuseelands unter Aufsicht der englischen Regierung schon eine entschiedene Sache ist, und seine Persönlichkeit hier nicht in Betracht kommen kann. — Er gibt gleich im Eingang seines Werks die Gründe an, weßhalb er diese doch immer nur fragmentarische Schilderung jetzt herausgebe, nämlich weil die alten Sitten, Gewohnheiten und Ansichten der Eingebornen Neuseelands bald nur noch der Geschichte angehören werden, indem dieselben durch den Umgang mit Europäern mehr und mehr verschwinden. Den Auswanderern, die jetzt im Begriffe stehen, die Ufer Großbritaniens zu verlassen, gingen eine Menge Ansiedler aus Westaustralien (vom Schwanenfluß und König-Georgs-Sund) voran, weil ihnen das feuchtere Klima Neuseelands mehr zusagte, als die großentheils dürre und ziemlich unfruchtbare Küste Westaustraliens. Auch sind, seit der Plan einer Colonisation Neuseelands unter den Auspicien der Regierung in den Ländern des australischen Oceans bekannt wurde, eine Menge Kaufleute aus den benachbarten Colonien von Neu-Südwales, Südaustralien und Vandiemensland herübergezogen, und haben von den Eingebornen viele Landstriche angekauft, so daß beide, Neuseeländer und europäische Ansiedler, bald verschmelzen müssen.

Bei der ersten Bekanntschaft der Europäer mit den Neuseeländern waren diese letztern ein barbarisches Volk, das nur an Krieg und Mord, an Grimassen und Körperverdrehungen, durch die man dem Feinde Schrecken einzujagen hoffte, Gefallen fand; aber ein vierzigjähriger Verkehr hat diese anscheinend unbezähmbare Wildheit sehr gemildert, und sie finden jetzt am friedlichen Handel, Ackerbau und dem Erntetanz (Hakari) so viel Geschmack, als am wilden Kampf und Kriegestanz. Doch hängt der größere Theil der Eingebornen noch immer an den alten Sitten und an dem Aberglauben der Väter. Die Nation besteht aus zwei grundverschiedenen Racen, deren eigenthümlicher Stempel eine seit Jahrhunderten fortdauernde Vermischung noch keineswegs verwischt hat. Die erste erkennt man an der dunkelbraunen Farbe, an wohlgebildeten, hervorstehenden Zügen, starker Muskelausbildung, straffem Haar und an dem kecken kriegerischen Gange, während die zweite niedrigere Race durch schwarzbraune Farbe, fast wolliges Haar wie die östlichen Afrikaner, kleine Statur und eine ausnehmend weiche Haut sich auszeichnet. Wahrscheinlich war der Unterschied ursprünglich so stark, wie zwischen einem Europäer und einem Neger der westlichen Welt. Die erstern gehören dem Malaien-, die zweiten dem Harafura- oder Papuastamme [1] an. Die erstere Klasse ist von Asien ausgegangen und hat sich bis zu den Ländern des gelben Meeres, ja bis zu den Sandwichinseln in der Nähe der Nordwestküste Amerika's verbreitet. Bei der Nähe Australiens sollte man

[1] Papua kommt von Pua-pua, der Neger; so nennen die Malaien die Harafura's oder Eingebornen von Neuguinea.

glauben, wenigstens ein Theil der Einwohner dieses Landes gehöre zu derselben Race[1], aber diese Meinung ist alsbald beseitigt, sobald man sich mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten beider Völker bekannt macht, die so wesentlich von einander abweichen, daß man gar keine Vergleichung anstellen kann. — Alle Reisenden, von den ersten holländischen Seefahrern an bis auf die des heutigen Tages, sprechen übereinstimmend von der Erniedrigung und dem Elend der Australier. Der auffallende Race-Unterschied unter den Neuseeländern gibt sich in allen Ländern kund, wo Malaien und Papuas denselben Boden bewohnen, auf den Molukken und in Madagaskar, wie auf den Andamans und Nikobars im bengalischen Golf. Der Kopf der braunen oder Malaienrace ist mit einer Fülle von Haaren geziert, die, wenn man sie nicht auf den Kopf hinaufbindet, in Ringellocken auf die Schulter fallen; bei der tiefer stehenden Race formt sich das Haar in spiralförmige Flechten, die hart am Kopfe dunkel, weiter weg braun sind und endlich in's Rothbraune übergehen. Ein voller fließender Bart, wie er dem Europäer wächst, ziert selten das Gesicht des Neuseeländers.

[1] Dies soll auch nach neuern Forschungen von Grey und Lushington mit einigen Bewohnern der Nordwestküste der Fall seyn.

Das Kneten der Glieder auf der Insel Tonga.

Wenn sich Jemand durch Gehen oder durch jede andere Uebung ermüdet fühlt, legt er sich nieder, und einige seiner Diener nehmen die verschiedenen Operationen vor, die unter dem Namen Tubschitubschi, Mili oder Fola bekannt sind. Unter dem ersten dieser Worte versteht man ein fortgesetztes sanftes Schlagen mit der Faust; unter dem zweiten das Reiben mit der flachen Hand; unter dem dritten das Drücken und Kneipen der Tegumente zwischen den Fingern und dem Daumen. Diese Operationen werden gewöhnlich von Frauen vorgenommen; sie tragen dazu bei, den Schmerz und die Ermattung zu vermindern, und bringen gewöhnlich ein angenehmes Gefühl hervor, das den Schlaf befördert. Wenn man sich nun kneten läßt, um die Ermattung zu vermindern, so geschieht es nur an den Armen und Beinen; fühlt man aber an irgend einem Orte Schmerz, so wird der leidende oder die ihm zunächst liegenden Theile gerieben. Beim Kopfschmerz z. B. wird die Haut der Stirne und des Schädels leise frottirt, während die Füße durch ein heftigeres Kneten in sanften, schnell wiederholten Schlägen erwärmt werden, und oft ist dieses Mittel mit Erfolg angewendet worden. Zuweilen braucht man bei Fällen großer Ermüdung auch ein von den gewöhnlichen ganz verschiedenes Mittel: drei oder vier kleine Kinder müssen nämlich auf dem Körper des Kranken, der sich nackt auf das Gras ausgestreckt hat, herumtreten.

Die Königin von Taheiti, Pomare Vahine.

Wie Taheiti hervorgetreten ist aus der Finsterniß zum Lichte, wie es durch die Bemühungen der Religionsboten sich bereden ließ, die englische Verfassung auf seinem Boden einzuführen, sind weltbekannte Dinge. Den verfassungsmäßigen Thron, in männlicher und weiblicher Linie erblich, besaß zuerst Pomare, damals schon König der Taheiter, ausgezeichnet durch Wort und That, geliebt und verehrt vom ganzen Volke. Der Tod ereilt, ihn in diesem schönen Leben, seiner königlichen Tochter Aimatta[1] die Zügel der Regierung überlassend. Sie, die zarte Tochter eines guten Vaters, und die Ehrfurcht des Volkes für seinen Namen kennend, vertauschte den Tauf- mit dem Familiennamen, mit dem Beiwörtchen Vahine, weiblich, oder weibliche Pomare. Aus Mangel einer Gruft, wie St. Denis und Windsor sie besitzen, wählte sich Pomare bei Lebzeiten noch einen königlichen Gottesacker auf einer der reizendsten Stellen seiner Güter, in der Nähe von Papiete. Dort wurden seine irdischen Ueberreste versenkt und ein einfaches Denkmal von gebrannten Ziegelsteinen darüber errichtet, das von einem hölzernen Dache beschützt und vom Aito[2] beschattet wird. Dieser Baum wurde unter den Vorfahren der Taheiter für heilig gehalten, und kein Bewohner des Landes betritt die geweihte Stätte.

Nach dem Hinscheiden des edeln Königs bestieg Pomare Vahine den Thron, die Großen des Reiches um sich versammelnd. Gleich andern Königinnen, wollte auch sie ihr häusliches Glück begründen, und verkündigte ihre Wahl den Getreuen der Krone. Der verewigte König lebte von seinen eigenen Gütern, fern von allem Gepränge; nur ein Pferd wollte er haben, und ließ es aus England kommen. Die ganze Bevölkerung war erstaunt über das Wunderthier, und nannte es das menschentragende Schwein. Die Geschichte sagt nicht, welchem Geschlechte der königliche Gemahl entsprossen ist. Augenzeugen aber berichten, daß er viel Verstand besitze, und, körperlich betrachtet, schön gebaut und mit einer langen spitzen Nase begabt sey. Da es auf der Insel Taheiti Sitte ist, die Nasen von Jugend auf platt zu drücken, und kein Taheiter tiefer gekränkt werden kann, als wenn man ihn Langnase schimpft, so ist die Wahl der Königin Jedem aufgefallen. Was übrigens auch die Ursache dieser Wahl seyn mag, er ist königlicher Gemahl (King consort), ohne Einmischung in die Regierungsangelegenheiten.

Auch der Königin ist keine Civilliste beschieden. Sie lebt von ihren Gütern, hat aber einige kleine Nebeneinkünfte, die ihr aus verschiedenen Quellen zufließen.

[1] Aimatta heißt in der Landessprache: augenverschlingend.

[2] Der Aito gleicht dem Ansehen nach unserm Eibenbaume, und sein Holz heißt Eisenholz.

Wird z. B. ein Dieb ertappt, so wird er nicht gehangen, wie in England, sondern von einem Geschwornengericht zu einer Strafe verdammt. Diese Strafe besteht nach Umständen aus Schweinen, Tuch u. s. w. Der größere Theil davon geht an die Königin, ein Theil an den Bestohlenen und der Ueberrest an den Fänger des Diebs. Weil aber diese Einkünfte nicht oft vorkommen, so hat sie sich, wie es scheint, verleiten lassen, den Alleinhandel der Perlmutterfischerei auf den Pamuto-Inseln an sich zu reißen. Da die Königin der Herrschaft über die Pamuto-Inseln dem Schein nach entsagt hat, ihr Einfluß aber immer noch fortdauert, und gerade dort die schönsten perlführenden Austern gefunden werden, so hat sie durch die Entsagung ihrer Herrschaft einen Schleier über den Alleinhandel geworfen, der aber immer noch durchsichtig genug ist, um den Grund davon zu entdecken.

Die verfassungsmäßige Regierung ist auf den beiden Inseln Taheiti und Eimeo eingeführt, die nur durch einen schmalen Canal von einander getrennt sind. Taheiti wurde zu diesem Behufe in neunzehn und Eimeo in acht Bezirke getheilt, wovon jeder einen abgeordneten Häuptling in's Parlament schickt. Dieses Parlament hat gesetzgebende, die Königin vollziehende Gewalt. Weder Land- noch Seemacht, noch irgend ein Hofstaat erhöhen die Herrscherwürde in den Augen des Volkes. Die Häuptlinge mit ihren untergeordneten Stämmen sind der Königin Schutz, und sie selbst besitzt nur ein kleines Boot zur Ueberfahrt nach Eimeo oder nach benachbarten kleinen Inseln. Sie hat einen Sekretär, einen englischen Missionär als Consul und einige junge Taheiterinnen zum Gefolge. Ihre Residenz ist in der Nähe von Papiete, an einer hübschen Bucht, in deren Mitte eine kleine, der Königin gehörende Insel liegt, auf welcher die taheitische Flagge weht. Das Haus, welches sie hier bewohnt, kann man eine königliche Hütte nennen; es ist weder nach taheitischem noch europäischem Geschmacke erbaut und sonderbar eingerichtet. Capitän Fitzroy, Befehlshaber des Beagle, beschreibt die Ankunft der Königin von Eimeo in ihrer Residenz Papiete. Sie saß auf dem Verdeck ihres Bootes, in ein einfaches, dunkles Gewand gehüllt, das der Beschreibung nach einem Peignoir der französischen Damen ganz ähnlich seyn muß. Es war bloß am Halse zusammengeheftet, und kein Gürtel zierte die Lenden. Kopf, Hände und Füße waren nackt; kein Empfang, kein Gepränge bezeichnete die Landung der Gebieterin dieser Inseln.

Bald darauf wurde Audienz angekündigt, und Capitän Fitzroy begab sich in Begleitung des Consuls, Herrn Pritchard, nach der königlichen Wohnung. Nur zwei Männer waren im Hause zu sehen, der königliche Gemahl und der Stiefvater der Königin. Beim Eintritt in ein kleines Zimmer begrüßte Herr Pritchard die Königin mit einem Händedruck und einem: Ja-orana Popare; dasselbe wiederholte auch Capitän Fitzroy. Nur drei Stühle waren in diesem taheitischen Audienzsaale, vielleicht gar die ganze Fahrniß Ihrer Majestät. Sie schien ganz verlegen und ohne Würde, aus Ursachen, die wir bald erfahren werden. Zum Glück traten bald darauf der königliche Gemahl, die Mutter und der Stiefvater ein, und setzten sich theils auf Kisten, theils auf den Boden nieder. Capitän Fitzroy übergab hierauf einen Brief an die Königin von Commodore Mason, den sie Herrn Pritchard zu verdolmetschen bat, und dann eine Zusammenkunft mit den Häuptlingen auf den folgenden Tag bestimmte. Nach kurzem Gespräch über andere Gegenstände wurde Abschied genommen, und allen Anwesenden, die Königin inbegriffen, die Hände gedrückt.

Außer wissenschaftlichen, die Schifffahrt betreffenden Gegenständen hatte auch der Besuch des Capitän Fitzroy den Zweck, Entschädigungsgelder zum Belaufe von 2835 Dollars von der Königin zu verlangen, als Vergütung für ein im Jahre 1831 auf den Pamuto-Inseln geplündertes englisches Schiff. Diese Summe sollte am 1. September 1835 abgetragen werden. Mangel an Geld setzte die Königin in die größte Verlegenheit, die sie nicht verbergen konnte. Um diese Angelegenheit zu schlichten, sollte die auf den folgenden Tag bestimmte Versammlung stattfinden. Diese Versammlung wurde in der englischen Kapelle gehalten, ein kleines hölzernes Gebäude von 50 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, mit einem hohen Dache. Am östlichen Ende war eine Kanzel angebracht und zwei Betstühle auf den Seiten. Der ganze übrige Raum war mit Bänken angefüllt.

Am andern Morgen begaben sich die Häuptlinge und älteren Personen zur Kapelle, und die Königin folgte mit einer Anzahl jüngerer Begleiter. Fast alle Bänke waren voll, und nach Ankunft des Kapitän Fitzroy, begleitet von Herrn Pritchard, wurde der Handdruck allgemein. Die ganze Versammlung saß ohne Rang-Ordnung durcheinander; wahre ungeschminkte Gleichheit. Die Königin war angekleidet wie am Tage zuvor, doch war das Gewand von Seide. Zuletzt setzten sich die ersten Häuptlinge, Utaame, Taati, Hitote und andere, neben der Königin nieder, unter welchen sie Taati und ihren Stiefvater zu königlichen Sprechern gewählt hatte. Herr Pritchard wurde zum Dolmetscher ernannt, und Capitän Fitzroy trug den Zweck seiner Sendung vor. Nach Vorlesung einiger Urkunden, die sich auf das geplünderte Schiff und die eingegangene Verbindlichkeit bezogen, frug der englische Bevollmächtigte die Königin, ob das Geld bezahlt werden sey? „Nein," antwortete Taati, „weder Geld noch ein anderer Ersatz seyen gegeben worden." Nach einigen ferneren Gegenbemerkungen erwiederte Taati, daß es aufrichtiger Wunsch der Häuptlinge sey, zu bezahlen. Capitän Fitzroy wandte sich noch zum Ueberflusse an die Königin, erinnerte sie an ihr feierliches Versprechen, an den Verlust ihres Charakters, wenn sie die eingegangene Verbindlichkeit nicht erfüllte, und an die ernstlichen Folgen, welche daraus entstehen könnten. Die Königin erwiederte nicht eine Silbe, die Häuptlinge aber waren über die Bezahlung schnell einig geworden. Sechs und dreißig Tonnen Perlmutterschalen, welche die Königin vorräthig hatte, sollten an Zahlungsstatt gegeben und der Ueberrest durch freiwillige Beiträge unter den Häuptlingen und Freunden der Königin zusammengeschossen werden. In dieser Absicht erhob sich Taati von seinem Sitze, trat in die Mitte der Versammlung und hielt eine kräftige Anrede. Capitän Fitzroy machte zwar die Bemerkung, daß seiner Meinung nach die Bewohner von Pamuto dafür verantwortlich wären, aber Taati erwiederte: „Die Ehre der Königin

ist unsere Ehre. Wir theilen ihre Verlegenheit. Ihre Freunde ziehen es vor, in dieser Sache kräftig einzuschreiten, statt ihr Betragen dem Tadel unterworfen zu sehen. Wir haben beschlossen, ihr zu helfen, und Alles noch vor der Abfahrt des Kriegsschiffs (Beagle) zu berichtigen.“ Die Ordnung und Verhandlungsweise dieser Angelegenheit soll merkwürdig gewesen seyn.

Nach Beendigung dieses Gegenstandes trat Mare, einer der sieben Oberrichter des Landes, hervor, wandte sich an Capitän Fitzroy, eine Klage gegen ein britisches Schiff vorbringend, dessen Capitän ihre Rechte verletzt hätte, und wofür sie im Namen der Königin schon im Jahre 1832 eine Entschädigung von der englischen Regierung verlangt, aber keine Antwort erhalten hätten. Fitzroy entschuldigte sich damit, daß es wahrscheinlich von seiner Regierung übersehen worden sey, daß er aber die Sache bei seiner Rückkunft betreiben wolle. Mare händigte dem Capitän eine Abschrift von dem übersandten Briefe ein, der auf folgende Weise beginnt:

„Unser Freund, der König von Britannien und alle Beamten der Regierung, mögt Ihr alle durch den wahrhaftigen Gott erlöst werden.

„Dies ist die Bittschrift von Pomare, den Statthaltern und Häuptlingen von Taheiti.

„Ein Londoner Wallfischfänger ist in Taheiti gewesen: Venilia heißt das Schiff, Miner ist der Name des Kapitäns. Dieses Schiff hat die Ruhe der Regierung der Königin Pomare I. gestört u. s. w.“

Der Brief schließt mit folgenden Worten:

„Friede sey mit Euch. Mögt Ihr in blühendem Zustande Euch befinden, und möge die Regierung des geliebten Königs von Britannien lange währen! Geschrieben zu Taheiti am 6. Januar 1832.

„Im Namen der Königin Pomare.

„Unterz. Apaapa, Ober-Sekretär u. s. w.“

Nachdem diese Staatsgeschäfte beendigt waren, lud Capitän Fitzroy die Königin nebst den obersten Häuptlingen an Bord ein, und die Einladung wurde herzlich angenommen. Das Kriegsschiff sollte zu diesem Behufe von Matavai, wo es vor Anker lag, nach Papiete herübersegeln, was auch den folgenden Tag geschah. Um drei Uhr Nachmittags lag der Beagle im Angesichte der königlichen Wohnung zu Paofai, in der Bucht von Papiete, vor Anker, um die königliche Gesellschaft zu empfangen. Die Schiffsmasten wurden mit Wimpeln und Flaggen verziert. Nachricht wurde gebracht, daß die Königin zu Fuße nach Papawa gegangen sey, um Früchte zu besehen, welche sie dem Capitän Fitzroy und seiner Mannschaft zum Geschenke überreichen lassen wollte. Bald darauf kam die Königin nach Paofai zurück, und eine Stunde später wurde sie mit ihrer ganzen Begleitung auf den zum Kriegsschiffe gehörigen Booten abgeholt. Die Königin wurde mit einem dreimaligen „Lebehoch“ empfangen. Herr Pritchard wurde abermals zum Dolmetscher und Ceremonienmeister ernannt. Die Königin nahm ein kleines Abendmahl ein, dann wurde zum Erstaunen Aller ein Feuerwerk abgebrannt und der Abend mit Thee und Gesang der Matrosen beschlossen.

Die Taheiter haben einen schönen, fast riesenmäßigen Körperbau und übertreffen im Durchschnitt die Patagonier an Größe. An Sonntagen sind sie reinlich und anständig gekleidet, und versammeln sich zu fünf- bis sechshundert in den Kirchen. Die jungen Männer tragen oft einen Blätterkranz, mit rothen und weißen Blumen verziert, um den Kopf. Die Haare schneiden sie kurz ab, andere rasiren die Kopfkrone ganz kahl, und lassen bloß einen Ring von Haaren stehen. Im Tättowiren haben sie große Fertigkeit. Die schönsten Formen von Palmblättern haben sie auf dem Rücken eingeäzt, und die Füße werden so punktirt, daß sie wie beschuht aussehen. Diese Kunst ist übrigens im Verfall. Die ganze Bevölkerung hat berauschenden Getränken entsagt. Auf der ganzen Insel wurden alle Wohnungen untersucht und nicht ein Tropfen verschont. Rindvieh wird noch wenig gehalten; dagegen gibt es aber desto mehr Pferde, die jedoch unansehnlich sind. Schweine findet man im Ueberfluß. Eine Zuckermühle ist in der Nähe von Papawa; sie gehört einem Engländer. Einige Betriebsamkeit herrscht in baumwollenen Zeugen. Die Zucht der puritanischen Missionäre scheint strenge; selbst Tanzen wird den Kindern nicht erlaubt. Der Sonntag wird wie in England gefeiert, ja noch einen Grad höher getrieben. Nicht ein Canoe darf auf's Wasser gesetzt werden. Darum scheint sich unter den Taheitern ein größerer Hang zu der katholischen Kirche zu äußern, die jetzt Missionäre auf den Gambier-Inseln unterhält. Vielleicht ist der Augenblick nicht fern, wo Religionshader auch dort die Völker betrüben wird. Die Zahl der Bewohner soll seit Cook außerordentlich vermindert seyn, und kaum noch den zehnten Theil betragen. Krankheiten aller Art haben sich seit dem Umgange mit den Europäern eingeschlichen. Vielleicht geht auch dieser Menschenstamm verloren, und England bekommt einen neuen Landsitz in den Gewässern der Südsee.



Literarische Anzeigen.

Wichtiges Buch für Ortsvorsteher, Mitglieder der Gemeinderäthe und Bürger-Ausschüsse und Alle, die für die Amtsverwaltung der Ortsobrigkeiten Interesse haben.

Handbuch

für

württembergische Ortsvorsteher, Gemeinderäthe und Bürger-Ausschüsse;

über ihre

Obliegenheiten und Dienstverrichtungen

im

Justiz-, Polizei-, Verwaltungs-, Forst- und Cameral-Fache.

Von

Dr. Gustav Roller,

Verfasser des Handbuchs des württembergischen Polizeirechts.

Wenn Jemand durch Achtung und Vertrauen zu dem Amte eines Ortsvorstehers, Gemeinderaths oder Bürger-Ausschußmitglieds berufen wird, so muß es ihm sehr wünschenswerth seyn, die Gesetze und Verordnungen, welche seine Amtsobliegenheiten betreffen, ausführlich und gründlich kennen zu lernen, um in den Stand gesetzt zu werden, den vielseitigen Anforderungen an sein Amt in jeder Hinsicht Genüge zu leisten. Diesem Bedürfniß, welches auch Professor Dr. Mohl in seinem Staatsrecht, Tübingen 1831, II. Bd. S. 151 mit folgenden Worten anführt:

„Die Geschäfte eines ersten Ortsvorstehers sind sehr zahlreich, und eine gute Besetzung der Stelle „daher eben so wichtig, als namentlich in kleinen Gemeinden oft schwierig oder unmöglich. Jedenfalls wäre „sehr zu wünschen, daß eine ausführliche und populäre Anleitung für erste Ortsvorsteher bekannt gemacht würde."

ist durch das hier angezeigte Buch vollkommen abgeholfen und es empfiehlt sich dasselbe noch außerdem durch wohlfeilen Preis. Bei einer Stärke von 40 Bogen in groß Oktav kostet es 2 Rthlr. oder 3 fl. 48 kr.

Seeger, K. A. F.

Vaterländische Briefe.

gr. 8. 21 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Diese Arbeit, unter den Schilderungen Württembergs nicht nur die ausführlichste, sondern auch ohne Vergleich die beste, ist nicht nur sehr gut geschrieben, sondern ihr Inhalt ist auch von der Art, daß jeder unbefangene Sachkenner, Jeder, dem das öffentliche Beste am Herzen liegt, von Herzen beistimmen muß. Bei aller anständigen Freimüthigkeit in Aufzählung des Tadelnswerthen wird hier Alles gewürdigt, was Anerkennung verdient.

Bilder aus Schwaben

von

A. Zoller.

8. br. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Wie Willibald Alexis in den Wiener Bildern das Leben und Treiben der deutschen Kaiserstadt, führt der Verfasser dem Leser Tableaux aus einem andern nicht weniger interessanten Theile Süddeutschlands vor. Dieses Werk liefert Bilder und Blätter, Früchte der Anschauung und Wahrnehmung aus Württemberg, begleitet mit witzigen, humoristischen und geistreichen Bemerkungen. Es wird hinreichen, das Interesse darzuthun, das diese Schrift bei Allen erregen muß, die gern bei einem lebhaften und treffenden Volks- und Sittengemälde verweilen, wenn wir die Rubriken hier aufzählen, welche vom Verfasser beliebt worden sind:

Die Mundart. — Die Komödie und Musik in ihrem Volkscharakter. — Das Kunstgetriebe. — Die Dichter. — Das Arbeitsleben. — Die vier Jahreszeiten und Schönheiten Schwabens. — Die Vereine. — Die Gelehrten und Erzieher. — Der Adel. — Die hohe Gesellschaft und die Gesellschafts-Aristokratie. — Bürger und Volk nach Gesellschaftsbeziehungen. — Frömmler und Sektirer. — Buntes Surporte beim Ausgange.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Lotto. Eine Denkschrift. 8. br. 96 S. Preis 12 gr. oder 54 kr.

Wer sich über die Geschichte dieses Spiels und sein Verhältniß zum Staatshaushalt gründlich unterrichten will, wer die innersten Beziehungen desselben nach klaren und sichern Berechnungen kennen zu lernen sucht, lese dieses Büchlein. Die verschiedenen Spielweisen sind jede in ihrem Werthe und mit dem wahrscheinlichen Erfolge charakterisirt; auch die sichersten sind angegeben.

Unter dem Titel:

Heilkräfte des kalten Wassers, nachgewiesen durch hundert Erfahrungssätze berühmter Aerzte älterer und neuerer Zeit. Nebst einem Sachregister und einer Uebersicht der vorzüglichsten Literatur über Wasserheilkunde. 16. 84 S. brosch. 27 kr. oder 6 gr., elegant geb. 36 kr. oder 8 gr.

ist im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen — in kleinem Taschenformat — als sicherer Führer, sowohl für Aerzte als Laien, ein Büchlein erschienen, welches als die Quintessenz aller älteren und neueren Ansichten und Erfahrungen über Wasserheilkunde zu betrachten ist.

Französische Jugendschriften.

Im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Le sansonnet. Conte nouveau pour la jeunesse par Th. Nelk. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. 112 S. geb. 6 gr. oder 24 kr.

Le perroquet. Conte pour les enfants par Th. Nelk. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. 64 S. geb. 4 gr. oder 18 kr.

Les pommes. Conte nouveau pour les enfants par Th. Nelk. Traduction libre de l'allemand. Avec une estampe. 12. 72 S. geb. 4 gr. oder 18 kr.

Obige Jugendschriften des rühmlichst bekannten Verfassers, die sich im Original schnell allgemeinen Eingang verschafft haben, erfüllen in ihrer gegenwärtigen Form den doppelten Zweck: einmal durch ihren gemüthlichen Inhalt auf die Jugend veredelnd und belehrend zu wirken, und dann bei der Korrektheit der Uebersetzung eine geeignete Lektüre im Französischen abzugeben, die den weniger Vorgerückten durch Vergleichung mit dem deutschen Originale noch erleichtert werden kann. — Mögen Eltern, Lehrer, Erzieher rc. bei ihrer Wahl diese empfehlenswerthen Jugendschriften vorzugsweise berücksichtigen! —

Von der Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Götz, J. K., der Vogelheerd, oder vollständiger Unterricht in der Kunst, verschiedene Arten von Vögeln auf dem Heerde zu fangen. Mit Angabe der Natur und Behandlung der auf dem Heerde fangbaren Vögel, und einer kurzen Abhandlung über den Hehrenfang mit der Eule und den Lerchenfang mit Bodenschlingen oder mit Steckgarnen und dem Lerchenfalken. 2te Auflage mit einem Kupfer. 8. br. 8 gr. oder 36 kr.

Riedel, W., die Grasmücken und Nachtigallen in Europa, oder vollständige Naturgeschichte dieser vorzüglichsten Singvögel, nebst Zaunkönig und Goldhähnchen, mit besonderer Rücksicht auf Fang, Zähmung, Pflege, Wartung, Nutzen und Vergnügen. 8. br. 12 gr. oder 48 kr.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist abermals in einer neuen Auflage erschienen:

Neuestes Augsburgisches Kochbuch,

mit Inbegriff der ältern Vorschriften 1016 Speisezubereitungen enthaltend, nebst angehängter Anleitung vielerlei zur Haushaltung nützliche Bedürfnisse, als Hefe, Essig, Wein rc. auf wohlfeile Art gut und selbst zu bereiten; wobei Alles nach bayerischem Maas und Gewicht bestimmt ist. Aus den Papieren der verstorbenen Verfasserin des Augsburgischen Kochbuches, Frau Sophie Juliane Weiler, von deren Verwandten zusammengetragen und herausgegeben. Verbessert und vermehrt durch Margarethe Johanne Rosenfeld, Verfasserin des Taschenbuchs der Kochkunst durch Erfahrung geprobt und a. Schr.

Sechste auf's Neue vermehrte und verbesserte rechtmäßige Original-Ausgabe.

I — IV und 688 Seiten. Mit 1 Titelkupfer. Sauber gebunden in Sarsenet. Preis 1 fl. 30 kr.

Dieses Kochbuch, welches als Eines der besten anerkannt ist und sich bereits in seinen frühern Auflagen einer außerordentlich günstigen Aufnahme erfreute, ist in seiner gegenwärtigen Gestalt durch wesentliche Vermehrung der Speisezubereitungen, sowie durch Zugabe einer neuen Einleitung, welche von der Kenntniß und dem Reinhalten der Kochgeschirre, den verschiedenen Fleischarten und andern bei der Kochkunst in Anwendung kommenden Nahrungsmitteln, von den Gewürzen, den Giften, den schädlichen und unschädlichen Farben, von dem Brennmateriale und einigen allgemeinen Kochregeln handelt, noch brauchbarer geworden. Der Preis von 1 fl. 30 kr. für ein 48 Druckbogen starkes, gut gebundenes und mit einem Titelkupfer verziertes Exemplar ist gewiß ungemein billig!!

Bei E. B. Schwickert in Leipzig ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Kalenderfreund, ein sicherer Führer durch das Gebiet des Kalenders, der Zeitrechnung und Sternkunde. Ein Volks- und Schulbuch. Von G. A. Jahn, Dr. Philos. und Lehrer der Mathematik zu Leipzig. Mit einer lithographirten Tafel. 254 S. in 8. geheftet. Preis 12 gr. oder 54 kr.

Leipzig, im Juli 1841.

Im Verlage von A. D. Geisler in Bremen ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuerfundene Farbe,

oder Anleitung, wie man eine Farbe zum Anstrich für Häuser und Stuben in allen Couleuren bereitet, die in zwei Stunden trocknet und keinen Geruch nachläßt, auch selbst von der Seife nicht angegriffen wird. Herausgegeben vom Maler L. W. Rämbach. geh. 12 gr. oder 54 kr. rhein. netto.

Die Erfindung ist ächt, höchst praktisch, wohlfeil und die Farbe leicht zu verarbeiten.

Bei George Jaquet, Buchhändler in München ist erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Bauer, J., Lehrbuch der Landwirthschaft und Viehzucht, für Landwirthschafts- und Gewerbeschulen. Vier Theile in einem Bde. gr. 8. 2 fl. 42 kr.

Briefsteller, neuester. Enthaltend eine Anleitung zum Brief-, Schön- und Rechtschreiben. 5te verbesserte und verm. Auflage, br. 15 kr.

Kalender, hundertjähriger, für das jetzige Jahrhundert bis 1899 des Abtes Moriz Knauer. 6te verbesserte Auflage, br. 15 kr.

Kochbuch, gründliches. 8te Auflage, br. 18 kr.

Lina, die Köchin wie sie seyn soll und muß. Oder: sichere Anleitung, binnen kurzer Zeit ohne alle Beihülfe perfekt kochen zu lernen. 3te Auflage gebunden, der Rücken in Leinwand, 50 kr.

Wichtiges Buch für Brust- und Lungenleidende!

In der F. F. Haspel'schen Buchhandlung in Schwäb. Hall ist erschienen:

Unfehlbare Heilart des Bluthustens und der Lungenschwindsucht

ohne Apotheke, und Hebung der Anlage zu Brustleiden mittelst Lebensordnung, Berufswahl und Sommerkur. Von Dr. Euch. Röslin. Zweite Auflage. 8. elegant br. 12 gr. oder 54 kr.

Man werfe nur einen Blick in dieses Buch, und man wird sich überzeugen, daß hier von einer Charlatanerie nicht die Rede ist; jeder Leidende, der den Lehren des Verf. folgt, wird ihm Dank wissen; mehrere derselben haben ihm in öffentlichen Blättern ihren Dank dargebracht.

Oertel's Wasserdoktor!

In der F. F. Haspel'schen Buchhandlung in Schwäb. Hall ist erschienen:

Universal-Wasserdoktor,

oder die herrlichen Wirkungen des kalten Badens und Trinkens des kalten Wassers zur Stärkung des menschlichen Körpers, Verhütung und Heilung vieler Krankheiten, namentlich des Fiebers und verschiedener Leibesgebrechen. Nebst einem Anhange von den Heilkräften des Essigs und der Milch. Von Professor Oertel in Ansbach. br. 16 gr. oder 1 fl.

Der so allgemein geachtete Herr Prof. Oertel, der die Wasserheilmethode wieder der Vergessenheit entrissen und sich dadurch um die Menschheit ein großes Verdienst erworben hat, ist der Herausgeber dieses Buches; mehr zur Empfehlung zu sagen wäre überflüssig.

Bei C. G. Kunze in Mainz ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schmidt, A., der Faullenzer, ein unentbehrlicher Führer beim Schnellrechnen über alle im täglichen Leben vorkommende Gegenstände, als Zinsen-, Gewicht-, Maß- und Münzberechnungen, Holzpreise im 24 fl. Fuß und Berechnungen des geschnittenen und beschlagenen Holzes nach seinem cubischen Inhalte u. s. w. gr. 8. geh. 54 kr.

Allen Landwirthen ist sehr zu empfehlen:

Die landwirthschaftliche Dorfzeitung
von Oekonomierath Buddeus,

welche bei F. Meinhardt in Arnstadt erscheint und durch jede Buchhandlung für 8 ggr. oder 36 kr. rh. pro Jahrgang von 52 Nummern zu beziehen ist.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1840.

Prophezeihungen

des

Nostradamus.

Nach der Lyoner Ausgabe
von 1561
auf der Königlichen Bibliothek in Paris.
Nebst Nachrichten von seinem Leben
und einem Anhange über

Wahrsagen und Prophezeihungen.

16. br. 3 gr. oder 12 kr.

Nostradamus ist ein Name, der von Mund zu Munde geht, und doch wissen wir beinahe nichts von ihm, als daß er die Zukunft vorausgesagt hat. Hier nun wird aus seinen sehr seltenen Schriften eine kleine Auswahl geboten, die so eben in Frankreich das größte Aufsehen erregt hat. Sie enthält Prophezeihungen, von denen ein großer Theil schon überraschend eingetroffen ist, das zu Erwartende aber nicht ohne Schauder in seinem räthselhaften Orakeltone gelesen werden kann; besonders werden die nicht sehr fern liegenden Beziehungen auf die Ereignisse in Weinsberg, welche seit Jahren das Publikum in Anspruch nehmen, interessiren. Die Uebersetzung geschah mit so großer Treue, daß das altfranzösische Original daneben gedruckt werden konnte, um jeden Verdacht einer poetischen Freiheit zu entfernen.

Stuttgart.

C. A. Sonnewald'sche Buchhandlung.

Verlag

der

Hallberger'schen Verlagshandlung

in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Nachstehende in unserem Verlage erschienene Werke empfehlen wir der besonderen Aufmerksamkeit des verehrten Publikums:

NAPOLEON

von

Alexander Dumas.

Deutsch von

Dr. Heinrich Elsner.

30 Bogen. 8. Elegant broschirt 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

Der große Kaiser hat an dem großen Schriftsteller endlich einen würdigen Herold seiner Thaten gefunden. In diesem Werke erweist sich Dumas als den französischen Tacitus. Der höchst geschmackvolle Styl des Hysteriographen wird nur durch seine inhaltsschwere Kürze übertreffen. Hier findet der Leser Alles zusammengedrängt, was den Helden des neunzehnten Jahrhunderts zum merkwürdigsten der Weltgeschichte macht. So viele Lebensbeschreibungen Napoleons auch erschienen seyn mögen: in Dumas' Werke findet man neue, äußerst interessante Data und Charakterzüge, welche um so ächter erscheinen müssen, als dem Verfasser die Bibliothek des Königs der Franzosen zu Gebot stand. Ohne uns indeß weiter in die Anpreisung des modernen Achilles und seines Homers einzulassen, fügen wir nur noch bei, daß trotz der schönen Ausstattung durch den äußerst billigen Preis von 1 fl. 30 kr. oder 20 gr. dieses treffliche Werk dem großen Publikum auf leichte Art zugänglich wird.

Memoiren

der

Frau Herzogin von Berri

von ihrer Geburt bis auf die jetzige Zeit.

Herausgegeben

von

Alfred Nettement.

Aus dem Französischen übertragen von **Fr. v. N.**

3 Bände. 8. br. 5 fl. 15 kr. oder 3 Thlr.

Diese Denkwürdigkeiten eines an Begebenheiten eben so reichen als interessanten Lebens bringen unter manchen andern höchst wichtigen Aufschlüssen auch sehr bedeutende Erklärungen über den Aufstand des Jahres 1832 und über alle diese kritische Zeit bezeichnende Ereignisse, und sind für die Geschichte unserer Tage unstreitig eine der bedeutendsten Erscheinungen.

Neuere Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

(Niembsch von Strehlenau.)

Zweite vermehrte Auflage.

3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr.

Inhalt: Gestalten. — Reiseblätter. — Liebesklänge. — Sonette. — Vermischte Gedichte. — Anna. — Literarisches.

Sittenbuch der englischen Gesellschaft.

Aus den Papieren Gunters

von

P. Q. O.

Aufwärter bei Almacks.

8. br. 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 12 gr.

Wohl manches Buch über England und die Engländer besitzen wir, aber außer den vorhandenen Carricaturen gehörten deren Verfasser dem hohen Adel an, oder es waren Reisende, welchen wieder der Zutritt in die höheren Zirkel nicht gestattet war. Vorliegendes Buch nun, von einem deutschen Nordamerikaner nach eigener Anschauung geschrieben, stellt, wie sich eine Recension in der Europa ausdrückt: „Etikette und Verhältnisse der aristokratischen Gesellschaft, die verschiedenen Clubbs, jene Höllen, vom fashionablen Spielhause Crockford's bis auf die Schlupfwinkel der Habsucht, wo Gentleman neben Bedienten an einem Tische sitzen; die Theater, ihre jetzige Stellung in Hinsicht der Direktionen, der Dichter und Schauspieler; die Verhältnisse eines großen Theils der reisenden Engländer, welche die Deutschen zu ihrem Schaden oft zu spät kennen lernen; das häusliche und eheliche Leben u. s. w." — Alles dies stellt es auf gleiche Weise genau, mit vielem Geist und Humor dar.

Tagebuch eines Neuvermählten

auf seiner Hochzeitreise an den Bodensee und in einen Theil der Schweiz.

In Briefen an einen Freund.

8. br. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

Einer der competentesten Beurtheiler nennt dieses Tagebuch eine Vergnügungsreise unter Umständen, die es begreiflich machen, daß der Reisende mehr mit seiner Gesellschaft als mit der Reise selbst beschäftigt war, die ihm aber auch vergönnten, die eigenthümlichsten und zartesten Seiten der Seele zu berühren, die ihn gleichsam ex officio zum sentimentalen Reisenden stempelten und die er mit der liebenswürdigsten Laune zu benutzen gewußt hat, um uns ein Buch zu geben, welches wir gern in unserer Bibliothek neben Hippel, Ulrich Hegner, Bührlen, unsere bescheidensten und wahrsten Seelenmaler, stellen. Der Leser erwarte in diesem Tagebuch nicht blos eine Beschreibung reizender Schweizergegenden, obgleich es auch in dieser Beziehung angenehm und geistreich unterhält. Es bietet noch ein besonderes höheres Interesse. Wir belauschen die Empfindungen eines Glücklichen, der es zu seyn verdient, eines jungen Gatten, der den Lenz der Gefühle als ein Weiser durchlebt und uns durch seine Persönlichkeit so lieb wird als sein Buch. Seelenadel, begeisterter Sinn für alles Schöne, Bildung, die mit der Milch des klassischen Alterthums genährt wurde, und die Gabe, auf das Anmuthigste zu erzählen, sind die auszeichnenden Eigenschaften des Verfassers dieses Tagebuchs, das wir besonders zu Brautgeschenken empfehlen und das in keinem Lesezirkel, in keiner bessern Lesebibliothek fehlen darf.

Festgabe für die Jugend.

Die

Elemente der Naturlehre

durch die gewöhnlichsten Spiele der Jugend gelehrt.

Ein Buch zur Belehrung für die Jugend und zur Unterhaltung für Erwachsene.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Georg Kißling,

Professor.

Erster Band; mit vielen in den Text eingedruckten Figuren und Darstellungen.

8. br. in elegantem Umschlag auf Druckpapier 2 fl. oder 1 Thlr. 6 gr.

Dasselbe auf milchweißem Velinpapier 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr.

Dies Buch, das der Jugend auf die angenehmste Weise Geschmack an einer so abstrakten und doch für Jedermann so nothwendigen Wissenschaft beibringt, und die Grundzüge derselben spielend lehrt, glauben wir Eltern, Lehrern und Erziehern mit vollem Recht empfehlen zu dürfen. Humoristische Scenen wechseln mit rührenden Erzählungen, so daß also nicht allein die Bildung des Verstandes, sondern auch die des Gemüthes mit berücksichtigt wurde.

Raff im Gewande unserer Zeit.

Naturgeschichte für Kinder.

Bearbeitet und herausgegeben
von

Heinrich Rebau,

Verfasser der in mehreren Auflagen verbreiteten Naturgeschichte für die deutsche Jugend, der Volksnaturgeschichte und vieler anderer Schul- und Jugendschriften.

8. elegant cartonirt 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr. mit schön illuminirten Lithographien,
5 „ 24 „ „ 3 „ schwarzen Lithographien,
in eleg. Umschlag broschirt. 3 „ 36 „ „ 2 „ ohne Lithographien.
auf ess. Vel.-Papier, cart. 10 „ „ 6 „ mit sorgfältig illuminirten Lithographien.

Raff's Naturgeschichte hat Jung und Alt zuerst Geschmack finden lassen an der Naturgeschichte und eine lange Reihe von Jahren hindurch genügt, ja ihr Andenken lebt noch in den Jugenderinnerungen von mehr als hunderttausend Aeltern und Lehrern freudig fort. Das Auszeichnende des Buches war und ist der erzählende Ton, der Kinder und ungebildete Menschen stets anzieht. Seiner Zeit angehörig und darum auch für unsere Zeit nicht mehr passend ist es, daß die Thiere hin und wieder selbst redend auftreten, und zwar keineswegs die klügsten, die verständigsten. Im vorliegenden Werk aber ist alles Erzählung, einfache aber belebte Erzählung. Kindische Fragen und Antworten kommen nicht vor; aber kindlich ist Alles aufgefaßt und gegeben. Raff fängt mit den Pflanzen an, bringt dann das Thierreich, und zuletzt Steine und Metalle. Das Kind aber befreundet sich am frühesten mit der Thierwelt. Daher beginnt unsere Naturgeschichte für Kinder, welche nichts von Raff als den erzählenden Ton und den Namen auf dem Titel des Buchs entlehnt hat, mit dem Thierreiche, an dessen Spitze der Mensch in eigener Abtheilung gestellt ist. H. Rebau's Schul- und Jugendschriften sind insgesammt mit zu seltenem Beifall aufgenommen werden, als daß die hier vorgelegte Naturgeschichte für Kinder, deren Bearbeitung sich der so allgemein beliebte Hr. Verfasser mit Lust und Liebe unterzogen hat, nicht durch ganz Deutschland einer lebendigen Theilnahme sich zu erfreuen haben wird, besonders da Tausende von Aeltern ihren Kindern einen Genuß werden verschaffen wollen, wie sie ihn selbst in ihren Kinderjahren an Raff's nunmehr veralteter Naturgeschichte hatten. Außer der besonders hübschen Ausstattung glauben wir den Herren Lehrern der Stadt- und Landschulen auch den Inhalt als Grundlage für ihren naturgeschichtlichen Unterricht bestens empfehlen zu können, da er sich nach dem Urtheile erfahrener Schulmänner hiezu ganz besonders eignet.

Lehrbuch der Mechanik.

nebst einem Anhange über

Pendel und Wage.

Gemeinfaßlich dargestellt
von

D. Lardner und H. Kater.

Aus dem Englischen von **Heinrich Koßmann.**

Mit 224 lithographirten Figuren.

3 fl. oder 1 Thlr. 18 gr.

In diesem Werke, welches im englischen Original binnen kurzer Frist in mehreren Auflagen erschien, wird allen Denen, die sich den tiefern Studien der mathematischen Mechanik nicht hingeben können, für welche nichts destoweniger die Mechanik von hohem Interesse und Nutzen ist, ein allgemein faßliches System dieser Wissenschaft aufgestellt und ihnen Gelegenheit dargeboten, sich mit den Wahrheiten derselben vertraut zu machen.

Daher konnte es nicht fehlen, daß diese gediegene Uebersetzung, bei dem täglich sich steigernden Interesse an dieser für das praktische Leben unentbehrlichen Wissenschaft, eine überaus günstige Aufnahme finden mußte.

C. C. Hennell's

Untersuchung über den Ursprung des Christenthums.

Aus dem Englischen.

Eingeführt von **Dr. David Friedrich Strauß.**

8. br. 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 15 gr.

Der Verfasser der kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu führt hier das Werk eines Engländers über denselben Gegenstand ein, der, ohne von den neuesten deutschen Forschungen Kunde zu haben, auf eigenem Wege zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangt ist, und dessen klare anziehende Darstellung sich auch außerhalb des gelehrten Kreises zahlreiche Leser versprechen darf. Da der Verfasser dem Herausgeber schriftlich einige Zusätze zu seinem Werke mitgetheilt hat, so behauptet insofern die Uebersetzung noch einen Vorzug vor dem englischen Originale selbst.